Deutschland's

Balladen- und Romanzen-Dichter.

Vierte Auflage.

Deutschland's
Balladen- und Romanzen-Dichter.

Eine Auswahl

des Schönsten und Eigenthümlichsten
aus dem Schatze der lyrischen Epik,
nebst
Biographieen und Charakteristiken der Dichter,
unter
Berücksichtigung der namhaften kritischen Stimmen.

Von
Ignaz Hub.

Erster Band.

Die ältere und neuere Zeit.

Vierte, neu bearbeitete und vermehrte Auflage.

Würzburg,
Verlag des Verfassers.

Karlsruhe,
in Kommission bei W. Creuzbauer.

1864.

Stereotypie und Druck der W. Hasper'schen Hofbuchdruckerei in Karlsruhe.

Vorbericht.

Zur ersten Auflage.

Indem ich dem Publikum „Deutschlands Balladen= und Romanzen=Dichter" mit großentheils mustergiltigen und charakteristischen, ihre Eigenthümlichkeit abspiegelnden Proben vorführe, und zwar nach dem Prinzip der chronologischen Abfolge, welches mir für den Gebrauch des Buches, sowohl zu literaturgeschichtlicher Belehrung, als zu befriedigender Uebersicht des Bildungsgangs der lyrisch=epischen Poesie in Deutschland, das zweckmäßigste und rechte zu sein scheint, bin ich weit entfernt, die getroffene Auswahl für eine den höchsten Anforderungen ästhetischer Kritik durchweg entsprechende zu halten, glaube jedoch, in Betracht der Anordnung des poetischen Materials nicht nur, sondern auch der daraus sich kundgebenden Geschmacksrichtung auf wissenschaftlicher Grundlage, einem freundlichen Empfang entgegen sehen zu dürfen. Was dieses vielumfassende, auch in biographisch=literarischer Beziehung vortheilhaft bedachte Sammelwerk vor den vorhandenen wesentlich unterscheidet, ist das hier allein waltende epische Element, vorzugsweis in Form der Ballade, Romanze und der mit beiden verschwisterten Rhapsodie oder Märe. Obgleich ich nun auf diese beliebteste und nationalste Dichtungsart der Deutschen, die noch täglich mit nicht versiegender Liebe ihre Anerkennung und Feier im Munde des Volkes findet, mein Hauptaugenmerk richtete, fand ich doch nicht für angemessen, lediglich darauf mich zu beschränken; im Gegentheil habe ich auf objektiv darstellende und erzählende Poesie im Allgemeinen, mit Einschluß des Idylls, des romantischen Gemäldes, der christlich religiösen Volkssage oder Legende, der epischen Allegorie 2c., um so viel als möglich die Eigenthümlichkeit der Dichter in Kunstgestaltung, Sprache und Gesinnung hervortreten zu lassen, gebührende Rücksicht genommen.

Bürger, der zuerst unter den ausgebildeten Dichtern den echten deutschen Volkston in der Ballade anschlug und sie zur vollendetern Kunstform veredelte, führt den Reigen der Kleinepiker bis auf die neuere Zeit. Vor ihm kannte man diese aus England, wohin bereits im siebenten Jahrhundert die Angelsachsen, später die Normannen eine germanische und heldenmythische Poesie mitbrachten, uns wiedergeborene, bis in die älteste dänische Vorzeit hinaufreichende, zwischen epischer und dramatischer Manier sich bewegende Dichtungsart und ihren Namen kaum, wohl aus Vernachlässigung dieser Gattung der ältern deutschen Literatur. Unter diesem ausländischen Klassentitel war sie bei uns auch nicht zu suchen, weil die erzählenden Volksgesänge ohne genauere Bezeichnung den Gedichten beigeordnet wurden, die wir im eigentlichen Sinne lyrisch nennen. Erst durch des Bischofs Thom. Percy „Ueberreste altenglischer Poesie" (Reliques of ancient English Poetry etc. Lond. 1765), — die jetzt freilich durch Ritson's, Jamieson's und Walter Scott's treuere Sammlungen verdrängt sind, — desgleichen durch den Macpherson'schen Ossian (Lond. 1776) wurden die göttinger

Dichter allmälig mit der Ballade bekannt, besonders auf Veranlassung Herder's, des ersten großen Trägers der großen neueren Dichterzeit, der schon seit 1767 in die Umgestaltung einer neuen Geschmacksperiode thätig eingegriffen hatte und 1773 in den „Fliegenden Blättern: von deutscher Art und Kunst" (seine „Stimmen der Völker" erschienen erst 1778—79), indem er reinere und richtigere Begriffe von der Volks- und Naturpoesie aufstellte, ihr dunkles Ahnen von einer möglichen Feststellung dieser Gattung, und namentlich Bürger's darauf hinlenkte. Mit Diesem trat sie bald in ihre völlige Mündigkeit. Seine energische Phantasie rankte sich an den dem Hauptinhalte nach wohl noch von den Minstrels — fahrenden und ständigen Sängern an den Höfen der Fürsten und Großen, auf den Jahrmärkten des Volks 2c. — bis tief in die Zeit der Königin Elisabeth gesungenen (diese machte 1597 ihrem mit dem Verfall des Feudalwesens heruntergekommenen Stande durch ein scharfes Edikt ein Ende), später unter Wilhelm III. seit 1689 kunstmäßiger ausgebildeten, im achtzehnten Jahrhundert durch Prior, Rowe, Pope, Gay, Goldsmith, Tickell, Mrs. Barbauld u. A. mit neuen und glücklichen Erfindungen bereicherten, volksthümlich erzählenden Gesängen, wie sie zum Theil Percy's Sammlung darbietet, sowie an den in Shakespeare's Dramen eingestreuten balladenartigen Liedern leidenschaftlich auf. Wie nur Wenigen glückte es ihm, die Erwerbungen Anderer in sein Eigenthum zu verwandeln, dem erborgten Stoffe seine fremde Natur zu nehmen und eine neue, seine individuelle, demselben anzubilden, indem er zugleich dem heimischen Volksgesange auf Bleichen und Spinnstuben lauschte. Von den zumeist beim Erlöschen des ritterlichen Minnegesangs und der romantikreichen Kunstpoesie des Adels im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert aufblühenden, noch im folgenden reichlich sich ergießenden epischen und namentlich historischen Liedern, mit den wiedererwachten volksthümlichen Elementen und den Urtönen des alten Heldensangs, jenen echten Zweigen des ästereichen altgermanischen Dichterbaumes — (unser Heldenbuch, die Gigantomachie der gothischen, vielleicht langobardischen Periode, der Inbegriff aller noch übrigen vaterländischen Heldenlieder und Dichtungen, mit dem das größte und erhebendste, das unter dem Einflusse der höfischen Kunst zur Epopöe verarbeitete Nibelungenlied, diese heilige Trümmer der ungeheuern Thaten unsers Volkes in der Völkerwanderung innig zusammenhängt, entstand ja, wie alle Nationalepen, aus herz- und muthhebenden Götter- und Heldensagen und Fabelballaden, und die Ballade, des Epos Mutter, muß bis zum zehnten Jahrhundert in reicher Fülle geherrscht haben, wie das berühmte Hildebrandslied, der einzige Rest beweist) — hatte man noch zu Bürger's Zeiten wenig Kunde, sonst würde schwerlich der nach Nationalität eifrig strebende Gleim, der zuerst seit 1758 die durch provenzalische Dichter aus Spanien nach Frankreich verpflanzte Romanze in Deutschland einführte, oder doch einzuführen glaubte, den in seiner Art eigenthümlichen Gongora aus Cordova, sowie die Franzosen Moncrif (Recueil de Romances 1767), Senecé, Marmontel u. A. nachgeahmt und von ihnen entlehnt haben. Aus diesem Grunde der Nichtselbständigkeit Gleim's in der Romanze, und weil diese bänkelsängerische, burlesk-mythologische, plumpwitzige, in Reifrock und Toupet sich spreizende Rokokomanier, die sich bei dessen Nachahmern, den J. Fr. Löwen, D. Schiebeler, Chr. Fr. Weiße, J. A. Weppen u. A. nicht minder geschmacklos fortbildete, — selbst J. G. Jacobi (der Uebersetzer der Romanzen des Gongora), F. W. Gotter, Matth. Claudius, die Brüder Stolberg u. A. blieben davon nicht frei, — unmöglich erfreuen kann, habe ich das Balladenbuch mit Bürger und den Koryphäen des Hainbundes wohl am würdigsten eröffnet. Ihnen reihen sich zunächst an die Heroen unsers Parnasses, Goethe und Schiller, jener neben Bürger als der vorzüglichste Balladensänger, dieser als der beste Romanzendichter geltend; sodann ragen aus dem Gefolge die Brüder Schlegel, Tieck, Arnim, Brentano, Fouqué als die Häupter und Repräsentanten der besondern Richtungen der romantischen Schule, mit mehr oder weniger verwandtem Geleite bis herauf in die Restaurationsperiode.

Die neuere Zeit (seit 1815) habe ich mit Uhland eröffnet, dem ersten Lyriker, in welchem die innere Freiheit (das eigentlich politische Element) zu Worte kam, nachdem eine geraume Zeit hindurch die Poeten aus Mangel aller Realität in die blaue Welt der Phantastik und der Vorzeit sich begeben hatten. Mit ihm, der vermöge einer überall sich kund gebenden Kraft der Ueberschauung seiner Zeit und der Vergangenheit das romantische Element in der Poesie verjüngte, demselben neue Lebenskraft einhauchte, beginnt für unsere Dichtung eine neue Epoche, besonders hinsichtlich der von ihm eingeschlagenen politischen Richtung und der eigenthümlichen Behandlung der Romanze und zuerst mit Glück bearbeiteten Rhapsodie. Die schwäbische oder oberdeutsche Schule, welche die echte deutsche Romantik nicht beseitigte, aber von ihren Einseitigkeiten und Verirrungen zu befreien, mit dem Leben zu versöhnen, sittlich zu verklären sich bestrebte, hat durch alle auf diesem Gebiete hervorragenden Mitglieder, nebst den in näherer oder entfernterer Beziehung zu ihr stehenden Landsmannschaften ihre Vertretung gefunden. Ihr zunächst begegnen uns mit selbständiger Haltung die großen Meister der Form, Rückert und Platen, um welche sich, wie um Heine, den Führer des jungen Deutschlands, und Julius Mosen, eine der edelsten Zierden unsers Parnasses, in welchem bei echtem und selbständigem Kern der nationale Gehalt vorwaltet, die eigentlichen Poeten der Gegenwart gruppiren.

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit habe ich dieser Abtheilung gewidmet, und die sorgliche Wahl der Proben sowohl, bei deren Anordnung ich, soweit es geschehen konnte, gleichfalls den literarhistorischen Gesichtspunkt festhielt, als der aus den besten Quellen geschöpften Urtheile, wo ich nicht selbst die Kritik handhaben wollte, wird dessen Zeugniß geben. Wenn sich demnach der kompilatorische Charakter des Buches nicht verleugnet, wodurch dessen objektiver Werth nur erhöht ist, so darf ich doch mit gutem Gewissen einen nicht unbeträchtlichen Theil als eigene Arbeit in Anspruch nehmen. In den biographischen Umrissen finden sich hoffentlich die wenigsten Irrthümer. Die freundschaftlichen Beziehungen, in denen ich zu manchem der neuern Dichter stehe, und die dankenswerthe Bereitwilligkeit, womit mir die Mehrzahl der Autoren neben ungedruckten poetischen Spenden die lebensgeschichtlichen Angaben zugehen ließ, verbürgen deren Genauigkeit. Was die Orthographie betrifft, so ist, unbeschadet des Originären, für eine gewisse durchgängige Gleichförmigkeit gesorgt. Aenderungen oder Ausmerzungen an einzelnen Gedichten konnte ich um so eher unterlassen, als die Auswahl nicht geradezu vom schulmännischen Standpunkte bestimmt ward; dessen ungeachtet wird man beim Unterricht in der deutschen Literaturgeschichte diesen reichen und zuverlässigen Schatz von Belegen, ohne Besorgniß vor Verletzung des jugendlichen Gefühls, wohl benützen können.

Karlsruhe, im August 1845.

Zur zweiten Auflage.

Vielfach hat das Balladenbuch schon beim ersten Erscheinen die Gunst des Publikums erfahren, und auch die öffentliche Kritik (unter andern G. Schwab's und K. Klüpfel's „Wegweiser durch die Literatur der Deutschen", Leipz. 1846, 2te Aufl. 1847, worin als Eigenthümlichkeit die sorgfältige Berücksichtigung der über einzelne Dichter und ihre Werke erschienenen Rezensionen hervorgehoben wird, — die „Allgem. Schulzeitung", Darmst. 1846, Nr. 100, welche überall eine gediegene Kenntniß unserer Literaturzustände und der Kritik durchleuchten sieht) war in Anerkennung und Lob nicht zurückhaltend. Dieses galt neben den Vorzügen der Anordnung des Ganzen, der Wahl, Fülle und Neuheit des poetischen Inhalts besonders dem literargeschichtlichen und kritischen Stoff und der Abtheilung, welche die Poeten der Neuzeit umfaßt. Viel jedoch war hier nachzuholen zu einer möglichst vollständigen Uebersicht des jetzigen Standes unserer lyrischen Epik; kein für die Entwicklung dieses Literaturzweigs irgendwie bedeutender Dichter durfte fehlen, keine irgendwie bedeutsame Zeitrichtung im ästhetischen sowohl als Mode angebenden politischen Gebiete durfte, soweit dazu in der objektiven Lyrik die Möglichkeit vorhanden, unberücksichtigt bleiben. Viele neue Namen, wenn auch noch von zweifelhafter literarhistorischer Bedeutung, sind zu diesem Behuf eingereiht worden.

Der biographisch-literarische Theil wurde neu bearbeitet und die frühere Notizenform nicht selten zu kritischen Charakteristiken erweitert. Bei Aufstellung der Urtheile galt mir Wahrheit und Unparteilichkeit als erste Richtschnur, und ich rechne es mir zu einigem Verdienst, zur Berichtigung mancherlei falscher, in gewissen Encyclopädieen und Zeitschriften über neuere Poeten verbreiteter Ansichten, sei es durch übertriebenes Koterielob, sei es durch wegwerfenden Tadel wegen etwaiger Verscherzung des Anerkennungspatents von jener Seite, nach Kräften beigetragen, auch manchem vornehm ignorirten Talente zu seinem Recht verholfen zu haben.

Nicht unwillkommen zur Ergänzung des geistigen Bildes unserer Dichter, ihres Wesens und Wirkens, zur Kenntniß dessen nämlich, was viele auch in den einzelnen Fächern der Wissenschaft geleistet, wird die bibliographische Zugabe sein.

Karlsruhe, im November 1848.

Zur dritten Auflage.

Jetzt erst scheint es mir gelungen, den Kennern und Freunden unserer schönen Literatur ein Werk zu bieten, welches das Gebiet der lyrischen Epik nicht nur mit seltener Vollständigkeit, sondern auch in genauer historisch-kritischer Darstellung ihrer Entwicklung umfaßt. Ihre Geschichte seit Bürger liegt hiermit übersichtlich vor, und was die Jahrhunderte vor ihm betrifft, so kann man dieselbe sich durch die verschiedenen Volksliedersammlungen von Herder, Elwert, Arnim und Brentano (des Knaben Wunderhorn), Büsching und v. d. Hagen, Görres, Meinert, Wolff, v. Erlach, Rochholz, v. Soltau, Kretzschmer und Zuccalmaglio, M. Körner, Hoffmann v. Fallersl., Erk, Simrock, Mittler u. A., vorzüglich aber durch Uhland's reichsten und zuverläßigsten Schatz, die „alten hoch- und niederdeutschen Volkslieder" leicht vervollständigen. Um Auffindung, Verzeichnung und Veröffentlichung von alt- und mittelhochdeutschen Balladen und Romanzenliedern und damit verwandten Darstellungen, von Heldensagen, Rittermären und Wunderhistorien, mit Einmischung von Feen-, Elfen- und Nixenzauber (das märchenreiche Indien ist ihre Heimath, in seinen Mythen finden sie sich überall unter dem Namen der Apsaras), von zarten Minneabenteuern und muthwilligen, oft derben Schwänken aus dem häuslichen und öffentlichen Leben aller Stände, nachgebildet mehrentheils den seit Heimkehr der Kreuzfahrer entkeimten Fabliaux der Franzosen, den Novellen des Boccaccio und Brandello, oder den Fazetien des Poggius, den Märchen des Straparola u. s. w., wozu die noch um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts blühende poetische Erzählung der Neidhart, Wirnt von Gravenberg, Stricker, Konrad von Würzburg u. A. den Uebergang bahnt bis herauf zu den Geschichten und Schwänken der bürgerlichen Meistersänger Hans Sachs, Rosenblüt, Folz, u. A., — haben sich außer den oben Genannten die Literatoren, Sprachhistoriker und Linguisten Adelung, Eschenburg, Lessing, Canzler und Meißner, Westenrieder, Häßlein und Gräter, Benecke, Docen, v. Aretin, die Brüder Grimm, Ziska, v. Hormayr, Schmeller, Mone, v. Laßberg (Sepp von Eppishusen), Lachmann, Follen, Maßmann, Mz. Haupt, Hch. Schreiber, Gräße, Haltaus, Talvj (geb. v. Jacob), Adb. v. Keller, v. Karajan, Müllenhoff, Fz. Pfeiffer u. A. bleibende Verdienste erworben.

Mit Ausbruch des dreißigjährigen Bruderkrieges trat das noch zu Fischart's Zeiten trotz der naserümpfenden Kathederweisheit beliebte Volkslied [dieser hat im 8. Kapitel seines satyrisch-humoristischen Romans „Geschichtschrift oder Gargantua" (1575, später unter dem Titel „Geschichtklitterung" 2c.) viele damals gesungene Lieder, darunter auch Balladen verzeichnet] fast ganz in den Hintergrund, der wahrhaft epische Geist verlor sich, die Volksdichtung entartete immer mehr. An der Stelle des dichterischen Gefühls sehen wir die Betrachtung, die schlichte Erzählung der Begebnisse; an der Stelle der Phantasie die Satyre. Die Politik trat auf; Nüchternheit bewältigte die Begeisterung. Es herrschte Unkenntniß und Verachtung der volksthümlichen Literatur, welche bereits seit dem Gebrauche der regelmäßigen Zeitungen (seit 1615), die man vorher durch abgerissene Berichte und sangbare, zumeist geschichtliche Lieder auf fliegenden Blättern (feuilles volantes) ersetzt hatte, im Erlöschen war, theils zu Folge der auf die Spitze getriebenen Einseitigkeit der gelehrt-humanistischen Richtung, des Pseudo-Klassicismus, theils und hauptsächlich, weil in jenem Zeitpunkte die freie, thätige Bildung des Volks durch Despotismus, Drangsal aller Art, und den undeutschen Anstrich französischer Hofzucht ganz unterdrückt wurde und das sittenverwilderte Volk jedes begeisternde Gefühl der Nationaleinheit, jedes Andenken an Stammgenossenschaft vergessen gelernt hatte. An rohen und cynischen Ergüssen von Zech- und Schmauseliedern war

freilich kein Mangel, auch nicht an kindischen und hirnlosen Tändeleien der Pegnitzschäfer. In der mattherzigen, alexandrinerklappernden Periode der Hoffmannswaldau und Lohenstein, mit ihrem affektirten und witzelnden, gespreizten und gedunsenen Kunststyl, war unsere kräftig einfache, lebensfrische Volksdichtung, zumal bei der Rohheit des Zeitgeistes, der Geschmacksverkehrtheit unserer Gelehrten und der gehemmten Geistesbildung der Höfe und des Adels, dem eigenen Vaterlande fremd. Auch das achtzehnte Jahrhundert steuerte nur wenig zu seiner poetischen Geschichte bei; Volkslieder erklangen nur zur Verherrlichung der beiden Helden, Friedrichs II. und Prinz Eugens, des tapfern Ritters. So verflossen fast anderthalbhundert Jahre, innerhalb welcher neben der Lehrdichtung besonders die Fabel, welche gern in Zeiten des politischen Druckes mit satyrischer Färbung sprießt, daneben auch die scherzhafte Erzählung, zumeist aber das mitunter noch auf alte Volkslieder gepfropfte geistliche Lied eifrigen Anbau fand. Von balladenartiger Darstellung findet sich keine Spur. Erst bei Gleim begegnen wir wieder Versuchen verwandter Art in Knittelversen der Bänkelsänger, zum ersten Mal nach französischem Vorgang unter der Benennung Romanze. Ihr Verfasser fand nämlich in einem uralten französischen Lehrbuche den Namen, und bald nachher in einem französischen Dichter, im Moncrif, die Sache. Die Erregung starker Leidenschaften, dachte er, ist der menschlichen Gesellschaft schädlich. Seine „romanzischen" Lieder sollten sanft nur erregen. Es ist das eben lediglich ein platt erzählendes Geleier von schalen Abenteuern, Liebes- und Mordgeschichten, oder es sind Parodieen des Pathos ernster Dichtungen. Diese Romanzen- und Volksdichterei hat, wie Herder einmal im Unmuth sagte, mit der alten meistens so viel Gleichheit, als der Affe mit dem Menschen. Mit Gleim und Genossen ergänzt sich denn bis auf Bürger und die Hainbunddichter, die ersten Vorkämpfer für das volksthümliche Prinzip in der Literatur unter Herder's Aegide, die Geschichte beider Arten, hauptsächlich der uns eigenthümlichern, allmälig aus der historischen Beschränktheit ihres Begriffs entwachsenen, zur lyrischen Darstellung menschlicher Lebensszenen überhaupt erkornen Romanze, denn die englische Ballade, wie schätzenswerth auch immer, zwingt uns doch einen niedrigern Standpunkt der poetischen Ansicht des Lebens auf, als jener ist, den wir selbst besitzen, und Shakespeare selbst eiferte gegen den handwerksmäßigen Balladenkram und deren oft an Rohheit gränzende Natürlichkeit. In ihrem innersten Wesen wie von keiner andern Nation erfaßt, wurden diese eigenthümlichsten Blüthen deutschen Volksgeistes durch unsere vortrefflichsten Lyriker mitten im Konflikte der Gegenwart, im Sturm und Drang der letzten Dezennien, besonders seit dem Schlachtruf der Befreiungskriege, da bei der wiedererwachten Theilnahme der Völker an ihren ältern Literatur- und Sprachdenkmälern die Heldenlieder von den Nibelungen und vom Cid wieder erklangen, ausgebildet und veredelt.

Was nun ihren Begriff angeht, so wird dieser trotz den neuesten philosophischen Unterscheidungen nie ganz genau festzustellen sein, weil die bestimmte Eigenthümlichkeit der Ballade und Romanze, der epischen sowohl als der lyrischen, das heißt, der streng objektiven Darstellung handelnden Lebens und des Stimmungsbildes, wo sich die Gemüthslage des Dichters in der Begebenheit spiegelt, durch häufige Vermischung der nördlichen und südlichen Elemente, des heroisch-Mythischen und romantisch-Christlichen, des Wunderbaren, Ahnungsschaurigen und Dämonischen, des sittlich-Erhabenen und Ideellen &c. sich verwischt und diese nationalen Kategorieen dadurch zweifelhaft werden. Es kommt hierbei vornehmlich, nach K. F. Rinne, darauf an, wohin der Dichter den Hauptaccent der Darstellung legt. Legt er ihn auf die Darstellung des mythischen oder heroischen Bewußtseins, so entsteht die Ballade; legt er ihn auf den Kampf des natürlichen Lebens mit dem geistigen, so entsteht die Romanze, und legt er ihn endlich auf die des freien und bewußten Handelns in seiner endlichen Entfaltung, so entsteht die Märe oder historische Romanze. Untersuchungen zur Begriffsbestimmung finden sich mehrfach in vorliegendem Werke, besonders in den Einleitungen zu Bürger, Goethe, Schiller, Uhland, Mosen u. A. Erkennt man Bürger's Lenore, wilden Jäger, Pfarrers

Tochter zu Taubenhain ꝛc., Goethe's Fischer, König in Thule, Erlkönig, Braut von Korinth, wandelnde Glocke, Todtentanz ꝛc., Schiller's Kraniche des Ibykus, der Hauptsache nach, als Balladen (Uhland's schwarzen Ritter, Junker Rechberger, Glück von Edenhall, Sängers Fluch, — Heine's Lorelei, Olaf, Grenadiere, Schlachtfeld bei Hastings, — Mosen's Wasserkönig, Rabenlied, Schafhirt u. a. nicht unerwähnt zu lassen), so bleibt nur zu untersuchen, durch welche in ihnen enthaltenen Elemente sie vorzugsweis als solche gelten. Das ist nun hauptsächlich neben dem dialogisch-dramatischen Gepräge und der zumeist kühnen, abgerissenen, die innere Ergänzung anmuthenden Darstellung, den Sprüngen und kecken Würfen, ihre echt volksthümliche Weise und poetische Modulation, ihr unmittelbarer ungesuchter Ausdruck, der darin waltende Naturgeist, Wahrheit und treue Zeichnung der Leidenschaft und eine dämonische Einwirkung in die handelnde Begebenheit; es sind das Balladen, weil die Einheit der Darstellung nichts anders ist als die des noch unentwickelten, also dem Mythischen entsprechenden, dunkeln Bewußtseins, in welchem das Natürliche als ein Geistiges angeschaut wird. Schiller's meiste Gedichte epischen Inhalts dagegen, so gern man sie auch deklamirt, z. B. seine Bürgschaft, Taucher, Kampf mit dem Drachen u. a., sind der Volksauffassung nicht ganz gemäß; das Heldisch-Mythische liegt dem Volksbegriffe zu fern; bei großer Farbenpracht enthalten sie zu viel fremdartige Elemente aus der griechischen Götterlehre und Sagenwelt; man erkennt darin mehr den Kunstdichter, weniger den Volkssänger. Er ist demnach und indem er die That und Macht des idealen Selbstbewußtseins, die freie Sittlichkeit des geschichtlichen Geistes in epischen Bildern veranschaulicht: die Freundestreue, die alle Hindernisse besiegt und durch ihre Opferlust den Tyrannen überwindet; das Pathos der Ehre und Liebe, das den Knappen in die Strudel des Meers muthvoll sich stürzen läßt; die geistige Kraft, welche durch List und Gewandtheit den Drachen schlägt und nach diesem Sieg über die äußere Natur durch Selbstüberwindung den noch schwerern über die eigene innere davon trägt, — als Romanzendichter vorzugsweis zu bezeichnen, gegenüber Bürger und Goethe als Balladensängern, indem diese mit ihrer vorwaltenden Hinneigung zum sinnlich Wirklichen in der Schönheitsidee und mit ihrer unübertroffenen Stärke in dessen Gestaltung und der Wahrheit des Lebens hauptsächlich die Rechte der Natur vertreten. Neben Beiden behauptet Uhland, der sich die volksthümlichen deutschen Epen des Mittelalters zum Vorbilde nahm, eine eigenthümliche Stellung durch die zuerst mit Glück versuchte Form im Nibelungenmaße, genannt Rhapsodie oder Märe. Das maer bedeutete im Mittelalter vielfach so viel als Geschichte, vielfach aber auch alles (wie auch liet und àventiure), was man erzählend oder berichtend sagte, ohne die heutige Begriffssonderung; eine Märe konnte als Erzählung ganz oder theilweis wahr, oder auch völlig erdichtet sein. Diese Form, z. B. in den epischen Liedern von der Döffinger Schlacht, dem Ueberfall zu Wildbad, geht bei Uhland mitunter zum Schwank über; übrigens wendet er sich auch gerne der Ballade, zumal der lyrischen, dem Stimmungsbilde zu, worin wir, zugleich mit Goethe, auch Heine zum öftern als Meister ersten Rangs erkennen.

Nach Th. Echtermeyer's Vorgang, welcher die Ballade dem mythischen Kreise, die Märe oder Rhapsodie dem heroischen Epos, die Romanze dem Kunstepos oder der romantischen Epopöe des Klerus und der höfischen Sänger korrespondiren sieht, verstehen wir unter Ballade — (von bal-awd, Volksgesang, Ital. ballata, Lied zum Tanze; der Ausdruck ist aus der englischen Minstrelsy in Süd- und Nordbritannien entstanden und bezeichnet ursprünglich alle zur Harfe gesungenen Lieder lyrischen und historischen Anklangs, häufig mit einem in jeder Strophe wiederkehrenden Schlußvers oder Kehrreim; sie wurde gern dramatisch, d. i. mit Veränderung der Stimme, mit Mienen- und Geberdenspiel von den Fahrenden rezitirt, auch beim Gesange getanzt, wie denn in den Ritterzeiten der Tanz mit dem Gesange gepaart war, indem zum Reigen ein Lied, eine Leusche gehörte, ein Bar oder Tanzlaich) — ein episch-lyrisches Gedicht, das von der Unmittelbarkeit der poetischen Volksanschauung ausgeht. In ihr lebt

der Volksgeist mit all seinem Glauben an das wunderbare, geheimnißvolle Walten dunkler, geisterhafter Mächte, die durch Furcht, Schreck, Liebe ꝛc. den Menschen so umgarnen und überwältigen, daß Wille und Bewußtsein ihre Freiheit verlieren und er sich nicht mehr aus den Umstrickungen zu retten vermag. Dagegen behandelt die Romanze — (der Ausdruck Romance bedeutet eigentlich den aus der römischen mit den verschiedenen in Konflikt gerathenen Sprachen entstandenen Dialekt, woraus der spanische Sprachzweig sich gebildet hat, und wurde besonders zur Bezeichnung der von den Jongleurs vorgetragenen erzählenden Lieder — Joglar=Romanzen — im achtfüßig=trochäischen arabischen Versmaße gebraucht, welche vorher Cantares hießen) — ihren Stoff vom Standpunkte des idealen Selbstbewußtseins, des frei handelnden Menschengeistes, daher ihre Personen als Träger einer höhern, die Natur und das Leben beherrschenden Idee erscheinen. Die Ballade hat die überwiegende Natur= oder Nachtseite des Geistes zum Inhalte, gehört demnach zur Volks= oder Naturpoesie, während die über die Natürlichkeit der einzelnen Nationalitäten sich weit hinausdehnende Romanze der ideellen oder Kunstpoesie angehört und die Tag= oder Lichtseite des menschlichen Lebens zeigt, indem sie die freie Handlung sittlicher Macht und Größe, die im denkenden Selbstbewußtsein des Dichters erkannte Idee der Freiheit darstellt und darin ihre Wahrheit findet. Beide aber unterscheiden sich von der erzählenden Rhapsodie, die ihr Element in der Tapferkeit und Kraft des historischen Lebens findet, vornehmlich durch ihren dramatischen, szenisirten Gang. Wollen wir auch noch der christlich=religiösen Sage oder Legende gedenken, so gründet sich ihre Verschiedenheit von der weltlichen bei größerer Einfachheit, rührender Naivität und frommer Kindlichkeit zumeist auf das Gepräge des kirchlich=Alterthümlichen, sie sei nun durch Ueberlieferung auf uns gekommen, oder frei vom Dichter erfunden.

Das Beste und Gründlichste über den Unterschied und Charakter dieser Dichtarten findet sich — außer Gervinus' Geschichte der deutschen Dichtung — in Echtermeyer's „Auswahl deutscher Gedichte" (4te Aufl., hgb. von Hiecke, Halle 1845, S. XXI fg.), in Rinne's schätzbarem Werke „Innere Geschichte der Entwicklung der deutschen Nationalliteratur" (Leipz. 1842), im „Morgenblatt für gebildete Stände" (1852, Nr. 5 ff. unter der Aufschrift „Beiträge zum Verständniß poetischer Formen"), sowie in den im Werke mehr zitirten wissenschaftlich=kritischen Zeitschriften, namentlich in den Wiener „Jahrbüchern der Literatur", der Halle'schen und Jenaischen „Allg. Literaturzeitung" und den Leipziger „Blättern für literarische Unterhaltung." Auch bei den Literarhistorikern und Aesthetikern Bouterwek, Eichhorn, Bohtz, Ettmüller, Koberstein, Götzinger, Vischer, u. A. ist darüber manches Lehrreiche verzeichnet.

Meinen besten Dank den Männern, welche mich bei dieser umfangreichen Arbeit freundlich unterstützten; herzlichen Gruß Allen, welche die deutsche Poesie, die Blüthe und Seele der Civilisation unsers Volkes, lieben und pflegen!

München, im Dezember 1852.

Zur vierten Auflage.

In einer Zeit der Vernachlässigung des Idealismus, der höhern Verklärung des Lebens durch die Elemente des göttlich=Schönen, — in der sich, mit dem vortrefflichen Alex. Jung zu reden, sein Gegenpart recht klug und behaglich in die Materie hineinbettet, verstandesmäßig auf Kosten des Gemüths sich mit der Mechanik und Dynamik der natürlichen Hebel und Gewalten begnügt, ohne zu merken, daß in der Natur erst recht kein Bleiben und keine Dauer ist und daß alles Leben der Materie von hinnen muß, — ist es mir doppelt erfreulich, mit diesem meinem Lieblingsbuche in neuer Auflage hervortreten zu können. Ich habe dieser vierten Auflage, welche ohne die numerische Stärke der früheren jetzt wohl als achte oder neunte prunken könnte, alle und die gewissenhafteste Sorgfalt zugewendet, dieselbe so zu sagen neu verfaßt, und wenn die Zahl Vier oder der Quaternar die der Vollkommenheit ist, so möchte ich nur wünschen, daß unter dem Einflusse dieser virtuellen Zahl meine Arbeit an Bestand gewonnen habe. Ihre Vorzüge vor der frühern: die größere Strenge in der Wahl charakteristischer Proben, die Bereicherung und Vervollständigung des geschichtlichen und kritischen Stoffs, sowie der Ernst des Urtheils, das nicht im Absprechen und Niederreißen, sondern im Anerkennen und Aufbauen seine Aufgabe zu lösen sucht, werden dem prüfenden Kennerblick nicht entgehen.

Eine ganz neue Partie des Buches ist die der Volksdichtung eingeräumte Vorabtheilung mit einer Reihe von balladenartigen Liedern geschichtlichen und romantischen Inhalts, bei deren Anordnung nach der Zeitfolge, zugleich nach der Verwandtschaft ihres Stoffs, ihrer Tonart und ästhetischen Qualität ich vorzüglich die Züge des Nationalcharakters und die edlere und höhere Anschauungs= und Gefühlsweise in's Auge faßte, die sie aus der gemeinen Wirklichkeit zu erheben trachtet. Wie das Werk früher mit Bürger's Lenore begann, trat die Ballade sofort gepanzert und in blankem Helm aus dem Haupte des Dichtergottes; aber man verlangt mit Recht auch die Geschichte ihrer Entwicklung, und diesem Begehren war ich thunlichst nachzukommen bestrebt. Ich habe die Volksballaden meistens neudeutsch — zum Theil in eigener Behandlung, — oder doch, unbeschadet der Wahrheit des Kostüms, in allgemein lesbarer Gestalt gegeben, weil sie ja in's Leben der Nation gehören und überdieß die alte verwilderte Rechtschreibung abstößt. In einigen historischen Liedern des sechzehnten Jahrhunderts habe ich die nach heutigem Sprachgebrauch mitten im Satze unstatthaften großen Anfangsbuchstaben beibehalten, weil damals nicht äußerliche, ganz abstrakte Merkmale, wie heut zu Tage, den Gebrauch der Initialen bestimmten, sondern lediglich der Sinn; alle Wörter, auf welchen der Hauptton ruhte, wurden seit Luther's Vorgang groß geschrieben, die Substantiva fast durchgängig erst zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Die Auswahl dürfte, ich verhehle mir das nicht, strengen Anforderungen nur theilweis genügen, weil sie vom Hildebrandsliede hinweg sofort zur Zeit des spätern Mittelalters hinaufeilt, die Heldenepopöen und nationalen, den verschiedenen Fabelkreisen zugehörigen Einzelsagen, welche doch den Geist und das Wesen des alten Balladen= und Romanzenlieds, aus dem sie erwachsen sind, so recht kennzeichnen, überspringt, selbst auch kürzere Darstellungen, z. B. die Sagen vom Herzog Ernst, von dem edlen Möringer, Heinrich dem Löwen, dem Tannhäuser, dem Ritter Trimunitas, dem Ritter von Staufenberg u. s. w., welche mit ihrem noch mythischen Gehalte und ihren dramatischen Elementen in Stoff und Behandlung zu dieser Kategorie zählen, unberücksichtigt läßt. Aber zur Mittheilung von Rhapsodieen und größern Gesängen aus dem Heldenbuche

waren die Grenzen dieser hauptsächlich der Romanzenliteratur der Neuzeit gewidmeten Sammlung viel zu eng gezogen, für deren Kenntniß in weitesten Kreisen ohnehin durch die altdeutschen Lesebücher von Wackernagel und Simrock meisterlich gesorgt ist, und von den genannten novellenartigen Erzählungen (nur das Lied vom Tannhäuser ist eine echte Ballade) mußte ich aus ästhetischen und formellen Gründen absehen.

Neu eingetreten in den Dichterreigen sind H. Chr. Boie, der Begründer und Leiter des Hainbundes, — L. Fr. Günther von Göckingk, der Jugendfreund Bürger's, — auch der sang- und sagenkundige Ernst von Nostiz, genannt Arthur vom Nordstern, weniger bekannt durch seine „Romanzen mit Musik" (Leipz. 1804), dem Geiste nach noch in's achtzehnte Jahrhundert gehörend, als durch „geistliche Lieder", welche aus dessen Nachlasse Chr. Fr. Ammon (Leipz. 1840) herausgegeben hat. Eine neue Zugabe zu dem genau berichtigten und ergänzten bibliographischen Verzeichnisse jedes der aufgenommenen Autoren sind ferner die über dieselben und ihre Werke, namentlich über die Größen unsers Parnasses erschienenen Schriften zur Biographie, Charakteristik und Erläuterung, den Briefwechsel nicht ausgeschlossen; auch sind die werthvolleren Urtheile und Charakterskizzen der Literargeschichten, Literaturzeitungen 2c. zur weitern Kenntnißnahme der geistigen Physiognomie der Dichter vielfach nachgewiesen.

Die mir bekannt gewordenen Anzeigen und Beurtheilungen des Balladenbuchs in den vorigen Auflagen (Wolfg. Menzel's Literaturblatt, Mai 1849, Didaskalia 1850, Nr. 100, Grenzboten 1853, S. 367, Hamburger unpart. Korrespondent 1853, Nr. 125, Hamb. Nachrichten 1853, Nr. 126, Neue Münchener Zeitung 1853, Beil. z. Nr. 72, Blätter f. liter. Unterhaltung 1854, Nr. 13, Frankf. Konversationsblatt, Dez. 1854, Trier'sche Zeitung 1855, Nr. 7, Herrig's Archiv 1855, XVI, 4, Fr. Zarncke's Liter. Centralblatt, Leipz. 1855, Nr. 28) sind meistens freundlich und anerkennend. Man hat das Buch bezeichnet als einen „geistigen Walhallabau, seine Räume, Säulengänge und Seitenhallen gefüllt mit den schönsten Bildern und Gruppen der Geschichte, Mythenwelt und des Volkslebens" (Didask.); als „ein Werk der Liebe, des ausdauernden Fleißes und selbst tiefer eingehender literarischer Studien", (Bl. f. lit. Unterh.); desgleichen als „ein mit wissenschaftlichem Sinn durchgeführtes Werk von literarhistorischem Verdienst, das in Bezug auf Unparteilichkeit, Schärfe und Reife des Urtheils weit mehr geleistet, als man nach seinem Titel erwarten möchte" (N. Münch. Ztng.); ferner als ein Buch, „bei dem ein klar bewußter Zweck vorgelegen, der Wissenschaft einen Dienst zu leisten" (Trier'sche Ztng.). Nicht minder haben auch Autoritäten wie Just. Kerner, Gust. Schwab, Christph. v. Schmid, G. H. v. Schubert, Friedr. v. Thiersch, Troxler, desgleichen viele hochgeachtete Schulmänner in schriftlichen Dokumenten ihr Wohlgefallen bezeigt. „Freunden der Poesie und auch der deutschen Jugend muß dieses Buch lieb sein", schreibt u. a. der Seher von Weinsberg.

Möge denn das Dichterbuch abermals seinen Gang in die Welt antreten, sich unerachtet des vorherrschend praktischen und realistischen Sinnes der Zeit recht viele Freunde erwerben und, Idealität und Hochsinn verbreitend, die Gunst des Publikums verdienen und sich erhalten!

Würzburg, im Oktober 1863.

Deutsche

Volksdichtung.

Vorabtheilung.

Epische Volkslieder seit Ausgang des XIV. bis in das XVIII. Jahrhundert.

Diese Art Gedichte, die wir seit Jahren Volkslieder zu nennen pflegen, ob sie gleich eigentlich weder vom Volk noch für's Volk gedichtet sind, sondern weil sie so etwas Stämmiges, Tüchtiges in sich haben und begreifen, daß der Kern und stammhafte Theil der Nationen dergleichen Dinge faßt, behält, sich zueignet und mitunter fortpflanzt, dergleichen Gedichte sind so wahre Poesie, als sie irgend nur sein kann, sie haben einen unglaublichen Reiz selbst für uns, die wir auf einer höhern Stufe der Bildung stehen, wie der Anblick und die Erinnerung der Jugend für's Alter hat. Hier ist die Kunst mit der Natur im Konflikt und eben dieses Werden, dieses wechselseitige Wirken, dieses Streben scheint ein Ziel zu suchen und es hat sein Ziel schon erreicht. Das wahre dichterische Genie, wo es auftritt, ist in sich vollendet, mag ihm Unvollkommenheit der Sprache, der äußern Technik, und was sonst will entgegenstehen, es besitzt die höhere innere Form, der doch am Ende alles zu Gebote steht, und wirkt selbst im dunklen und trüben Elemente oft herrlicher, als es später im klaren vermag.

Goethe (Jenaische Literatur-Zeitung 1806. Nr. 18, S. 137 ff.).

Geschichte und Sage.

I. Das Lied von Hildebrand und Hadubrand.

Bruchstück.

K. Simrock, Altdeutsches Lesebuch in neudeutscher Sprache S. 45. Vgl. Wilh. Grimm, De Hildebrando, antiquissimi carminis teutonici fragmentum, Gottingae 1830, und K. Lachmann's Ausgabe, Ueber das Hildebrandslied, Berl. 1834. — Vermuthlich wurde dieses in niederdeutscher Handschrift uns erhaltene Lied von Mönchen im Kloster zu Fulda aus nicht mehr ganz frischem Gedächtniß niedergeschrieben, wobei viele Fehler und Irrthümer mit unterliefen, wie dies oft bei Aufzeichnung mündlicher Ueberlieferungen der Fall ist. Das Ende fehlt ganz, in der Mitte manches, vielleicht auch der Anfang. Es wird gewöhnlich in das 8. Jahrhundert gesetzt, stammt aber doch seiner Grundlage nach aus früherer heidnischer Zeit. (Vgl. M. W. Götzinger, Die deutsche Sprache und ihre Literatur, Stuttg. 1842, S. 77.)

Dietrich (Theodorich) von Bern ist vor Otakern geflohen; Hildebrand hat ihn begleitet und Frau und Kind daheim verlassen. Nach langen Jahren kehrt er heim, geräth aber an der Grenze mit dem bestellten Wächter in Streit, und Beide rüsten sich zum Zweikampfe. Hildebrand fragt seinen Gegner, wer er sei, und hofft so von Weib und Kind was zu erfahren. Er muß hören, daß sein eigener Sohn ihm gegenüberstehe, will nun nicht kämpfen und giebt sich zu erkennen. Hadubrand aber sieht einen Betrüger in ihm, höhnt und verspottet den Alten. Erbittert nimmt nun dieser den Kampf an.

Ich hörte sagen, sich heischten zum Kampf
Hildebrand und Hadubrand unter Heeren zwein,
Des Sohnes und des Vaters. Sie sahn nach der Rüstung,
Die Schlachtgewänder schnallten sie, gürteten die Schwerter an,
Die Recken, über die Ringe, und ritten zum Kampf.
Hildebrand erhob das Wort; er war der hehrere Mann,
Erfahrener und weiser; zu fragen begann er,
Mit wenigen Worten, wer sein Vater wäre
Der Helden im Volke, „oder welcher Herkunft du seist.
Sagst du mir nur einen, die andern weiß ich mir:
Kind im Königreiche kund ist mir alles Erdenvolk.“
Hadubrand erhob das Wort, Hildebrands Erzeugter:
„Das sagten vor Alters mir unsere Leute,
Alte und weise, die eher dahin sind,
Daß Hildebrand hieße mein Vater, ich heiße Hadubrand.
Früh zog er gen Osten, floh vor Otakers Zorn
Hin mit Dietrichen und seiner Degen viel.
Er ließ im Lande der Hülfe ledig sitzen
Das Weib in der Wohnung und unerwachsenen Sohn,
Erblos das Volk, da er ostwärts hinritt.

Aber darben mußte Dietrich seitdem
Meines Vaters, der freundlose Mann.
Dem Otaker war er eifrigst erzürnt;
Aber dem Dietrich der theuerste Degen;
Immer an des Volkes Spitze: fechten war ihm stäts zu lieb.
Kund war er allen kühnen Mannen.
Ich glaube nicht, daß er noch lebt — — —".
"Weiß es Allvater oben im Himmel,
Daß du nie hinfort mehr fährst zum Kampfe
Mit so gesipptem Mann — — — —".
Da wand er vom Arme gewundene Ringe
Aus Kaisermünzen,[1] wie der König sie ihm gab,
Der Herrscher der Heunen: "daß ich mit Huld dirs gebe."
Hadubrand erhob das Wort, Hildebrands Erzeugter:
"Mit Geeren (Speeren) soll man Gabe empfahen,
Schärfe wider Schärfe. Du scheinst dir, alter Heune,
Doch allzulose,[2] lockest mich
Mit deinen Worten, willst mich mit deinem Speere werfen.
Bist so zum Alter kommen, daß du immer trogst.[3]
Mir aber sagten Seefahrende
Westlich über den Wendelsee, hinweg nahm ihn der Krieg,[4]
Todt ist Hildebrand, Heribrands Erzeugter."
Hildebrand erhob das Wort, Heribrands Erzeugter:
"Wohl hör ich das und sehe an deinem Harnische,
Du habest daheim noch einen guten Herrn,
Mußtest nicht entrinnen noch aus diesem Reiche.[5]
Weh nun, waltender Gott, Wehgeschick erfüllt sich![6]
Ich wallte der Sommer und Winter sechzig,
Daß man stäts mich schaarte zu der Schießenden Volk:[7]
Vor keiner der Städte doch kam ich zu sterben;[8]
Nun soll mich mit dem Schwerte das eigne Kind erschlagen,
Mit der Waffe treffen, oder ich sein Tödter werden.
Doch magst du nun leichtlich, wenn dir langt die Kraft,[9]
Von so ehrwürdigem Mann die Rüstung gewinnen,
Den Raub erbeuten, hast du irgend Recht dazu.
Denn der sei doch der ärgste der Ostleute,
Der dir den Kampf nun weigre, nun dich so wohl des lüstet.
In handgemeiner Schlacht entscheide die Begegnung,[10]
Wer von uns heute die Harnische räumen müsse,
Oder dieser Brünnen (Panzer) beider walten."
Da ließen sie zum Ersten die Eschen schmettern
In scharfen Schauern, daß es in den Schilden stand;
Dann stapften zusammen die Steinrandklaren,[11]
Hieben harmlich die hellen Schilde,
Bis ihnen die Linden nicht mehr langten,[12]
Zermalmet mit den Waffen — — —

---

[1] cheisuringû gitân. — [2] ummet spâhêr. — [3] pist alsô gialtêt man, sô du êuuin inuuit fôrtôs. — [4] dat inân uuic furnam. — [5] dat du noh bi desemo riche reccheo ni uuurti. — [6] uuêuuurt skihit. — [7] dar man mih êo scerita in folc sceotanterô. — [8] sô man mir at burc aenigeru banun ni gifasta. — [9] ibu dir dîn ellen taoc. — [10] gûdea gimeinûn niusê dê môtti, huerdar sih derô hregilô hiutû hruomen muotti erdo deserô brunnônô bêderô uualtan. — [11] dô stôptun tô samane, staimbort chlubun. — [12] unti im irô lintûn luttilô uuurtun. (Vgl. W. Wackernagel, Altd. Leseb., Basel 1861, S. 19 ff).

II. Das jüngere Hildebrandslied.

Neudeutsch. Vergl. Hagen und Primisser's Heldenbuch, II. Sp. 797; L. Uhland, Alte hoch- und niederd. Volkslieder I. Nr. 132; Simrock, Altd. Leseb., S. 477. — Das Lied, wie es sich gegen den Schluß der mittelhochdeutschen Periode im Volksmunde gestaltet hat.

„Ich will zu Land ausreiten,“
Sprach Meister Hildebrand,
„Wer wird den Weg mir weisen
Gen Bern wohl in das Land?
Das ist mir fremd geworden
Gar manchen lieben Tag,
Nicht mehr in dreißig Jahren
Frau Ute meiner pflag.“

„„Willst du zu Land ausreiten,““
Sprach Herzog Amelung,
„„Was begegnet dir auf der Haide?
Ein schneller Degen jung;
Was begegnet dir auf der Marke?
Der jung Herr Alebrant,
Und rittest du selbzwölfter,
Du würdest angerannt.““

„Ist er mit Reiten denn so wild
In seinem Uebermuth,
Ich zerhau' ihm seinen grünen Schild,
Es thut ihm nimmer gut;
Ich zerhau' ihm seine Brünne [1]
Mit einem sichern Schlag, [2]
Daß wohl ein Jahr darüber
Seine Mutter klagen mag.“ [3]

„„Das thu du nicht,““ versetzte
Herr Dieterich von Bern,
„„Jung Alebrant den Degen
Hab ich von Herzen gern.
Ein freundlich Wort ihm gönne
Wohl um den Willen mein,
Daß er dich lasse reiten,
So lieb ich ihm mag sein.““

Als er zum Rosengarten
Ausritt in des Berners Mark,
In große Arbeit kam er
Mit einem Helden stark.
Von einem jungen Degen
Ward er da angerannt:
‚Sag an, was suchst du, Alter,
In meines Vaters Land?

‚Du führst einen Harnisch lauter,
Recht wie ein Königskind,
Du machst mich jungen Helden
Mit sehenden Augen blind.
Du solltest daheim verbleiben
Und haben gut Gemach [4]
Bei heißen Kohlengluthen.‘ [5]
Der Alte lacht' und sprach:

„Sollt' ich daheim verbleiben
Und haben gut Gemach?
Viel Streitens muß ich treiben,
Das machet oft mich schwach;
In Walen ritt ich, in Ungern
So manche Heeresfahrt,
Das glaub' du mir, du Junger,
Drum grauet mir der Bart.“

‚Den Bart will ich dir raufen,
Da sollst du, Alter, sehn,
Daß dir das Blut soll laufen
Und auf dem Harnisch stehn.
Den Harnisch und den grünen Schild
Mußt du mir übergeben,
Dazu auch mein Gefangener sein,
Daß du behältst das Leben.‘

„Mein Harnisch und mein grüner Schild
Die thäten mich oft ernährn;
Ich traue Christ vom Himmel wohl,
Ich werd mich dein erwehrn!“
Sie ließen von den Worten
Und griffen nach dem Schwert,
Was diese Zwei begehrten,
Des wurden sie gewährt.

Der Junge gab dem Alten
Gar einen harten Schlag,
Daß Hildebrand der alte
Von Herzen sehr erschrak.
Der Junge sprang zwölf Klafter [6]
Zurück mit seinem Leib.
Der Alte rief: „Solch Springen
Das lehrte dich ein Weib!“

‚Sollt ich von Weibern lernen,
Das wär mir immer Schand,
Ich habe Ritter und Knechte
In meines Vaters Land,
Viel Freie sind und Grafen
An meines Vaters Hof,
Und was ich nicht gelernet hab,
Das lern' ich aber noch.‘

[1] Brünne = Harnisch, Panzer. — [2] schirmesschlagk (bei Kaspar von der Roen). — [3] das er seiner muter seite (saget) ein iemerliche clag (bei Hagen und Primisser); daß er seiner mutter ain jar zu klagen hab (bei Uhland). — [4] Gemach = Gemächlichkeit, Wohlbehagen. — [5] ob ainer haißen glute (Uhland). — [6] zweintzk clafftern (bei Kaspar von der Roen).

Er thät ihn zu sich zücken,[7]
Wo er am schmalsten was,
Er warf ihn auf den Rücken
Wohl in das grüne Gras.
»Nun sag mir, du viel Junger,
Dein Beichtiger will ich sein,
Bist du ein junger Wölfing,
So laß ich dich gedeihn.[8]

»Wer sich an alte Kessel reibt,
Den schwärzet leicht der Ruß,[9]
Und also von mir altem Mann
Geschieht dir diese Buß.
Nun sag mir und bekenne
Auf diesem grünen Feld:[10]
Bist du ein junger Wölfing?
Beicht' mir, du junger Held!«

'Wölfinge, das sind Wölfe,
Die laufen in dem Holz:
In Bertholds Stadt der Kriechen[11]
Bin ich ein Ritter stolz.
Meine Mutter heißt Frau Ute,
Die edle Herzogein,
Hildebrand, von hohem Muthe,
Das ist der Vater mein.'

»Heißt deine Mutter Frau Ute,
Die edle Herzogin,
So wisse, daß ich Hildebrand
Dein bester Vater bin!«
Auf schloß er seinen goldnen Helm
Und küßt' ihn auf den Mund:
»Nun muß es Gott gelobet sein,
Daß Beide wir noch gesund!«

,Ach Vater mein, die Wunden
Die ich dir hab geschlagen,
Die wollt ich zu allen Stunden
An meinem Leibe tragen!'

»Nun schweige still, mein lieber Sohn,
Der Wunden wird wohl Rath,
Und muß Gott immer gelobet sein,
Der uns vereinigt hat!«

Das währte von der None
Bis zu der Vesperzeit,[12]
Da kehrte heim gen Berne
Herr Alebrant vom Streit.
Was führt' er an dem Helme?
Von Gold ein Kränzelein.
Was führt' er an der Seiten?
Den liebsten Vater sein.

Er führt' ihn an der Mutter Tisch
Und setzt' ihn oben an,
Er bracht' ihm Essen und Trinken;
Die Mutter war ihm gram:
„,Ach lieber Sohn, der Ehren
Zu viel vergiebst du fast,
Nimmt oben Platz der Gefangne
Als ein vielwerther Gast'"!

,Nun schweig, Frau Mutter, stille
Und hör', was ich dir sage:
Er hat mich auf der Haide
Schier gar zu todt geschlagen.
Nun hör' mich, liebe Mutter,
Kein Gefangner soll er sein,
Es ist Hildebrand der alte,
Der liebste Vater mein!

,Ach Mutter, liebste Mutter,
Nun biet ihm Zucht und Ehr!'
Da hub sie an zu schenken
Und trugs ihm selber her.
Was hatt' er in dem Munde?
Von Gold ein Ringelein:
In den Becher ließ er's sinken
Der liebsten Frauen sein.

---

[7] er tet in zu im zucken (Kaspar von der Roen). — [8] nun sag mir her dein peichte: dein prister wil ich wesen, pistu ein Wulfing villeichte, so mochstu wol genesen (Ders.). — [9] der fecht (empfahet) so gern ram (Ders.). — [10] dein beicht solt du hie aufgeben auf diser haide grün (Uhland). — [11] Der Roen'sche Text lautet: ‚In Krichen der statt Pertolffe pin ich ein ritter stoltz" nämlich zu Bern. Ein Ort Kriechenwyl besteht heute noch im Kanton Bern und läßt die Ansiedlung eines griechischen oder keltischen Stammes wohl außer Zweifel. — [12] None = 3 Uhr Nachmittags; Vesperzeit = 6 Uhr Abends.

III. Von dem Sempacher Streit.

(8. Juli 1386.)

E. L. Rochholz, Eidgenössische Lieder-Chronik. Sammlung der ältesten u. werthvollsten Schlacht-, Bundes- und Parteilieder vom Erlöschen der Zäringer bis zur Reformation rc. Bern 1835. S. 28—44. — In einem sehr entstellten Auszuge erschien Kalbsuter's Gedicht zuerst im Wunderhorn wieder, I. 359 ff. Später gab es A. L. Follen aus der Züricher Handschrift von Tschudi's Chronik heraus in seinen ‚Harfengrüßen aus Deutschland und der Schweiz,' S. 167—174; nach ihm W. Wackernagel in seinem Lesebuch, (2. Aufl., S. 919 ff.). Erst durch Rochholz zerfiel es in vier verschiedene Romanzen.

Von dem Sempacher Streit.

1.

Man zählte dreizehnhundert
Und sechs und achtzig Jahr,
Als Gottes Gnadenwunder
Sich machte offenbar,
Hei, als er am Cyrillentag
Den Eidgenossen beistand,
Wie ich nun sing' und sag'.

Ein Bauer kam gezogen
Gen Willisau geschwinde;
Ein Bienlein kam geflogen
Und baute in die Linde,
Hei, wie es an den Herzog flog,
Als da derselbe Herzog
Die Schweizer überzog!

Das deutet, sprach der Bauer,
Auf fremde Gäste heuer;[1]
Da sah'n die Willisauer
Ihr Schloß in hellem Feuer;[2]
Hei, rief der Feind in Uebermuth,
Wir tödten alle Schweizer,
Das jung' und alte Blut!

Es zogen her mit Schalle
Von Sursee, aus der Stadt,
Die Herren, an die alle
Der Fürst geschrieben hat:
Hei, kostet's Leib und Leben,
Wir wollen sie bezwingen,
Und ihnen Herren geben!

Sie fingen an zu ziehen
In köstlichem Gewand,
Das Volk fing an zu fliehen,
Bis daß es Sempach fand;
Hei, was da auf den Aeckern war,
Entfloh vor diesem Herzog
Und seiner großen Schaar.

Den Frauen half kein Bitten,
Man fing sie auf zum Leid,
Und schnitt denselben mitten
Am Gürtel ab ihr Kleid;
Hei, also schmählich ließ man sie;
Die baten Gott im Himmel
Um Rache spät und früh.

Ihr Niederländischen Herren!
Ihr zieht in's Oberland?
Ob ihr euch dort könnt nähren,
Ist euch noch unbekannt;
Hei, erst sollt ihr zur Beichte gehn,
Euch möchte wohl ein Wehe
Im Oberland geschehn!

„Wo hat man denn den Pfaffen,
Dem man da beichten muß?“
Zu Schwyz ist er beschaffen
Und gibt euch harte Buß;
Hei, der wird euch begegnen,
Mit scharfen Hallebarten
Wird er euch treulich segnen!

„Wenn wir so bitter büßten —
Gnad' Herr, gnad' Domine!
Wenn wir die tragen müßten,
Fürwahr, es wär' uns weh;
Hei, wem wär' es zu klagen,
Wenn wir so schwere Buß
Von Schweizern müßten tragen?“

Als man im Morgengrauen
Am Montag Mäher sah[3]
Nun mähen in dem Thauen,
Wie zeitig war man da;
Hei, schickte man doch gleich zur Hand
Das Morgenbrod den Mähern
Vor Sempach auf das Land.

Rutschmann von Rheinach sprengt zum Straus
Vor Sempach an den Graben:
„Nun gebt das Morgenbrod heraus,
Die Mäher wollen's haben!
Hei, denn sie sind schon an der Maht,
Und wenn ihr nun nicht eilig
Erscheint, so ist es schad!“

Antwortet ihm geschwinde
Ein Bürgersmann hierauf:
Wenn wir um ihre Grinde
Sie schlagen allzuhauf,
Hei, das ist dann ihr Morgenbrod;
Da fressen sich die Ritter
Und Grafen dran zu todt!

„Wann ist denn nun das Frühstück da,
Weshalb allhier wir stehn?“
O laßt nur erst die Schweizer nah
Und euch zu Leibe gehn, —
Hei, richten sie es allerbest,
Daß eurer etwa Mancher
Den Löffel fallen läßt!

2.

Als sie gar bald vernahmen
Von Sempach aus der Burg,
Wie daß die Schweizer kamen,
Eilt der von Hasenburg;
Hei, als er spähte in die Bahn,
Da zogen mit einander
Die Eidgenossen an.

---

[1] Wenn nämlich schwärmende Bienen nicht mehr in ihren Stock zurückgebracht werden können. — [2] Am gleichen Tage, als die Berner die Veste Hasenburg hinter Willisau verbrannten, war Leopold von Sursee nach Sempach aufgebrochen. — [3] Leopold hatte, weil gerade Erntezeit war, einige hundert Mäher von Sursee mitgebracht, welche nun die Kornfelder um die Stadt abmähten.

Die Herren von Luzerne
Erstarkten festiglich,
Und in dem Mannheitskerne
Sah keiner hinter sich;
Hei, wie so hurtig wiederkam
Der liebe Hasenburger,
Der dies zu Herzen nahm;

Wie an der Lagersperre
Er gleich zum Herzog sprach:
Ach gnädiger Fürst und Herre,
Gemach! nur heut gemach!
Hei, diesen Tag nur nichts gewagt!
Denn ich besah das Völklein,
Es ist ganz unverzagt.

Da sprach ein Herr von Ochsenstein:
O Hasenburg, o Hasenherz!
Da wendet Hasenburg ihm ein:
Mich schmerzt fürwahr dein eitler Scherz!
Hei, sag' ich dir bei meiner Treu',
Man soll noch heute sehen,
Wer von uns zager sei![4]

Aufbanden sie die Helme
Und haben abgeschlagen
Schuhschnäbel,[5] daß man hätte
Gefüllt wohl einen Wagen;
Hei, vorwärts wollt' der Adel gehn
Und ließ den Troß der Knechte
Und Knappen hinten stehn.

Zusammen sie dann sprachen:
Soll uns dies Häufelein,
Soll uns der Bauer schlagen,
Man spräche allgemein:
Hei, Bauern haben dies gethan! —
Die frommen Schweizer riefen
Gott laut indessen an:

Ach reicher Christ vom Himmel!
Durch deinen bittern Tod
Hilf heut' uns armen Sündern
Aus dieser Angst und Noth!
Hei, lieber Gott, nun steh' uns bei,
Erhalte Land und Leute
In Schutz und Schirm und frei!

Da sie den Ruf vollbrachten
Zu Gottes Lob und Ehr,
Und seines Leids gedachten,
Gab ihnen Gott der Herr
Hei, solches Herz und solche Kraft,
Daß sie sich tapfer kehrten
Gleich hin zur Ritterschaft.

Als Uri, Unterwalden
Und Schwyz sich stark benahm,
Und ihnen an der Halden
Der Löwe nun bekam:
Hei! war des Stieres rauher Schrei:
Und willst du mit mir fechten,
So fechte nun, o Leu!

Der sprach: Bei meinem Eide,
Du fügst es eben recht!
Ich hab' auf dieser Haide
Noch manchen Edelknecht,
Hei, dieser zahlt dich für das Leid,
Das du mir einst bei Laupen
Hast zugefügt im Streit!

Weil du im Moregarten[6]
Mir schlugst so manchen Mann,
So magst du nun erwarten,
Daß ich dasselbe kann;
Hei, und ich kann's, bei meinem Eid!
Da sprach der Stier zum Löwen:
Dein Drohen wird dir leid!

Der Leu fing an zu schnaufen
Und hoch den Schweif zu tragen;
Komm, rief der Stier, wir raufen,
Wir messen uns, wir schlagen!
Hei, rück' heraus, herstreite baß,
Daß diese grüne Haide
Von Blut mag werden naß!

Nun fing man an zu schießen
Zu ihnen in den Tann,
Man griff mit langen Spießen
Die Eidgenossen an;
Hei, dieser Schimpf war also süß,
Daß hohe Tannenäste
Fielen vor ihre Füß'.

Des Adels Heer war feste,
Die Ordnung dick und breit;
Das verdroß die frommen Gäste;
Ein Winkelried, der seit:
»Hei, laßt Ihr es mein Weib und Kind
Entgelten und genießen,
So helf' ich Euch geschwind!

»Treue, liebe Eidgenossen,
Mein Leben verlier' ich mit!
Sie sind so hart geschlossen,
Daß wir sie brechen nit!
Hei! einen Inbruch mach' ich fast,
Wenn Ihr es mild den Meinen
Zum Wohl gereichen laßt!«

---

[4] Der Freiherr Joh. Ulrich von Hasenburg rieth, bevor man sich in eine Schlacht einlasse, die andere Heeresabtheilung zu erwarten, die unter Bonstetten Zürich bedrohen sollte. Aber der Heerführer Freiherr Hans von Ochsenstein, Landvogt im Elsaß und Sundgau, fürchtete den Oberbefehl zu verlieren und verhöhnte ihn. — [5] Die Tracht langer Schuhschnäbel war ein ausschließlich dem Adel zukommendes Vorrecht. — [6] 1315.

Hiemit that er erfassen
Einen Arm voll Spieß' behend,
Macht Allen eine Gassen
Und macht sich selbst ein End.
Hei! das war doch ein Löwenmuth?
Sein mannlichtapfer Sterben
War vier Waldstätten gut.

Mit Hauen und mit Stechen,
Mit muthiger Gewalt
Begannen sie zu brechen
Des Adels Ordnung bald.
Hei, daß Ein Held den Tod gewann!
Es hätte sonst gekostet
Noch manchen Biedermann.

Die frommen Eidgenossen
Erstachen Mann für Mann,
Und sprachen unverdrossen
Einander fröhlich an:
Hei, feindlich sparrte sich der Stier
Und trat die Wappenthiere
Und stieß das Löwenthier.

Der Leu fing an zu mauen,
Zu treten hinter sich,
Da starzt der Stier die Brauen
Und gab ihm einen Stich,
Hei, daß er ging aus seiner Bahn,
Und ließ die grüne Weide
Und ließ den grünen Plan.

Und als die Flucht sich zeigte
Zu Roß und auch zu Fuße:
Das war ja wohl die Beichte,
Das war wohl gar die Buße?
Hei, rief der Stier zum Berg gekehrt,
Du fliehst und bist, o Löwe,
Mir keiner Ehre werth!

Zeuch hin, o rauher Prahler,
Ich bin bei dir gewesen;
Du hast mich angefallen:
Ich bin vor dir genesen;
Hei, zieh nur heim und bleibe schier
Bei deinen schönen Weibern,
Und laß die Ehre hier!

Denn hier steht wohl ein Pranger,
Der wenig Ehre mißt,
Seit du auf diesem Anger
So schnell entwichen bist!
Hei, dieses steht dir übel an,
Daß du mir da gelassen
So manchen stolzen Mann.

Der blanken Harnischzieren
Gewann ich eine Last,
Sammt fünfzehn Hauptpanieren,
Die du verloren hast;
Hei, löse nun dies hohe Pfand,
Das ich dir angewonnen
Mit rittlicher Hand! —

Zur rechten Ader ließen
Allda den fremden Herrn
Mit ihren langen Spießen
Die Festen von Luzern;
Hei, Herren liegen viele
Zu Königsfeld im Kloster
Seit diesem Lanzenspiele.

Auch griffen die von Schwyze
Mit manchem klugen Mann
Voll Mannheit und voll Hitze
Den Löwen kühnlich an,
Hei, weil sie ihn bis auf den Tod
Geschlagen, bis er hinsank
So roth, so blühendroth.

Von Uri auch der Bauer
Mit seinem schwarzen Stier
Bestritt, wie eine Mauer,
Das grimmige Gethier,
Hei, weil er jeden Helm zerschlug
Und jeden Hochgebornen
Darunter, der ihn trug.

Auch die von Unterwalden
In ihrem Zornesmuth,
Die waren nicht zu halten
Und schlugen sich gar gut;
Hei, weise nennt man sie und fromm,
Drum brachten sie auf Spießen
Dem Feind ihr Gottwillkomm.

So ward der Leu vom Stieren
Getrieben aus dem Korn,
Sein Dräuen und Prangieren
Ward pure Wuth und Zorn;
Hei, wie es übel ihm bekam,
Als seine alte Weide
Der Stier sich wiedernahm!

Von Oestreich Herzog Leopold
War sonst in allen Dingen
Ein froher Herr, bis er unhold
Die Bauern wollte zwingen;
Hei, fürstlich that er's wagen,
Kam also an die Bauern,
Und wurde todtgeschlagen.

Was half ihm seiner Fürsten
Und Herren Aufgebot?
Sie mußten in den Hürsten
Und Feldern in den Tod.
Hei, das sei unverschwiegen:
Sechshundert Helme blieben
Auf dieser Walstatt liegen.

3.

Es war ein Herr entronnen,
Das war der Herr von Gree;
Der kam zur selben Stunde
Gen Sempach an den See;
Hei, sprach er da zum Hans von Roth,
Für Geld und gute Worte
Führ' uns aus dieser Noth!

Fast gern! sprach Hans von Rothe,
Und war des Lohnes froh,
Den er verdienen sollte;
Fährt bis Rothwyl also
Hei, über See die Frechen;
Da winkt der Herr dem Knappen,
Den Schiffsmann zu erstechen.

Der Knappe will's vollbringen;
Hans aber, der nicht dumm,
Merkt gleich es an den Dingen
Und schlägt sein Schifflein um:
Hei! nehmt im Wasser nun die Lehr',
Und einen braven Schiffsmann
Ersticht ihr nimmermehr!

Hans Roth zieht heim und schmielet
Vor seinen lieben Herrn:
Man fängt wohl sonst die Fische
Nicht ohne Angel gern;
Hei! heute fing ich zwei zugleich;
Laßt mir nur ihre Schuppen,
Die Fische lass' ich Euch!

Man schickte mit ihm Leute,
Man zog sie aus dem Grund,
Man fand gar viele Beute
In ihrem Reisebund;
Hei, er bekam den halben Theil,
Und lobte Gott und meinte,
Dies Schiffen sei wohlfeil.

Was war in ihren Säcken? [7]
Zwei Silberschalen gut!
Die gab man Hans zum Besten,
Die führt' er wohlgemuth
Hei, unverzecht und unverthan,
Zum Aufbewahren gegen
Luzern in seinem Kahn.

4.

Es kam ein Bote müd und bleich
Gen Oesterreich zu Hand:
Ach edle Frau von Oesterreich!
Der Herr liegt auf dem Land,
Hei, weil den Unverzagen
Sammt allen seinen Fürsten
Die Bauern todtgeschlagen! —

Ach reicher Christ im Himmel!
Was hör' ich? Große Noth!
So ist denn nun mein lieber
Gemahl dahin und todt?
Hei, daß es so ergangen!
O hätt' er doch mit Edeln
Gekämpft und wär' gefangen!

Nun fahret wunderbalde
Zu diesem großen Schaden,
Zu Sempach vor dem Walde
Den Herzog aufzuladen!
Hei, führt in's Kloster ihn hinein,
Führt ihn nach Königsfelden,
Da soll sein Grabmal sein! —

Die Herrn am Rheine sagen,
Als nun die Boten weinen:
Der Herzog sei erschlagen
In, um und auf dem Seinen —
„Hei, setzen wir ein andres dran,
Wär' er daheim geblieben,
Ihm wär' kein Leid gethan!

„Was braucht's, von freien Stücken
Ein Faß mit sich zu führen,
Ein Faß mit Henkerstricken
Und puren Galgenschnüren?
Hei, hätt' ihm Gott den Sieg geschenkt,
Die Eidgenossen wären
Alsam daran erhenkt!

„Hätt' er nicht Unfug trieben
Und solchen Uebermuth,
Der Adel wäre blieben,
Wie sonst, bei seinem Gut;
Hei, zuviel war einmal zuviel,
Drum hat man auch so handfest
Geschlossen dieses Spiel!“

Die Frau von Mümpelgarten
Und die von Ochsenstein,
Die kann noch lange warten,
Ob nicht ihr Mann kommt heim;
Hei, beide sind erschlagen;
Das hört in ihren Landen
Man jämmerlich beklagen.

Die Bürger von Schaffhausen [8]
Und Winterthur sind blaß
Und annoch voll von Grausen,
Denn sauer war der Spaß;
Hei, Diessenhofen, Frauenfeld,
Ließ manchen Mann dahinten
Auf unserm rauhen Feld.

---

[7] Wätschger (im Original), Watsäcke, Mantelsäcke der Kavallerie. — [8] Das Schaffhauser Panner, von 28 Bürgern bis in den Tod vertheidigt, ging in der Hand ihres Schultheißen, Ritters Diethelm, unter.

So spricht ein Bürgermeister
Von Freiburg, aus der Stadt:
„Wir sind von unsrer Reise,
Die wir geleistet, matt;
Hei, welche Schmach wir tragen,
Die wir auf freier Haide
Von Schweizern sind geschlagen!“

O hätten alle diese
Vom Bodensee und Rhein
Auf einer fremden Wiese
Das Mähen lassen sein!
Hei, gar zu dünne Schwaden
Und gar zu wenig Futter
Sah man die Mäher laden!

Es zogen die von Kostnitz
Desgleich voll Hoffnung dran
Und kämpften voller Vorwitz
Den alten Wisend an;
Hei, hängt doch nun ihr Banner auch
Zu Schwyz in einer Kirche,
Nach altem Schweizerbrauch.

Auch waren an dem Tanze
Von Lenzburg die und Baden,
Die hat mit ihrem Schwanze
Die braune Kuh geladen;
Hei, mit dem Schwanze schlug sie sehr,
Daß sie nach solcher Beichte
Gelüsten nimmermehr. [9]

Begrub man nicht den Frießhart,
Mit seinem langen Bart,
Sowie den Schenk von Bremgart
Auf eine neue Art?
Hei, beide wollten's haben,
Daß man sie vor dem Walde
Zu Sempach eingegraben.

Die redlich fortgefochten,
Als schon ihr Fähndrich todt:
Die Zofinger, vermochten
Noch mehr als ihre Noth;
Hei, weil ihr Banner in der Schlacht
Ein Mann in's Maul geschoben;
So ward es heimgebracht. [10]

Von Rheinach die gedachten,
Mit purem Mord zu siegen,
Und wie sie es vollbrachten,
Ist annoch unverschwiegen;
Hei, ihren Meineid hat man gleich
Noch in dem Kampf denselben
Gepredigt Streich auf Streich.

Es sprach mit Scherz und Schelten
Die braune Kuh zum Stier:
Mich wollte heute melken
Ein Herr in dem Revier —
Hei, schlug ich ihm den Kübel hart
Um's Ohr und gab ihm eines,
Daß ihr ihn nun verscharrt! —

Den hat man nicht vergessen,
Den hat man wohl gekannt,
Der zu Luzern gesessen,
Kalb-Suter zubenannt: [11]
Hei, weil er froh die Waffen nahm,
Und froh dies Lied gedichtet,
Als ab der Schlacht er kam.

---

[9] Mit sieben Mitbürgern fiel der Lenzburger Bannermeister Werner von Lo. Unter der „braunen Kuh“ ist Unterwalden gemeint. — [10] Nach zwölf Zofingern fiel Nikolaus Gutt, ihr Schultheiß. Damit sich keine feindliche Gemeinde seines Stadtbanners rühmen könne, riß er es in Stücke und wurde unter den Todten gefunden, den Bannerstock zwischen seinen Zähnen festhaltend. — [11] Von Kalb-Suter weiß man nichts weiter. Tschudi zählt außer ihm noch zwei Suter auf, aus Luzern und Schwyz, welche in der Schlacht gefallen sind.

IV. Wilhelm Tell.

Ein hüpsch Lied vom ursprung der Eydgnoßschaft und dem ersten Eydgnossen &c.

Ph. Max Körner, Historische Volkslieder aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Stuttg. 1840, Nr. 1. — Das Lied, gedruckt bei Augustin Frieß in Zürich, besteht aus 35 Strophen und folgen hier die auf Tell's Apfelschuß bezüglichen. — Vergl. L. Rochholz, Eidgenössische Lieder, Bern 1835. S. 206.

Ein edel land recht als der kern,
das lit verschlossen zwischen berg,
vil vester dann mit mure,
da hub sich der bund am ersten an,
sie hand den sachen wißlich gethan
in einem land, heißt Uri.

Nun merkend, lieben Eidgnossen gut,
wie sich der bund am ersten erhub:
das lond üch nit verdriessen,
das einer sinem liebsten sun
ein opfel von siner scheitlen schon
mit sinen henden must schiessen.

Der Landvogt was ein zornig man,
er gsach Wilhelm Tellen ganz übel an:
„Komm her, ich muß dich fragen,
welches ist din liebstes kind,
das bring mit dir gar schnell und gschwind,
von dem soltu mir sagen!“

Der Wilhelm Tell der antwort schon:
„„Ich han so gar ein jungen son,
der fröut mich uß der massen,
darzu sin muter, mein eelich wib,
wir wurdend wagen unser beider lib,
ee wir ihn woltend verlassen.““

„Was lit mir an dinem jungen sun!
ich bieten dir, das must du thun,
oder es wirt dich nit nützen;
du bist des schiessens also b'richt,
das menger von dir hört und sicht,
unter allen armbrustschützen.“

Wilhelm Tell herwider sprach:
„„Herr, sind mir vor disem ungemach,
solt ich zu minem sun schiessen!““
Der Landvogt sprach: „Schwig, es muß sin!
ob schon dich stelteft wie ein schwin.“
Es thet ihn ser verdriessen.

Der Landvogt sprach zu Wilhelm Tell:
„Nun lug, daß dir dein kunst nit fäl,
Und merk min red gar eben:
trifst du ihn nit den ersten schuß,
fürwar, es bringt dir keinen nutz
und kostet dir din leben!“

Zwenzig und hundert schritt die must er stan,
ein pfil uf sinem armbrust han,
da was gar wenig scherzen.
Er sprach zu sinem liebsten sun:
„„Ich hoff, es sol uns wol ergon,
hab Gott in dinem herzen!““

Do bat er Gott tag und nacht,
daß er den opfel zum ersten traf,
das thet den Landvogt verdriessen;
die gnad hat er von Gottes kraft,
daß er uß rechter meisterschaft
so hoflich kunde schiessen.

Do er den ersten schuß hat thon,
ein pfil hat er in sinem goller ston.
Er sprach: „„Hett ich min sun erschossen,
so sag ich üch, Herr Landvogt gut,
so hatt ich das in minem mut,
ich wollt üch han getroffen!““

Darmit macht sich ein grosser stoß,
davon entsprang der erst Eidgnoß,
Gott wolt die Landvögt strafen.

. . . .

Grossen übermut tribend si im land,
vil böser gwalt der wärt nit lang,
also findt mans geschriben.
Es hands des Fürsten landvögt thon,
drumb ist der Herr umb sin herrschaft ko'n
und uß dem Land vertriben.

V. Peter Unverdorben.

Fr. Leonard v. Soltau, Einhundert deutsche historische Volkslieder 2c. Leipzig 1836, Nr. 11. Aus einer Papierhandschrift des Klosters St. Georgen zu Villingen, jetzt in Karlsruhe.

Do zu mitter fasten es beschach,
daz Peter Unverdorben gefangen lach
ze Nüwenburg in dem turne;
er lag gefangen umb sinen lib.
hilf Marie muter! es ist zit,
du magst mir wol gehelfen.

Der turn der haisset schütt den helm,
er wil mich bringen umb min lebn,
es möcht wol got erbarmen.
Lieb sant Lienhart,[1] hilf mir uß!
ich wil dir buwen ain isne huß,
das kost recht waz ez welle.

Lieber sant Peter, hilf mir dar
gen Rom, gen Ach, wenn uf die vart
zu unser lieben frowen!

Sant Catherin die singt uns ain tagewis,
ich hon ir gedienet mit ganzem flis
in minen vil grossen nöten.

„Got grüß üch frow die Herzogin!
bittet ir min herren und och sin kind,
daz er mir frist min leben,
und och daz ander hofgesind,
und alles daz in dem hofe si,
daz mag mir wol gehelfen.“

Und do er für die herrschaft trat
und wond (wollt) ir hören, wie er sprach
us sinem vil roten munde:
„Got gesegen dich löb (loub), got gesegne dich gras,[2]
got gesegne alles daz da was,
ich mus mich von hinnen scheiden!

---

[1] St. Lienhart soll ein Schmiedeknecht gewesen sein. — [2] Diese Segensformel eines Sterbenden kehrt öfter wieder, z. B. in dem Liede vom Grafen und der Königstochter (Wunderhorn I. 278); im Liede vom Benzenauer (Körner, V. L. S. 121), u. a. m.

»Lieber engel, gang mir bi!
bis sel und lib bi einander ſt,
daz mir min herz nit breche;
got gesegen dich sunn, got gesegne dich mon,
got gesegen dich schönes lieb, wa ich dich hon,
ich mus mich von dir scheiden!«

Der uns dies liede nüwe sang,
Peter Onverdorben ist er genant,
er sangs uß friem mute;
er singt uns das und kaines me,
und sölt er leben, er sung es me;
also schied er von hinnen.

VI. Epple von Gailingen.

Uhland, Volksl. I. Nr. 135. — Ph. M. Körner, Histor. Volksl., Nr. 23, aus einem fliegenden Blatt, gedruckt in Augsburg bei Mich. Manger. — Eppelein (Apollonius) von Geilingen oder Gailenreuth, im Wiesenthale in Oberfranken, Nürnbergs unversöhnlicher Feind, war als verwegener Raubritter berüchtigt. Endlich gefangen genommen, ward er 1381 zu Neumarkt in der Oberpfalz mit dem Rade hingerichtet in einem Alter von 70 Jahren. Näheres in G. E. Waldau's Vermischten Beiträgen zur Geschichte der Stadt Nürnberg, Bd. I. (Nürnb. 1786), S. 209 ff. Die Literatur bei Grimm, Deutsche Sagen I. 199.

Es was ein frisch freier reutersman, :,:
der Epple von Geilingen ist er genannt. :,:

Er reit zu Nürnberg auß und ein,
ist der von Nürnberg abgsagter feind.

Er reit zu Nürnberg fürs schmids haus:
‚hör, lieber schmid, trit zu mir herauß!

‚Hör, lieber schmid, nu laß dir sagen:
du solt mir meim roß vier eisen aufschlagen!

‚Beschlag mirs wol und beschlag mirs eben!
ich will dir ein guten lon drumb geben.‘

Da greif er in die taschen sein,
gab im vil der roten gülden fein.

‚Schmid, du solt nit vil davon sagen!
dein herren müßen mirs wol bezalen.‘

Er reit wol für das wechselhaus,
nam in ir silberins vogelhaus.

Er reit wol auf den Geiersperg
und machet in ir vogelhaus lär.

Sie schickten im ein boten hinnach:
wo Eppele wolt ligen die nacht?

‚Hör, lieber bot! so ich dich muß fragen:
was hörst du vom Epple von Geilingen sagen?

‚Das magst du wol für ein wahrheit jehen:[1]
du habst in mit dein augen gesehen.‘

Da reit er under das Frawentor,
da hieng ein par reuterstifel davor.

‚Torwechter, lieber torwechter mein!
wes mag diß par reuterstifel sein?

‚Sie send eins freien reutersman,
Epple von Geilingen ist ers genant.‘

Er nam die stifel auf sein gaul
und schlugs dem torwechter umb das maul.

‚Se hin, torwechter! da hast du dein lon,
das zeig dein herren von Nürnberg an!‘

Der torwechter was ein bhender man,
sagts seinen herrn und der gmeinde an.

Sie schickten sibenzig reuter on gfär;[2]
wo der Epple hin kommen wär.

‚Söldner! eur gfangner will ich nit sein,
eur seind sibenzig, ich bin allein.‘

Sie triben in auf ein hohen stein,
der Epple von Geilingen sprangt in den Main.

‚Ir söldner! ir seind nit eren wert,
eur keiner hat ein gut reuterpfert.‘

Wie bald er sich auß dem sattel schwang!
und zog im selbs das par stifel an.[3]

Da reit er über ein awen, was grün,
begegnet im ein kaufman, der daucht sich kün.

‚Hör, lieber kaufman, laß dir sagen:
wir wöln einander umb d' taschen schlagen!‘

Der kaufman was ein bhender man,
er gurt dem Epple sein taschen an.

---

[1] jehen = aussagen, bekennen. — [2] Sie schickten zwen vnd sibenzig Reuter on gefähr. Körner. — [3] vnd zog das new par stifel an Ders. —

Des kaufman er gar wol vernam,
ein beurin im auf der straßen bekam.

Die beurin er fraget auf der stet:
was man vom Epple sagen tet?

Die beurin im ein antwurt gab:
Der Eppele wär ein nasser knab.

‚So sag mir, liebe beurin schon!
was hat dir Eppele leids geton?'

Epple von Geiling sich bald bedacht,
wie bald er da ein feur aufmacht!

Er nam das schmalz und macht es warm,
stieß ir die hend drein biß an die arm.

‚Se hin! da hast du den rechten lon,
und sag: der Eppele hab dirs geton!'

Er schickt sein knecht gen Farnbach hinab:
man solt im bereiten ein gutes mal.

Da kam der Epple von Geilingen ein,
da bot im der wirt ein külen wein.

Der Eppele lugt zum fenster hinauß,
da schub man im vil wägen fürs haus

‚Lieber wirt, tu mir die türen auf
und laß mich sprengen über auß!'

Da sprängt er über acht wägen auß,
am neunten gab er den gibel auf.

‚So ligt mein muter am Rein, ist tot,
darumb muß ich leiden große not.'

Da zog er auß sein gutes schwert,
erstach damit sein reisig pfert.[4]

„Epple! hetst du das nit geton,
beim leben wolten wir dich lon."

Den Epple von Geilingen namens an,
brachten gen Nürnberg den gfangnen man.

Und fürten in auf den rabenstein,[5]
man legt im den kopf zwischen die bein.

---

[4] erstach damit sein guts Reuter pferdt. Ders. — [5] Darnach fürten sie jn ꝛc.

VII. Die Vitalienbrüder.

Aus dem „Venusgärtlein," Hamb. 1659, abgedruckt in Canzler's und Meißner's „Quartalschrift für ältere Literatur und neuere Lectüre," Jahrg. 2., Leipz. 1784, St. 1. S. 29 ff. Vergl. Wunderhorn, II. 167. Ursprünglich niederdeutsch, gehört das Lied in den Anfang des 15. Jahrhunderts; auch Lessing (Leben, Th. 3, S. 113) setzt es unter 1401.

Nach der Gefangennehmung Albrechts von Mecklenburg, Königs von Schweden, durch Margarete von Dänemark und Norwegen 1388 verbanden sich die sämmtlichen mecklenburgischen Prinzen mit den Städten Wismar und Rostock zu seinem Beistand. Rostock schickte sieben bis acht wohlbemannte Schiffe mit Victualien (Victuals-Vittles) nach dem belagerten Stockholm, und die Hansestädte mit Wismar und Rostock erklärten: „daß sie allen, die auf ihre eigne Hand und freie Beute gegen die Dänen rennen wollten, Geleit und Steuer gäben und ihre Häfen und Märkte öffnen." Da kam der Gesellen ein heller Haufen zusammen unter Barthel Voet und nannten sich Gard- oder Vitalienbrüder (Vitalianer) und galten anfangs eher für Hülfstruppen als für Seeräuber. Allmälig mehrten sie sich, machten gute Beute, verkauften diese zu Rostock und Wismar wohlfeil und thaten den nordischen Reichen großen Schaden; erregten aber auch den Neid der Hansestädte, besonders Hamburgs. Beim Frieden mit Dänemark 1399 sollten auch die Vitalienbrüder ihr Gewerbe aufgeben und wurden nun von den beiden Theilen der frühern Feinde, vorzüglich aber auch von den deutschen Rittern auf Gothland bekriegt. Ein Theil von ihnen gieng nun nach Friesland, um gegen Holland zu dienen, ein anderer Theil griff Norwegen an und plünderte Bergen, andere schweiften in ferne Meere. Die Hamburger ließen sie für Seeräuber erklären und machten Bündnisse gegen sie; doch blieben zwei ihrer Hauptleute, Klaus Störtebecker und Gödeke Michael, noch lange der Schrecken der Seefahrer. Der erstere war aus Barth gebürtig, der andere aus der Insel Rügen, wo sie in der Stubnitz auf Jasmund in einer Höhle, die Kammer genannt, ihre Niederlage hatten. Gegen sie rüsteten sich die Hamburger unter Simon von Utrecht (nachherigem Bürgermeister) und Nikolaus Schocke 1402. Bei Helgoland wurde Störtebecker überwunden und mußte sich ergeben und gleich darauf wurde auch Gödeke Michael's Schiff erobert und er mit 80 Vitalienbrüdern gefangen. Die Hamburger ließen ihnen sämmtlich die Köpfe abschlagen. (Vgl.

F. A. Vischon, Denkmäler. II. 71 ff.) Die Enthauptung geschah auf dem Grasbrook zu Hamburg. In Friesland, wo die beiden Hauptleute oft mit ihrer Flotille die bereitwilligste Aufnahme und Unterstützung gefunden, hat sich die Ueberlieferung über sie gebildet und erhalten. Den Text der niederdeutschen Seeräuberlieder: Klaus Stortebecke, Gödeke Michael, Wieben Peter, Klawes Knypphoff und Merten Pechlin, hinterließ F. L. v. Soltau handschriftlich, aus handschriftlichen Quellen, nebst vollständigen Glossaren und Indices, so wie auch ein vergleichendes Glossar zu diesen vier Liedern; ferner Materialien zur Geschichte der Vitalienbrüder und zu der dieselben betreffenden Literatur.

Störtebecher und Gödte Michael
Die raubten beide zu gleichem Theil (Deel)
Zu Wasser und nicht zu Lande,
Bis daß es Gott vom Himmel verdroß,
Des musten sie leiden große Schande.

Sie zogen vor den Heidnischen Soldan,
Die Heiden wolten ein Wirthschaft han;
Seine Tochter wolt er berathen (verheirathen),
Sie rissen und splissen wie zwei wilde Thier,
Hamburger Bier trunken sie gerne.

Störtebecher der sprach allzuhand:
Die West-See ist mir wohl bekannt,
Das will ich uns wohl holen;
Die reichen Kaufleut von Hamburg,
Die solln das Gelag bezahlen.

Sie liefen ostwerts langst des Lick (?):
Hamburg, Hamburg, thu deinen Fleiß,
An uns kannst du nicht gewinnen,
Was wir auch wollen bei dir thun,
Das wollen wir bald beginnen.

Und das erhört ein schneller Both,
Der war von klugem Rath,
Kam in Hamburg gelaufen,
Er fragte nach des ältsten Bürgermeisters Haus,
Den Rath fand er zu Hauffe (versammelt).

»Ihr lieben Herren all, durch Gott!
Nehmt diese Red nicht auf für Spott,
Die ich euch will sagen:
Die Feinde liegen euch nahe bei,
Sie liegen an wilder Have (Havel).

»Die Feinde liegen euch hart für der Thür,
Des habt ihr edlen Herrn zweier Kühr (Wahl),
Sie liegen dar am Sande,
Laßt ihr sie wieder von hinnen ziehn,
Des habt ihr Hamburger Schande!«

Der ältste Bürgermeister sprach allzuhand:
»Gut Gesell, du bist uns unbekannt,
Worüber solln wir dir gläuben?«
»Das sollt ihr edlen Herren thun,
Bei meinem treuen Eide!

»Ihr sollet mich setzn auf das Vorkastel [1],
Bis daß ihr eure Feinde seht
Wohl zu derselben Stunde,
Und spüret ihr einigen Wankel an mir,
So senket mich zu Grunde!«

Die Herrn von Hamburg zogen aus (ut),
Sie gingen zu Segel mit der Fluth,
Wohl nach dem neuen Werke, [2]
Vor Nebel konnten sie nicht sehn,
So finster waren die Schwerken (Wolken).

Die Schwerken brachen durch, die Wolken wurden klar,
Sie segelten fort und kamen dar,
Großen Preis wollten sie erwerben,
Störtebecher und Gödte Michael,
Die mußten darum sterben.

Sie hatten einen Hölck [3] mit Wein genommen,
Damit waren sie auf die Weser gekommen,
Dem Kaufmann dar zu Leide,
Sie wollten darmit in Flandern sein,
Sie musten dar noch scheiden.

»Hört auf Geselln, trinket nun nicht mehr!
Dort laufen drei Schiffe in jener See,
Uns grauet für den Hamburger Knechten;
Kommen uns die von Hamburg an Bord,
Mit ihnen müssen wir fechten!«

Sie brachten die Büchsen (Kanonen) an den Bort,
Zu allen Schiessen gingen sie fort,
Da hört man die Büchsen klingen;
Da sah man so manchen stolzen Held
Sein Leben zu Ende bringen.

Sie schlugen sich drei Tag und auch drei Nacht;
Hamburg, dir ist ein Böses gedacht
All zu derselben Stunde,
Das uns ist lang zuvor gesagt,
Das kommen wir hie zu Funde.

Die bunte Kuh aus Flandern kam, [4]
Wie bald sie das Gerücht vernahm,
Mit ihren starken Hörnern,
Sie gieng sich brausen durch die See,
Den Hölck wollte sie verstören.

---

[1] Vorkastel hatten nur die größten Schiffe. — [2] Neuwerk, unterhalb Kurhaven, in der Richtung nach Helgoland. — [3] Hölk = eine Art Schiff. — [4] Die bunte Kuh aus Flandern mit den starken Hörnern ist ein Schiff der Hamburger. Canzler meint, die starken Hörner möchten Kanonen gewesen sein und dies das einzige Schiff mit Geschütz.

Der Schiffer sprach zu dem Steuermann:
„Treib auf das Ruder zum Steuerbort an,
So bleibt der Hölck bei dem Winde,
Wir wollen ihm laufen sein Vorkastel entzwei,
Das soll er wohl empfinden!"

Sie liefen entzwei ihm sein Vorkastel,
„Traun," sprach sich Gödte Michael,
„Die Zeit ist nun gekommen,
Daß wir müssen fechten um unser beider Leib,
Es mag uns schaden oder frommen."

Stürzebecher sprach sich allzuhand (altobald):
„Ihr Herrn von Hamburg, thut uns kein Gewalt!
Wir wollen euch das Gut aufgeben,
Wollt ihr uns stehn für Leib und Gestalt
Und fristen unser junges Leben."

„Ja traun, sprach sich Herr Simon von Utrecht,
Gebt euch gefangen auf ein Recht!
Laßt euch das nicht verdrießen;
Habt ihr dem Kaufmann kein Leid gethan,
So werdet ihrs wohl genießen."

Da sie gegen die Richtstatt kamen,
Nicht viel Gutes sie da vernahmen,
Sie sahen die Köpfe stecken.
„Ihr Herren, das sind unsre Mitkompans!"
So sprach sich Stürzebecher!

Sie wurden zu Hamburg in die Haft gebracht,
Sie saßen nicht länger als eine Nacht,
Wohl zu derselben Stunde,
Ihr Tod wurd also sehr beklagt
Von Frauen und Jungfrauen.

„Ihr Herrn von Hamburg, wir bitten um eine Bitt,
Die wollt ihr uns versagen nicht,
Und mag euch auch nicht schaden:
Daß wir mögen den Trauerberg [5] angehn
In unserm besten Gewande."

Die Herrn von Hamburg thäten die Ehr,
Sie ließen ihn'n Pfeifen und Trummeln vorgehn,
Sie hättens wohl lieber entbehret,
Ja wären sie wieder in der Heidenschaft gewest,
Sie wären nicht wiederkehret.

Der Scharfrichter hieß sich Rosenfeld,
Er haute so manchen stolzen Held
Mit einem frischen Muthe,
Er stund mit seinen geschnürten Schuhn
Zu den Enkel (Knöcheln) in dem Blute. —

Hamburg, Hamburg, des geb' ich dir den Preiß,
Die Seeräuber waren nie so weiß,
Um deinet willen mußten sie sterben,
Des magst du von Gold ein Krone [6] tragn,
Den Preiß hast du erworben.

---

[5] Richtstätte. — [6] Aus dem Raube sollen die Hamburger eine Krone gemacht haben, welche lange am Nikolaithurme geprangt haben soll.

VIII. Der Prinzenraub.

(1455.)

Wunderhorn I. 2. Aufl. S. 306 fg. — W. E. Tenzel, Curieuse Bibliothek II. Leipz. 1705, S. 783 fg. Vgl. Herder, Volkslieder I., Leipzig 1778.

Wir wolln ein Liedel heben an,
Was sich hat angesponnen,
Wie's im Pleißnerland gar schlecht war bestallt,
Als den jungen Fürst'n geschah Gewalt
Durch Kuntzen von Kauffungen.

Der Adler hat auf'm Fels gebaut
Ein schönes Nest mit Jungen,
Und wie er einst geflogen aus,
Holt ein Geier die Jungen heraus,
Drauf ward's Nest leer gefunden.

Wo der Geier auf'm Dache sitzt,
Gedeihen die Küchlein selten,
Es war da ein seltsam Narrenspiel,
Welcher Fürst seinen Räthen traut zu viel,
Muß oft es selber entgelten.

Altenburg, du feine Stadt!
Dich thät er mit Untreu meinen;
Da in dir war'n all' Hofleut voll,
Kam Kunz mit Leitern und Buben toll
Und holt die Fürsten so kleine.

Was blast dich, Kunz, für Unlust an,
Daß du ins Schloß einsteigest?
Und stiehlst die zarten Herren heraus,
Als der Kurfürst eben nit war zu Haus,
Die zarten Fürsten-Zweige?

Es war wohl als ein Wunderding,
Wie sich das Land beweget,
Was da auf'n Straßen war'n für Leut,
Die den Räubern folgten nach in Zeit;
All's wibbelt, kribbelt, sich beweget.

Im Walde dort ward Kunz ertappt,
Da wollt er Beeren naschen;
Wär er in der Hast wacker fortgeritten,
Daß'n die Köhler nit gefangen hätten,
Hätt er sie kunt verpaschen.

Ab'r sie wurden ihm wieder abgejagt,
Und Kunz mit seinen Gesellen
Auf Grünhain, in unsers Herrn Abts Gewalt,
Gebracht, und auf die Zwika gestellt,
Und mußte sich lassen prellen.

Dafür fiel ab gar mancher Kopf,
Und keiner der Gefangnen
Kam aus der Haft ganzbeinig davon,
Schwerdt, Rad, Zangn, Strick, die warn ihr Lohn,
Man sah die Rümpfe hangen.

So gehts, wer wider die Obrigkeit
Sich unbesonnen empöret.
Wers nicht meint, schau an Kuntzen,
Sein Kopf thut z'Freiberg noch runterschmunzen,
Und Jedermann davon lehret.

Gott thu den frommen Christen alles Guts,
Und laß die jungen Herren
In kein Feindes Hand mehr also kommen,
Geb auch der Frau Churfürstin viel Frommen,
Daß wir uns in Ruhe ernähren.

IX. Agnes Bernauerin.

(gest. 1435.)

J. G. Büsching, Wöchentl. Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters. III. Bresl. 1817. S. 409—12. — Franz Ziska aus Wien, welcher dieses Lied sammt Melodie mittheilte, bemerkt: „Dieses geschichtliche Lied, welches ich das erste Mal von einer Frau aus Regensburg singen hörte und aufschrieb, ist, wie ich mich überzeugte, in ganz Oesterreich verbreitet. Es giebt wenige alte Leute allhier, denen es völlig unbekannt ist. Mir kam auch ein alter gewiß hundertjähriger Druck davon zu Gesicht und eine neue, bis auf einige Wortveränderungen getreue Auflage als Flugschrift mit dem bekannten Titel: Drey schöne neue weltliche Lieder — vom Jahr 1817."

Es reiten drei Reiter zu München hinaus,
Sie reiten wohl vor der Bernaurin ihr Haus:
»Bernauerin, bist du drinnen,
ja drinnen?

»Bist du darinnen, so trit du heraus! —
Der Herzog ist draußen vor ihrem Haus
Mit allem seinen Hofgesinde,
ja Gesinde.«

Sobald die Bernauerin die Stimme vernahm,
Ein schneeweißes Hemd zog sie gar bald an,
Wohl vor den Herzog zu treten,
ja treten.

Sobald die Bernauerin vors Thor naus kam,
Drei Herren gleich die Bernauerin vernahmn:
»Bernauerin, was willst du machen,
ja machen?

»Ei willst du lassen den Herzog entweg'n?
Oder willst du lassen dein jung frisches Leb'n
Ertrinken im Donauwasser,
ja Wasser?«

‚Und als ich will lassen mein'n Herzog entweg'n,
So will ich lassen mein jung frisches Leb'n
Ertrinken im Donauwasser,
ja Wasser.

‚Der Herzog ist mein,
Und ich bin sein;
Sind wir gar treu versprochen,
ja versprochen.' —

Bernauerin auf dem Wasser schwamm,
Maria Mutter Gottes hat sie gerufet an,
Sollt ihr aus dieser Noth helfen,
ja helfen.

‚Hilf mir, Maria, aus dem Wasser heraus!
Mein Herzog läßt dir bauen ein neu's Gotteshaus,
Von Marmelstein ein'n Altar,
ja Altar!'

Sobald sie dieses hat gesprochen aus,
Maria Mutter Gottes hat geholfen aus
Und von dem Tod sie errettet,
ja errettet. —

Sobald die Bernauerin auf die Brucken kam,
Ein Henkersknecht zur Bernauerin kam:
»Bernauerin, was willst du machen,
ja machen?

»Ei willst du werden ein Henkersweib,
Oder willst du lassen dein'n jung stolzen Leib
Ertrinken im Donauwasser,
ja Wasser?«

‚Und eh ich will werden ein Henkersweib,
So will ich lassen mein'n jung stolzen Leib
Ertrinken im Donauwasser,
ja Wasser!' —

Es stund kaum an den dritten Tag,
Dem Herzog kam eine traurige Klag:
»Bernauerin ist ertrunken,
ja ertrunken!«

„„Auf, rufet mir alle Fischer daher!
Sie sollen fischen bis an das rothe Meer,
Daß sie mein feines Lieb suchen,
ja suchen."'

Es kommen gleich alle Fischer daher,
Sie haben gefischt bis an das rothe Meer,
Bernauerin haben sie gefunden,
ja gefunden.

Sie legen s' dem Herzog wohl auf die Schooß,
Der Herzog wohl viel tausend Thränen vergoß,
Er thät gar herzlich weinen,
ja weinen.

„„So rufet mir her fünftausend Mann!
Einen neuen Krieg will ich nun fangen an
Mit meinem Herrn Vatern eben,
ja eben.

„„Und wär mein Herr Vater mir nicht so lieb,
So ließ ich ihn aufhenken als wie einen Dieb,
Wär aber mir eine große Schande,
ja Schande."'

Es stund kaum an den dritten Tag,
Dem Herzog kam eine traurige Klag:
Sein Herr Vater ist gestorben,
ja gestorben.

„„Die mir helfen meinen Herrn Vater begrab'n,
Rothe Manteln müssen sie hab'n,
Roth müssen sie sich tragen,
ja tragen.

„„Und die mir helfen mein feines Lieb begrab'n,
Schwarze Manteln müssen sie hab'n,
Und schwarz müssen sie sich tragen,
ja tragen.

„„So wollen wir stiften eine ewige Meß,
Daß man der Bernauerin nicht vergeß,
Man wolle für sie beten,
ja beten!"'

X. Von dem Murtner Streit.

(1476.)

Von Veit Weber.

Erneuert von E. L. Rochholz, Eidgenössische Lieder-Chronik, S. 165 ff. — Zuerst in Diebold Schilling's Beschreibung der Burgundischen Kriege. Bern 1743. — Ueber Veit Weber vergl. Heinr. Schreiber, Geschichte der Stadt Freiburg, das. 1857, Liefg. 4, S. 168 ff.; auch seine Sammlung: Kriegs- und Siegeslieder aus dem 15. Jahrh., Freib. 1819, S. 37.

Mein Herz ist aller Freuden voll,
Darum ich wieder singen soll
Und an zu dichten fangen!
Denn mich verlangte Tag und Nacht,
Bis endlich sich der Schimpf gemacht,
In dem der Feind vergangen.

Den man den Herzog hat genannt,
Der kam gen Murten hingerannt,
Den Schaden nun zu rächen,
Der ihm vor Granson ward gethan,
Und spannte Zelte auf den Plan,
Und wollte Murten brechen.

Er schoß die Thürm' und Mauern um,
Man gab ihm aber wenig drum
Und ließ den Himmel walten;
Denn drinnen waren mannlich Leut', [1]
Und wollten jede Spanne breit
Von ihrer Stadt behalten.

Und als er sonder Ruh und Rast
Drei ganzer Stunden stürmte fast [2]
Und Murten wollte haben:
Schlug man ihm tausend Walchen todt,
Und füllte dann vor lauter Noth
Mit ihnen Wall und Graben.

Fürwahr, ihr Murtner, Groß und Klein,
Ihr legtet wacker Ehre ein,
Das werd' ich immer sagen;
Und jedem, der's an Hab und Gut
Vermag, dem rath' ich wohlgemuth,
Zu Rittern euch zu schlagen.

Ein edler Hauptmann wohlbekannt,
Von Bubenberg ist er genannt,
Der wußte brav zu schalten!
Und haben muß man seinen Brauch
Und seinen Büchsenmeister auch, [3]
Wo's Städte gilt zu halten.

---

[1] 2000 gegen 60,000. — [2] Ein einziger Sturm kostete dem Feinde über 700 Mann. — [3] Heinrich Ott von Nürnberg.

Man schrieb nun eilends an den Bund
Und that den Eidgenossen kund,
Wie Murten läg' im Strause,
Und wie ihm Hülfe wäre Noth;
Und als man ihnen dies entbot,
Blieb keiner mehr zu Hause.

Es that dem Herren Reinhard Zorn [4]
Und war dem Lothringer ein Dorn
Der Welschen Ungefüge;
Der that mit manchem Edelmann
Den frommen Eidgenossen dann
Und seiner Ehr' Genüge.

Dem edeln Grafen in dem Land,
Dem Greyerz, [5] ward es auch bekannt,
Der kam mit seinen Knechten
Und sprach so gar aus freiem Muth:
Ihr Herren, laßt uns, dünkt's euch gut,
Einmal zu Fuße fechten!

Des Fürsten Zug von Oesterreich, [6]
Von Straßburg, Basel und zugleich
Von andern Bundessassen,
Der kam in einer großen Schaar
Wohl zu den Eidgenossen dar
Und schwur, sie nicht zu lassen.

Und wahrlich sag' ich, daß ich nie
Zusammen auf der Erde hie
Sah einen Bund wie diesen!
Er brachte Büchsen ohne Zahl
Und Hallebarten, breit und schmal,
Und einen Wald von Spießen.

Als nun, seit Christ erschienen war,
Zu vierzehnhundert siebzig Jahr
Das sechste war gekommen,
Am Zehentausend-Rittertag, [7]
An einem Freitag, wie ich sag',
Schuf man gar großes Frommen.

Da rückte man in aller Fruh
So eilig gegen Murten zu
Durch grünendes Gewälde; [8]
Die Murtner schauten froh in's Land;
Drauf hub, als man den Herzog fand,
Das Schlachten an im Felde.

Und als man vor dem Heereszug
Die Tapfersten zu Rittern schlug
Und Edel ließ benennen,
Da sah'n sie sich so kühnlich an,
Und schrie'n: „Wir wollen vorne dran
Und in die Wette rennen!“

Die Führer hielten kurzen Rath,
Indeß ich Manchen voller That
Und murrend hörte sprechen:
„Ach Gott, schon ist's Mittag fürwahr,
Wann wird das Reden endlich gar?
Wir wollen hau'n und stechen!“

Ein jeder trug sein Banner stark,
Wohinter keiner sich verbarg,
Sie trugen es mit Muthe;
Sie dachten nur in ihrem Sinn,
Wie sie den Herzog würfen hin
In seinem rothen Blute.

Die Vorhut schwang ein Fahnenpaar,
Weil Entlibuch das Eine war, [9]
Das eilte mitzuziehen,
Das Andre Thun mit seinem Stern;
Sie standen zu einander gern
Und dachten nicht an's Fliehen.

Die Ritter rannten vorne drein
Und legten alle Speere ein,
Da sie des Feinds ersichtig,
Und gaben nichts um sein Geschütz,
Und wagten ihren Rittersitz
Und hielten sich gar tüchtig.

Man schoß zuerst aus Büchsen nur,
Drauf kam der Landsknecht an und fuhr
Auf sie mit langen Spießen,
Dann hat der Gaul von Blut geschäumt,
Dann hat der Reiter aufgeräumt,
Was jene leben ließen.

Da floh der Feind unsinnig schier
Und lief, als ihm sein Kürassier
Und Fußknecht war erstochen,
Da lag das Feld, das er durchlief,
Voll Glen' und Speere knieestief,
Die man an ihm zerbrochen.

Der floh hinauf, der floh hinab,
Den that man in den Saaten ab
Und jenen in den Hürsten;
Der lief zum Wald, und war kein Hirsch,
Der in den See und war kein Fisch
Und mochte wohl nicht dürsten.

---

[4] Der Herzog René (Renalt, Reinard, Reinhard abwechselnd genannt), dessen Land von Karl erobert war, stahl sich von Lion mit seinen Freunden Thierstein, Oettingen und Bietsch nebst einigen hundert französischen Soldaten und 300 patriotischen Lothringern über die Grenze und zog mit nach Murten. — [5] Ludwig von Greyerz kam mit den Sanenleuten. — [6] 2000 Mann Fußvolk soll Sigmund geschickt haben. Das vorderösterreichische Aufgebot kam aber um zwei Stunden zu spät zur Schlacht. — [7] Am Jahrestage der Laupenschlacht; eine erhebende Erinnerung. — [8] Durch den Murtner Bannwald; man ordnete sich hier. — [9] Die Entlibucher und Unterwaldner waren diesmal nebst Uri als die Ersten auf dem Kampfplatze eingetroffen. Hans Hallwyl führte sie in die Schlacht.

Drin standen sie bis an das Kinn,
Und dennoch schoß man auf sie hin,
Als ob sie Aenten wären; [10]
Man schifft' hinein und schlug sie todt,
Da ward das grüne Wasser roth,
Roth wurden alle Fähren.

Gar viele klommen auf die Bäum'
Und waren Vögel ohne Keim,
Die schoß man wie die Krähen,
Die stach man mit dem Spieß herab,
Weil ihr Gefieder wenig gab
Und auch kein Wind mocht' wehen.

Zwei Meilen lang war Eine Schlacht!
Zwei Meilen lang lag Seine Macht [11]
Zerhauen und zerstochen!
Und unsrer Heergesellen Tod
Zu Granson ward zwei Meilen roth
Und blutigroth gerochen!

Wie viel erschlagen dazumal,
Das weiß man kaum in rechter Zahl;
Ich aber hörte sagen,
Von Zweiundsechszig — habe man
Bei Sechsundzwanzig — Tausend Mann
Ertränket und erschlagen.

Dies aber glaubt mir auf mein Wort,
Daß an der Eidgenossen Ort
Nicht Zwanzig umgekommen!
Wobei man recht erkennen mag,
Wie Gott behüte Nacht und Tag
Die Kühnen und die Frommen.

Und wäre nicht entflohn die Schaar,
Erschlagen hätt' sie ganz und gar
Der rechte Schartenschlager!
Man schlug sich doch, als nun am Rand
Der Berge schon die Sonne stand,
Sogar in ihrem Lager:

Das, eine halbe Meile breit
Auf tausend Zelten ausgespreit't,
Ihn dennoch ließ vertreiben;
Doch alle Büchsen übergroß,
Mit denen er nach Murten schoß,
Die mußten liegen bleiben.

Und all die Banner in dem Streit,
An denen noch von alter Zeit
Nur lange Zipfel hingen, [12]
Schnitt man geviert und ganz gerad
Für jede ritterliche That,
Die sie den Tag begingen.

Dem Grafen zog man in sein Land
Und hat ihm Stadt und Schloß verbrannt,
Worin er wollte sitzen;
Ein Schweißbad hat man ihm gemacht,
Säß' er darinnen eine Nacht,
Er würde plötzlich schwitzen!

Man trieb mit Karl Schachzabelspiel,
Wir haben deiner Fenden viel [13]
Und deiner Roches zerbrochen; [14]
Seit deine Bauern traurig stehn
Und deine Ritter schnell vergehn,
Ist dir Schachmatt gesprochen.

Du hast wie Bettlern uns gedroht;
Der Schweizer heischt von dir kein Brod
Und läßt sich auch nicht schrecken;
Sein Bettelstab heißt Spieß und Glen,
Den stößt er dir in deine Zähn',
Nun Herzog, laß dir's schmecken!

Veit Weber hat dies Lied gemacht,
Der ist gewesen in der Schlacht
Und durch den Schimpf verdorben;
Und weil er eingebüßt sein Gut,
Hat dort das tapfre Schweizerblut
Ein andres ihm erworben.

---

[10] Mehrere 1000 Kürassiere und Lombarden suchten durch den weithinein beschilften Murtensee zum Grafen Romont zu entkommen, der sich aber drüben seit der Wegnahme des Geschützes listig entfernt hatte; so standen sie, schwarzhaarige Italiener, wie Möven anzusehen, Kopf an Kopf im Wasser, bis der Grund brach und sie im Moor versanken. Andere stürzten sich, vornehmlich bei der Landspitze Bec de Greng, in den See, um dem Morden zu entkommen, andere gingen auf überladenen Schiffen unter. Joh. v. Müller, V. Kap. 1, Note 341. — [11] Bis nach Peterlingen erging die Verfolgung; unter dem Geschrei: Hie Brie, hie Granson! wurde alles niedergemetzelt, so daß das Sprichwort entstand: Rauher als bei Murten. — [12] Viele Banner wurden zum Andenken dieser Waffenthat verändert; der schwarze Stern Thuns ist, seit der Eroberung der burgunder Artillerie an jenem Graben, ein goldner. Die zugespitzte Form der Basler Fahne, politische Unterthänigkeit bezeichnend, machte der Herzog Renat noch auf dem Schlachtfelde geviert, indem er ihr einen Zipfel (Schwenkel) wegschnitt und auf diese Weise volle Landeshoheit zuerkannte. — [13] Vigent oder Vent (Feind) bedeutet den Bauer im Schachspiel. „Ein Vigent dem König sprichet matt." Boner. — [14] Roches-Ritter und Vögte. (Konrads von Ammenhausen ‚Schachzabelbuch.' Straßb. 1483. Vgl. Gervinus, Geschichte d. deutschen Dichtung II. 1853, S. 136 fg.)

XI. Herr Burkhart Münch.

In Rosen baden. Sprichwort.

Wunderhorn II. 140. Nach Lycosthenes Psellionoros Lustgarten. Straßb., bei Carolo, 1521. S. 678.

Es war Herr Burkhart Münch bekannt
Als tapfrer Kriegsmann in dem Land,
Mit dem Delphin aus Frankereich
Er kam mit starker Macht zugleich.

Nicht weit von Basel fiel zumal
Der Eidgenossen große Zahl,
So daß sein Feind für diesmal zwar
Erleget und entflohen war.

Da ritt Herr Burkhart Münch frei fort
Dort auf die Wahlstatt an den Ort,
Auch über todte Körper all,
Und triumphirt mit lautem Schall.

Und auf der Wahlstatt einen fand,
Der ihm zuvor war wohlbekannt,
Der seine Wunden schwer ertrug,
Alsbald er sein Visier aufschlug.

Und sprach: „Schau heut zu Tag hiebei,
Da baden wir in Rosen frei!“
Solch Wort erhört ein Eidgenoß,
Den diese Schmach gar sehr verdroß,

Daß er zu rächen sie gedacht:
„Ich möcht nur haben so viel Macht,
Weil ich doch lieg' zum Tod verwundt.“
Also er sich ermahnt zur Stund.

Da richtet er an einem Stein
Sich auf die Kniee ganz allein,
Und warf denselben scharfen Stein
Herrn Burkhart in den Helm hinein.

Da sank Herr Burkhart unverzogen
Und starb an seinem Sattelbogen;
Das Roß ging mit dem Reiter durch
Und bracht ihn sterbend in die Burg.

„Wie hängt der Ritter auf dem Roß?
Sein Panzer ist ja rosenroth!
Legt ihn nur auf den Kirchhof fein,
Da wachsen viele Röselein.“

So ward die Ros' in ihrem Blut,
Die frech erwuchs mit Uebermuth,
Gar bald zu nicht durch fromme Händ.
Das Rosenbad Gott von uns wend!

XII. Die Herzogin von Orlamünde.

Wunderhorn II. 232. — Nach einer chronikalischen Erzählung von Nikolaus Dumman, abgedruckt in Ch. Ph. Waldenfels Selecta antiquit. lib. 2, c. 33, p. 469. — Die Kinder in der Niederlausitz sollen sich beim Abzählen der Worte bedienen: Engel, Bengel laß mich leben, ich will dir einen schönen Vogel geben.

Albert, Graf von Nürnberg, spricht:
„Herzogin, ich liebe nicht,

„Bin ein Kind von achtzehn Jahren
Und im Lieben unerfahren;

„Würde doch zum Weib dich nehmen,
Doch vier Augen mich beschämen;

„Wenn nicht hier vier Augen wären,
Die das Herze mein beschweren.“

Orlamündens Herzogin
Spricht zu sich in ihrem Sinn:

‚Wittwe bin ich, schön vor allen,
Aller Fürsten Wohlgefallen;

‚Wenn nicht hier vier Augen wären,
Würde seine Lieb mich ehren.

‚Kinder ihr vom schlechten Mann,
Der mich hielt in strengem Bann,

‚Weil ihr meine Land ererbet,
Wenn ihr nicht unmündig sterbet!‘

Also Oel in Flammen wüthet,
Das statt Wasser aufgeschüttet;

Also deutet sie die Rede
Auf zwei eigne Kinder schnöde,

Die im Saal zum Spiel abzählen,
Unter sich den Engel wählen:

„Engel, Bengel, laß mich leben,
Ich will dir den Vogel geben!“

Nadeln aus dem Wittibschleier
Zieht sie, daß er falle freier,

Zu dem wilden Hager spricht:
‚Nimm die Nadeln und verricht!

‚Schwarzer Hager, du mein Freier,
Fürchtest nicht den schwarzen Schleier;

‚Fürchtest du nicht auch vier Augen,
Die zum Zusehn hier nicht taugen?

‚Setz dich mit zu ihren Spielen;
Daß sie keine Schmerzen fühlen,

‚Daß die Wunden niemals sprechen,
Mußt du in das Hirn sie stechen.‘

Herulus zum Hager spricht,
Eh er ihm das Hirn einsticht:

„Lieber Hager, laß mich leben!
Will dir Orlamünde geben,

„Auch die Plassenburg, die neue,
Und es soll mich nicht gereuen.“

Herula zu Hager spricht,
Eh er ihr das Hirn einsticht:

„Lieber Hager, laß mich leben!
Will dir meine Docken geben.

„Engel, Bengel, laß mich leben!
Will dir meinen Vogel geben.“ —

Hager sich als Mörder nennt,
Eh er sich das Hirn einrennt.

„‚Gott, ach Gott! wo werd' ich ruhen?
Höre schon den Vogel rufen.

„‚Gott, ach Gott! wo soll ich fliehen?
Sehe schon den Vogel ziehen!‘“

Albert spricht zur Herzogin:
„Das war nicht der Rede Sinn,

„Meinte unsre eignen Augen,
Wie wir nicht zusammen taugen!“ —

Beide Kinder unverweset
Liegen noch im Marmorsarge,
Als wär heut der Mord gewesen,
Recht zum Trotze allem Argen.

XIII. Der Fähndrich.

1552.

L. Uhland, V. L. I. Nr. 203.

Was wöllen wir aber heben an? :,:
Das Best, das wir gelernet han, :,:
Ein neues Lied zu singen.

Der Markgraf der schifft über Rhein :,:
Mit Spießen und mit Schiffelein, :,:
Thät über'n Rhein herschweben, ja schweben.

Gen Frankfurt kame die neue Mär, :,:
Wie der Markgraf über Rheine wär, :,:
Ueber Rhein da thät er schweben, ja schweben.

Des nahm sich Herzog Moriz wahr, :,:
Sechs Tausend setzt er auf die Pferd,
Acht Tausend legt er neben den Weg,
Thät auf den Markgrafen warten, ja warten.

Der Markgraf ließ sein Geschütz abgahn, :,:
Er schoß über Berg und tiefe Thal,
Er schoß viel manchen stolzen Mann,
Es muß gleich Gott erbarmen, erbarmen.

Der Fähndrich zu dem Hauptmann sprach: :,:
‚Laßt uns ein kleine Weil stille stahn!
Es sind wohl sieben an einen Mann,
Die Schlacht han wir verloren, verloren.‘

Der Hauptmann zu dem Fähndrich sprach: :,:
„Hab g'meint, du seist ein Fähndrich gut,
So bist du ein verzagtes Blut,
Laß du dein Fähnlein schweben, ja schweben!“

Der Fähndrich nahm ein'n stolzen Gang,
Er gab dem Fähnlein einen Schwang,
Er schwangs über Feiel und grünen Klee:
‚Heut Fähndrich, morgen nimmermeh!
Beim Fähnlein will ich sterben, ja sterben!

Der Fähndrich der ward hart verwundt:
‚Nun werd ich jetzund nimmer g'sund,
Also nun muß ich sterben, ja sterben.‘

Wer ist, der uns das Liedlein sang?
Ein freier Landsknecht ist ers genannt,
Er hats ganz wohl gesungen;
Er ist dreimal beim Markgrafen gwesen,
Ist allzeit wieder kommen, ja kommen.

XIV. Benzenauer.

Ein hüpsch Lied won dem Benntzenouwer im Beyerland, wie es jm zu Kopfstein ergangen ist.

Ph. M. Körner, Hist. Volkslieder, Nr. 13. — Das Lied vom Benzenauer (Pinzenauer), dem muthigen Kommandanten von Kufstein, wurde zuerst von J. B. Docen mitgetheilt in J. Chr. Freih. v. Aretin's Beiträgen zur Geschichte und Literatur, Bd. 9, S. 1286 fg., und soll dasselbe im J. 1520 gedruckt worden sein. In Frhr. v. Hormayr's Taschenbuch f. d. vaterl. Geschichte, Jahrg. 1829, ist es ebenfalls von Docen mitgetheilt und historisch erläutert. Körner giebt es nach einem fliegenden Blatt aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, gedruckt von Augustin Frieß in Zürich.

NUn wend ihr hören singen
jetzund ein nüw gedicht
von nüw geschehen dingen,
wie es ergangen ist.
Vil büchsen und karthonen
sach man im velde stan,
gen Kopfstein an die muren
ließ man sie all abgan.

Hört, disterthalb des wassers
schlug man das läger an,
den büchsen macht man gassen,
ließ sie an d'ringkmur gan;
ein loch thet man da schiessen,
es erbidmet[1] in der statt,
die burger thet das verdriessen,
sie giengend bald zu rat.

Do stund der Benzenouwer
und gebot bi lib und leben,
das man dem Römischen Künig
die statt nit solt ufgeben;
geb man sie dem Römschen Künig,
er wer nit wol daran.
Er schwur bi allen Heilgen,
er wölt si all ertrenken lan.

„So muß ichs widersprechen
von wegen unser statt,“
— German thu ich ihn nemmen,
ein Burger in dem rat —
„sönd wir den Künig vertriben,
ist uns nit wol bekant,
vor ihm künndend wir nit bliben,
wir sitzend mitten im land.“

Do sprach der Benzenouwer:
„Vorm Künig wend wir wol bliben,
wir habend ein starke muren,
den Künig zu vertriben.“
Er richt vf sine schlangen
vnd ließ sie all abgan;
wol eine uf die ander
schoß gegen dem Künig hindan.

Do sprach der Künig mit listen:
„Nun lond üch wol der wil
und lond den Benzenouwer schiessen,
das wir ihn nit überiln.“
Sie richtend sieben schlangen,
liessends ufs schloß abgan;
sie sumtend sich nit lange,
wuschtends mit bäsen hindan.

Do ward der Künig lachen:
„darumb wend wirs nit schelten,
wir lassend unser spotten,
wir habends ihn wol zu vergelten.“
Ein frid ließ er da machen
bis an den dritten tag,
das thet er do mit listen,
als ich üch warlich sag.

Die bottschaft was ihm kommen
und was ihm wol bekant:
zwo büchsen solt man bringen,
Die warend gäst im land,
thatend uf dem Inn her fliessen;
das ward Benzenouwer merken,
erst fieng er an zu schiessen,
und thet sich redlich sterken.

Die erst büchs thu ich nemmen,
die heißt der Burlabuß,
die thet das schloß zertrennen,
drang zum andern ort hinuß,
die gewölb und ouch die keller
stieß ihr ein gut teil in;
do sprach der Benzenouwer:
„Erst schlagt der Hagel darin!“

Die ander thu ich nemmen,
heißt Weckuf Osterrich,
die selb mögt ihr wol kennen,
man findt nit ihr gelich;
die türn und ouch die pfiler
mußtend beid darnider;
do sprach der Benzenouwer:
„Nun komm nit oft herwider!

---

[1] erbidmen = erbeben.

»Wenn die büchs solt oft kommen,
so möcht ich übel bestan.
Ich hett ein eid geschworen,
wo mich die mur hett gelan;
mich hat der Tüfel betrogen
und hat die büchsen geladen,
hat mir die mur zerschossen,
bringet mir grossen schaden!«

Zwen knaben thet er schicken
zum Künig Maximilian:
Das schloß wollt er ufgeben
und wollt ziehen darvon,
zu fristen lib und leben,
mit gut und ouch mit hab,
das er ihm gäb ein frie strasse,
und ließ ihn ziehen ab.

Do antwort ihm der Künig:
»Das wöllend wir nit thun,
wir nemmend kein gefangen;
sagt üwren Herren darvon,
das er sich thu bewaren
ufs beste als er kan;
hat ers lassen zerschiessen,
wöllend ihm die stücken lan!«

Do sprach der Benzenouwer:
»Ich hab so redlich gethan,
mich kan ouch keiner zihen,
ich si ein glübdloß man;
minem Herren hab ich geschworen,
Herzog Ruprecht von dem Rin,
wiewol ichs hab übersehen,
daz schloß gab er mir in.

»Sollt ich ein schloß ufgeben,
diewil es hett kein not?
pfi dich der grossen schande!
wir habend noch spiß und brot.«
Drissig tusend gulden wolt er geben,
mit nammen Fuger von Schwatz,
ob man ihn wolt lassen leben
und lassen uß dem hatz.

Kein bitt wollt ihn nit helfen,
sin reden was vertüscht;
das leben das ist edel,
das hett er gern gefrist.
»Sit ich dann je muß sterben,
Gott wölle sin da walten:
von aller Beyer wegen
will ich mich hüt tapfer halten.«

Er was der aller erste,
den man füret hinin,
sin wames was geschnüret,
man bracht sant Joannis win.
»Hab urloub, liebe welte,
Gott gesegen dich loub und graß!
hilft mich dann hüt kein gelte,
so wirt mir nimmer baß.«

Achtzehen thet man richten,
den ein teil ließ man stan,
das recht thet man verlengen,
Herzog Brunschwig hats gethan;
zum Künig thet er ilen:
»Gnediger Künig hoch geboren,
gend mir die arme knechte!
man hat den besten geschoren.«

Do antwort ihm der Künig:
»Wir schwurend einen eid,
wer für ihn thäte bitten,
dem würd ein backenstreich!«
Zornigklichen ward er sehen,
hub uf sin rechte hand,
des lacht der Herzog von Brunschwig,
dem schlug er an sin wang.

»Niemand hetts uns abgebetten,
als ihr ietz hand gethan;
den Adel wend wir eeren,
wir schenkend üch fünfzehn man;
nit mee wend wir ledig lassen,
ihn helf dann Gott darvon!«
Si danktend Christ vom himmel,
das ihn so wol wurd ergon. —

Der uns das lied von nüwem sang,
von nüwem gesungen hat,
er darf sich ouch nit nemmen,
von wegen siner statt;
er ist darbi gewesen,
von Adel ist er geborn,
und wer er nit entrunnen,
man hett ihn ouch geschorn.[2]

---

[2] scheeren = zur Hinrichtung fertig machen Trockenscheerer (bei Fischart) = Nachrichter.

XV. Zriny's Tod.

(7. September 1566.)

Von dem Graffen und thewren Ritter Nicolaus von Serin,
wie er so Ritterlich in Hungern gestritten und gefochten hat
wider den Erbfeind den Türken.

Fr. Leon. Soltau, Histor. Volkslieder, Nr. 66. — Hormayr, Taschenb. f. d. vaterl. Geschichte, Jahrg. 1836, S. 41 fg.

Wie gerne wolt ich singen,
so ficht mich trawren an,
ich weiß nit zu verbringen,
jedoch kann ichs nit lan.
Herr Gott, dir thu ichs klagen,
den Jammer und die noth,
so sich vor wenigen tagen
newlich hat zugetragen,
laß dichs erbarmen, Gott!

Als man zelt fünfzehn hundert,
auch sechs und sechzig Jar,
Hat sich der Türk verwundert
mit einer großen schar,
uns Christen zu bekriegen
mit Rauben, Mord und Brand;
wolt Gott, ich solt es ligen,
es würd mir leicht verziegen,
wolt leiden diese schmach.

Ziget, die wol erbawet
und außerwölte Vest,
vor der dem Türken grawet,
bewart ufs aller best,
darinnen ist gelegen
Graf Niclas von Serin
mit manchen künen Degen,
that großer Mannheit pflegen,
nach ehren stund sein sinn.

Unserm Christlichen Kaiser
hat er ein Eid gethan:
als ein alter und greiser
wolt er den feind bestahn,
die Vestung nit aufgeben
dem Türken in sein gewalt,
vil mehr darwider streben,
dieweil er hett sein Leben;
als ihrs werd hören bald.

Im Augstmonat spate,
im vorgemeldten Jar,
berennt der Türk die Statte
mit gewalt und grosser schar;
mehr dann drei hundert tausend
bracht er gerüst ins Land,
hat darin schröcklich gehauset,
drob manchem Christen grauset,
wenn solches wird bekant.

An Sant Johannes tage,
der enthauptung gewiß,
ist wahr, wie ich euch sage,
der feind sich merken ließ;
der Ziget wolt er gewinnen,
auf den tag ant er glück;
daz mocht ihm nicht zurinnen,
der Graff ward solchs bald innen,
er merkt ihm auf sein tück.

Der Türk den Sturm anfinge
auf den gemeldten tag;
was alles da erginge,
ich nit erzelen mag;
mein Herz ist mir gar schwere,
wenn ich gedenk daran:
der Türk wurd grausam sehre,
man schuß hinaus je mehre,
noch wolt er nicht ablahn.

Im stürmen hat er verloren
der Türk gar manchen Mann;
der Graff, so wolgeboren,
hat ihm den schaden gethan
mit seinen frommen Lanzknechten,
die wagten Leib und gut;
sie stunden bei dem gerechten
und theten mannlich fechten
aus Ritterlichem muth.

Auch thet der Graff vermanen
sein trewe Kriegsleut fromb,
sie solten bei ihm wonen
und ihm nit fallen umb;
bald haben sie geschworen
zusammen einen Eid;
die Stadt war bald verloren,
der Graff so wolgeboren
stund des in großem leid.

Nach dem thet er bald rucken
ins inner Schloß hinein,
auf zug man die schlagbrucken,
das Türkisch Heer gemein
thet ihm gewaltig nachdringen:
erst stellt man sich zur wehr,
die Büchsen hört man singen,
die Kugel und Kötten klingen;
verdroß den Türken sehr.

Man thet gewaltig schießen,
vil Türken kamen umb,
dennoch sie nicht nachließen,
es war sehr groß die sumb;
der Türk mit gewalt thet treiben
sein volk zum sturm hinan,
welcher wolt dahinten bleiben,
den ließ er (gleich) entleiben,
sie musten alle dran.

Da nun der Graff vername,
wie es ihm wird ergehn,
kein hülf ihm auch zukame,
mocht er nicht lang bestehn,
wolt er umb gnad nicht werben
bei dem Türkischen Hund,
der ihn dacht zu verderben:
drumb wolt er lieber sterben,
ehe sein Lob gieng zu grund.

Zu letzt ruft er zusamen
sein Kriegsvolk in der still,
sprach: wer in Christus namen
bei mir verharren will,
sein Leib und Leben wagen,
der glob mir an aufs new,
mit dem Feind wöllen wir uns schlagen;
da thet ein jeder sagen,
sie wolten halten trew.

Nachdem stellt er sein sachen
frölich in Gottes hend,
thet ein schlachtordnung machen,
es nahet ihm sein End;
dem Feind zog er zuwider
und stund selbst voren dran,
er stach manch Türken nider;
also wehrt sich ein jeder
bis auf den letzten man.

Der Türk hett ihn bei dem leben
gern gefengklich genommen an,
doch wolt er sich nicht ergeben,
der thewer Ritterliche Mann;
gleich wie ein Löw er stunde
mit Ritterlichem muth,
sein Leib ward ihm verwunde,
zwen schuß er wol empfunde,
da vergoß er auch sein Blut.

Endlich ist er gefallen,
hat sein Geist geben auf
mit sein Kriegsleuten allen;
der Feind schickt bald hinauf,
ließ die Vesten erkunden,
ob noch Kriegsvolk darinnen;
noch zwen oder drei sie funden;
also hat er überwunden
der Türk das Christlich Heer.

Auch ist der Graff gefunden,
wie ich vernommen hab,
versehrt mit mancher wunden;
sein Haupt schlug man ihm ab.
Der Türk gen Rab es schicket
zu unserm Kaiser gut;
bald er das aneblicket,
sein Hertz im Leib verstricket,
war traurig ungemuth.

Das Haupt gar wirdigklichen
lies er begraben schön.
Es klagt noch arm und reiche
den werten Ritters Mann;
sein ritterliche thaten
preist man durch alle Land;
bei Fürsten, Potentaten,
bei Bischoff und Prelaten
wird sein lob hoch erkant.

Christlich und Weltlich Herren,
habt kein verdruß daran,
diß Lied sing ich zu ehren
dem werten Ritters Mann.
Hilf Gott, daß werd gerochen
sein Ritterlicher tod!
Sein trew hat er nie gebrochen,
das sei lob ihm gesprochen.
Gnad ihm der Ewige Gott!

XVI. Prinz Eugen vor Belgrad.

(16. August 1717.)

Fr. Leon. Soltau, Histor. Volkslieder S. 527. Nach ältern flieg. Blättern, mündlicher Ueberlieferung und den deutschen Liedern für Jung und Alt, Berl. 1818, S. 78, wo auch die Melodie beigegeben ist. — Dieses Lied, das sich über ein Jahrhundert im Volksmunde lebendig erhalten hat, ohne Zweifel das bekannteste aller historischen Lieder, zugleich das berühmteste der auf Prinz Eugen überhaupt gesungenen — während namhafte gleichzeitige Dichter, wie B. Pietsch (Gedichte, Königsb. 1740, S. 36 fg.) den Helden mit vielem Beifall besangen — und im engern Sinn des Worts vorzugsweise ein echtes, vielleicht das letzte allgemein gesungene historische Lied der Nation, ist der Sage nach von einem brandenburgischen Krieger gedichtet, welcher unter dem Fürsten von Dessau im Heere Eugens gedient und bei Hochstädt und Turin mitgefochten hat.

Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wolt dem Kaiser wiedrum kriegen
Stadt und Festung Belgarad.
Er ließ schlagen einen Brucken,
Daß man kunt hinüber rucken
Mit d'r Armee wohl für die Stadt.

Als der Brucken nun war geschlagen,
Daß man kunt mit Stuck und Wagen
Frei passiern den Donaufluß:
Bei Semmalin schlug man das Lager,
Alle Türken zu verjagen,
Ihn zum Spott und zum Verdruß.

Am 21sten August so eben
Kam ein Spion bei Sturm und Regen,
Schwurs dem Prinzen und zeigts ihm an:
Daß die Türken futragiren,
So viel als man kunt verspüren,
An die 300,000 Mann.

Als Prinz Eugenius dieß vernommen,
Ließ er gleich zusammen kommen
Sein' General und Feldmarschall;
Er thät sie recht instrugiren,
Wie man solt die Truppen führen
Und den Feind recht greifen an.

Bei der Parole thät er befehlen,
Daß man solt die Zwölfe zählen [1]
Bei der Uhr um Mitternacht;
Da solt all's zu Pferd aufsitzen,
Mit dem Feinde zu scharmützen,
Was zum Streit nur hätte Kraft.

Alles saß auch gleich zu Pferde,
Jeder griff nach seinem Schwerdte,
Ganz still ruckt man aus der Schantz;
Die Musquetier wie auch die Reiter
Thäten alle tapfer streiten,
Es war fürwahr ein schöner Tantz.

Ihr Konstabler auf der Schantzen,
Spielet auf zu diesem Tantzen
Mit Karthaunen groß und klein,
Mit den großen, mit den kleinen,
Auf die Türken, auf die Heiden,
Daß sie laufen all davon!

Prinz Eugenius wohl auf der Rechten
Thät als wie ein Löwe fechten
Als General und Feldmarschall.
Prinz Ludewig ritt auf und nieder:
„Halt' euch brav, ihr deutschen Brüder!
Greift den Feind nur herzhaft an!"

Prinz Ludewig, der mußt aufgeben
Seinen Geist und junges Leben,
Ward getroffen von dem Blei.
Prinz Eugenius ward sehr betrübet,
Weil er ihn so sehr geliebet,
Ließ ihn bringen nach Peterwardein. [2]

---

[1] Daß wenn man thät Zwölfe zählen. Fl. Bl., mdl. — [2] Man kennt in Wien noch einen andern Text, wie es scheint eine Parodie des voranstehenden, dessen Schlußzeilen so lauten:

Für das viele Türkenmorden
Gab der Kaiser ihm den Leopoldi Orden
Und eine monatliche Gratisgagi.

Märe, Schwank, Abenteuerlied.

XVII. Die Mär vom Tursen.[1]

Brüder Grimm, Altdeutsche Wälder, Kassel und Frankf. 1816. III. 178–182. — K. Simrock, Altd. Lesebuch, S. 491 fg.

Verirrten zwölf Gesellen sich einst im finstern Tann,
Da sahen sie ein Feuer von fern, das lustig brann.
Sie giengen hin und fanden in einem Haus ein Weib,
Die sprach: »O weh, ihr Armen! verloren habt ihr den Leib.

»Dort kommt mein Mann zurücke, der frißt euch allesammt.
Ich wollt euch gerne retten, die auch von Adam stammt;
Doch wenn der Ries' euch findet, so ist es euer Tod.
Verbergt euch unterm Dache; vielleicht entgeht ihr der Noth.«

Sie krochen aufs Gebälke und hielten sich gar still.
Der Riese kam: „‚Wo sind sie, die ich mir rösten will?‘“
Da sprach sie: »Hier ist Niemand.« Er sprach: „‚Ich rieche sie;
Es sind wohl feiste Braten, die gönnst du Arge mir nie.‘“

Da hub er an zu suchen und sah sie oben stehn.
„‚Ha!‘“ sprach er, „‚euer Einer kann mir nicht mehr entgehn;
Werft ihn nur gleich herunter, sonst müßt ihr Alle dran!‘“
Da ward von den Gesellen aus Furcht sein Wille gethan.

Den schwächsten unter ihnen warf ihm herab die Schaar.
Er schlang ihn halb gebraten hinein mit Haut und Haar.
Noch war er ungesättigt und rief in großem Zorn:
„‚Nun gebt mir bald den Andern, sonst seid ihr Alle verlorn!‘“

Da gaben sie dem Riesen aus Furcht den Andern noch.
Den briet er auch am Feuer als ein behender Koch.
„‚Ihr müsset Alle schmoren,‘“ dacht er, und fraß ihn auf.
Er sprach: „‚Ich bin noch hungrig: den Dritten gebt in den Kauf!‘“

Sie gaben auch den dritten; der aber langte nicht.
Da heischt' er noch den vierten, den fünften zum Gericht,
Den sechsten und den siebenten; doch blieb es nicht dabei,
Der achte, neunte, zehnte, der eilfte kam an die Reih.

---

[1] Turs, nordisch und altdeutsch = Riese. Die Riesen Heymo und Thyrsus leben noch in Tiroler Sagen und Denkmalen.

Nun war noch Einer übrig, der war gar groß und lang;
Er hoffte zu entgehen, der all die Andern zwang.
„‚Nun komm auch du herunter!‘“ rief ihm der Riese zu.
„„Nein,““ sprach der Mann, „„ich schwöre, daß ich mit nichten es thu!““

Er sprach: „‚Ich will dich essen; geschwind! sonst hol ich dich.‘“
„„Das wehr' ich,““ sprach der Zwölfte, „„nach Kräften sicherlich.““
Da sprach der Ungeschlachte: „‚Freund, das ist nun zu spät;
Es ist dahin gekommen, daß alle Wehr dir mißräth.

„‚Es hätte frommen mögen, als ihr zu Zwölfen wart.
Wohl hätt' euch vor dem Tode noch gute Wehr bewahrt;
Da verriethst du die Gesellen: sieh, das bekommt nicht gut.‘“
Er langt' ihn sich vom Balken und briet ihn auch an der Glut.

XVIII. Brennenberg.

Simrock, V. L. Nr. 5. — Uhland I. V. L. Nr. 75. — Wunderhorn, II. 247. — Reinman von Brennenberg gehört zu den altschwäbischen Dichtern. Vgl. F. H. v. d. Hagen, Minnesinger, I. 335 fg. Zur Sage: Simrock, Deutsche geschichtl. Sagen, S. 326.

Die falschen Kläffer schlossen einen Rath,
Daß Brennenberg gefangen ward,
Gefangen auf freier Straßen;
In einen Thurm ward er gelassen.

Darin saß er wohl sieben Jahr,
Sein Kopf ward weiß, sein Bart ward grau,
Sein Muth begann ihm zu brechen,
Kein Wort konnt er mehr sprechen.

Sie legten Brennenberg auf einen Tisch,
Sie theilten ihn recht wie einen Fisch, [1]
Sie nahmen ihm aus sein Herze,
Das schuf dem Herrn große Schmerzen.

Sie nahmen ihm aus sein jung Herz fein
Recht wie einem wilden Schwein,
Sie legtens in einen Pfeffer
Und gabens der Schönsten zu essen.

‚Was ists, das ich gegessen hab,
Das mir so wohl geschmecket hat?‘
„Das ist des Brennenbergs Herze,
Es schuf dem Herrn große Schmerzen.“

‚Ists Brennenbergs jung Herze fein,
So schenket mir den kühlen Wein,
Schenkt mir darauf zu trinken!
Mein Herz will mir versinken.

‚So nehm' ich dieß auf meine letzte Fahrt,
Daß ich Brennenbergs nie schuldig ward,
Als reine keusche Liebe,
Die konnt' uns Niemand verbieten.‘

Vom ersten Tropfen, den sie trank,
Ihr Herz in tausend Stücke sprang.
Berath, Herr Christ, die Reine
Mit deiner Gnad alleine!

XIX. Schloß in Oesterreich.

Uhland, V. L. I. Nr. 125. Vgl. F. D. Gräter's Braga und Hermode, Bd. III. Abth. 2, S. 205; Wunderhorn I. 220. — Hoffmann v. Fallersl., Schlesische Volkslieder, Nr. 17. — Hoffmann bestreitet, Mohnike entgegen (Altschwed. Balladen, Nr. 39), der das Lied aus Svenska Folkvisor 2, 62—66 übersetzte, den schwedischen Ursprung desselben. Dies Lied, bemerkt er, ist seinem Inhalte und seiner Darstellung nach ganz deutsch und mag erst zur Zeit des 30-jährigen Krieges nach Dänemark und Schweden hinübergekommen sein. Daß es um die Mitte des 16. Jahrhunderts schon bekannt war, beweist eine musikalische Sammlung jener Zeit, s. Eschenburg, Denkm. 447.

Es liegt ein Schloß in Oesterreich,
Das ist gar schön erbauet
Von Silber und von rothem Gold,
Mit Marmelstein vermauert.

Darinnen liegt ein junger Knab
Auf seinen Hals gefangen
Wohl vierzig Klafter unter der Erd
Bei Nattern und bei Schlangen.

Sein Vater kam von Rosenberg
Wohl vor den Thurm gegangen:
»Ach Sohn, ach du mein lieber Sohn,
Wie hart liegst du gefangen!«

‚Ach Vater, liebster Vater mein,
So hart lieg ich gefangen
Wohl vierzig Klafter unter der Erd
Bei Nattern und bei Schlangen!'

Sein Vater zu den Herren gieng
Und bat, ihn los zu geben:
»Dreihundert Gulden will ich euch
Bezahlen für sein Leben!«

„Dreihundert Gulden helfen da nicht,
Der Knabe der muß sterben;
Er trägt von Gold ein Ketten am Hals,
Die bringt ihn um sein Leben."

»Trägt er von Gold ein Ketten am Hals,
Die hat er nicht gestohlen,
Hat ihm ein zart Jungfräulein verehrt,
Damit an sich gezogen.« [1]

Man bracht den Knaben wohl aus dem Thurm,
Man gab ihm das Sakramente.
‚Hilf, reicher Christ vom Himmel hoch!
Es geht mir an mein Ende.'

Man bracht ihn zum Gericht hinaus,
Die Leiter mußt er steigen:
‚Ach Meister, lieber Meister mein,
Laß mir eine kleine Weile!'

„Eine kleine Weile laß ich dir nicht,
Du möchtest mir entrinnen.
Langt mir ein seiden Tüchlein her!
Daß ich ihm seine Augen verbinde."

‚Ach, meine Augen verbind mir nicht,
Ich muß die Welt anschauen,
Ich seh' sie heut und nimmermehr
Mit meinen schwarzbraunen Augen.'

Sein Vater beim Gerichte stund,
Sein Herz wollt ihm zerbrechen:
»Ach Sohn, ach du mein lieber Sohn,
Deinen Tod will ich schon rächen!«

‚Ach Vater, liebster Vater mein,
Meinen Tod sollt ihr nicht rächen,
Bringt meiner Seelen schwere Pein,
In Unschuld will ich sterben!

‚Es ist nicht um meinen stolzen Leib,
Noch um mein junges Leben,
Es ist um meine Frau Mutter daheim, [2]
Die weinet also sehre.'

Es stund kaum an den dritten Tag,
Ein Engel kam vom Himmel:
Man sollt den Knaben nehmen ab, [3]
Sonst würd' die Stadt versinken.

Es stund kaum an ein halbes Jahr,
Der Tod der ward gerochen:
Es wurden auf dreihundert Mann
Um des Knaben willen erstochen.

Wer ist, der uns das Liedlein sang?
So frei ist es gesungen.
Das haben gethan drei Jungfräulein
Zu Wien in Oesterreiche.

---

[1] Darbei hat sie in erzogen. (Uhland.) — [2] Es ist mir um mein schönes Lieb. (Simrock, V. L. Nr. 26.) — [3] Sprach: nehmt ihn vom Gerichte ab. (Braga.)

XX. Die Frau zur Weißenburg.

Uhland, V. L. I. Nr. 123. — Wunderhorn, I., 2. Aufl. S. 242. — Andere Lesarten bei Büsching und v. d. Hagen, V. L. Nr. 54, und Simrock, V. L. Nr. 28.

Was wollen wir aber singen,
Was wollen wir heben an?
Ein Lied von der Fraue zur Weißenburg,
Wie sie ihren Herrn verrieth.

Sie ließ ein Briefelein schreiben
Gar fern ins Thüringer Land
An Ludewig, ihren Buhlen,
Daß er da käm' alsbald.

Er sprach zu seinem Knechte:
»Du, sattel mir mein Pferd!
Wir wollen zur Weißenburg reiten,
Es ist nun Reitens Zeit. —

»Gott grüß euch, Adelheid schöne!
Wünsch' euch ein guten Tag;
Wo ist eur edler Herre,
Mit dem ich kämpfen mag?«

Die Frau leukt[1] ihren Herren
Im Schein falsches Gemüths:
‚Er reitet Nachts ganz späte
Mit Hunden auf die Jagd.‘

Da Ludewig unter die Linde kam,
Ja unter die Linde so grün,
Da kam der Herr von der Weißenburg
Mit seinen Winden so kühn.

»Willkommen, Herr von der Weißenburg,
Gott geb euch guten Muth!
Ihr sollt nicht länger leben
Denn heut diesen halben Tag.«

»»Soll ich nicht länger leben
Denn diesen halben Tag,
So klag' ichs Christ vom Himmel,
Der all Ding wenden mag.««

Sie kamen hart zusammen
Mit Worten und Zorn so groß,
Daß einer zu dem andern
Sein Armbrust abeschoß.

Er sprach zu seinem Knechte:
»Nun spann dein Armbrust ein
Und schieß dem Herrn von der Weißenburg
Zur linken Seiten ein!«

„Warum soll ich ihn schießen
Und morden auf dem Plan?
Hat er mir doch sein Leben lang
Noch nie kein Leid gethan!“

Da nahm Ludwig den Jägerspieß
Selber in seine Hand,
Durchrannt den Pfalzgraf Friederich
Unter der Linden zur Hand.

Er sprach zu seinem Knechte:
»Wir reiten zur Weißenburg!
Da sind wir wohl gehalten
Nach unsers Herzens Wunsch.«[2]

Da er nun gegen die Weißenburg kam,
Wohl unter das hohe Haus,
Da sah die falsche Fraue
Mit Freuden zum Fenster aus.

»Gott grüß euch, edle Fraue,
Bescheer euch Glück und Heil!
Eur Will' der ist ergangen,
Todt habt ihr euern Gemahl.«

‚Ist denn mein Will' ergangen,
Mein edler Herre todt,
So will ichs nicht eher glauben,
Ich seh' denn sein Blut so roth.‘

Er zog aus seiner Scheiden
Ein Schwert von Blut so roth:
»Sieh da, du edle Fraue,
Ein Zeichen von seinem Tod!«

Sie rang ihre weiße Hände,
Rauft aus ihr gelbes[3] Haar:
‚Hilf, reicher Christ vom Himmel,
Was hab ich nun gethan!‘

Sie zog von ihrem Finger
Ein Ringlein so roth von Gold:
‚Nimm hin, du Ludewig Buhle,
Gedenk da meiner Huld!‘[4]

»Was soll mir doch das Fingerlein,
Das unrecht gewonnen Gold?
Wenn ich daran gedenke,
Mein Herz wird nimmer froh.«

Des erschrack die Frau von der Weißenburg,
Faßt einen traurigen Muth:
‚Verlaß mich, holder Fürste, nicht!
Mein edler Herr ist todt.‘

[1] leukent. — [2] nach unserm herz und mut. — [3] gelweiß. — [4] meiner darbei gedenck!

XXI. Herr von Falkenstein.

Wunderhorn, I. Heidelb. 1819, S. 255. — Vgl. Herder, Stimmen der Völker, S. 478 fg. — Uhland, V. L. I., Nr. 124. — Simrock, V. L. Nr. 30, S. 71. — Niederdeutsch im Deutsch. Museum 1785, II. 381. — Zur Beurtheilung: Goethe's Werke, Bd. 33, S. 195.

Es reit der Herr von Falkenstein
Wohl über ein' breite Haide.
Was sieht er an dem Wege stehn?
Ein Mädel mit weißem Kleide.

»Wohin, wohinaus du schöne Magd?
Was macht ihr hier alleine?
Wollt ihr dieß Jahr mein Feinslieb sein,
So reitet mit mir heime.«

'Mit euch heimreiten, das thu ich nicht,
Kann euch doch nicht erkennen.'
„Ich bin der Herr von Falkenstein
Und thu mich selber nennen.“

,Seid ihr der Herr von Falkenstein,
Derselbe edle Herre,
So will ich euch bitten um'n Gefangnen mein,
Den will ich haben zur Ehe.'

„Den Gefangnen mein, den geb' ich dir nicht,
Im Thurn muß er vertrauren;
Zu Falkenstein steht ein tiefer Thurn,
Wohl zwischen zwo hohen Mauren.“

,Steht zu Falkenstein ein tiefer Thurn,
Wohl zwischen zwei hohen Mauren,
So will ich an den Mauern stehn
Und will ihm helfen trauren.'

Sie ging den Thurm wohl um und wieder um:
,Feinslieb, bist du darinnen?
Und wenn ich dich nicht sehen kann,
So komm' ich von meinen Sinnen.'

Sie ging den Thutm wohl um und wieder um,
Den Thurm wollt sie aufschließen:
,Und wenn die Nacht ein Jahr lang wär,
Keine Stund thät mich verdrießen.

,Ei dürft' ich scharfe Messer tragen,
Wie unsers Herrn sein' Knechte,
Ich thät mit'm Herrn von Falkenstein
Um meinen Herzliebsten fechten!'

„Mit einer Jungfrau fecht' ich nicht,
Das wär mir immer ein Schande!
Ich will dir deinen Gefangnen geb'n,
Zieh mit ihm aus dem Lande!“

,Wohl aus dem Lande da zieh' ich nicht,
Hab' Niemand was gestohlen,
Und wenn ich was hab' liegen lan,
So darf ich's wieder holen.'

XXII. Der Graf im Pfluge.

Vgl. K. Simrock, Altd. Lesebuch, S. 513. — Uhland, V. L. II., 784. — Wunderhorn, I. 2. Aufl., S. 340. — Adelung, Magazin für die deutsche Sprache, II. Leipz. 1784, 3. Stück, S. 114 ff.

Ich verkünd' euch neue Märe,
Hört ihr sie gern mit an.
Zu Rom, da saß ein Herre,
Ein Graf gar wohlgethan;
Der war von reicher Habe,
War mild und tugendhaft,
Wollt ziehn zum heil'gen Grabe
Nach Ehren und Ritterschaft.

Sein Weib erschrak der Märe,
Sie sah den Grafen an:
,Erlaubt mir, edler Herre,
Mein angetrauter Mann!
Mich nimmt doch Wunder sehre,
Was Ritterschaft euch sollt,
Habt ihr doch Gut und Ehre
Und alles was ihr wollt.'

Er sprach zu seiner Frauen:
„Spar Gott dich so gesund,
Als ich dir wohl vertraue
Allhier zu dieser Stund!“
Hiemit so schied von dannen
Der edle Graf so hart;
In eines Königs Landen
Er zum Gefangnen ward.

Er mocht ihm nicht entfliehen,
Das war sein größte Plag,
Im Pfluge must er ziehen
Wohl über Jahr und Tag;
Hat Kummer viel gelitten
Zu seiner Sünden Buß;
Der König kam geritten,
Der Graf fiel ihm zu Fuß.

Der König sprach: „,Mit nichten!'“
Sprach noch dem Grafen Hohn,
„,Es hilft dir doch kein Bitten,
Ich schwör's bei meiner Kron;
Und fielst du alle Morgen
Vor mir auf deine Knie,
Du würdest nimmer ledig,
Dein Weib wär selbst denn hie.'“

Der Graf erschrak der Märe,
Des Leids besorgt er mehr:
„Wenn meine Frau hier wäre,
Es ging' ihr an die Ehr;
Und muß ich hier noch bleiben,
So gilt es meinen Leib,
Darum so will ich schreiben,
Schicken nach meinem Weib.“

Nun hielt ein Herr am Hofe
Die Gefangenen in Hut,
Mit dem besprachs der Grafe,
Verhieß ihm Hab und Gut;
Schrieb einen Brief behende,
Macht seiner Frauen klar:
Sein Leid möcht Niemand wenden,
Sie käm' denn selber dar.

Der Bote fuhr mit Eilen
Wohl über Meer und Land,
Zu Rom fand er sie weilen,
Gab ihr den Brief zuhand;
Sie thät ihn selber lesen
In Heimlichkeit alsbald,
Ersah des Herrn sein Wesen,
Ihr Herz vor Leid ward kalt.

Ihm schrieb zurück die Fromme,
Behende wards gethan:
Sie möcht' nicht zu ihm kommen,
Unmöglich gieng' es an,
Daß eine Frau möcht' fahren
Ueber die wilde Flut,
Doch wollte sie nicht sparen
An ihm ihr Hab und Gut.

Der Bote fuhr mit Eilen
Wohl wieder heim ins Land;
Die Frau in ihrem Leide,
Das sie gar tief empfand,
Thät in der Stille trachten
Zu lösen ihren Herrn;
Eine Kutte ließ sie machen,
Sich eine Platte scheer'n.

Sie konnte lesen und schreiben
Und mancher Kurzweil viel,
Konnt harfen auch und geigen
Und ander Saitenspiel.
Da hieng sie an die Seiten
Harfen und Lauten gut,
Dem Boten nachzureiten
Bis an des Meeres Flut.

Als sie zu Schiffe giengen,
Die Frau gar wonnesam
Zu spielen hub, zu singen,
Was Alle Wunder nahm.
Der Bot ihr saß genüber,
Den ihr der Graf geschickt,
Die Augen giengen ihr über,
Sie kannt' ihn, er sie nicht.

Der Bote sprach mit Sinnen
Wohl zu dem Mönche frei:
„Herr, wollt ihr Gut gewinnen,
So ziehet mit mir heim
Zu eines Königs Hofe,
Der spendet reichen Sold
Für eure Kunst zum Lohne,
Er ist dem Spiele hold.“

Der Bote ließ nicht fahren,
Den Mönch er lange bat;
Sie kamen mit einander
Wohl an des Meers Gestad.
Sie zogen alle Beide
Wohl über Berg und Thal,
Die Frau in Mönches Kleide
Kam vor des Königs Saal.

Der König kam gegangen
Mit Herrn und Knechten viel,
Die Frau ward schön empfangen
Mit ihrem Saitenspiel.
Da schlug sie auf der Zither
Gar freudenreichen Klang;
Sprach jeder Heidenritter:
„Nie hört' ich solchen Sang!“

Man setzt' ihn oben an den Tisch
Und hielt ihn lieb und werth,
Man reicht' ihm dar Wildbrät und Fisch,
Und was sein Herz begehrt.
Da ihr so gütlich geschahe,
Sie dacht' in ihrem Muth:
Wenn sie so mild gebahren,
Meine Sache wird noch gut.

Da schlug sie auf der Harfe
Und sang ein Lied dazu:
Der höfische Sang, der scharfe,
Ließ keinem Fuße Ruh,
Die Heiden mußten springen,
Darüber ward es Nacht;
Dieweil ward von den Dingen
Dem Grafen hinterbracht.

Ihm bracht' von seiner Fraue
Der Bote schlimme Mär:
Sie könne nicht erfüllen,
Was er von ihr begehr;
Viel Schand' wär' unter den Heiden,
Sie käm' in große Noth.
Der Graf in seinem Leide
Gedacht: das ist mein Tod.

Die Frau war an dem Hofe
Bis an den andern Tag;
Sie spähte nach dem Grafen,
Der ihr am Herzen lag.
Da stieg sie zu den Zinnen
Des Schlosses unvermeldt,
Ihrs Grafen ward sie innen:
Er zog den Pflug im Feld.

Die Frau mit heißen Zähren
Zu weinen hub sie an;
Könnt' sie der Unbill wehren,
Sie hätt' es gern gethan.
Sie war gar unverdrossen,
Sang schöner jeden Tag,
Vier Wochen war sie im Schlosse,
Eh sie da Urlaub nahm.

Der König wollte lohnen,
Den Mönch belohnen wohl
Mit einer goldnen Krone,
Gelds einer Schüssel voll.
„‚Nehmt hin, mein lieber Herre,
Verschmäht die Gabe nicht!'"
Der Mönch wehrt sich gar sehre:
‚Das wehrt des Ordens Pflicht.'

Der Mönch versetzt mit Sitten:
‚Gebt mir nicht solchen Sold,
Um Eins will ich euch bitten:
Es ist nicht rothes Gold,
Es sind nicht Edelsteine,
Nicht Perlen und Geschmeid,
Es st der Mensch alleine
Am Pfluge dort im Leid!'

Der König sprach mit Fuge:
„‚Herr, habt euch die Gewalt.'"
Da brachten sie vom Pfluge
Ihn vor den König bald.
Der König sprach mit Treuen
Und gab dem Grafen Rath:
„‚Dank' du dem Abenteurer,
Der dich erlöset hat!'"

Die Frau stand an dem Meere
Wohl schon am andern Tag;
Noch wollt' der Graf nicht kehren,
Erst ziehn zum heil'gen Grab.
Ob aller Habe ledig,
Doch blieb ihm guter Muth,
Doch half ihm Gott der Herre
Ueber die weite Fluth.

Der Graf kam heimgegangen
So gar elendiglich,
Es hat ihn schön empfangen
Die Fraue säuberlich.
»Ich hatte dir geschrieben
Mein Leid und große Noth,
Du bist daheim geblieben,
Nicht achtend, wär' ich todt!«

Die Frau die sprach hinwieder:
‚Herr, das ist alles wahr,
Im Brief habt ihr geschrieben
Von euerm Kummer gar;
Das lasset euch nicht reuen,
Traut lieber Herre mein!
Ich durft' dem Boten nicht trauen,
Hielt gern die Ehre rein.'

Der Graf war kaum daheime
Bis an den andern Tag,
Die Freunde kamen ihn grüßen,
Sie führten der Fraue Klag:
Sie wär umher gezogen
So lange und so spät,
Erst kürzlich heim gekommen,
Wüßt Niemand, was sie thät.

Auf sprang die Frau vom Tische,
Eilt' in die Kammer fort
Und warf die Kutte über,
Die sie bewahrte dort;
Sie hieng an ihre Seite
Lauten und Harfe gut,
Recht wie sie war gestanden
Vor dem König hochgemuth.

Sie trat hinein mit Schalle
Wohl vor die Thür geschwind,
Sie grüßt die Herren alle,
Die da gesessen sind.
Der Graf erfreut sich balde,
Da er sie wieder sah:
»Das ist der Abenteurer,
Der mich erlöset hat!«

Die Frau es ihm bejahet:
‚Herr, das ist alles wahr;
Ich bin es, den ihr sahet
Vor dem König offenbar.
Der König dort mit Gunsten
Zu seinem Pflüger sprach:
Du Gefangner und Gebundner,
Geh aus ohn Ungemach!'

Die Freund' erschracken übel,
War ihnen schwere Buß,
Sie standen auf vom Tische
Und fielen ihr zu Fuß;
Vergebung zu erbitten,
Beflissen sie sich traun.
So wird oft abgeschnitten
Treue und Ehre den Fraun.

XXIII. Liebesprobe.

Vgl. Uhland, Volkslieder, I. Nr. 116. — Wunderhorn, I., 2. Aufl., S. 61. — Büsching und v. d. Hagen, V. L., Nr. 76. — Hoffmann von Fallersleben, Schlesische Volkslieder, S. 42. Letzterer bemerkt dazu: Ein altes, noch jetzt vielverbreitetes Lied. Fischart führt schon die ersten beiden Zeilen davon an, Geschichtklitterung 1575. Kap. 1. — Als fliegendes Blatt ist es mehrfach vorhanden.

Es steht eine Lind' in jenem Thal,
Ist oben breit und unten schmal,
Darauf da sitzt Frau Nachtigal
Und andre Vögelein vor dem Wald.

„Sing an, sing an, Frau Nachtigal,
Du kleines Vögelein vor dem Wald!
Sing an, sing an! du schöns mein Lieb,
Wir Beide müssen uns scheiden hie.“

Er nahm sein Rößlein bei dem Zaum,
Er führts wohl unter den Lindenbaum,
Sie half ihm in den Sattel so tief:
‚Wann kommst herwieder, du schöns mein Lieb?‘

„Wann es geht gegen den Sommer,
Will ich herwieder kommen,
Wann alle Bäume tragen Laub,
So schau auf mich, du schöne Jungfrau!“

‚Wen setzst du mir zu einem Bürgen?‘
„Den heiligen Ritter Sankt Jörgen;
So trau' ich meinem Bürgen so wohl,
Daß ich bald wieder kommen soll.“ —

‚Es geht wohl gegen den Sommer,
Mein feins Lieb will nicht kommen!‘
Sie gieng spazieren vor dem Holz,
Begegnet ihr ein Ritter stolz.

„Gott grüß' euch, Jungfrau reine!
Was macht ihr hie alleine?
Ist euch euer Vater und Mutter so gram,
Oder liebt ihr heimlich einen Mann?“

‚Vater und Mutter sind mir nicht gram,
Heimlich lieb' ich wohl einen Mann,
Dort unter der Linden also breit
Da schwur er mir einen hohen Eid.‘

„Hat er euch einen Eid geschworen,
Und habt, wann habt ihr ihn verloren?“
‚So ist es heut ein ganzes Jahr,
Daß ich mein Lieb verloren hab!‘

„Was wollt ihr ihm entbieten?
Ich komm' erst von ihm geritten,
So ist es doch heut der neunte Tag,
Daß man ihm eine Jungfrau gab.“

‚Hat man ihm eine Jungfrau geben,
So will ich beweinen mein junges Leben;
Weil er mir nicht kann werden zu Theil,
So wünsch' ich ihm viel Glück und Heil.

‚Und kann er mir nicht werden,
Der Liebst' auf dieser Erden,
So will ich mir brechen meinen Muth,
Gleichwie das Turteltäublein thut.‘

Was zog er von dem Finger sein? [1]
Von rothem Gold ein Ringelein:
„Seht hin, schöne Jungfrau, das sollt ihr haben,
Um euer feins Lieb nicht länger klagen!“

Er warf den Ring in ihren Schooß, [2]
Mit heißen Thränen sie ihn begoß,
Sie sprach: ‚Den Ring will ich nicht haben,
Mein feins Lieb will ich länger klagen!‘

Da zog er ab sein Seidenhut,
Jetzt kennt ihn erst die Jungfrau gut:
‚Ach sei mir Gottwillkommen!
Wie ließt du mein Herz beklommen!‘ [3]

„Ich wollt' dich nur versuchen,
Ob du mir würdest fluchen;
Und hättest du mir einen Fluch gethan,
So wär' ich geritten wieder davon.

„An deiner Lieb' und Güte [4]
Erfreut sich mein Gemüthe,
Du machst mein Herz ganz freudenvoll,
Daß ich dich nimmer lassen soll.“ *

---

[1] Was zog er ab der hende sein? — [2] Sie warf den ring wol in ir schoß. — [3] Bis got willkomm, du schöns mein lieb! wie lang ließt mich in trauren hie! — [4] Da du mir nicht tetst fluche, da erfreut sich ꝛc. —

* Auf ein hohes Alter deutet auch der Schluß eines Textes, den Hoffmann von Fallersleben zu Kessenich bei Bonn aus dem Munde alter Leute aufzeichnete:

Der Reiter that ab seinen eisernen Hut,
Daß ihn das Mädchen kennen thut:
„Ach Mädchen, du bist fromme,
Sonst wär' ich nicht zu dir kommen.“

XXIV. Die Königskinder.

Simrock, V. L. Nr. 3. — Wunderhorn II. 252. — Niederdeutsch bei Uhland, V. L. I., Nr. 91. — Vgl. Büsching und v. d. Hagen, V. L., Nr. 72, wo das Lied mit Melodie aus F. H. Bothe's Frühlings-Almanach, Berl. 1806, S. 225 abgedruckt steht. Hagen bemerkt dazu: Auch Kosegarten gedenkt in seiner Ida von Plessen (Th. II. S. 38) des Liedes von einer Königstochter, die längs des Flusses spazieren geht und über ihren ertrunkenen Liebling trauert. Es kommt ein Fischer und bittet sie um ein Almosen, sie verspricht ihm ein reichliches, nur solle er ihr einen Königssohn fischen. Er wirft das Netz aus und fischt den Königssohn. Darauf nimmt sie ihn in ihre Arme und stürzt sich in die Fluthen, die über sie murmelnd zusammenschlagen. Der Anfang und Schluß, wie auch andere der darin enthaltenen Strophen, kommen vielfach ähnlich vor; sie gehören zu der einfachen Grundform der deutschen Romanze und sind, wie so viele andere der Art, gleichsam rhapsodisches Gemeingut.

Es waren zwei Edelkönigskinder,
Die hatten einander so lieb,
Sie konnten beisammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief. [1]

„Ach Liebster! kannst du schwimmen,
So schwimm doch herüber zu mir;
Drei Kerzchen will ich anzünden,
Die sollen auch leuchten dir."

Das hört ein loses Nönnchen,
Das thät als wenn es schlief,
Es thät die Kerzlein ausblasen,
Der Jüngling ertrank so tief. [2]

Und als der Jüngling zu Grunde gieng,
Sie schrieen und weinten so sehr,
Sie gieng mit weinenden Augen
Wohl vor der Mutter Thür.

„Ach Mutter, herzliebste Mutter!
Mein Kopf thut mir so weh,
Laß mich ein wenig spazieren
Wohl an die tiefe See." [3]

„„Ach Tochter, herzliebste Tochter!
Allein sollst du nicht gehn,
Ruf deinen jüngsten Bruder,
Und der soll mit dir gehn.""

„Ach Mutter, herzliebste Mutter!
Mein Bruder ist noch ein Kind,
Er schießt ja all die Vögelein,
Die auf grüner Haide sind." [4]

„„Ach Tochter, herzliebste Tochter!
Allein sollst du nicht gehn,
Weck deine jüngste Schwester,
Und die soll mit dir gehn.""

„Ach Mutter, herzliebste Mutter!
Meine Schwester ist noch ein Kind,
Sie pflückt ja all die Blümelein,
Die auf grüner Haide sind." [5]

Die Mutter gieng zur Kirche, [6]
Die Tochter gieng ihren Gang,
Sie gieng so lang spazieren,
Bis sie einen Fischer fand.

„Ach Fischer, liebster Fischer,
Willst du verdienten Lohn,
So senk dein Netz in's Wasser,
Fisch' mir den Königssohn!"

Er senkte sein Netz ins Wasser
Und nahm sie in den Kahn,
Er fischte und fischte so lange,
Bis sie den Königssohn sahn.

Was nahm sie von ihrem Haupte?
Eine goldne Königskron:
„Sieh da, viel edler Fischer,
Das ist dein verdienter Lohn!"

Was zog sie von ihrem Finger?
Ein Ringlein von Gold so roth:
„Sieh da, du armer Fischer,
Kauf deinen Kindern Brot!"

---

[1] vil to bred.

[2] Dat horde ne falske nunne
up ere slopkammer, o we!
se dei de keskes utdömpen,
lef herte blef in de se.

[3] Mag ik der nich gon spazeren
an de kant von de ruskende se?

[4] Folgt:
Un schütt he auk men die wilden
un lett de tamen gon,
so segged doch alle de lüde,
det hed dat künigskind don.

[5] Folgt:
Un plückt se auk men de wilden
un let de tamen ston ꝛc.

[6] Vorher:
O moder, sede se, o moder!
min herte dod mi der so we,
lot annere gon tor kerken!
ick bed an de ruskende se.

Do sad de künigsdochter
upt hoefd ere goldene kron,
se stack up eren finger
en rink von demanten so schon.

Sie schloß ihn in die Arme,
Küßt ihm den bleichen Mund:
„Ach Mündlein, könntest du sprechen,
So wäre mein Herz gesund!“

Sie schloß ihn an ihr Herze
Und sprang mit ihm ins Meer:
„Gute Nacht, mein Vater und Mutter!
Ihr seht mich nimmermehr.“ [7]

Da hörte man Glöcklein läuten,
Da hörte man Jammer und Noth.
Hier liegen zwei Königskinder,
Die sind alle beide todt.

[7] Se nam in ere blanke arme
den künigsson, o we!
se sprank met em in de wellen:
o vader un moder, ade!
(Uhland.)

XXV. Die Nonne.

K. Simrock, V. L., Nr. 22. — Herder, V. L., I. S. 15. — Wunderhorn, I. 2. Aufl., S. 70 u. 257. — Uhland, V. L. I., Nr. 96. — Hoffmann von Fallersl., Schlesische V. L., Nr. 15, mit der Bemerkung: Es wird von allen Volksliedern noch jetzt am meisten gesungen und ist am weitesten verbreitet. Ist auch dänisch vorhanden. Es ward in den Niederlanden schon im 15. Jahrhundert gesungen. — Simrock bezeichnet es als das gangbarste Lied auch am Niederrhein in zwei Hauptformen, die sich vielfach mischen.

Ich stand auf hohem Berge,
Sah in den tiefen Rhein,
Ein Schifflein sah ich schweben,
Drei Grafen tranken Wein.

Der jüngste von den dreien,
Der in dem Schifflein saß,
Bot mir einmal zu trinken
Kühlen Wein aus seinem Glas.

‚Was bietst du mir zu trinken,
Was schenkst du mir den Wein?
Ich bin ein armes Mädchen
Und du ein reicher Graf.

‚Und wenn ich schon nicht reiche bin,
Aller Ehren bin ich voll;
In's Kloster will ich gehen,
Will werden eine Nonn.‘

Was zog er von seinem Finger?
Einen Ring von Gold so roth:
„Nimm hin, du Hübsche, du Feine,
Trag ihn nach meinem Tod!“

‚Was soll ich mit dem Ringlein thun,
Wenn ich's nicht tragen darf!‘
„Ei sag, du habst's gefunden
Draußen im grünen Gras.“

‚Ei warum sollt ich lügen?
Stünd' mir gar übel an;
Viel lieber wollt ich sagen,
Der jung Graf wär mein Mann.‘

Es stund wohl an ein Vierteljahr,
Dem Grafen träumts gar schwer,
Als ob sein herzallerliebster Schatz
Ins Kloster gangen wär.

„Steh auf, steh auf, lieber Reitknecht mein,
Sattel' mir und dir ein Pferd!
Wir reiten über Berg und Thal,
Der Weg ist reitenswerth!“

Und als er vor das Kloster kam,
Gar leise klopft er an:
„Wo ist die jüngste Nonne,
Die zuletzt ist kommen an?“

„„Es ist ja keine gekommen,
Es kommt auch keine heraus!““
„So will ich das Kloster anzünden,
Das schöne Gotteshaus.“

Das Nönnchen kam geschritten,
Schneeweiß war sie gekleidt;
Ihr Haar war abgeschnitten,
Zur Nonne war sie bereit.

Sie bot ihm noch zu trinken,
Zu trinken aus dem Glas;
Das Glas thät ihm zerspringen,
Zerspringen auch sein Herz.

Mit ihren weißen Händen
Grub sie dem Herrn ein Grab,
Mit ihren schwarzbraunen Augen
Sie ihm das Weihwasser gab.

Mit ihrer schönen Stimme
Sang sie den Grabgesang,
Mit ihrer hellen Zunge
Schlug sie den Glockenklang.

XXVI. Der Landsknecht.

Uhland, V. L. I., 524. — Georg Forster, Frische Liedlein. Nürnb. 1549. — Wunderhorn I. 22 fg.

Ich kam für einer fraw wirtin haus,
man fragt mich: wer ich wäre?
„ich bin ein armer schwartenhals,
ich eß und trink so gerne.“

Man fürt mich in die stuben ein,
da bot man mir zu trinken,
mein augen ließ ich umbher gan,
den becher ließ ich sinken.

Man setzt mich oben an den tisch,
als ich ein kaufherr wäre,
und do es an ein zalen gieng,
mein seckel stund mir läre.

Do ich zu nachts wolt schlafen gan,
man wis mich in die scheure,
do wart mir armen schwartenhals
mein lachen vil zu teure.

Und do ich in die scheure kam,
do hub ich an zu nisten,
do stachen mich die hagendorn,
dazu die rauhen distel.

Do ich zu morgens frü auf stund,
der reif lag auf dem dache,
do must ich armer schwartenhals
meins unglücks selber lachen.

Ich nam mein schwert wol in die hand
und gürt es an die seiten,
ich armer must zu füßen gan,
das macht, ich het nicht z'reiten.

Ich hub mich auf und gieng darvon
und macht mich auf die straßen,
mir kam eins reichen kaufmans son,
sein tesch must er mir laßen.

XXVII. Der Reuter.

Neudeutsch; vgl. Uhland, V. L. I. 380. — Andere Version bei J. Görres, Volks- und Meisterlieder, S. 156.

Ich bin ein armer Reutersknab,
Ich hab verzehrt alles was ich hab,
Und all mein Hab' steht hinter dem Wirth;
Da dacht ich mir in meinem Sinn:[1]
Wie fort ich käm mit guter Art,
Der Wirth mein' Armuth nicht gewahrt.

‚Ach Wirth! ich will dich bitten schön,
Daß du mich lassest dannen gehn[2]
Und reuten vor den Böhemer Wald
Und reuten auf freier Straßen,
So will ich dich bezahlen schon,
Des sollst du haben kein' Argwohn.‘[3]

„Reut hin, reut her, mein Reuterlein!
Es kann und mag nicht anders sein:
Bezahl du mir den kühlen Wein,
Dazu die gebacknen Hähnlein gut,
Wenn du mich dann bezahlet hast,
So hab Urlaub, mein werther Gast!“

‚Ach Wirth! ich will dich immer noch bitten,
Hab' dir in deinem Haus den Ritten![4]
Du gabst mir viel der süßen Wort,
Bis ich verzehrt mein Geld sofort;[5]
Begegnest du mir auf der breiten Haide,
Ich will dich bezahlen aus der Scheide!‘

„Reut hin, reut her, mein werther Gast!
Du drohst mir sehr, ich acht's nit fast;
Bezahl du mir den kühlen Wein,
Dazu die gesottnen Hühnlein gut,
Wenn du mich dann bezahlet hast,
So hab Urlaub, mein werther Gast!“

Die Wirthin sah den Reuter an,
Er schien ihr ganz ein feiner Mann,[6]
Sie bot ihm ihre schneeweiße Hand,
Dazu die guten Gulden roth,
Die halfen dem guten Schlucker
Aus aller seiner Noth.

[1] do dacht ich mir nach einem guten:
wie ich mein hab brächt von dem wirt,
daß er meiner armut nit innen wirt.

[2] ich will dich bitten schon,
daß du mich wöllest reuten lon.

[3] so will ich dich bezalen schon,
daran soltu kein zweifel han.

[4] Ritten = Fieber.

[5] du bots mir vil der süßen wort,
biß ich mein geld bei dir verzert.

[6] ein hoflich Mann.

Er führt sein Rößlein aus dem Stall,[7]
Wie bald er sich in den Sattel schwang!
Da thät es manchen Hasensprung;

Er kehrt' sich nach der Frau Wirthin um,
Die Wirthin thät den Reuter fast loben, —
So ward der falsche Wirth betrogen.

[7] Er nam das rößlen bei der hand,
wie bald er sich 2c.

XXVIII. Das Lied vom Ringe.

Wunderhorn, I. 48 fg. — Elwert, ungedruckte Reste alten Gesanges. Marburg 1781, S. 117.

Es waren drei Soldaten,
Dabei ein junges Blut,
Sie hatten sich vergangen,
Der Graf nahm sie gefangen,
Setzt sie bis auf den Tod.

Es war ein wackres Mädelein
Dazu aus fremdem Land,
Sie lief in aller Eilen
Des Tags wohl zehen Meilen
Bis zu dem Grafen hin.

‚Gott grüß Euch, edler Herre mein!
Ich wünsch' Euch guten Tag.
Ach! wollt Ihr mein gedenken,
Den Gefangnen mir zu schenken,
Ja schenken zu der Eh.'

„Ach nein, mein liebes Mädelein,
Das kann und mag nicht sein;
Der Gefangene, der muß sterben,
Gott's Gnad muß er ererben,
Wie er verdienet hat."

Das Mädel drehet sich herum
Und weinet bitterlich,
Sie lief in aller Eilen
Des Tags wohl zwanzig Meilen,
Bis zu dem tiefen Thurm.

‚Gott grüß euch, ihr Gefangnen mein!
Ich wünsch' euch guten Tag;
Ich hab für euch gebeten,
Ich kann euch nicht erretten,
Es hilft nicht Gut noch Geld.'

Was hat sie unter ihrem Schürzelein?
Ein Hemdlein, war-schneeweiß;
‚Das nimm, du Allerliebster mein!
Es soll von mir dein Brauthemd sein,
Darin lieg du im Tod!'

Was zog er von dem Finger sein?
Ein Ringlein, war von Gold.
„Das nimm, du Hübsche, du Feine,
Du Allerliebste meine,
Das soll dein Trauring sein!"

‚Was soll ich mit dem Ringlein thun,
Wenn ichs nicht tragen kann?'
„Leg es in Kisten und Kasten,
Und laß es ruhen und rasten
Bis an den jüngsten Tag!"

‚Und wenn ich über Kisten und Kasten komm,
Und sehe das Ringlein an,
Da darf ichs nicht anstecken;
Das Herz möcht mir zerbrechen,
Weil ich's nicht ändern kann!'

XXIX. Ulrich und Aennchen.

Herder, Volkslieder, I. Leipz. 1778, S. 79. — Wunderhorn I. 284. — Hoffmann v. Fallersl., Schlesische Volkslieder Nr. 12, S. 23 fg.. — Uhland, V. L. I., Nr. 74 mit der Aufschrift: Ulinger.

Es ritt einst Ulrich spazieren aus,
Er ritt wohl vor lieb Aennchens Haus:
„Lieb Aennchen, willst mit in grünen Wald?
Ich will dir lehren den Vogelsang."

Sie gingen wohl mit einander fort,
Sie kamen an eine Hasel dort,
Sie kamen ein Fleckchen weiter hin,
Sie kamen auf eine Wiese grün.

Er führte sie in's grüne Gras,
Er bat, lieb Aennchen niedersaß,
Er legt seinen Kopf in ihren Schooß,
Mit heißen Thränen sie ihn begoß.

„Ach Aennchen, liebes Aennchen mein,
Warum weinst du denn so sehr um ein'n?
Weinst irgend um deines Vaters Gut?
Oder weinest um dein junges Blut?

»Oder bin ich dir nicht schön genug?«
‚Ich weine nicht um meines Vaters Gut,
Ich wein' auch nicht um mein junges Blut,
Und Ulrich, bist mir auch schön genug.

‚Da droben auf jener Tannen
Eilf Jungfrauen sah ich hangen!'
»Ach Aennchen, liebes Aennchen mein,
Wie bald sollst du die zwölfte sein!«

‚Soll ich denn nun die zwölfte sein?
Ich bitt, ihr wollt mir drei Schrei verleihn.'
Den ersten Schrei und den sie that,
Sie rufte ihren Vater an;

Den andern Schrei und den sie that,
Sie ruft' ihren lieben Herr Gott an;
Den dritten Schrei und den sie that,
Sie ruft' ihren jüngsten Bruder an.

Ihr Bruder saß beim rothen kühlen Wein,
Der Schall der fuhr zum Fenster hinein:
„‚Höret ihr Brüder alle,
Meine Schwester schreit aus dem Walde! —

„‚Ach Ulrich, lieber Ulrich mein,
Wo hast du die jüngste Schwester mein?'"
»Dort oben auf jener Linde,
Schwarzbraune Seide thut sie spinnen.«

„‚Warum sind deine Schuh so blutroth?
Warum sind deine Augen so todt?'"
»Warum sollten sie nicht blutroth sein?
Ich schoß ein Turteltäubelein.«

„‚Das Turteltäubelein, das du erschoßt,
Das trug meine Mutter unter ihrer Brust,
Das trug meine Mutter in ihrem Schooß
Und zog es mit ihrem Blute groß!'" —

Lieb Aennchen kam in's tiefe Grab,
Schwager Ulrich auf das hohe Rad,
Um Aennchen sangen die Engelein,
Um Ulrich schrieen die Raben allein.

XXX. Jagdglück.

Neudeutsch; vgl. Uhland, V. L. I. 243. — Wunderhorn, I. 2. Aufl. S. 316.

Es ritt ein Jäger wohlgemuth
Wohl in der Morgenstunde,
Wollt jagen in dem grünen Wald
Mit seinem Roß und Hunde;
Und als er kam auf grüne Haid,
Fand er seins Herzens Lust und Freud;
Im Maien am Reihen
Sich freuen alle Knaben und Mägdelein.

Der Kukuk schreit, der Auerhahn pfalzt,
Dazu die Turteltauben,
Da fieng des Jägers Rößlein an
Zu schnarchen und zu schnauben.
Der Jäger dacht' in seinem Muth:
Das Jagen kann noch werden gut;
Im Maien am Reihen
Sich freuen alle Knaben und Mägdelein.

Der Jäger fand ein edles Wild,
Fein hurtig und geschwinde,
Es war ein schönes Frauenbild,
Das sich allda ließ finden.
Der Jäger dacht' in seinem Sinn:
Wo das Wild ist, da komm' ich hin;
Im Maien am Reihen
Sich freuen alle Knaben und Mägdelein.

»Gott grüß euch, zartes Jungfräulein,
Dazu viel tugendreiche!
Mir all gehört in diesem Wald,
Was ich darin erschleiche.«
‚Ach edler Jäger wohlgestalt,'
Sprach sie, ‚ich bin in eurer Gewalt.'
Im Maien am Reihen
Sich freuen alle Knaben und Mägdelein.

Er nahm sie bei ihrer schneeweißen Hand
Nach aller Beizer Weise,[1]
Er führt' sie in ihr Vaterland;
Viel Glück auf ihre Reise!
Das Glück und das ist kugelrund,
Es freut sich manch ein rother Mund
Im Maien, am Reihen
Sich freuen alle Knaben und Mägdelein.

Drum ist das Glück so kugelrund,
Deß freut sich mancher, der mir kund ꝛc.
(Wunderhorn.)

[1] Nach Jäger Manier und Weise,
Er schwang sie vorne auf sein Roß,
Glück zu! wohl auf die Reise.

XXXI. Schürz dich, Gretlein!

Wunderhorn I., 2. Aufl. S. 46. — G. Forster, Frische Liedlein. Nürnb. 1552.

"Nun schürz dich Gretlein, schürz dich,
Wohl auf mit mir davon!
Das Korn ist abgeschnitten,
Der Wein ist eingethan."

‚Ach Hänslein, liebes Hänslein,
So laß mich bei dir sein,
Die Wochen auf dem Felde,
Den Feiertag beim Wein!'

Da nahm ers bei den Händen,
Bei ihrer schneeweißen Hand,
Er führt sie an ein Ende,
Da er ein Wirthshaus fand.

"Nun Wirthin, liebe Wirthin,
Schaut um nach kühlem Wein!
Die Kleider dieses Gretlein
Müssen verschlemmet sein."

Die Gret hub an zu weinen,
Ihr Unmuth der war groß,
Daß ihr die lichte Zähren
Ueber ihr Wänglein floß.

‚Ach Hänslein, liebes Hänslein,
Du redest nicht also,
Als du mich heim ausführest
Aus meines Vaters Hof!'

Er nahm sie bei den Händen,
Bei ihrer schneeweißen Hand,
Er führt sie an ein Ende,
Da er ein Gärtlein fand.

"Ach Gretlein, liebes Gretlein,
Warum weinst du so sehr,
Reuet dich dein freier Muth,
Oder reut dich deine Ehr?"

‚Es reut mich nicht mein freier Muth,
Darzu auch nicht mein' Ehr;
Es reuen mich mein' Kleider,
Die werden mir nimmermehr!

XXXII. Die schwarzbraune Hexe.

Wunderhorn I. Heidelb. 1819, S. 34.

Es blies ein Jäger wohl in sein Horn,
Wohl in sein Horn,
Und alles was er blies, das war verlorn.
Hop sa sa sa,
Tra ra ra ra,
Und alles was er blies, das war verlorn.

"Soll denn mein Blasen verloren sein?
Verloren sein?
Ich wollte lieber kein Jäger sein."
Hop sa sa sa,
Tra ra ra ra,
Ich wollte lieber kein Jäger sein.

Er zog sein Netz wohl über den Strauch,
Wohl über den Strauch,
Sprang ein schwarzbraunes Mädel heraus.
Hop sa sa sa,
Tra ra ra ra,
Sprang ein schwarzbraunes Mädel heraus.

"Schwarzbraunes Mädel, entspringe mir nicht,
Entspringe mir nicht,
Hab' große Hunde, die holen dich!"
Hop sa sa sa,
Tra ra ra ra,
Hab' große Hunde, die holen dich!

‚Deine großen Hunde, die holen mich nicht,
Die holen mich nicht,
Sie wissen meine hohe weite Sprünge noch nicht.'
Hop sa sa sa,
Tra ra ra ra,
Sie wissen meine hohe weite Sprünge noch nicht.

"Deine hohe Sprünge, die wissen sie wohl,
Die wissen sie wohl,
Sie wissen, daß du heute noch sterben sollst!"
Hop sa sa sa,
Tra ra ra ra,
Sie wissen, daß du heute noch sterben sollst.

,Sterbe ich nun, so bin ich todt,
So bin ich todt,
Begräbt man mich unter die Röslein roth.'
Hop sa sa sa,
Tra ra ra ra,
Begräbt man mich unter die Röslein roth.

,Wohl unter die Röslein, wohl unter den Klee,
Wohl unter den Klee,
Darunter verderb' ich nimmermehr.'
Hop sa sa sa,
Tra ra ra ra,
Darunter verderb' ich nimmermehr.

Es wuchsen drei Lilien auf ihrem Grab,
Auf ihrem Grab,
Die wollte ein Reuter wohl brechen ab.
Hop sa sa sa.
Tra ra ra ra,
Die wollte ein Reuter wohl brechen ab.

Ach Reuter, laß die drei Lilien stahn,
Die Lilien stahn,
Es soll sie ein junger frischer Jäger han.
Hop sa sa sa,
Tra ra ra ra,
Es soll sie ein junger frischer Jäger han!

XXXIII. Die schwäbische Tafelrunde.

Wunderhorn II. 455 fg.; vgl. Simrock V. L. Nr. 343. — Nach einem Meistergesange aus dem 16. Jahrhundert. Deutsche Handschrift der k. Bibliothek zu Berlin. Fol. 23, Nr. 67.

Neun Schwaben [1] giengen über Land,
Zu einer Dornenhecken,
Allda der Jockel stille stand,
Thät Abenteuer schmecken.

Es schlief ein Has ganz starr im Gras,
Die Ohren thät er recken,
Die Augen auf als hart wie Glas,
Es war ein rechter Schrecken.

Hätt jeder ein Gewehr, gewiß,
Er wollts fürn andern strecken,
So hattens all neun nur ein Spieß,
Wer darf den Has mit wecken?

Drum hieltens einen Kriegesrath,
All neun ganz einig schiere,
Sie wollten thun ein' kühne That
An dem grausamen Thiere.

All neun an ihrem Schwabenspieß
Stehn männlich hinter einander:
»Du Jokel bist der vorderst gwiß!«
Sprach einer zu dem andern.

»Du Ragenohr, geh du voran!«
Der vorderst thät auch sprechen:
»Ich muß dahinten vorne stahn,
Ich schieb, du mußt nur stechen.«

Der vorderst sprach: »Wärst du vorn dran,
Du sprächst nit, mein Geselle:
Du Ragenohr, geh du voran!
Hier ist ein' harte Stelle!«

Der Has erwacht ob ihrem Streit,
Gieng in den Wald hinschweifen;
Der schwäbisch Bund thät als ein Beut
Des Hasen Panner greifen.

Sie wollten auch dem Feind zur Flucht
Ein goldne Brucken schlagen,
Und han da lang ein Fluß gesucht
Und kunnten kein erfragen.

Da stand ihn'n auch ein See im Weg,
Der bracht ihn'n große Sorgen,
Weil in dem Gras, nit weit vom Steg,
Ein Frosch saß unverborgen,

Der immerdar geschrieen hat
Mit der quaterten Stimme:
Wadwad, wadwad, wadwad, wadwad!
Da giengs dem Ragenohr schlimme.

Glaubt', daß der Spiritus ihm rief
Wad, wad! er könnt durchwaden;
Da thät er in dem Wasser tief
Ersaufen, ohn zu baden.

Sein Schaubhut auf dem Wasser schwamm,
Da lobten ihn die andern:
»Seht, bis an Hut, der gut Landsmann,
Durchs Wasser thut er wandern!«

Der Frosch schrie wieder Wadwad, wad!
Der Jockel sprach: »Uns allen
Der Landsmann ruft auf seinen Pfad,
Wir sollen nit lang kallen. [2]

»Wir sollten wahrlich jetzt vielmeh
Alsbald ohn Kriegesrathe
Wohl alle springen in den See,
Weil wir noch sehn den Pfade.«

So richt't ein Frosch neun Schwaben hin,
Die schier besiegt ein Hasen:
Drum hassen Schwaben immerhin
Die Frösch und auch die Hasen.

[1] In der Volkssage sind es nur sieben Schwaben. — [2] kallen = kläffen, schwätzen

Wundersage, Legende, Märchenlied.

XXXIV. Der Wassermann.

Vgl. Hoffmann von Fallersl., Schlesische Volkslieder mit Melodien, Leipz. 1842, Nr. 1. — Simrock, V. L. Nr. 1. — Ludw. Erk, Neue Samml. deutsch. Volkslieder, Berl. 1841, 2, 40. — Die Literatur der Sage bei Karl Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder aus Schleswig-Holstein-Lauenburg. Kiel 1845, S. XXXI, und 37, 592. — Das schwedische Lied in den Svenska Folkvisor 2, 22—29, übersetzt in Wolffs Proben altholländischer Poesie S. 131 und in dessen Halle der Völker 2, 81—87, ferner in Mohnike's Altschwed. Balladen S. 93 fg., ist eine Verherrlichung der Liebe des Kindes zu seiner Mutter, während im deutschen Liede die Liebe der Mutter zu ihren Kindern verherrlicht wird. Schön Gretchen vergißt Himmel und Erde, Gott und sein heiliges Wort, und Bruder und Schwester, nur nicht ihre traurige Mutter; die schöne Agnese (Hannele bei Hoffmann) eilt von Vater und Mutter und giebt die ganze Welt auf, um nur bei ihren Kindern zu bleiben.

Es hatt' ein König ein Töchterlein,
Zwischen Berg und tiefem Thal,
Wohl über die See —
Wie hieß es denn mit Namen sein?
Die schöne Agnese.

Er ließ ihr eine Brücke baun,
Zwischen Berg und tiefem Thal,
Wohl über die See —
Darauf sollt sie spazieren gahn,
Die schöne Agnese.

Und da sie auf die Brücke kam,
Zwischen Berg und tiefem Thal
Wohl über die See —
Der Wassermann zog sie hinab,
Die schöne Agnese.

Da unten war sie sieben Jahr,
Zwischen Berg und tiefem Thal,
Wohl über die See —
Und sieben Kinder sie ihm gebar,
Die schöne Agnese.

Und da sie bei der Wiege stand,
Zwischen Berg und tiefem Thal,
Wohl über die See —
Da hört sie einen Glockenklang,
Die schöne Agnese.

‚Ach Wassermann, lieber Wassermann!
Zwischen Berg und tiefem Thal,
Wohl über die See —
Laß doch einmal zur Kirche gahn
Mich arme Agnese!‘

„Wenn ich dich laß zur Kirche gahn,
Zwischen Berg und tiefem Thal,
Wohl über die See —
Du möchtest mir nicht wiederkehrn,
Du schöne Agnese.“

‚Warum sollt ich nicht wiederkehrn?
Zwischen Berg und tiefem Thal,
Wohl über die See —
Wer sollte meine sieben Kinder ernährn
Mir armen Agnese?‘

Und da sie auf den Kirchhof kam,
Zwischen Berg und tiefem Thal,
Wohl über die See —
Da neigt sich Laub und grünes Gras
Vor der schönen Agnese.

Und da sie in die Kirche kam,
Zwischen Berg und tiefem Thal,
Wohl über die See —
Da neigt sich Graf und Edelmann
Vor der schönen Agnese.

Der Vater macht die Bank ihr auf,
Zwischen Berg und tiefem Thal,
Wohl über die See —
Die Mutter legt das Kissen drauf
Der schönen Agnese.

Sie nahmen sie mit zu Tische
Zwischen Berg und tiefem Thal,
Wohl über die See —
Sie trugen ihr Fleisch und Fische,
Der schönen Agnese.

Und da sie den ersten Bissen aß,
Zwischen Berg und tiefem Thal,
Wohl über die See —
Fiel ihr ein Apfel auf den Schooß,*
Der schönen Agnese.

‚Ach Mutter, liebe Mutter mein!
Zwischen Berg und tiefem Thal
Wohl über die See —
Werft mir den Apfel ins Feuer hinein,
Mir armen Agnese!‘

Und als man den Apfel in's Feuer warf,
Zwischen Berg und tiefem Thal,
Wohl über die See —
Da stand der wilde Wassermann
Vor der schönen Agnese.

„Willst du mich denn verbrennen hier?
Zwischen Berg und tiefem Thal
Wohl über die See —
Wer soll unsre Kinder ernähren mir,
Du schöne Agnese?

„Die Kinder wollen wir theilen,
Zwischen Berg und tiefem Thal,
Wohl über die See —
Nehm' ich mir drei und du dir drei,
Du schöne Agnese.

„Das siebente wollen wir theilen gleich,
Zwischen Berg und tiefem Thal
Wohl über die See —
Nehm' ich ein Bein und du ein Bein,
Du schöne Agnese!“

‚Und eh ich mir lasse mein Kind zertheiln,
Zwischen Berg und tiefem Thal,
Wohl über die See —
Viel lieber will ich im Wasser bleibn,
Ich arme Agnese.‘

---

* Dies Zeichen giebt der Wassermann, wie es in solchen Fällen die Nixen zu geben pflegen, s. Jak. Grimm, deutsche Mythologie S. 280.

XXXV. Elvershöh.

Herder's Volkslieder. Leipz. 1788. I. 152 ff. — Stimmen der Völker. Stuttg. 1828. II. 151.

Ich legte mein Haupt auf Elvershöh,
Mein' Augen begannen zu sinken,
Da kamen gegangen zwei Jungfraun schön,
Die thäten mir lieblich winken.

Die Eine, die strich mein weißes Kinn,
Die zweite lispelt' in's Ohr mir:
Steh auf, du muntrer Jüngling, auf!
Erheb', erhebe den Tanz hier!

Steh auf, du muntrer Jüngling, auf!
Erheb', erhebe den Tanz hier!
Meine Jungfraun soll'n die Lieder singen,
Die schönsten Lieder zu hören.

Die Eine begann zu singen ein Lied,
Die Schönste aller Schönen;
Der brausende Strom, er floß nicht mehr,
Und horcht den süßen Tönen.

Der brausende Strom, er floß nicht mehr,
Stand still und horchte fühlend,
Die Fischlein schwammen in heller Fluth,
Mit ihren Feinden spielend.

Die Fischlein all in heller Fluth,
Sie scherzten auf und nieder,
Die Vöglein all im grünen Hain,
Sie hüpften, zirpten Lieder.

„Hör' an, du muntrer Jüngling, hör' an!
Willt du hier bei uns bleiben?
Wir wollen dich lehren das Runenbuch,
Und Zaubereien schreiben.

„Ich will dich lehren, den wilden Bär
Zu binden mit Wort und Zeichen;
Der Drache, der ruht auf rothem Gold,
Soll vor dir fliehn und weichen.“

Sie tanzten hin, sie tanzten her,
Zu buhlen ihr Herz begehrt,
Der muntre Jüngling, er saß da,
Gestützet auf sein Schwert.

„Hör' an, du muntrer Jüngling, hör' an!
Willt du nicht mit uns sprechen,
So reißen wir dir, mit Messer und Schwert,
Das Herz aus, uns zu rächen.“

Und da, mein gutes, gutes Glück!
Der Hahn fing an zu kräh'n;
Ich wär' sonst blieben auf Elvershöh,
Bei Elvers Jungfraun schön.

Drum rath' ich jedem Jüngling an,
Der zieht nach Hofe fein,
Er setze sich nicht auf Elvershöh,
Allda zu schlummern ein.

XXXVI. Erlkönigs Tochter.

Wunderhorn I. Heidelb. 1819, S. 271 fg.; vergl. Herder, Volkslieder II. 158 fg., und dessen Stimmen der Völker, Stuttg. 1828, II. 155 fg.

Herr Oluf reitet spät und weit,
Zu bieten auf sein' Hochzeitleut;

Da tanzen die Elfen auf grünem Land,
Erl-Königs Tochter reicht ihm die Hand.

‚Willkommen, Herr Oluf, was eilst von hier?
Tritt hier in den Reihen und tanz mit mir!'

„Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen ist mein Hochzeittag.“

‚Hör an, Herr Oluf! tritt tanzen mit mir,
Zwei güldene Sporen schenk' ich dir;

‚Ein Hemd von Seide, so weiß und fein:
Meine Mutter bleichts mit Mondenschein.'

„Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen ist mein Hochzeittag.“

‚Hör an, Herr Oluf! tritt tanzen mit mir,
Einen Haufen Goldes schenk' ich dir.'

„Einen Haufen Goldes nähm' ich wohl,
Doch tanzen ich nicht darf noch soll.“

‚Und willt, Herr Oluf, nicht tanzen mit mir,
Soll Seuch' und Krankheit folgen dir!'

Sie thät einen Schlag ihm auf sein Herz,
Noch nimmer fühlt' er solchen Schmerz.

Sie hob ihn bleichend auf sein Pferd:
‚Reit heim nun zu dein'm Bräutlein werth!'

Und als er kam vor Hauses Thür,
Seine Mutter zitternd stand dafür.

„‚Hör an, mein Sohn! sag an mir gleich:
Wie ist dein' Farbe blaß und bleich!'“

„Und sollt sie nicht sein blaß und bleich?
Ich traf in Erlen-Königs Reich.“

„‚Hör an, mein Sohn, so lieb und traut,
Was soll ich nun sagen deiner Braut?'“

„Sagt ihr, ich sei im Wald zur Stund,
Zu proben da mein Pferd und Hund.“

Frühmorgen und als es Tag kaum war,
Da kam die Braut mit der Hochzeitschaar.

Sie schenkten Meth, sie schenkten Wein:
„„Wo ist Herr Oluf, der Bräut'gam mein?““

„‚Herr Oluf, er ritt in Wald zur Stund,
Er probt allda sein Pferd und Hund.'“

Die Braut hob auf den Scharlach roth,
Da lag Herr Oluf, und er war todt.

XXXVII. Hans Dollinger.

L. Soltau, Hist. Volkslieder Nr. 30. — Hormayr, Taschenb. f. 1835, S. 337. — Wunderhorn I. 36. — Die Literatur der Sage in: Das Königreich Bayern. München 1846, II. 74. Dazu: Kurzgefaßte Nachrichten &c., Regensb. 1723, S. 172.

Es reit ein Türk aus Türken-Land,
Er reit gen Regenspurg in die Stat,
Da Stechen ward, von Stechen war ihm wol bekant.

Da reit er für des Kaisers Thür:
„Ist niemand hie, der kumb herfür,
Der stechen wöll um Leib und Seel, um Gut und Ehr,
Und daß dem Teufel die Seele wär?“

Da warn die Stecher all verschwiegen,
Keiner wollt dem Türken nit obliegen,
Dem leidigen Mann,
Der so frevlich stechen kann.
Da sprach der Kaiser zorniglich:
„„Wie steht mein Hof so lästerlich!
Hab ich kein'n Mann,
Der stechen kann
Um Leib und Seel, um Gut und Ehr,
Und daß unserm Herrn die Seele wär?““
Da sprang der Dollinger herfür:
„„Wohl um, wohl um, ich muß hinfür
An den leidigen Mann,
Der so frevlich stechen kann!““

Das erste Reuten, das sie da theten,
Sie führten gen einander zwei scharfe Speer,
Das ein ging hin, das ander ging her,
Da stach der Türk den Dollinger ab,
Daß er an dem Rücken lag.
„„O Jesu Christ, steh mir jetzt bei!
Steck mir ein Zweig, sind ihrer drei,
Bin ich allein [1], und führ' mein Seel
In das ewig Himmelreiche!““
Da reit der Kaiser zum Dollinger so behend,
Er führt ein Kreuz in seiner Händ,
Er strichs dem Dollinger über sein Mund,
Der Dollinger sprang auf, war frisch und gesund.
Das ander Reuten das sie theten,
Da stach der Dollinger den Türken ab,
Daß er auf dem Rücken lag.
„„Du verheiter [2] Teufel, nun steh' ihm bei!
Seid ihrer drei, bin ich allein,
Und führ' sein Seel in die bittere (Hellen) Pein!““

[1] Zur Seite des Hunnen ritten zwei schwarzgepanzerte Helfer, das sah Dollinger im Spiegel des blanken Schildes. — [2] verheit (verheien: verderben) = verwegen, verdorben.

XXXVIII. Von einem Ritter und seiner Frau.

Vgl. J. Görres, Altdeutsche Volks- und Meisterlieder aus den Handschriften der Heidelb. Bibliothek. Frankf. 1817. S. 292 ff.

Es war ein Ritter in große Armuth kummen,
Er hatt' verzehret all sein Gut,
Das haben wir wohl vernummen;
Sein Armuth, die war also groß,
Er wollt sich selber ertödten.

Er kam einstmals in einen Wald geritten,
Da stund der Teufel an dem Weg,
Und hätt ihrer beider gebitten. [1]
Der Teufel sprach: „„Willst du mir heimlich beistehn,
Ob ich dir möge gehelffen.

„„Und willst du mir dein Fräulein hergeben,
So will ich dir schaffen Kisten- und Kasten-Gut;
Gar wohl dann kannst du leben,
Und stirbst du nit; hab einen guten Muth,
Dieweil du hast dein Leben!““

Dem Fräulein frumm, dem kam die neue Märe,
Das neue Gut freut sie also viel;
‚Von wannen kummt es, Herre?'
Da sie den Ritter erst ansach,
Da hett er Leid und Ungemach.

„Ach Fräulein zart! und willst du mit mir reiten
Spazieren durch einen grünen Wald?
Da findt man jetzt zu Zeiten
Der kleinen Waldvöglein also viel,
Die kleinen Waldvöglein singen.“

Sie kamen zu einem Wald geritten,
Da stund ein' Kapelle klein
Wohl an des Weges Mitten;
Die war Maria, der werthen Mutter,
Maria unsrer lieben Frauen.

Die Ritterin sprach: ‚Nun laß mich abtreten,
Denn ich will in die Kapelle gahn,
Ein Ave Maria beten.'
Sie kniet für den Altar fein
Kreuzweis mit ihren Armen.

Die Ritterin in ihrem Leid entschlafen war;
Maria von dem Altar trat,
Kam für den Ritter gegangen dar;
Sie saßen auf und ritten dahin,
Als ob es die Ritterin wäre.

Sie kamen wohl in den Wald geritten,
Da stund der Teufel an dem Weg,
Und hätt ihrer beider gebitten.
Der Teufel sprach: „„Du hast mich betrogen,
Du falscher Lügner! du Bösewicht!

„„Du versprachst mir, dein Fräulein daher zu bringen,
So bringst du mir die himmlische Königin,
Mit der muß es mir mißelingen;
Ich muß ja ihr entweichen,
Muß entweichen immerdar.““

‚Du böser Gast, fahr hin! fahr hin dein Straßen,
Zu aller deiner Gesellen Schaar!
Das Fräulein mußt du mir lassen,
Sie kommt in meines Kindes Reich
Nun und ewiglich, Amen.'

[1] gebitten (von beiten: harren, warten) = geharret.

XXXIX. St. Gertrud.

K. Simrock, Die deutschen Volkslieder, Frankf. 1851. S. 148.

Es war einmal ein armer Mann,
Er hatt' kein Geld und auch kein Gut,
Ganz betrübt stunden ihm seine Sinne, ja Sinne,
Ganz betrübt stand ihm sein Sinn.

Wie er wohl über grün Haide kam,
Da begegnet ihm auch ein reicher Mann
In Sammet und Seide gekleidet, ja gekleidet,
In Sammet und Seide gekleidt.

»Wohin woher, du betrübter Mann,
Du bist ganz betrübt, das seh' ich dir wohl an,
Ganz betrübt stehn dir deine Sinne, ja Sinne,
Ganz betrübt steht dir dein Sinn.

»Ist es dir um das Silber und rothe Gold zu thun,
So schreib dich meiner Handschrift nach
In die Zahl der sieben Jahre, ja Jahre,
In die Zahl der sieben Jahre.«

Wie die sieben Jahr wohl umme warn,
Da stellt der Ritter ein Gastmal an,
Darauf lud er sein' Freundin, ja Freundin,
Sankt Gertrud sein' Freundin.

Nun eßt und trinkt, seid fröhlich hier!
Jetzt thut ihr den letzten Trunk mit mir,
In das Elend muß ich scheiden, an grün Haiden,
In das Elend muß ich gahn.

Sankt Gertrud gedacht in ihrem Muth:
‚In das Elend zu gehn, das wär nicht gut;
Könnt' ich doch dem Reuter helfen, ja helfen,
Könnt' ich dem Reuter helfen!

‚Jetzt bring' ich dir auch der Namen drei:
Gott Vater, Sohn und heilger Geist!
Sankt Johann sei eur Geleiter an grün Haide,
Sankt Johann sei eur Geleit.‘

Wie der Reuter wieder über grün Haide kam,
Da begegnet ihm auch derselbige Mann
In Sammet und Seide gekleidet, ja gekleidet,
In Sammet und Seide gekleidt.

»Wohin, woher, du betrogener Mann,
Du bist ganz betrogen, das seh' ich dir wohl an,
Ganz betrogen stehn dir deine Sinne, ja Sinne,
Ganz betrogen steht dir dein Sinn.

»Hättst du den letzten Trunk nicht gethan,
Wie würd' ich mit dir getanzet han!
Mit dir und deinen Gesellen, zu der Hellen,
Mit dir und deinen Gesellen.«

XL. Des Sultans Töchterlein.

Wunderhorn I. Heidelb. 1819. S. 15. Altes flieg. Blatt aus Köln.

Der Sultan hatt' ein Töchterlein,
Die war früh aufgestanden,
Wohl um zu pflücken die Blümelein
In ihres Vaters Garten.

Da sie die schönen Blümelein
So glänzen sah im Thaue,
Wer mag der Blümlein Meister sein?
Gedachte die Jungfraue.

Er muß ein großer Meister sein,
Ein Herr von großen Werthen,
Der da die schönen Blümelein
Läßt wachsen aus der Erden.

Ich hab' ihn tief im Herzen lieb,
O dürft' ich ihn anschauen!
Gern ließ' ich meines Vaters Reich
Und wollt' sein Gärtlein bauen.

Da kam zu ihr um Mitternacht
Ein heller Mann gegangen:
»Thu auf, thu auf, viel schöne Magd!
Mit Lieb' bin ich umfangen.«

Und schnell die Magd ihr Bettlein ließ,
Zum Fenster thät sie gehen,
Sah Jesum, ihr viel schönes Lieb,
So herrlich vor sich stehen.

Sie öffnet ihm voll Freudigkeit,
Sie neigt sich tief zur Erden,
Und bot ihm freundlich gute Zeit
Mit sittsamen Geberden.

‚Woher, woher, o Jüngling schön?
In meines Vaters Reichen
Mag keiner dir zur Seite gehn,
Sich keiner dir vergleichen.‘

„Viel schöne Magd, du dachtest mein,
Um dich bin ich gekommen
Aus meines Vaters Königreich,
Ich bin der Meister der Blumen.“

‚O Herr, o Herr! wie weit, wie weit
Ist's zu des Vaters Garten?
Dort möcht' ich wohl in Ewigkeit
Der schönen Blumen warten.‘

„Mein Garten liegt in Ewigkeit
Und noch viel tausend Meilen,
Da will ich dir zum Brautgeschmeid
Ein Kränzlein roth ertheilen.“

Da nahm er von dem Finger sein
Ein' Ring von Sonnengolde
Und fragt, ob Sultans Töchterlein
Sein Bräutlein werden wollte.

Und da sie ihm die Liebe bot,
Sein' Wunden sich ergossen.
‚O Lieb, wie ist dein Herz so roth!
Dein' Hände tragen Rosen.‘

„Mein Herz, das ist um dich so roth,
Für dich trag' ich die Rosen;
Ich brach sie dir im Liebestod,
Als ich mein Blut vergossen.

„Mein Vater ruft, nun schürz' dich Braut!
Ich hab' dich längst erfochten.“
Sie hat auf Jesus Lieb' vertraut,
Ihr Kränzlein war geflochten.

XLI. Die verlorne Braut.

Wunderhorn I., 2. Aufl. S. 64 ff. unter der Aufschrift: Die Eile der Zeit in Gott. Fliegendes Blatt aus Köln.

Der Kommandant zu Großwardein
Der hätt ein einzig Töchterlein,
Theresia ihr Namen war,
Gottsfürchtig, züchtig, keusch und klar.

Sie war von ihrer Jugend an
Der Andacht also zugethan,
Mit Beten, Singen allezeit
Lobt sie die heilig Dreifaltigkeit.

Wenn sie nur Jesum nennen hört,
So wurd ihr Lieb und Freud vermehrt,
Auf Jesum war ihr Thun gericht,
Zu seiner Braut sie sich verpflicht.

Ein edler Herr thät um sie frein,
Der Vater gab den Willen drein.
Die Mutter zu der Tochter spricht:
„Mein Kind, nur diesen lasse nicht!“

Die Tochter sprach: ‚Ach Mutter mein!
Das kann und mag ja nicht so sein,
Mein Bräutigam ist schon bestellt,
Derselb ist nicht auf dieser Welt.‘

Die Mutter sprach: „Ach Tochter mein!
Ach thu uns nicht zuwider sein!
Wir sind nunmehr zwei alte Leut,
Mit Geld hat uns auch Gott erfreut.“

Die Tochter fing zu weinen an:
‚Ich hab schon einen Bräutigam,
Dem hab ich mich versprochen ganz,
Zu tragen einen Jungfernkranz.‘

Der Vater sprach: „Es kann nicht sein.
Mein Kind, das bilde dir nicht ein:
Wo willt du bleiben mit der Zeit?
Sehr alt sind wir schon alle beid.“

Der edle Herr bald wieder kam,
Da stellte man die Hochzeit an,
Denn alles war voraus bereit;
Die Braut war voller Traurigkeit.

Sie gieng in ihren Garten früh,
Da fiel sie nieder auf die Knie,
Sie rief von ganzem Herzen an
Jesum ihrn liebsten Bräutigam.

Sie lag auf ihrem Angesicht,
Viel Seufzer sie zu Jesu schickt.
Der liebste Jesus ihr erschien
Und sprach: „Schau, meine Braut, vernimm!

„Du sollt jetzt und in kurzer Zeit
Bei mir sein in der wahren Freud,
Und mit den lieben Engelein
In voller Freud und Wonne sein.“

Er grüßt die Jungfrau wunderschön,
Die Jungfrau thät vor ihme stehn
Schamhaftig, schlägt die Augen nieder,
Empfing gar schöne Jesum wieder.

Der Jüngling an zu reden fing,
Verehrt ihr einen goldnen Ring:
„Schau da, mein' Braut, zum Liebespfand
Tragt diesen Ring an Eurer Hand!“

Die Jungfrau da schön' Rosen brach,
,Mein Bräutigam!' zu Jesu sprach:
,Hiermit sei du von mir beehrt,
Ewig mein Herz sonst kein'n begehrt.'

Da giengen die verliebte Zwei,
Brachen der Blumen mancherlei;
Jesus da sprach zu seiner Braut:
»Kommt, meinen Garten auch beschaut!«

Er nahm die Jungfrau bei der Hand,
Führt sie aus ihrem Vaterland
In seines Vaters Garten schön,
Darinnen viele Blumen stehn.

Die Jungfrau da mit Freud und Lust
Köstliche Früchte hat versucht;
Kein Mensch sich nicht einbilden kann,
Was da für edle Früchte stahn.

Sie hört da Musik und Gesang,
Die Zeit und Weil wird ihr nicht lang,
Die silberweiße Bächelein,
Die fließen da ganz klar und rein.

Der Jüngling sprach zu seiner Braut:
»Mein' Garten habt Ihr nun beschaut,
Ich will Euch geben das Geleit
In Euer Land, es ist nun Zeit.«

Die Jungfrau schied mit Traurigkeit,
Kam vor die Stadt in kurzer Zeit,
Die Wächter hielten sie bald an,
Sie sprach: ,Laßt mich zum Vater gahn!'

Wer ist ihr Vater? man sie fragt.
,Der Kommandant!' sie frei aussagt.
Der eine Wächter aber spricht:
»Der Kommandant kein Kind hat nicht.«

An ihrer Kleidung man erkannt,
Daß sie auch sei von hohem Stand.
Ein Wächter sie geführet hat
Bis vor die Herren in der Stadt.

Die Jungfrau sagt und blieb dabei,
Der Kommandant ihr Vater sei,
Und sei sie nur erst vor zwei Stund
Hinausgegangen da jetzund.

Den Herren nahm es Wunder sehr,
Man fragt, wo sie gewesen wär?
Ihr's Vaters Nam, Stamm und Geschlecht,
Das mußte sie erklären recht.

Man suchte auf die alte Schrift,
Unter andern man auch dies antrifft:
Daß sich ein' Braut verloren hat
Zu Großwardein in dieser Stadt.

Der Jahre Zahl man bald nachschlägt,
Hundert und zwanzig Jahr austrägt;
Die Jungfrau war so schön und klar,
Als wenn sie wäre fünfzehn Jahr.

Dabei die Herren wohl erkannt,
Daß dies ein Werk von Gottes Hand;
Man trug der Jungfrau vor viel Speis,
Im Augenblick ward sie schneeweiß.

,Nichts Leibliches ich mehr begehr,'
Sie bat, ,bringt mir den Priester her!
Daß ich empfang vor meinem End
Den wahren Leib im Sakrament.'

Sobald nun dieses ist geschehn,
Viel Christen-Menschen es gesehn,
Ward ihr ohn alles Weh und Schmerz
Gebrochen ab ihr reines Herz.

XLII. Der Tod und das Mädchen im Blumengarten.

Wunderhorn I., 2. Aufl., S. 24. Fliegendes Blatt aus Köln.

Es ging ein Mägdlein zarte
Früh in der Morgenstund
In einen Blumengarten,
Frisch, fröhlich und gesund;
Der Blümlein es viel brechen wollt,
Daraus ein Kranz zu machen
Von Silber und von Gold.

Da kam herzu geschlichen
Ein gar erschrecklich Mann,
Die Farb war ihm verblichen,
Kein' Kleider hatt' er an,
Er hatt' kein Fleisch, kein Blut, kein Haar,
Es war an ihm verdorret
Sein Haut und Flechsen gar.

Gar häßlich thät er sehen,
Scheußlich war sein Gesicht,
Er weiset seine Zähne
Und that noch einen Schritt
Wohl zu dem Mägdlein zart,
Das schier für großen Aengsten
Des grimmen Todes ward.

"Nun schick dich, Mägdlein, schick dich!
Du mußt mit mir an Tanz;
Ich will dir bald aufsetzen
Ein' wunderschönen Kranz,
Der wird dir nicht gebunden sein
Von wohlriechenden Kräutern
Und zarten Blümelein.

"Den Kranz, den ich aufsetze,
Der heißt die Sterblichkeit;
Du wirst nicht sein die letzte,
Die ihn trägt auf dem Haupt;
Wie viel allhier geboren sein,
Die müssen mit mir tanzen
Wohl um das Kränzelein.

"Der Würmer in der Erde
Ist eine große Zahl,
Die werden dir verzehren
Dein' Schönheit allzumal,
Sie werden deine Blümlein sein,
Das Gold, und auch die Perlen,
Silber und Edelstein.

"Willst du mich gerne kennen
Und wissen, wer ich sei?
So hör mein Namen nennen,
Will dir ihn sagen frei:
Der grimme Tod werd' ich genannt,
Und bin in allen Landen
Gar weit und breit bekannt.

"Die Sense ist mein Wappen,
Das ich mit Rechte führ,
Damit thu ich anklopfen
Jedem an seine Thür,
Und wenn sein Zeit ist kommen schon,
Spät, früh, und in der Mitten,
'S hilft nichts, er muß davon."

Das Mägdlein voller Schmerzen,
Voll bittrer Angst und Noth,
Bekümmert tief im Herzen,
Bat: 'Ach du lieber Tod!
Wollst eilen nicht so sehr mit mir,
Mich armes Mägdlein zarte
Laß länger leben hier!

'Ich will dich reich begaben,
Mein Vater hat viel Gold,
Und was du nur willst haben,
Das all du nehmen sollt;
Nur lasse du das Leben mir!
Mein' allerbeste Schätze,
Die will ich geben dir.'

"Kein Schatz sollt du mir geben,
Kein Gold noch Edelstein;
Ich nehm' dir nur das Leben,
Du zartes Mägdelein!
Du mußt mit mir an meinen Tanz,
Daran noch kommt manch Tausend,
Bis daß der Reihn wird ganz."

'O Tod, laß mich beim Leben,
Nimm all mein Hausgesind!
Mein Vater wird dirs geben,
Wenn er mich lebend findt;
Ich bin sein einzigs Töchterlein,
Er würde mich nicht geben
Um tausend Gulden fein.'

"Dein'n Vater will ich holen
Und will ihn finden wohl
Mit seinem Hausgesinde,
Weiß, wann ich kommen soll.
Jetzund nehm' ich nur dich allein:
O zartes Mägdlein junge,
Du mußt an meinen Reihn."

'Erbarm dich meiner Jugend!'
Sprach sie mit großer Klag,
'Will mich in aller Tugend
Ueben mein Lebetag:
Nimm mich nicht gleich dahin jetzund,
Spar' mich noch eine Weile,
Schon' mich noch etlich Stund!'

Drauf sprach der Tod: "Mit nichten!
Ich kehr' mich nicht daran,
Es hilft allhier kein Bitten,
Ich nehme Frau und Mann;
Die Kinderlein zieh' ich herfür,
Ein jedes muß mir folgen,
Wenn ich klopf' an die Thür."

Er nahm sie in der Mitten,
Da sie am schwächsten was,
Es half bei ihm kein Bitten,
Er warf sie in das Gras
Und rührte an ihr junges Herz:
Da liegt das Mägdlein zarte,
Voll bittrer Angst und Schmerz.

Ihr Farb that sie verwandlen,
Ihr Aeuglein sie verkehrt,
Von einer Seit zur andern
Warf sie sich auf die Erd;
All Wollust ihr vergangen war,
Kein Blümlein mehr wollt holen
Wohl aus dem grünen Gras.

XLIII. Der Vorwirth.

J. G. Meinert, Alte deutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens. Wien u. Hamburg 1817. Nr. 13. — W. Wackernagel, Zur Beurtheilung von Bürger's Lenore. Basel 1835.

Es hütete ein Herr sechs graue Roß
Auf einem wüsten Kirchhof;
Er hütete den Kirchhof um und um,
Bis er kam zu seines Vorwirths[1] Grab.
»Wer hütet mein Grab? Wer knetet mein Grab?
Wer hütet mir all meine Gräslein ab?
Wer zieht mir denn meine Waislein fort
Mit Ruthe und auch mit Geisel scharf? . . .
Und wenn du wirst heimkommen,
Sag ihr, sie soll mir bringen
Ein abgetrocknetes Hemde.
Das erste ist mir geworden so naß;
Was weint sie immer? was thut sie das?«

Und wie der Herre heime kam,
Er sah seine Frau gar sauer an:
»Du sollst deinem Vorwirth bringen
Ein abgetrocknetes Hemde!
Das erste ist ihm geworden so naß.
Was weinst du immer? was thust du das?«
‚Und wüßt ichs nur, daß es wahr wär,
Ich ließ ihm gleich anschneiden
Einen Kittel von weißer Seide.'
Die Schöne erwischt ihren Rocken,
Sie gieng ans Grab anklopfen.
‚Thu dich auf und thu dich, Erdenkloß,
Und laß mich hinunter auf seinen Schoß!'

»Was willst du denn da unten thun?
Da unten hast du ja keine Ruh.
Da unten darfst du nichts backen,
Da unten darfst du nicht waschen,
Da unten hörst du keinen Glockenklang,
Da unten hörst du keinen Vogelgesang;
Da unten hörst du keinen Wind nicht wehn,
Da unten siehst du keinen Regen nicht sprähn.[2]«
Da krähte die erste Himmelstaub',
Die Gräblein thaten sich alle auf,
Die Schöne stieg zu ihm hinunter.
Da krähte das andere Höllenhuhn,[3]
Die Gräblein thaten sich alle zu,
Die Schöne mußt unten verbleiben.

[1] Vorwirth (Virwirt) = der verstorbene frühere Eheherr eines Weibes. — [2] sprähen (sprehn, mittelhochd. spraejen) = tropfen- oder flockenweis fallen wie Schnee und Regen. — [3] Der erste Hahn heißt die Himmelstaube, denn er warnt sie und mahnt zur Heimkehr; der zweite das Höllenhuhn, denn sein Ruf bedeutet, daß es nun zu spät sei. Ebenso wird, z. B. in der schottischen Ballade von Wilhelms Geist, der rothe und der graue Hahn unterschieden.

XLIV. Die Macht der Thränen.

Hoffmann v. Fallersl., Schlesische Volkslieder Nr. 290. — Es ist Volksglaube, daß Thränen, dem Todten nachgeweint, auf die Leiche im Grabe niederfallen und ihre Ruhe stören. Siehe das ‚Todtenhemdchen' in den Kinder- und Haus-Märchen der Brüder Grimm, 2. Aufl. 1822, Nr. 109; den ‚Vorwirth' bei Meinert (s. oben) und das Lied von ‚Ritter Aage und Jungfrau Else', mitgetheilt von Wilh. Grimm, Altdän. Heldenlieder, S. 73 fg.

Es kam von einer Neustadt her
Eine Wittfrau sehr betrübet;
Ihr war gestorben ihr liebes Kind,
Das sie von Herzen liebet.

Sie gieng einmal in's Feld hinaus,
Ihr' Traurigkeit zu lindern,
Da kam das liebe Jesulein
Mit so viel weißen Kindern.

Mit Himmelskleidern angethan,
Mit Himmelsglanz verehret,
Mit einer schönen Ehrenkron
War'n diese Kinder gezieret.

»Ach Mutter, liebste Mutter mein,
Vergesset euer Sehnen!
Hier hab ich ein'n sehr großen Krug,
Muß sammeln eure Thränen.

»Habt ihr zu weinen aufgehört,
Gemildert eure Schmerzen,
So fänd' ich Ruh in dieser Erd
Und freute mich von Herzen.«

XLV. Der Rattenfänger von Hameln.

Wunderhorn I. 2. Aufl. S. 44 fg.

„Wer ist der bunte Mann im Bilde,
Er führet Böses wohl im Schilde,
Er pfeift so wild und so bedacht;
Ich hätt mein Kind ihm nicht gebracht!“

In Hameln fochten Mäus und Ratzen
Bei hellem Tage mit den Katzen,
Es war viel Noth, der Rath bedacht,
Wie andre Kunst zuweg gebracht.

Da fand sich ein der Wundermann,
Mit bunten Kleidern angethan,
Pfiff Ratzen und Mäus zusamm ohn Zahl,
Ersäuft sie in der Weser all.

Der Rath will ihm dafür nicht geben,
Was ihm ward zugesagt so eben,
Sie meinten, das gieng gar zu leicht
Und wär wohl gar ein Teufelsstreich.

Wie hart er auch den Rath besprochen,
Sie dräuten seinem bösen Pochen,
Er konnt zuletzt vor der Gemein
Nur auf dem Dorfe sicher sein.

Die Stadt, von solcher Noth befreiet,
Im großen Dankfest sich erfreuet,
Im Betstuhl saßen alte Leut,
Es läuten alle Glocken weit.

Die Kinder spielten in den Gassen,
Der Wundermann durchzog die Strassen,
Er kam und pfiff zusamm geschwind
Wohl auf ein hundert schöne Kind.

Der Hirt sie sah zur Weser gehen
Und keiner hat sie je gesehen;
Verloren sind sie an dem Tag
Zu ihrer Aeltern Weh und Klag.

Im Strome schweben Irrlicht nieder,
Die Kindlein frischen drin die Glieder,
Dann pfeifet er sie wieder ein,
Für seine Kunst bezahlt zu sein.

„Ihr Leute, wenn ihr Gift wollt legen,
So hütet doch die Kinder gegen;
Das Gift ist selbst der Teufel wohl,
Der uns die lieben Kinder stohl.“

XLVI Das Feuerbesprechen.

Wunderhorn I. 2. Aufl., S. 21.

Zigeuner sieben von Reitern gebracht,
Gerichtet, verurtheilt in einer Nacht,
Sie klagen um ihre Unschuld laut,
Ein Jud hätt' ihnen den Kelch vertraut.

Die Rathsherrn sprechen das Leben leicht ab,
Sie brachen dem sechsten schon den Stab,
Der siebent ihr König sprach da mit Ruh:
„Ich hör' wohl in Lüften den Vögeln zu!

„Ihr sollt mir nicht sengen ein Härlein vom Kleid,
Bald krähet der rothe Hahn so weit!“
Da bricht die Flamme wohl über wohl aus
Aus allen vier Ecken der Stadt so kraus.

Der rothe Hahn auf die Spitze gesteckt,
Er krähet, wie jener der Petrum erweckt;
Die Herren erwachen aus Sündenschlaf,
Gedenke der Unschuld, der harten Straf.

Die Herren sie sprachen zum Manne mit Flehn,
Er möge besprechen das feurige Wehn,
Er möge halten den feurigen Wind,
Sein Leben sie wollten ihm schenken geschwind.

Den Todesstab da entreißt er gleich,
Den Herren damit gibt Backenstreich,
Er ruft: „Was gießet ihr schuldlos Blut?
Wie wollet ihr löschen die höllische Glut?

„Das Kindlein vom Stahle die Funken gern zieht,
Der Fromme im Steine das Feuer wohl sieht;
Was spielt ihr mit Dingen, die schneidig und spitz?
Der rothe Hahn wohl unter euch sitzt!“

Jetzt spricht er: „Willkommen, du feuriger Gast!
Nichts greife weiter als was du hast,
Das sag' ich dir Feuer, zu deiner Buß,
Im Namen Christi, des Blut hier auch floß.

„Ich sage dir, Feuer, bei Gottes Kraft,
Die alles thut und alles schafft,
Du wollest also stille stehn,
Wie Christus wollt im Jordan stehn.

„Ich sage dir, Feuer, behalt dein' Flamm;
Wie einst Maria die heilige Dam
Hielt Jungfrauschaft so keusch und rein,
So stelle, Flamm, deine Reinigung ein!“

Da flog der rothe Hahn hinweg,
Da nahm der Wind den andern Weg,
Das Feuer sank in sich zusamm,
Der Wundermann ging fort durch die Flamm.*

* Nach Angabe des Olorinus Variscus (in seiner Ethographia Mundi, P. IV., Magdeb. o. J., S. 550) kamen die Zigeuner 1429 mit ihrem König Zindelone nach Deutschland. — Sie sollen aus Aegypten stammen. Auch dem griechischen Volke sind diese Zigeuner Aegypter (γύφτοι).

XLVII. Der Roßkauf.

A. Schöppner, Sagenbuch der bayerischen Lande, I. München 1852, S. 21.

Durch den Wald hin ritt der Müller,
Will verkaufen seinen Schimmel;
Finster ist's, kein Mondenschein,
Und die lieben Sternelein
Halten sich verborgen.

Aus dem Busch tritt da ein Alter:
„Müller, mag dich Gott erhalten;
Ist der Schimmel dir nicht feil?
Vierzig Thaler sind dein Theil,
So du ihn willst geben.“

Voran geht der Alte schnelle,
Und der Müller folgt zur Stelle:
„Schau' hier an das Felsenhohl,
Hier ist unser Stall so wohl!
Folge mit dem Schimmel.“

„„Sag', was sollen all die Rosse,
An die Krippen angeschlossen
In dem ungeheuern Raum,
Und daneben Sattel, Zaum;
Geht es bald zum Reiten?

„„Sag', was sollen all die Krieger,
Die dort in den Zellen liegen?
All' in Waffen fein und blank
Schlafen sie auf harter Bank;
Wollen sie an's Fechten?

„„Sag', wer ist dort eingeschlafen
Auf der weißen Marmortafel?
Und sein Bart wie Feuersgluth
Wächst ihm durch den festen Tisch, —
Sag' es mir, du Alter!““

„Der da schläft, ich will ihn nennen:
Sollst den römischen König kennen!
Wenn es an der rechten Zeit,
Wacht er auf und sein Geleit,
Auf wohl zu den Waffen.

„All' die Roff' in diesen Höhlen,
Viele thuen uns noch fehlen,
Laufen dann in weiter Welt,
Wo der Herr die Fahne hält,
Unser römischer König!“

XLVIII. Der Tambour.

Wunderhorn I. 2. Aufl., S. 72, unter der Aufschrift: Rewelge. Vgl. Brüder Grimm, Deutsche Sagen I. 424.

„Des Morgens zwischen drein und vieren
Da müssen wir Soldaten marschieren
Das Gäßlein auf und ab;
Tralali, Tralalei, Tralala,
Mein Schätzel sieht herab.

„Ach Bruder! jetzt bin ich geschossen,
Die Kugel hat mich schwer getroffen,
Trag mich in mein Quartier;
Tralali, Tralalei, Tralala,
Es ist nicht weit von hier.“

„„Ach Bruder! ich kann dich nicht tragen,
Die Feinde haben uns geschlagen,
Helf dir der liebe Gott!
Tralali, Tralalei, Tralala,
Ich muß marschieren in Tod.““

„Ach Brüder! ihr geht ja vorüber,
Als wär es mit mir schon vorüber;
Ihr Lumpenfeind seid da!
Tralali, Tralalei, Tralala,
Ihr tretet mir zu nah.

„Ich muß wohl meine Trommel rühren,
Sonst werde ich mich ganz verlieren;
Die Brüder dick gesät,
Tralali, Tralalei, Tralala,
Sie liegen wie gemäht.“

Er schlägt die Trommel auf und nieder,
Er wecket seine stillen Brüder;
Sie schlagen ihren Feind,
Tralali, Tralalei, Tralala,
Ein Schrecken schlägt den Feind.

Er schlägt die Trommel auf und nieder,
Sie sind vorm Nachtquartier schon wieder,
In's Gäßlein hell hinaus;
Tralali, Tralalei, Tralala,
Sie ziehn vor Schätzels Haus.

Da stehen Morgens die Gebeine
In Reih und Glied wie Leichensteine;
Die Trommel steht voran,
Tralali, Tralalei, Tralala,
Daß sie ihn sehen kann.

XLIX. Lenore.

Wunderhorn, Bd. II. Heidelb. 1808, S. 19. — Die Herausgeber bemerken dazu: Bürger hörte dieses Lied nachts in einem Nebenzimmer. — Siehe dazu: W. Wackernagel: Zur Erklärung und Beurtheilung von Bürgers Lenore. Einladungsschrift zur Promotionsfeier des Pädagogiums ꝛc. Basel 1835.

Es stehn die Stern am Himmel,
Es scheint der Mond so hell,
Die Todten reiten schnell.

„Mach auf, mein Schatz, dein Fenster,
Laß mich zu dir hinein,
Kann nicht lang bei dir sein!

„Der Hahn der thät schon krähen,
Er singt uns an den Tag,
Nicht lang mehr bleiben mag.

„Weit bin ich hergeritten,
Zweihundert Meilen weit
Muß ich noch reiten heut.

„Herzallerliebste meine!
Komm setz dich auf mein Pferd,
Der Weg ist Reitens werth.

„Dort drin im Ungerlande
Hab ich ein kleines Haus,
Da geht mein Weg hinaus.

„Auf einer grünen Haide,
Da ist mein Haus gebaut
Für mich und meine Braut.

„Laß mich nicht lang mehr warten,
Komm, Schatz, zu mir herauf,
Weil fort geht unser Lauf!

„Die Sternlein thun uns leuchten,
Es scheint der Mond so hell,
Die Todten reiten schnell!“

„„Wo willst mich dann hinführen?
Ach Gott! was hast gedacht
Wohl in der finstern Nacht?

„„Mit dir kann ich nicht reiten,
Dein Bettlein ist nicht breit,
Der Weg ist auch zu weit.

„„Allein leg du dich nieder,
Herzallerliebster, schlaf
Bis an den jüngsten Tag!““

Deutschland's

Balladen- und Romanzen-Dichter.

Erste Abtheilung.

Von G. A. Bürger bis L. Uhland.

Mit der britannischen
Sah ich im Streitlauf Deutschlands Muse
Heiß zu den krönenden Zielen fliegen.

F. G. Klopstock.

Die englischen Romanzen sind vielleicht reicher an Handlung, an großen Verhältnissen, an starker Leidenschaft, aber an rein menschlicher Natur und an innerm künstlerischem Beruf übertreffen die deutschen Dichter. Es ist das Verhältniß der englischen Nation zu der unsern, des Shakespeare zu Goethe; das Thatsächliche, Große, Reizende in Handlungen und Motiven, das Anregende für das äußere Leben haben jene voraus; für die Dichtung ist dies nicht eben der größte Vortheil, die nicht unmittelbar unsere Kräfte für die äußere Thätigkeit wecken, sondern zuerst uns innerlich weihen und erst dadurch für edle und große Handlungen begeistern soll.

G. G. Gervinus.

Gottfried August Bürger,

der eigentliche Volks- und Lieblingsdichter seiner Zeit, wurde den 1. Januar 1748 zu Molmerswende am Unterharz geboren, wo sein Vater, wie später in Pansfelde, Prediger war. In langsamer Entwickelung lernte er bis in sein zehntes Jahr nichts weiter als lesen und schreiben, machte aber bei glücklichem Gedächtniß und einer ihm eigenen Erregbarkeit der Phantasie schon damals richtig gemessene Verse. Für Sprachen zeigte er kein Talent. Seit 1760 war er bei seinem Großvater Jakob Philipp Bauer, Hofesherrn zu St. Elisabeth in Aschersleben, und besuchte die dortige Schule. Witzige, auf Mitschüler gemachte Epigramme hatten verdrießliche Folgen für ihn und veranlaßten seine Entfernung. Der Großvater schickte ihn nun 1762 nach Halle auf das Pädagogium, wo er in Göckingk einen dichterischen Genossen und Freund fand, 1764 die Universität bezog und, weil er durchaus Pfarrer werden sollte, theologische Vorlesungen hörte. Sein Verkehr aber mit dem Professor Chr. Adolf Klotz, jenem ebenso genialen als lockern Philologen und Humanisten, welchem Lessing in den Briefen antiquarischen Inhalts (Band 8 der sämmtlichen Schriften, Berl. 1791—94, S. 193 ff.) kein beneidenswerthes Denkmal gesetzt hat,*) wirkte nachtheilig auf seine Sittlichkeit. Er gab sich den Ausschweifungen hin und erregte dadurch den Unmuth des Großvaters, welcher ihn aus Halle abrief. Mit dessen Einwilligung ging er nun 1768 nach Göttingen und studirte Jurisprudenz. Hier gerieth er in ganz schlechte Gesellschaft und ergab sich der Unordnung und Ausschweifung in solchem Grade, daß der erzürnte Großvater die Hand ganz von ihm abzog und ihn seinem Schicksale überließ, so daß er in Schulden und Noth gerieth.

In dieser trübseligen, selbst verschuldeten Lage hatte er das Glück, die Freundschaft einiger hochbegabter jungen Männer zu erwerben, welche seine genialen Vorzüge mehr und mehr schätzen lernten, die nie ganz in ihm erloschene Liebe zu den Studien durch gemeinschaftlichen Eifer neu belebten und ihn allmälig auch zu einer regelmäßigern Lebensweise zurückführten. Diese waren Biester, Sprengel und ganz besonders Christian Heinrich Boie, welcher, selbst Dichter und ein gründlicher Kritiker, die Achtung eines Heyne, Kästner und anderer Göttinger Gelehrten genoß. Dieser suchte sein großes Talent auszubilden, spornte ihn zu dichterischer Thätigkeit an und führte ihn mit seinem Trinkliede „Herr Bacchus ist ein braver Mann" im zweiten Jahrgange des Musenalmanachs (1771) vor's Publikum. Zu seinen spätern Freunden gehörten neben Hölty, Martin Miller und J. Heinr. Voß auch die Stolberge, Karl Cramer, Friedr. Hahn, Wehrs, Esmarch, Ewald, Leisewitz u. A., dieselben, welche den Göttinger Dichterbund oder Hainbund (12. Septbr. 1772) bildeten oder ihm angehörten. Zu diesem berühmt gewordenen Vereine, der, Achtung für Sittenreinheit und heimathliche Eigenthümlichkeit mit Anerkennung der künstlerischen Musterhaftigkeit des klassischen Alterthums vereinend, den Grundsätzen und Verdiensten Klopstock's huldigte, Haß den Franzosen und dem „Sittenverderber Wieland" schwur, und für Kräftigung des Vaterlandsgefühles und Veredelung des deutschen Nationalgeschmacks auf das fruchtbarste wirksam wurde, stand er vornehmlich nur durch Boie, Hölty und Cramer in Beziehung; er gehörte demselben mehr äußerlich an. In Gemeinschaft mit seinen ältern Freunden las und studirte er die besten Muster der Alten und Neuern, der Franzosen, Engländer, Italiener und Spanier. Shakespeare, der Hauptträger der Naturpoesie, war der Verbündeten Liebling, und Percy's Sammlung altenglischer Balladen, die neben den Ossian'schen Poesieen er mit dem Entzücken eines geistverwandten Dichters genoß, sein tägliches Studium. In Boie's Almanach übergab er seine vorzüglichsten Gedichte nach und nach der Oeffentlichkeit, die Lenore 1774.

Seine äußere Lage gestaltete sich nun auch besser, er fand manche Unterstützung, und auch Gleim förderte auf Boie's und Göckingk's Verwendung den außerordentlich Begabten. Bereits 1772 erhielt er durch Boie's freundschaftlichen Eifer die Stelle eines Herrschaftsrichters (der Herren von Uslar) zu Altengleichen, unfern Göttingen. Mit dem Hainbunde blieb er zwar von hier aus in Verbindung, nahm auch öfters persönlich an seinen Versammlungen Theil, doch scheint dieselbe nach dem Erscheinen seiner Lenore etwas gelockert worden zu sein in Folge seiner Selbstüberhebung über denselben, indem er sich den Kondor, die Dichter des Bundes aber Eulen, Rohrdommeln, Wiedehopfe und Rohrsperlinge nannte, wogegen sie ihn nur für einen Sperber und sich für Adler gelten lassen wollten. Der Großvater söhnte sich jetzt mit dem neuen Amtmann aus, bezahlte seine Schulden, unterstützte ihn persönlich bei seiner häuslichen Einrichtung und erlegte für ihn die nöthige Kautionssumme. Leider ging dieses einem Dritten — einem gewissen Hofrath L. . . — anvertraute Geld durch dessen Unredlichkeit zum größten Theil unserm Dichter verloren, und dadurch wurde der Hauptgrund zu der fortdauernden Zerrüttung in seinen häuslichen Umständen gelegt, welche sein Leben mit verkümmerte und auf seinen schriftstellerischen Charakter nicht ohne bedauerlichen Einfluß blieb.

Im J. 1774 vermählte sich Bürger mit Dora Leonhart, einer der Töchter des hannover'schen Justizamtmanns zu Niedeck. Diese frühe Heirath und hauptsächlich jenes bekannte, in seinen Folgen für ihn höchst unglückselige Verhältniß mit Dora's jüngerer Schwester Auguste, der in seinen Liedern überschwenglich gefeierten Molly, für welche schon während seiner Verlobung die glühendste Leidenschaft sich entzündet hatte, wurde für ihn durch eine Verkettung von Umständen eine Quelle der bittersten Leiden. Ein Versuch, seine äußere Lage zu verbessern, schlug fehl, indem er durch die verunglückte Pachtung eines Guts in Appenrode, die er nebenher 1780 einging, fast die ganze ihm von seinem Schwiegervater zugefallene Erbschaft einbüßte. Zwar hatte er 1778 die Herausgabe des (seit 1776 von Göckingk mitredigirten) Musenalmanachs selbständig über-

* Man lese über ihn Gruber, Wieland's Leben, Ausg. von 1827, Buch 3, S. 484 ff., und Gervinus, Geschichte d. deutsch. Dichtung IV., 1853, S. 225, 319, 41?

nommen, die erste Sammlung seiner Gedichte veröffentlicht, und war ohne Unterlaß mit poetischer Produktion beschäftigt; doch war das daraus erzielte Einkommen neben dem schmal zugemessenen Beamtengehalte keineswegs zu einem anständigen Familienleben ausreichend. Dazu kam noch, daß er 1784, nach zwölfjähriger Amtsführung, zufolge gemeiner Verleumdung jenes selben Elenden, der ihn früher um die Kaution bevortheilt hatte, ohne dafür — bei Bürger's hoher Herzensgüte — vor Gericht gezogen worden zu sein, dieses Amt niederlegen zu müssen glaubte.

Er ging nun nach Göttingen zurück, wo er seinen Unterhalt durch Vorlesungen und schriftstellerische Arbeiten zu finden hoffte; es schienen sich ihm auch wirklich freundliche Aussichten für die Zukunft zu eröffnen. Wittwer geworden, ließ er 1785 zu Bissendorf seinen Herzensbund mit Molly vor dem Altar besiegeln. Kaum aber hatte er zu Göttingen mit der Angebeteten seinen Herd errichtet, als ihm dieselbe nach der Geburt eines Töchterleins starb (9. Jan. 1786). Dieser Schicksalsschlag brachte ihn fast zur Verzweiflung. Eine Reise nach Belgien und eine im folgenden Jahre gebrauchte Kur richteten ihn jedoch wieder etwas auf. Bei Gelegenheit des fünfzigjährigen Jubiläums der Universität Göttingen (1787), wozu er zwei Festgedichte geschrieben, erhielt er die Doktorwürde und 1789 eine außerordentliche Professur, doch ohne Gehalt. Um seinen drei an verschiedenen Orten untergebrachten Kindern wieder eine Mutter zu geben, entschloß er sich übereilt zu einer dritten Heirath (Oktober 1790) mit Elise Hahn aus Stuttgart, nachdem sie in einem versifizirten Liebeserguß ihm ihre Hand angeboten hatte. Eine unglücklichere Wahl hätte der an Körper und Geist niedergebeugte Mann nicht treffen können. Bereits 1792 (Februar) mußte diese Ehe gerichtlich getrennt werden. Bürger's Ehre war auf das Härteste verletzt. Ohne Aussicht auf Versorgung, von den meisten sogenannten Freunden verlassen, durch Schiller's strenge Beurtheilung seiner Gedichte schmerzlich berührt, durch Unterschätzung dessen, was er wirklich geleistet, an seiner poetischen Kunst fast irre gemacht, für auswärtige Buchhändler um Lohn übersetzend, starb er am 8. Juli 1794.

* * *

Bürger's hohe Verdienste um Wiederherstellung, Veredelung und Verbreitung vaterländischer Volksdichtkunst, besonders des epischen Volksliedes, — der während des ganzen siebenzehnten Jahrhunderts brach gelegenen Ballade und Romanze — für das er zuerst unter den Kunstdichtern Deutschlands die richtige Behandlung fand, nicht minder zugleich um Wiederbelebung einheimischer Sage, wodurch er vaterländischen Sinn aus seinem Schlummer zum Bewußtsein rief, sind vom deutschen Volke dankbar gewürdigt. Nach dem gründlichen Irrthum der Verwechselung des Pöbelhaften mit dem Volksthümlichen, z. B. in Bearbeitung des Mythus von Jupiter und Europa und anderer niedrigkomischer burlesker Darstellungen im Geschmack und Styl der Romanzen des Gongora aus Cordova (von Jacobi 1767 übersetzt) und französischer Vorbilder, wie Gresset, Desmaret, Chaulieu u. A., ward er mehr und mehr geheilt. Jene an ihm so oft gerügte „flanderische rohe Derbheit in Versinnlichung der Stoffe und Betrachtungen oder Empfindungen" war gewiß weniger die Folge einer durch Verirrungen verunreinigten sittlichen Denkart und Phantasiebildung, als vielmehr eines noch allzu wenig geläuterten Geschmacks; in seiner Individualität war jene plattnaive Darstellungsweise nicht allein begründet, so wenig als bei den Brüdern Stolberg, welche doch auch im Aufsuchen des Volksmäßigen so oft auf Abwege geriethen, namentlich in ihren nun fast sämmtlich der Vergessenheit verfallenen geschmackwidrigen Romanzen. Wenn er nicht immer das Gold von den Schlacken zu scheiden wußte, so traf er doch auch wieder die Natur edler Volksdichtung mit richtigem Gefühle, und hat nach dem Erscheinen der berühmten Herder'schen Sammlung noch bis heute unübertroffene Volksballaden geliefert, oben an die Lenore, dann das Lied von Treue, Lied vom braven Mann, den wilden Jäger, Kaiser und Abt (nach Burcard Waldis) u. a., voll phantasiereicher Lebendigkeit, Gestaltungskraft, Naturwahrheit und wahrhafter Deutschheit. Von seinen sonstigen lyrischen Erzeugnissen (z. B. Männerkeuschheit, — Blümchen Wunderhold, — Die Holde die ich meine, — Straflied, u. s. w.) voll edler, sittlicher und patriotischer Haltung, mit überaus feinem Takt für den Wohlklang, müssen wir hier absehen. Diese und andere Musterleistungen haben mit Goethe's Liedern den neuen Geist deutscher Dichtung aus pedantischen Formen entfesseln helfen (er brachte zuerst auch wieder das Sonett zu Ehren), und sind um so mehr auch für den Kritiker bewundernswerth, da sie in einer Zeit im Gemüthe des Dichters sich bildeten, wo die Poesie noch in den Resultaten gelehrter Bemühungen, nicht in einfachen Lauten des Naturgefühls gesucht wurde. So hat er den deutschen Volksgesang wieder geschaffen, wie A. W. Schlegel in einem Sonette von ihm singt, und durfte nicht gelehrte Weisen borgen. Er schuf aber auch — wie Lessing die reinste, kräftigste und beredteste Prosa — die reinste, kräftigste und rascheste Dichtersprache.

A. W. Schlegel that über seine Lenore den Ausspruch, sie würde, wenn Bürger auch sonst nichts gedichtet hätte, allein hinreichen, ihm die Unsterblichkeit zu sichern (Charakteristiken und Kritiken II, 44). Und in der That kann diese großartige Schöpfung durch die Wirkung, die sie machte, mit Götz von Berlichingen und Werther verglichen werden. Bürger selbst beurtheilte keine seiner Arbeiten mit so großer Vorliebe. So schrieb er an Boie (Brief vom 12. August 1773, von Voß mitgetheilt u. a. im Morgenbl. 1809, Nr. 242): „Gottlob, nun bin ich mit meinem schweren Horatio fertig! rief weiland Kaspar Gottschling. Gottlob, nun bin ich mit meiner unsterblichen Lenore fertig! ruf' auch ich in dem Taumel meiner noch wallenden Begeisterung Ihnen zu. Das ist dir ein Stück, Brüderle! Keiner, der mir nicht erst seinen Batzen giebt, soll's hören. Ist's möglich, daß Menschensinne so was köstliches erdenken können? Ich staune mich selber an und glaube kaum, daß ich's gemacht habe; ich zwicke mich in die Waden, um mich zu überzeugen, daß ich nicht träume &c." — Zu Ende des Winters 1772—73 soll Bürger, nach Angabe seiner Biographen, nur durch die zwei Verse im Volksliede: „Es scheint der Mond so hell, die Todten reiten schnell," die er aus dem Munde eines Landmädchens erlauscht, auf seine berühmte Ballade geführt worden sein. Arnim und Brentano aber im „Wunderhorn" (Bd. 2, S. 19) haben dem Gedicht, dessen Echtheit übrigens verdächtig ist, wenigstens hinsichtlich des Schlusses, die Bemerkung beigegeben: „Bürger hörte dieses Lied Nachts in einem Nebenzimmer," und somit angenommen, daß er es vollständig kannte. Höchst bedenklich erscheint jedenfalls diese Annahme gegenüber der Aeußerung A. W. Schlegel's im „Neuen deutschen Merkur" 1797, S. 394: „Auch mir hat Bürger auf die Frage, ob er kein älteres Gedicht dabei vor Augen gehabt, geantwortet, er habe einige Winke aus einem plattdeutschen Volksliede benützt. Dieses Volkslied sei ihm aber nie vollständig vorgekommen; eine Freundin habe ihm nach dunkeln Erinnerungen davon erzählt; nur wenige Zeilen, die ihr etwa im Gedächtniß hangen geblieben, habe sie ihm vorsagen können, und unter

diesen seien folgende gewesen: „wo liese, wo lose Rege hei den Ring!“ „Wie leise, wie lose bewegte er den Ring,“ als er nämlich in der Nacht vor die Thür der Geliebten kommt. — Dieß Gespräch ist mir noch so genau erinnerlich, daß ich die Richtigkeit alles Obigen zuversichtlich verbürge.“ Wie dem auch sei, weder das deutsche, noch das schottische Volkslied „Sweet Williams ghost“ (aus Ramsay's Tea-Table miscellany in Percy's Reliques of ancient english poetry, consisting of old heroic ballads, songs etc. Vol. III, 126, frei übersetzt von Herder in den fliegenden Blättern von deutscher Art und Kunst S. 49 fg.), das ihn am meisten angeregt haben soll, noch endlich die altdänische Ballade „der Ritter Aage und Jungfrau Else“, mitgetheilt in den „altdänischen Heldenliedern, Balladen und Märchen“ von Wilh. Grimm, S. 73 fg.) halten der Tiefe, dem Interesse des Inhalts und der Kraft der Behandlung nach den geringsten Vergleich mit Bürger's Ballade aus. Ihr würdigstes Seitenstück ist Goethe's „Braut von Korinth.“

Schiller's Beurtheilung unsers Bürger wird von Gervinus — welcher übrigens bei all seiner Vorliebe für antike Poesie und antike Weltanschauung dem Dichter der Lenore den Vorrang vor allen neuern Poeten in der Balladengattung zugesteht — als eine vollkommen gerechte, ihn mehr als Schlegel's Kritik ehrende dargestellt (Bd. V, S. 33 fg.). Dagegen giebt Julian Schmidt (Geschichte d. deutsch. Literatur, 2. Aufl. Leipz. 1855, II, S. 36 ff.) dem Urtheile Schlegel's über Bürger in jeder Beziehung den Vorzug, die er das Muster einer gerechten und erschöpfenden Darstellung nennt. Julian Schmidt schreibt: „Die allmälige principielle Entwickelung Schiller's beginnt mit der Rezension über Bürger (1791). Daß er dem Gegenstande nicht ganz gerecht geworden, fühlte er später selbst. Er hatte dem Dichter über sein Talent viel gute Worte gesagt, allein er hatte es nicht zergliedert, wie es doch die Aufgabe des Kritikers ist. Wenn Bürger über jene Kritik außer Fassung gerieth, so war zum Theil wohl die verletzte Eitelkeit daran schuld, hauptsächlich aber die persönliche Wendung, die Schiller der Sache gab. Er hatte den Mangel an Vollendung und Classicität aus der unfertigen geistigen und moralischen Bildung des Dichters hergeleitet. Der Dichter könne uns nichts geben als seine Individualität; diese müsse zur reinsten Menschlichkeit geläutert sein, ehe er die Menschheit zu rühren unternähme; kein Talent könne dem Kunstwerk verleihen, was seinem Schöpfer abgehe. Der Dichter müsse ferner seinen Gegenstand, sei es nun seine eigene Erfindung oder eine Handlung, idealisiren; er müsse von der Empfindung, die ihn bedrängt, erst frei sein, ehe er es wagte, sie zu besingen; er müsse damit anfangen, sich selbst fremd zu werden, den Gegenstand seiner Begeisterung von seiner Individualität loszuwickeln, seine Leidenschaft aus einer mildernden Ferne anzuschauen. Das Idealschöne wird schlechterdings nur durch eine Freiheit des Geistes, durch eine Selbstthätigkeit möglich, welche die Uebermacht der Leidenschaft aufhebt. — Die Wahrheit, die in diesen Worten liegt, so bitter sie Bürger im geheimen Gefühl seiner moralischen Unfertigkeit empfinden mußte, ist auf alle Fälle eine einseitige. Die Härte, mit welcher sie ausgesprochen wird, erklärt sich daraus, daß Schiller seine eigene unreife Vergangenheit im Auge hat. Der strenge Läuterungsprozeß, dem er seine Seele unterwarf, machte ihn auch gegen Andere hart. Daß eine glückliche geniale Natur eines solchen Läuterungsprozesses nicht bedarf, das war ihm wenigstens noch nicht in eigener Erfahrung aufgegangen, und gegen den Dichter, an dem er es sich wohl hätte klar machen können, war damals seine Seele noch mit Bitterkeit erfüllt. Wenn Bürger über die persönliche Wendung der Kritik erbittert war, um so mehr, da er bereits auf einer Altersstufe angelangt war, die den Gedanken an eine wesentliche Umschaffung des Charakters ausschloß, so war ihm das nicht zu verargen; es ist immer ein Mißbrauch, wenn man eine dichterische Erscheinung, statt sie in ihrem vollen Umfang zu würdigen, nur dazu benutzt, gewisse allgemeine Ideen zu entwickeln.“

Bereits 1812 schrieb Franz Horn (Die schöne Literatur Deutschlands während des 18. Jahrh., I, 216 ff.) über dieselbe Rezension: sie enthalte nicht viel mehr als einige abgerissene Gedanken über Objectivität und Idealität der Poesie, mit denen Bürger habe geschlagen werden sollen. Diesem aber habe zu sehr das metaphysische Gewand imponirt, worein sie gekleidet ist, und er habe für seine allzuheftige Antikritik kein gleiches Prunkkleid auffinden können. Bürger — ruft Horn aus — ist so sehr und so durchaus Dichter, daß ihm selbst die Pforten der Hölle kein Blatt aus seinem wohlverdienten Dichterkranz rauben könnten, viel weniger der edle Schiller, der dem Dichter gewiß nicht wehe thun wollte und dießmal nur in der individuellen Beziehung sich vergriff.

Friedrich Bouterwek (Geschichte d. Künste u. Wissenschaften 2c. Bd. XI, 1819) ist mit Schiller's Rezension ebensowenig einverstanden, wenn er betont, daß was dem feierlichen Schiller an Bürger's Liedern mißfalle, zu ihrem Wesen gehöre, und nur Dem mißfallen könne, der sich überhaupt keine wahre Schönheit ohne eine gewisse Feierlichkeit denken könne. Freilich übersieht er keineswegs, daß bei Bürger das Volksmäßige hier und da ohne die Würde sei, von der auch die naivste Poesie sich nicht lossagen dürfe.

K. Fr. Rinne (Innere Geschichte der Entwickelung d. deutsch. Nationalliteratur 2c., 1842, S. 318) schreibt unserm Dichter für die lyrische Volksepik die größte Naturanlage zu; er verhalte sich in mancher Beziehung günstiger zu ihr als Goethe und Schiller von ihren absoluten Standpunkten aus. Seine Balladen und Lieder, wenn zwar allerdings zuviel Masse und Ton in sich tragend und noch nicht hinlänglich zum bloßen Gedankenhauch abgeklärt, seien doch von Schiller nicht hinlänglich gewürdigt und sei ihre mangelhafte Seite viel zu stark hervorgehoben worden. — Den eigentlich deutschen Geist der lyrischen Epik trafen weder Schiller noch Goethe, und hierin ist es, wo ihnen Bürger vorzuziehen ist.

Schriften.

Die Nachtfeier der Venus, im Teutschen Merkur 1773, II., St. 4, S. 20.

Anthia und Abrokomas. Aus d. Griechischen des Xenophon von Ephesus. Leipzig 1775.

Aus Daniel Wunderlichs Buch. „Herzenserguß über Volkspoesie“ im D. Museum 1776, Bd. I, S. 440 ff.; in den sämmtlichen Werken, hgb. von Bohtz, S. 318 ff. (Dagegen erschien von Chr. Frdch. Nicolai: Daniel Seuberlich. Feynerr kleynerr Almanach vol schoenerr alterr lieblicherr Volkslieder, lustiger Reyen undt kleglicher Mordgeschichte, gesungen von Gabriel Wunderlich, weyl. Benkelsängern zu Dessaw. Berlyen 1777. 78.)

Probe einer Uebersetzung des Homer im D. Museum 1776, 1 St., und im D. Merkur 1776. (Fragmente der Ilias in fünffüßigen Jamben. — Bürger's „Gedanken über die Beschaffenheit einer d. Uebersetzung des Homer“ in Kloß' deutsch. Bibliothek d. schönen Wissenschaften, Bd. VI, 1771.)

Neue weltliche hochdeutsche Reime, enth. die ebentheyerliche doch wahrhaftige Historiam von der wunderschönen Durchl. Prinzessin Europa und einem uralten heydnischen Götzen Jupiter 2c. Durch M. Hilarium Jocosum. O. O. 1777.

Musenalmanach. Götting. 1779—94. (Fortgesetzt von K. v. Reinhard 1795—1801.)
Macbeth. Schausp. in 5 Aufz., nach Shakspeare. Das. 1783. 84. 87.
Gedichte. Mit Kupfern von Chodowiecki. Götting. 1787. — 2. Aufl., 2 Bde. 1789.; desgl. 1796 u. ö. N. Aufl. das. 1846. 53. 60.
Ode der fünfzigjährigen Jubelfeier der Georgia Augusta am 17. Sept. 1787. Göttingen.
Vermischte Schriften. 2 Bde. Götting. 1797—98.
Sämmtliche Schriften. Herausg. von Karl v. Reinhard. 4 Bde. Götting. 1796 — 98. (Mit Biographie von Althof.) N. A. 4 Bde., 1798. ff.
Lehrbuch der Aesthetik. Hgb. von K. v. Reinhard. 2. Bde. Berlin 1825.
Sämmtliche Werke. 5 Bde. Götting. 1817. — Desgl. 8 Bde., das. 1829—33. — Desgl. in 1 Bande, hgb. von A. W. Bohtz, mit Porträt, Facsimile u. Biographie von Dr. Althoff. 1835. Das. N. Ausg. 4 Bde. Ebd. 1844. — N. Orig.-Ausg., 4 Bde. Mit Bildn. 1860.

(Gewöhnlich schreibt man Bürger'n auch neben oder ohne G. Chr. Lichtenberg die Autorschaft des beliebten Volksbuchs von dem Lügenhelden Münchhausen zu. K. Gödeke (Deutsch. Dichtung 2c. I, 742), K. Rosenkranz (Aesthetik d. Häßlichen S. 310) und neuerdings noch Joh. Minckwitz (Neuhochd. Parnaß S. 63) nennen ihn als Verfasser der „Wunderbaren Reisen zu Wasser und zu Lande" 2c. Der wahre Verfasser ist jedoch Rudolf Erich Raspe aus Hannover, geb. 1737, gest. 1794 zu London. Vgl. zur Vorrede der neuen Ausgabe des Münchhausen von 1849 zunächst L. Mittler's Abhandlung im Weimarischen Jahrbuch, Heft 1, hgb. von Hoffmann v. Fallersleben und Oskar Schade. Hannover 1855.)

Zur Biographie und Beurtheilung:

H. Döring, Bürger's Leben. Berl. 1826.
W. Wackernagel. Zur Erklärung und Beurtheilung von Bürgers Lenore. Basel 1835.
R. Prutz, Der Göttinger Dichterbund. Leipz. 1841.
J. L. Hoffmann, Zu Bürger's Gedächtniß (im Nürnb. Album d. liter. Vereins f. 1849).
H. Pröhle, Bürger's Leben und Dichtungen. Biographie. Leipz. 1856.
Leipz. Illustr. Zeitung 1858. XXX. Nr. 767.
Hoffmann v. Fallersl., Findlinge. Zur Geschichte deutscher Sprache u. Dichtung. 3—4. Heft. Leipz. 1860.

---

1. Lenore.

Lenore fuhr um's Morgenroth
Empor aus schweren Träumen:
„Bist untreu, Wilhelm, oder todt?
Wie lange willst du säumen?" —
Er war mit König Friedrich's Macht
Gezogen in die Prager Schlacht
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben.

Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn,
Und machten endlich Friede;
Und jedes Heer mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog heim zu seinen Häusern.

Und überall all überall,
Auf Wegen und auf Stegen,
Zog Alt und Jung dem Jubelschall
Der Kommenden entgegen.
Gottlob! rief Kind und Gattin laut,
Willkommen! manche frohe Braut.
Ach! aber für Lenoren
War Gruß und Kuß verloren.

Sie frug den Zug wohl auf und ab,
Und frug nach allen Namen;
Doch keiner war, der Kundschaft gab,
Von Allen, so da kamen.
Als nun das Heer vorüber war,
Zerraufte sie ihr Rabenhaar,
Und warf sich hin zur Erde
Mit wüthiger Geberde.

Die Mutter lief wohl hin zu ihr: —
„Ach, daß sich Gott erbarme!
Du trautes Kind, was ist mit dir?"
Und schloß sie in die Arme.
„„O Mutter, Mutter! hin ist hin!
Nun fahre Welt und Alles hin!
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!"" —

„Hilf Gott, hilf! Sieh uns gnädig an!
Kind, bet' ein Vaterunser!
Was Gott thut, das ist wohlgethan.
Gott, Gott erbarmt sich unser!" —
„„O Mutter, Mutter! Eitler Wahn!
Gott hat an mir nicht wohlgethan!
Was half, was half mein Beten?
Nun ist's nicht mehr vonnöthen."" —

„Hilf Gott, hilf! Wer den Vater kennt,
Der weiß, er hilft den Kindern.
Das hochgelobte Sakrament
Wird deinen Jammer lindern." —
„„O Mutter, Mutter! was mich brennt,
Das lindert mir kein Sakrament!
Kein Sakrament mag Leben
Den Todten wieder geben.""

„Hör', Kind! wie, wenn der falsche Mann
Im fernen Ungerlande
Sich seines Glaubens abgethan
Zum neuen Ehebande?
Laß fahren, Kind, sein Herz dahin!
Er hat es nimmermehr Gewinn!
Wann Seel' und Leib sich trennen,
Wird ihn sein Meineid brennen." —

»»O Mutter, Mutter! hin ist hin!
Verloren ist verloren!
Der Tod, der Tod ist mein Gewinn!
O wär' ich nie geboren!
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!«« —

»Hilf Gott, hilf! Geh' nicht in's Gericht
Mit deinem armen Kinde!
Sie weiß nicht, was die Zunge spricht;
Behalt' ihr nicht die Sünde!
Ach, Kind, vergiß dein irdisch Leid,
Und denk' an Gott und Seligkeit!
So wird doch deiner Seelen
Der Bräutigam nicht fehlen.« —

»»O Mutter! was ist Seligkeit?
O Mutter! was ist Hölle?
Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit,
Und ohne Wilhelm Hölle! —
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Ohn' ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht selig werden.«« —

So wüthete Verzweifelung
Ihr in Gehirn und Adern;
Sie fuhr mit Gottes Vorsehung
Vermessen fort zu hadern;
Zerschlug den Busen, und zerrang
Die Hand bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen.

Und außen, horch! ging's trap trap trap,
Als wie von Rosses Hufen;
Und klirrend stieg ein Reiter ab
An des Geländers Stufen;
Und horch! und horch! den Pfortenring
Ganz lose, leise, klinglingling!
Dann kamen durch die Pforte
Vernehmlich diese Worte:

»Holla, holla! Thu' auf, mein Kind!
Schläfst, Liebchen, oder wachst du?
Wie bist noch gegen mich gesinnt?
Und weinest oder lachst du?« —
»»Ach, Wilhelm! du?... So spät bei Nacht?...
Geweinet hab' ich und gewacht;
Ach, großes Leid erlitten!
Wo kommst du hergeritten?««

»Wir satteln nur um Mitternacht.
Weit ritt ich her von Böhmen.
Ich habe spät mich aufgemacht,
Und will dich mit mir nehmen.« —

»»Ach Wilhelm, erst herein geschwind!
Den Hagedorn durchsaust der Wind;
Herein, in meinen Armen,
Herzliebster, zu erwarmen!««

„Laß sausen durch den Hagedorn,
Laß sausen, Kind, laß sausen!
Der Rappe scharrt, es klirrt der Sporn;
Ich darf allhier nicht hausen.
Komm, schürze, spring' und schwinge dich
Auf meinen Rappen hinter mich!
Muß heut noch hundert Meilen
Mit dir in's Brautbett eilen!"

»»Ach! wolltest hundert Meilen noch
Mich heut in's Brautbett tragen?
Und horch! es brummt die Glocke noch,
Die elf schon angeschlagen.««
»Sieh hin, sieh her! der Mond scheint hell,
Wir und die Todten reiten schnell;
Ich bringe dich, zur Wette,
Noch heut in's Hochzeitbette!«

»»Sag' an, wo ist dein Kämmerlein?
Wo? wie dein Hochzeitbettchen?««
»Weit, weit von hier!... Still, kühl und klein!...
Sechs Bretter und zwei Brettchen!«
»»Hat's Raum für mich?«« — »Für dich und mich!
Komm, schürze, spring' und schwinge dich!
Die Hochzeitsgäste hoffen;
Die Kammer steht uns offen.« —

Schön Liebchen schürzte, sprang und schwang
Sich auf das Roß behende;
Wohl um den trauten Reiter schlang
Sie ihre Lilienhände;
Und hurre, hurre, hop hop hop!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Zur rechten und zur linken Hand
Vorbei vor ihren Blicken
Wie flogen Anger, Haid' und Land!
Wie donnerten die Brücken! —
„Graut Liebchen auch?... Der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell!...
Graut Liebchen auch vor Todten?"
»»Ach nein! ... doch laß die Todten!««

Was klang dort für Gesang und Klang?
Was flatterten die Raben?
Horch Glockenklang! horch Todtensang:
‚Laßt uns den Leib begraben!'
Und näher zog ein Leichenzug,
Der Sarg und Todtenbahre trug;
Das Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen.

„Nach Mitternacht begrabt den Leib
Mit Klang und Sang und Klage!
Jetzt führ' ich heim mein junges Weib;
Mit, mit zum Brautgelage!
Komm, Küster, hier! Komm mit dem Chor,
Und gurgle mir das Brautlied vor!
Komm, Pfaff, und sprich den Segen,
Eh' wir zu Bett uns legen!"

Still Klang und Sang ... die Bahre schwand ...
Gehorsam seinem Rufen
Kam's hurre, hurre! nachgerannt
Hart hinter's Rappen Hufen.
Und immer weiter, hop hop hop!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Wie flogen rechts, wie flogen links
Gebirge, Bäum' und Hecken!
Wie flogen links, und rechts und links
Die Dörfer, Städt' und Flecken! —
„Graut Liebchen auch? ... Der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell ...
Graut Liebchen auch vor Todten?"
„„Ach! laß sie ruh'n, die Todten!""

Sieh da! sieh da! am Hochgericht
Tanzt, um des Rades Spindel,
Halb sichtbarlich bei Mondenlicht,
Ein luftiges Gesindel. —
„Sasa! Gesindel, hier! Komm hier!
Gesindel, komm und folge mir!
Tanz' uns den Hochzeitreigen,
Wann wir zu Bette steigen!"

Und das Gesindel, husch husch husch!
Kam hinten nachgeprasselt,
Wie Wirbelwind am Haselbusch
Durch dürre Blätter rasselt.
Und weiter, weiter, hop hop hop!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Wie flog, was rund der Mond beschien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben überhin
Der Himmel und die Sterne! —
„Graut Liebchen auch? ... Der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell! ...
Graut Liebchen auch vor Todten?"
„„O weh! laß ruh'n die Todten!""

„Rapp'! Rapp'! mich dünkt, der Hahn schon ruft...
Bald wird der Sand verrinnen ...
Rapp'! Rapp'! ich wittre Morgenluft ...
Rapp'! tummle dich von hinnen! ...
Vollbracht, vollbracht ist unser Lauf!
Das Hochzeitbette thut sich auf!
Die Todten reiten schnelle!
Wir sind, wir sind zur Stelle." — —

Rasch auf ein eisern Gitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel;
Mit schwanker Gert' ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel.
Die Flügel flogen klirrend auf,
Und über Gräber ging der Lauf;
Es blinkten Leichensteine
Rundum im Mondenscheine.

Ha sieh! Ha sieh! im Augenblick,
Huhu! ein gräßlich Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fiel ab, wie mürber Zunder.
Zum Schädel ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel ward sein Kopf,
Sein Körper zum Gerippe
Mit Stundenglas und Hippe.

Hoch bäumte sich, wild schnob der Rapp
Und sprühte Feuerfunken;
Und hui! war's unter ihr hinab
Verschwunden und versunken.
Geheul! Geheul aus hoher Luft,
Gewinsel kam aus tiefer Gruft...
Lenorens Herz, mit Beben,
Rang zwischen Tod und Leben.

Nun tanzten wohl bei Mondenglanz,
Rundum herum im Kreise,
Die Geister einen Kettentanz,
Und heulten diese Weise:
‚Geduld! Geduld! wenn's Herz auch bricht!
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes bist du ledig;
Gott sei der Seele gnädig!'

---

2. Der Raubgraf.

Es liegt nicht weit von hier ein Land,
Da reist' ich einst hindurch;
Am Weg' auf hohem Felsen stand,
Vor Alters, eine Burg;
Die alten Rudera davon
Wies mir der Schwager Postillion.

„Mein Herr!“ begann der Schwager Matz
Mit heimlichem Gesicht:
„Wär' mir bescheert dort jener Schatz,
Führ' ich den Herrn wohl nicht.
Mein Seel'! den König fragt' ich gleich:
Wie theuer, Herr, sein Königreich?

„Wohl Manchem wässerte der Mund,
Doch Mancher ward geprellt;
Denn Herr, Gott sei bei uns! ein Hund
Bewacht das schöne Geld,
Ein schwarzer Hund, die Zähne bloß,
Mit Feueraugen, tellersgroß!

„Nur immer alle sieben Jahr
Läßt sich ein Flämmchen seh'n;
Dann mag ein Bock, kohlschwarz von Haar,
Die Hebung wohl besteh'n.
Um zwölf Uhr in Walpurgis' Nacht
Wird der dem Unhold dargebracht.

„Doch merk' Eins nur des Bösen List!
Wo noch zum Unglück
Am Bock ein weißes Härchen ist,
Alsdann: Ade, Genick!
Den Kniff hat Mancher nicht bedacht,
Und sich um Leib und Seel' gebracht.

„Für meinen Part, mit großen Herr'n,
Und Meister Urian,
Aeß' ich wohl keine Kirschen gern;
Man läuft verdammt oft an.
Sie werfen Einem, wie man spricht,
Gern Stiel und Stein in's Angesicht.

„Drum rath' ich immer: Lieber Christ!
Laß dich mit keinem ein;
Wenn der Kontrakt geschlossen ist,
Bricht man dir Hals und Bein.
Trotz allen Klauseln, glaube du,
Macht jeder dir ein X für U. —

„Goldmacherei und Lotterie,
Nach reichen Weibern frei'n,
Und Schätze graben, segnet nie,
Wird Manchen noch gereu'n.
Mein Sprüchlein heißt: Auf Gott vertrau',
Arbeite brav und leb' genau!

„Ein alter Graf,“ fuhr Schwager Matz
Nach seiner Weise fort,
„Vergrub zu Olims Zeit den Schatz
In seinem Keller dort.
Der Graf, mein Herr! hieß Graf von Rips,
Ein Kraut, wie Käsebier und Lips.

„Der streifte durch das ganze Land,
Mit Wagen, Roß und Mann,
Und wo er was zu kapern fand,
Da macht' er frisch sich dran;
Wips! hatt' er's weg; wips! ging er durch,
Und schleppt' es heim auf seine Burg.

„Und wann er erst zu Loche saß,
So schlug mein Graf von Rips, —
Denn hier that ihm kein Teufel was, —
Gar höhnisch seinen Schnips.
Sein allverfluchtes Felsennest
War, wie der Königstein, so fest.

„So übt' er nun gar lang und oft
Viel Bubenstückchen aus,
Und fiel den Nachbarn unverhofft
In Hof und Stall und Haus.
Allein der Krug geht, wie man spricht,
So lang zu Wasser, bis er bricht.

„Das Ding verdroß den Magistrat
Im nächsten Städtchen sehr,
Drum rieth er längst auf klugen Rath
Bedächtlich hin und her,
Und rieth und rieth — doch weiß man wohl! —
Die Herren riethen sich halb toll.

„Da nun begab sich's, daß einsmals,
Ob vielem Teufelsspaß,
Ein Lumpenherxchen auf den Hals
In Kett' und Banden saß;
Schon wetzte Meister Urian
Auf diesen Braten seinen Zahn.

„Dieß Herxchen sprach: Hört! laßt mich frei,
So schaff' ich ihn herein. —
Wohl, sprach ein edler Rath, es sei;
Und gab ihr obendrein
Ein eisern Privilegium,
Zu hexen frank und frei herum.

„Ein närr'scher Handel! Unsereins
Thät nichts auf solchen Kauf;
Doch Satans Reich ist selten eins,
Und reibt sich selber auf.
Für dießmal spielt die Lügenbrut
Ihr Stückchen ehrlich und auch gut.

„Sie kroch, als Kröt', aufs Räuberschloß,
Mit losem leisen Tritt,
Verwandelte sich in das Roß,
Das Rips gewöhnlich ritt;
Und als der Schloßhahn krähte früh,
Bestieg der Graf gesattelt sie.

„Sie aber trug, trotz Gert' und Sporn,
So sehr er hieb und trat,
Ihn über Stock und Stein und Dorn
Gerades Wegs zur Stadt.
Früh, als das Thor ward aufgethan,
Sieh da! kam unser Herlein an.

„Mit Kratzfuß und mit Reverenz
Naht höhnisch alle Welt:
Willkommen hier, Ihr' Excellenz!
Quartier ist schon bestellt!
Du hast uns lange satt geknufft,
Man wird dich wieder knuffen, Schuft!

„Dem Schnapphahn ward, wie sich's gebührt,
Bald der Prozeß gemacht,
Und drauf, als man ihn kondemnirt,
Ein Käfig ausgedacht;
Da ward mein Rips hineingesperrt
Und wie ein Murmelthier genärrt.

„Und als ihn hungern thät, da schnitt
Der Knips mit Höllenqual
Vom eignen Leib ihm Glied für Glied,
Und briet es ihm zum Mahl.
Als jeglich Glied verzehret war,
Briet er ihm seinen Magen gar.

„So schmaust' er sich denn selber auf
Bis auf den letzten Stumpf,
Und endigte den Lebenslauf,
Den Nachbarn zum Triumph.
Das Eisenbau'r, worin er lag,
Wird aufbewahrt bis diesen Tag.

„Mein Herr! fällt mir der Käfig ein,
So denk' ich oft bei mir:
Er dürfte noch zu brauchen sein,
Und weiß der Herr, wofür? . . .
Für die französ'schen Raubmarquis,
Die man zur Ferne kommen ließ“ —

Als Matz kaum ausgeperorirt,
Sieh da! kam querfeldan
Ein Sansfaßon daher trottirt
Und hielt den Wagen an,
Und visitirte, Pack für Pack,
Nach ungestempeltem Tabak.

3. Das Lied vom braven Mann.

(Im Junius 1776.)

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muths sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann:
Zu singen und preisen den braven Mann.

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer
Und schnob durch Welschland, trüb und feucht;
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wann der Wolf die Heerde scheucht;
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
Der Sturz von tausend Wassern scholl;
Das Wiesenthal begrub ein See;
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll;
Hoch rollten die Wogen, entlang ihr Gleis,
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her,
Und mitten stand ein Häuschen drauf;
Hier wohnte der Zöllner, mit Weib und Kind. —
„O Zöllner, o Zöllner! entfleuch geschwind!“

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran,
Laut heulten Sturm und Wog' ums Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan,
Und blickt' in den Tumult hinaus. —
„Barmherziger Himmel! erbarme dich!
Verloren! verloren! wer rettet mich?“ —

Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß,
Von beiden Ufern, hier und dort,
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler sammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner, mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter als Strom und Wind.

Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß,
Auf beiden Enden, hier und dort,
Zerborsten und zertrümmert schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich. —
„Barmherziger Himmel! erbarme dich!“ —

Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein,
Und Jeder schrie und rang die Hand,
Doch mochte Niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner, mit Weib und Kind,
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind. —

Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan! so nenn' ihn, nenn' ihn dann!
Wann nennst du ihn, mein schönster Sang?
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich.
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!

Rasch galoppirt' ein Graf hervor,
Auf hohem Roß ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff. —
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt."

Wer ist der Brave? Ist's der Graf?
Sag' an, mein braver Sang, sag' an! —
Der Graf, beim höchsten Gott! war brav!
Doch weiß ich einen bravern Mann.
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich. —

Und immer höher schwoll die Fluth;
Und immer lauter schnob der Wind;
Und immer tiefer sank der Muth. —
O Retter! Retter! komm geschwind! —
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach,
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

„Halloh! Halloh! Frisch auf gewagt!"
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein Jeder hört's, doch Jeder zagt,
Aus Tausenden tritt Keiner vor.
Vergebens durchheulte, mit Weib und Kind,
Der Zöllner nach Rettung den Sturm und Wind.

Sieh', schlecht und recht, ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr;
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort,
Und schaute das Verderben dort.

Und kühn, in Gottes Namen, sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
Kam der Erretter glücklich an;
Doch wehe! der Nachen war allzuklein,
Der Retter von Allen zugleich zu sein.

Und dreimal zwang er seinen Kahn,
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die Letzten in sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort. —

Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag' an, sag' an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt' ein Leben dran;
Doch that er's wohl um Goldesklang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut. —

„Hier," rief der Graf, „mein wackrer Freund!
„Hier ist der Preis! Komm her! Nimm hin!"—
Sag' an, war das nicht brav gemeint? —
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn;
Doch höher und himmlischer, wahrlich! schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„„Mein Leben ist für Gold nicht feil;
Arm bin ich zwar, doch ess' ich satt.
Dem Zöllner werd' eu'r Gold zu Theil,
Der Hab' und Gut verloren hat!""
So rief er mit adlichem Biederton,
Und wandte den Rücken und ging davon. —

Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muths sich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann.

---

4. Die Kuh.

Frau Magdalis weint' auf ihr letzes Stück Brot,
Sie konnt' es vor Kummer nicht essen.
Ach! Wittwen bekümmert oft größere Noth,
Als glückliche Menschen ermessen.

„Wie tief ich auf immer geschlagen nun bin!
Was hab' ich, bist du erst verzehret?"
Denn, Jammer! ihr Eins und ihr Alles war hin,
Die Kuh, die bisher sie ernähret.

Heim kamen mit lieblichem Schellengetön
Die andern, gesättigt in Fülle;
Vor Magdalis' Pforte blieb keine mehr stehn
Und rief ihr mit sanftem Gebrülle.

Wie Kindlein, welche der nährenden Brust
Der Mutter sich sollen entwöhnen:
So klagte sie Abend und Nacht den Verlust,
Und löschte ihr Lämpchen mit Thränen.

Sie sank auf ihr ärmliches Lager dahin
In hoffnungslosem Verzagen,
Verwirrt und zerrüttet an jeglichem Sinn,
An jeglichem Gliede zerschlagen.

Doch stärkte kein Schlaf sie von Abend bis früh;
Schwer abgemüdet im Schwalle
Von ängstlichen Träumen, erschütterten sie
Die Schläge der Glockenuhr alle.

Früh that ihr des Hirtenhornes Getön
Ihr Elend von Neuem zu wissen . . .
„O wehe! nun hab' ich nichts aufzustehn!“
So schluchzte sie nieder in's Kissen.

Sonst weckte des Hornes Geschmetter ihr Herz,
Den Vater der Güte zu preisen;
Jetzt zürnet und hadert entgegen ihr Schmerz
Dem Pfleger der Wittwen und Waisen.

Und horch! auf Ohr und Herz wie ein Stein
Fiel's ihr mit dröhnendem Schalle:
Ihr rieselt' ein Schauer durch Mark und Gebein,
Es dünkt ihr wie Brüllen im Stalle.

„O Himmel, verzeihe mir jegliche Schuld,
Und ahnde nicht mein Verbrechen!“
Sie wähnt', es erhübe sich Geistertumult,
Ihr sträfliches Zagen zu rächen.

Kaum aber hatte vom schrecklichen Ton
Sich mälig der Nachhall verloren,
So drang ihr noch lauter und deutlicher schon
Das Brüllen vom Stalle zu Ohren.

„Barmherziger Himmel! erbarme dich mein,
Und halte den Bösen in Banden!“
Tief barg sie das Haupt in die Kissen hinein,
Daß Hören und Sehen ihr schwanden.

Hier schlug ihr, indem sie im Schweiße zerquoll,
Das bebende Herz wie ein Hammer,
Und drittes noch lauteres Brüllen erscholl,
Als wär's vor dem Bett in der Kammer.

Nun sprang sie mit wildem Entsetzen heraus,
Stieß auf die Laden der Zelle;
Schon strahlte der Morgen; der Dämmerung Graus
Wich seiner erfreulichen Helle.

Und als sie mit heiligem Kreuz sich versehn:
„Gott helfe mir gnädiglich, Amen!“
Da wagte sie's zitternd, zum Stalle zu gehn,
In Gottes allmächtigem Namen.

O Wunder! hier kehrte die herrlichste Kuh,
So glatt und so blank wie ein Spiegel,
Die Stirne mit silbernem Sternchen ihr zu;
Vor Staunen entsank ihr der Riegel.

Dort füllte die Krippe frisch duftender Klee,
Und Heu den Stall, sie zu nähren;
Hier leuchtet' ein Eimerchen, weiß wie der Schnee,
Die strotzenden Euter zu leeren.

Sie trug ein zierlich beschriebenes Blatt
Um Stirn und Hörner gewunden:
„Zum Troste der guten Frau Magdalis hat
N. N. hierher mich gebunden.

„Gott hatt' es ihm gnädig verliehen, die Noth
Des Armen so wohl zu ermessen;
Gott hatt' ihm verliehen ein Stücklein Brot,
Das konnt' er alleine nicht essen.“ — —

Mir däucht, ich wäre von Gott ersehn,
Was gut und was schön ist, zu preisen;
Daher besing' ich, was gut ist und schön,
In schlicht einfältigen Weisen.

„So“, schwur mir ein Maurer, „so ist es geschehn!“
Allein er verbot mir den Namen.
Gott lass' es dem Edlen doch wohl ergehn!
Das bet' ich herzinniglich, Amen!

---

5. Der wilde Jäger.

Der Wild- und Rheingraf stieß in's Horn:
„Halloh, halloh, zu Fuß und Roß!“
Sein Hengst erhob sich wiehernd vorn,
Laut rasselnd stürzt' ihm nach der Troß;
Laut klifft' und klafft' es, frei vom Koppel,
Durch Korn und Dorn, durch Haid' und Stoppel.

Vom Strahl der Sonntagsfrühe war
Des hohen Domes Kuppel blank.
Zum Hochamt rufte dumpf und klar
Der Glocken ernster Feierklang.
Fern tönten lieblich die Gesänge
Der andachtvollen Christenmenge.

Rischrasch quer über'n Kreuzweg ging's
Mit Horridoh und Hussassa.
Sieh da! sieh da, kam rechts und links
Ein Reiter hier, ein Reiter da!
Des Rechten Roß war Silbersblinken,
Ein Feuerfarb'ner trug den Linken.

Wer waren Reiter links und rechts?
Ich ahnd' es wohl, doch weiß ich's nicht.
Lichthehr erschien der Reiter rechts,
Mit mildem Frühlingsangesicht;
Graß, dunkelgelb der linke Ritter
Schoß Blitz' vom Aug', wie Ungewitter.

„Willkommen hier, zu rechter Frist!
Willkommen zu der edlen Jagd!
Auf Erden und im Himmel ist
Kein Spiel, das lieblicher behagt!“
Er rief's, schlug laut sich an die Hüfte,
Und schwang den Hut hoch in die Lüfte.

„Schlecht stimmet deines Hornes Klang,“
Sprach der zur Rechten sanften Muths,
„Zu Feierglock' und Chorgesang;
Kehr' um! erjagst dir heut nicht Guts!
Laß dich den guten Engel warnen,
Und nicht vom Bösen dich umgarnen!“ —

„Jagt zu, jagt zu, mein edler Herr!“
Fiel rasch der linke Ritter drein,
„Was Glockenklang? was Chorgeplärr?
Die Jagdlust mag Euch baß erfreun!
Laßt mich, was fürstlich ist, Euch lehren,
Und Euch von Jenem nicht bethören!“ —

„Ha! wohlgesprochen linker Mann!
Du bist ein Held nach meinem Sinn;
Wer nicht des Waidwerks pflegen kann,
Der scheer' an's Paternoster hin!
Mag's, frommer Narr, dich baß verdrießen,
So will ich meine Lust doch büßen!“ —

Und hurre hurre vorwärts ging's,
Feld ein und aus, Berg ab und an.
Stets ritten Reiter rechts und links
Zu beiden Seiten neben an.
Auf sprang ein weißer Hirsch von ferne
Mit sechzehnzackigem Gehörne.

Und lauter stieß der Graf in's Horn,
Und rascher flog's zu Fuß und Roß;
Und sieh! bald hinten und bald vorn
Stürzt' einer todt dahin vom Troß.
„Laß stürzen! Laß zur Hölle stürzen!
Das darf nicht Fürstenlust verwürzen.“

Das Wild duckt sich in's Aehrenfeld,
Und hofft da sicher'n Aufenthalt.
Sieh da! ein armer Landmann stellt
Sich dar in kläglicher Gestalt:
‚Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!
Verschont den sauern Schweiß der Armen!‘

Der rechte Ritter sprengt heran,
Und warnt den Grafen sanft und gut;
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

„Hinweg, du Hund!“ schnaubt fürchterlich
Der Graf den armen Pflüger an,
„Sonst hetz' ich selbst, beim Teufel! dich!
Holloh, Gesellen, drauf und dran!
Zum Zeichen, daß ich wahr geschworen,
Knallt ihm die Peitschen um die Ohren!“

Gesagt, gethan! Der Wildgraf schwang
Sich über'n Hagen rasch voran,
Und hinterher, bei Knall und Klang,
Der Troß mit Hund und Roß und Mann;
Und Hund und Mann und Roß zerstampfte
Die Halmen, daß der Acker dampfte.

Vom nahen Lärm emporgescheucht,
Feld ein und aus, Berg ab und an
Gesprengt, verfolgt, doch unerreicht,
Ereilt das Wild des Angers Plan,
Und mischt sich, da verschont zu werden,
Schlau mitten zwischen zahme Heerden.

Doch hin und her, durch Flur und Wald,
Und her und hin, durch Wald und Flur,
Verfolgen und erwittern bald
Die raschen Hunde seine Spur.
Der Hirt, voll Angst für seine Heerde,
Wirft vor dem Grafen sich zur Erde:

„Erbarmen, Herr, Erbarmen! Laßt
Mein armes stilles Vieh in Ruh!
Bedenket, lieber Herr, hier graf't
So mancher armen Wittwe Kuh.
Ihr Eins und Alles spart der Armen!
Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!“

Der rechte Ritter sprengt heran,
Und warnt den Grafen sanft und gut;
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen,
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

„Verwegner Hund, der du mir wehrst!
Ha, daß du deiner besten Kuh
Selbst um- und angewachsen wärst,
Und jede Vettel noch dazu!
So sollt' es baß mein Herz ergötzen,
Euch stracks in's Himmelreich zu hetzen.

„Halloh, Gesellen, drauf und dran!
Jo! Doho! Hussasasa!“
Und jeder Hund fiel wüthend an,
Was er zunächst vor sich ersah.
Bluttriefend sank der Hirt zur Erde,
Bluttriefend Stück für Stück die Heerde.

Dem Mordgewühl entrafft sich kaum
Das Wild mit immer schwächerm Lauf;
Mit Blut besprengt, bedeckt mit Schaum,
Nimmt jetzt des Waldes Nacht es auf,
Tief birgt sich's in des Waldes Mitte,
In eines Klausners Gotteshütte.

Risch ohne Rast mit Peitschenknall,
Mit Horridoh und Hussasa,
Und Kliff und Klaff und Hörnerschall,
Verfolgt's der wilde Schwarm auch da.
Entgegen tritt mit sanfter Bitte
Der fromme Klausner vor die Hütte:

„Laß ab, laß ab von dieser Spur!
Entweihe Gottes Freistatt nicht!
Zum Himmel ächzt die Kreatur
Und heischt von Gott dein Strafgericht!
Zum letzten Male laß dich warnen,
Sonst wird Verderben dich umgarnen!"

Der Rechte sprengt besorgt heran,
Und warnt den Grafen sanft und gut;
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Und wehe! trotz des Rechten Warnen
Läßt er vom Linken sich umgarnen!

„Verderben hin, Verderben her!
Das," ruft er, „macht mir wenig Graus,
Und wenn's im dritten Himmel wär',
So acht' ich's keine Fledermaus!
Mag's Gott und dich, du Narr, verdrießen,
So will ich meine Lust doch büßen!"

Er schwingt die Peitsche, stößt in's Horn:
„Halloh, Gesellen, drauf und dran!"
Hui! schwinden Mann und Hütte vorn,
Und hinten schwinden Roß und Mann;
Und Knall und Schall und Jagdgebrülle
Verschlingt auf einmal Todtenstille.

Erschrocken blickt der Graf umher, . . .
Er stößt in's Horn, es tönet nicht;
Er ruft, und hört sich selbst nicht mehr;
Der Schwung der Peitsche sauset nicht;
Er spornt sein Roß in beide Seiten,
Und kann nicht vor- nicht rückwärts reiten.

Drauf wird es düster um ihn her,
Und immer düstrer, wie im Grab . . .
Dumpf rauscht es, wie ein fernes Meer . . .
Hoch über seinem Haupt herab
Ruft furchtbar, mit Gewittergrimme,
Dieß Urtheil eine Donnerstimme:

„Du Wüthrich, teuflischer Natur,
Frech gegen Gott und Mensch und Thier!
Das Ach und Weh der Kreatur,
Und deine Missethat an ihr,
Hat laut dich vor Gericht gefodert,
Wo hoch der Rache Fackel lodert!

„Fleuch, Unhold, fleuch! und werde jetzt,
Von nun an bis in Ewigkeit,
Von Höll' und Teufel selbst gehetzt!
Zum Schreck der Fürsten jeder Zeit,
Die, um verruchter Lust zu frohnen,
Nicht Schöpfer noch Geschöpf verschonen!"

Ein schwefelgelber Wetterschein
Umzieht hierauf des Waldes Laub.
Angst rieselt ihm durch Mark und Bein;
Ihm wird so schwül, so dumpf und taub.
Entgegen weht ihm kaltes Grausen,
Dem Nacken folgt Gewittersausen.

Das Grausen weht, das Wetter saust,
Und aus der Erd' empor, huhu!
Fährt eine schwarze Riesenfaust;
Sie spannt sich auf, sie krallt sich zu;
Hui! will sie ihn beim Wirbel packen,
Hui! steht sein Angesicht im Nacken.

Es flimmt und flammt rund um ihn her,
Mit grüner, blauer, rother Glut;
Es wallt um ihn ein Feuermeer,
Darinnen wimmelt Höllenbrut.
Jach fahren tausend Höllenhunde,
Laut angehetzt, empor vom Schlunde.

Er rafft sich auf durch Wald und Feld,
Und flieht, laut heulend Weh und Ach;
Doch durch die ganze weite Welt
Rauscht bellend ihm die Hölle nach,
Bei Tag tief durch der Erde Klüfte,
Um Mitternacht hoch durch die Lüfte.

Im Nacken bleibt sein Antlitz stehn,
So rasch die Flucht ihn vorwärts reißt;
Er muß die Ungeheuer sehn,
Laut angehetzt vom bösen Geist,
Muß sehn das Knirschen und das Jappen
Der Rachen, welche nach ihm schnappen. —

Das ist des wilden Heeres Jagd,
Die bis zum jüngsten Tage währt,
Und oft dem Wüstling noch bei Nacht
Zu Schreck und Graus vorüberfährt.
Das könnte, müßt' er sonst nicht schweigen,
Wohl manches Jägers Mund bezeugen.

---

6. Das Lied von Treue.

Wer gern treu eigen sein Liebchen hat,
Den necken Stadt
Und Hof mit mancherlei Sorgen.
Der Marschall von Holm, den das Necken verdroß,
Hielt klüglich deswegen auf ländlichem Schloß
Seitweges sein Liebchen verborgen.

Der Marschall achtet' es nicht Beschwer,
Oft hin und her
Bei Nacht und bei Nebel zu jagen.
Er ritt, wann die Hähne das Morgenlied krähn,
Um wieder am Dienste des Hofes zu stehn,
Zur Stunde der lungernden Magen.

Der Marschall jagte voll Liebesdrang
Das Feld entlang,
Vom Hauche der Schatten befeuchtet.
„Hui, tummle dich, Senner! versäume kein Nu,
Und bring mich zum Nestchen der Wollust und Ruh,
Eh' heller der Morgen uns leuchtet!"

Er sah sein Schlößchen bald nicht mehr fern,
Und wie den Stern
Des Morgens das Fensterglas flimmern.
„Geduld noch, o Sonne! du weckendes Licht,
Erwecke mein schlummerndes Liebchen noch nicht;
Hör' auf, ihr in's Fenster zu schimmern!"

Er kam zum schattenden Park am Schloß
Und band sein Roß
An eine der duftenden Linden;
Er schlich zu dem heimlichen Pförtchen hinein
Und wähnt', im dämmernden Kämmerlein
Süß träumend sein Liebchen zu finden.

Doch als er leise vor's Bettchen kam,
O weh! da nahm
Der Schrecken ihm alle fünf Sinnen.
Die Kammer war öde, das Bette war kalt...
„O wehe! wer stahl mir mit Räubergewalt
So schändlich mein Kleinod von hinnen?" —

Der Marschall stürmte mit raschem Lauf
Treppab, treppauf,
Und stürmte von Zimmer zu Zimmer.
Er rufte; kein Seelchen erwiederte drauf;
Doch endlich ertönte tief unten herauf
Vom Kellergewölb ein Gewimmer.

Das war des ehrlichen Schloßvogts Ton.
Aus Schuld entflohn
War alle sein falsches Gesinde.
„O Henne! wer hat dich herunter gezerrt?
Wer hat so vermessen hier ein dich gesperrt?
Wer? sag' mir geschwinde, geschwinde!"

„„O Herr! die schändlichste Frevelthat
Ist durch Verrath
Dem Junker vom Steine gelungen;
Er raubte das Fräulein bei sicherer Ruh,
Und eure zwei wackeren Hunde dazu
Sind mit dem Verräther entsprungen.""

Das dröhnt dem Marschall durch Mark und Bein;
Wie Wetterschein
Entlodert sein Sarras der Scheide.
Vom Donner des Fluches erschallte das Schloß;
Er stürmet im Wirbel der Rache zu Roß,
Und sprenget hinaus auf die Haide.

Ein Streif im Thaue durch Haid' und Wald
Verräth ihm bald,
Nach wannen die Flüchtling' entschwanden.
„Nun strecke, mein Senner, nun strecke dich aus,
Nur dießmal, ein einzigmal halt nur noch aus,
Und laß mich nicht werden zu Schanden!

„Halloh! als ging' es zur Welt hinaus,
Greif aus, greif aus!
Dieß Letzte noch laß uns gelingen!
Dann sollst du für immer auf schwellender Streu,
Bei goldenem Haber, bei duftendem Heu,
Dein Leben in Ruhe verbringen."

Lang streckt der Senner sich aus und fleucht;
Den Nachtthau streicht
Die Sohle des Reiters vom Grase.
Der Stachel der Ferse, der Schrecken des Rufs
Verdoppeln den Donnergaloppschlag des Hufs,
Verdoppeln die Stürme der Nase.

Sieh da! am Rande vom Horizont
Scheint hell besonnt
Ein Büschel vom Reiher zu schimmern;
Kaum sprengt er den Rücken des Hügels hinan,
So springen ihn seine zwei Doggen schon an
Mit freudigem Heulen und Wimmern.

„Verruchter Räuber! halt an, halt an,
Und steh dem Mann,
An dem du Verdammniß erfrevelt!
Verschlänge doch stracks dich ihr glühender Schlund!
Und müßtest du ewig da flackern, o Hund!
Von Zeh bis zum Wirbel beschwefelt!

Der Herr vom Steine war in der Brust
Sich Muths bewußt,
Und Kraft in dem Arme von Eisen;
Er drehte den Nacken, er wandte sein Roß,
Die Brust, so die trotzige Rede verdroß,
Dem wilden Verfolger zu weisen.

Der Herr vom Steine zog muthig blank,
Und rasselnd sprang
So Dieser, wie Jener, vom Pferde.
Wie Wetter erhebt sich der grimmigste Kampf ...
Das Stampfen der Kämpfer zermalmet zu Dampf
Den Sand und die Schollen der Erde.

Sie haun und hauen mit Tigerwuth,
Bis Schweiß und Blut
Die Panzer und Helme bethauen;
Doch Keiner vermag, so gewaltig er ringt,
So hoch er das Schwert und so sausend er's schwingt,
Den Gegner zu Boden zu hauen.

Doch als wohl Beiden es allgemach
An Kraft gebrach,
Da keuchte der Junker vom Steine:
„Herr Marschall! gefiel' es, so möchten wir hier
Ein Weilchen erst ruhen, und trautet Ihr mir,
So spräch' ich ein Wort, wie ich's meine."

Der Marschall, senkend sein blankes Schwert,
Hält an und hört
Die Rede des Junkers vom Steine:
„Herr Marschall! was haun wir das Leder uns wund?
Weit besser bekäm' uns ein friedlicher Bund,
Der brächt' uns auf Einmal in's Reine.

„Wir haun, als hackten wir Fleisch zur Bank,
Und keinen Dank
Hat doch wohl der blutige Sieger.
Laßt wählen das Fräulein nach eigenem Sinn,
Und wen sie erwählet, der nehme sie hin;
Beim Himmel! das ist ja viel klüger."

Das stand dem Marschall nicht übel an.
Ich bin der Mann!
So dacht' er bei sich, — den sie wählet.
Wann hab' ich nicht Liebes gethan und gesagt?
Wann hat's ihr an Allem, was Frauen behagt,
So lang ich ihr diene, gefehlet?

Ach, wähnt er zärtlich, sie läßt mich nie!
Zu tief hat sie
Den Becher der Liebe gekostet! —
O Männer der Treue, jetzt warn' ich euch laut:
Zu fest nicht auf Biedermanns-Wörtchen gebaut,
Daß ältere Liebe nicht rostet!

Das Weib zu Rosse vernahm sehr gern
Den Bund von fern,
Und wählte vor Freuden nicht lange.
Kaum hatten die Kämpfer sich zu ihr gewandt,
So gab sie dem Junker vom Steine die Hand.
O pfui! die verrätherische Schlange! —

O pfui! wie zog sie mit leichtem Sinn
Dahin, dahin,
Von keinem Gewissen beschämet!
Versteinert blieb Holm an der Stelle zurück,
Mit bebenden Lippen, mit starrendem Blick,
Als hätt' ihn der Donner gelähmet.

Allmälig taumelt' er matt und blaß
Dahin in's Gras,
Zu seinen geliebten zwei Hunden.
Die alten Gefährten, von treuerem Sinn,
Umschnoberten traulich ihm Lippen und Kinn,
Und leckten das Blut von den Wunden.

Das bracht' in seinen umflorten Blick
Den Tag zurück,
Und Lebensgefühl in die Glieder.
In Thränen verschlich sich allmälig sein Schmerz.
Er drückte die guten Getreuen an's Herz,
Wie leibliche liebende Brüder.

Gestärkt am Herzen durch Hundetreu',
Erstand er neu
Und wacker, von hinnen zu reiten.
Kaum hatt' er den Fuß in den Bügel gesetzt,
Und vorwärts die Doggen zu Felde gehetzt
So hört' er sich rufen von Weiten.

Und sieh! auf seinem beschäumten Roß,
Schier athemlos,
Ereilt ihn der Junker vom Steine:
„Herr Marschall! ein Weilchen nur haltet noch an
Wir haben der Sache kein Gnügen gethan;
Ein Umstand ist noch nicht in's Reine.

„Die Dame, der ich mich eigen gab,
Läßt nimmer ab,
Nach Euern zwei Hunden zu streben.
Sie legt mir auch diese zu fordern zur Pflicht:
Drum muß ich, gewährt Ihr in Güte sie nicht,
Drob kämpfen auf Tod und auf Leben."

Der Marschall rühret nicht an sein Schwert,
Steht kalt und hört
Die Muthung des Junkers vom Steine.
„Herr Junker! was haun wir das Leder uns wund?
Weit besser bekommt uns ein friedlicher Bund.
Der bringt uns auf Einmal in's Reine.

„Wir haun, als hackten wir Fleisch zur Bank,
Und keinen Dank
Hat doch wohl der blutige Sieger.
Laßt wählen die Köter nach eigenem Sinn,
Und wen sie erwählen, der nehme sie hin;
Beim Himmel! das ist ja viel klüger."

Der Herr vom Steine verschmerzt den Stich,
Und wähnt in sich:
Es soll wir wohl dennoch gelingen!
Er locket, er schnalzet mit Zung' und mit Hand,
Und hoffet bei Schnalzen und Locken sein Band
Bequem um die Hälse zu schlingen.

Er schnalzt und klopfet wohl sanft auf's Knie,
Lockt freundlich sie
Durch alle gefälligen Töne.
Er weiset vergebens sein Zuckerbrod vor;
Sie weichen, und springen am Marschall empor,
Und weisen dem Junker die Zähne.

Heinrich Christian Boie,

dessen Vater Prediger, später Kirchenpropst des Amtes Flensburg und Hauptpastor dieser Stadt war, zu Meldorp in Dithmarsen am 19. Juli 1744 geboren, studirte seit 1763 in Göttingen die Rechte und schönen Wissenschaften. Hier gewann er vermöge seines kritischen Talents und als Herausgeber des Musenalmanachs bald einen großen und wohlthätigen Einfluß auf die jüngern Dichter und die Bestrebungen des Hainbundes, mit diesem ein Hauptgegner der den epikurischen Philosophemen im modern französirten Gewande huldigenden Schule Wielands, dessen Bildniß der Bund am Geburtstage Klopstocks 1773 feierlich verbrannte. Nachdem Boie 1776 die Redaktion an seinen Schwager Voß abgetreten, gab er viele Jahre hindurch das „Teutsche Museum" heraus, das großen Antheil an der Weckung des Sinnes für unsern Volksgesang gehabt hat. Unterdessen war er zu Hannover in den Staatsdienst getreten, wurde 1776 Stabssekretär und 1781 dänischer Justizrath und Landvogt in Süder-Dithmarsen, worauf er 1790 den Titel als dänischer Etatsrath erhielt. Er starb in Meldorp am 3. März 1806.

Schriften.

Gedichte. Bremen u. Leipz. 1770. (Nur 21 an der Zahl, meistens nach Horaz.)
Musenalmanach oder poetische Blumenlese für 1770 (mit Fr. Wilh. Gotter) und (allein) für 1771—75.
Richard Chandler's Reisen in Kleinasien. Aus d. Englischen. Leipz. 1776.
Desselben Reisen in Griechenland, unternommen auf Kosten der Gesellschaft der Dilettanti, und beschrieben ꝛc. Leipz. 1777.
Teutsches Museum (bis 1778 gemeinschaftl. mit Christ. Conr. Wilh. Dohm) 1776—88. — Neues T. Museum 1789—91.
Zerstreute Gedichte im Musenalmanach, in Schiller's Horen (1796), u. a. O.

Zur Kritik:

G. G. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung 1853, V, 22 fg.
R. Purtz, der Göttinger Dichterbund. Leipz. 1841.
K. Gödecke, deutsche Dichtung I, 734.

---

7. Wilhelm und Suschen.*

1.

Getakelt lag das Schiff am Port,
Die Wimpel flossen roth im Winde,
Schwarzäugig Suschen kam an Bord:
„O sagt mir, wo ich Wilhelm finde!
Ihr weidlichen Matrosen, sagt mir wahr:
Geht Wilhelm mit in eurer frohen Schaar?"

Wilhelm, der hoch am Maste sang,
Gewiegt von Wellen hin und wieder,
Sobald die traute Stimm' ihm klang,
Sah stumm durch Seil' und Stangen nieder;
Das lange Tau durchglitt ihm heiß die Hand,
Und rasch erreicht er das Verdeck, und stand.

So, wenn die Lerch' im Saatfeld ruft,
Verstummt ihr Gatte schnell, der munter
Sein Frühlied singt in blauer Luft,
Und schießt geschlossner Schwing' hinunter.
Die holden Küss', o Wilhelm, ohne Zahl,
Mißgönnte dir Kap'tän und Admiral.

„O Suschen! Suschen! muß ich gehn,
Auch ferne bleibst du mein Verlangen.
Wir trennen uns zum Wiedersehn;
O trockne dir die heißen Wangen!
Verstürm' uns auch der Wind nach Ost und West,
Dir steht mein Herz, ein treuer Kompaß, fest!

„O süßes Mädchen, traue nicht
Des falschen Landvolks schnödem Worte:
Der Seemann find't ein glatt Gesicht
Für seine Lieb' an jedem Orte.
Ein glatt Gesicht ist hier und allerwärts;
Doch, Suschen, wo dein gutes liebes Herz?

„Ob uns Orkan und Wogen drohn,
Ob Klipp' und Sandbank um uns brande:
Den Elementen biet' ich Hohn
Und kehre heim vom fernsten Strande;
Und donnert auch mit Kugelsaat die Schlacht,
Mich rettet dir der holden Liebe Macht!" —

Der Schiffer ruft sein schrecklich Wort;
Der Anker steigt, die Segel schwellen.
„Ach", schluchzt er küssend, „Suschen, fort!"
Und starrt ihr nach durch dunkle Wellen.
Schon kleiner wankt ihr Nachen noch am Strand,
Und weiß noch weht das Tuch in Suschens Hand.

2.

Der Ocean stieg schaurig,
Vom Sturmwind aufgeschreckt,
Da seufzte Suschen traurig,
Am Felsenbach gestreckt.
Ihr Auge, weithin spähend,
Durchflog den Wogendrang,
Indeß die Stirn' ihr wehend
Die Trauerweid' umschlang.

---

* In Matthisson's Anthologie betitelt: Zwei Seestücke.

„Das Jahr ist schon vorüber,
Ach! schon neun Tage mehr!
Warum so dreist, o Lieber,
Vertrautest du dem Meer?
Laß, Meer vom Sturm gehoben,
Laß meinen Wilhelm ruhn!
Ach! hier im Busen toben
Noch wildre Stürme nun!

„Was zogst du, Gold zu häufen,
Zum fernen Mohrenstrand,
Wo Spezereien reifen,
Und Perl' und Diamant?
Der Fleiß bei sicherm Werke
Gewährt uns Ueberfluß;
Uns gäbe Muth und Stärke
Ein treuer Herzenskuß

„Wie ringt mit grausen Wettern
Dein überwogtes Schiff!
O wehe mir! nun schmettern
Es Stürm' an's Felsenriff!
Jetzt schwimmst du auf der Trümmer
Durch's Weltmeer! sinkend jetzt
Nennst du mit Angstgewimmer
Dein Suschen noch zuletzt!“ —

Sie rief's mit bangem Sehnen
Vom Felsen, wo sie saß,
Und weinte helle Thränen,
Ihr Busentuch ward naß;
Da trieb die Woge schäumend
Den kalten Leichnam her;
Sie starrt ihn an, wie träumend,
Erblaßt', und sank in's Meer.

Leopold Friedrich Günther von Göckingk

wurde zu Gröningen bei Halberstadt am 13. Juli 1748 geboren. Aus dem Pädagogium zu Halle, wo er Bürger's Schulgenosse war, ging er zur Universität daselbst über und studirte Rechtswissenschaft und Kameralistik. 1768 kam er als Referendar der Domänenkammer nach Halberstadt. Hier trat er dem um Vater Gleim versammelten Dichterkreise bei, sonst auch der hallische und preußische genannt, zu welchem Jacobi, Klamer Schmidt, Michaelis, später auch Tiedge als die bekanntesten gehörten. 1770 erhielt er eine Kanzleidirektorstelle zu Ellrich in der Grafschaft Hohenstein, wo er sich 1775 mit Ferdinandine Vopel aus Nordhausen vermählte. Nach dem Verlust derselben in kurzer Ehe verband er sich mit deren Schwester Amalie. 1786 ward er zum Kriegs- und Domänenrath in Magdeburg, 1788 zum Land- und Steuerrath in Wernigerode befördert und schon ein Jahr darauf, nach Schlichtung schwieriger Verhältnisse mit der fürstlichen Abtei zu Quedlinburg, vom Könige von Preußen in den Adelstand erhoben. 1793 in das Generaldirektorium nach Berlin als Geheimer Oberfinanzrath berufen, wirkte er daselbst in Lösung mancher schwierigen Aufgabe bis 1806. Seit dieser Zeit bis zum Tilsiter Frieden lebte v. Göckingk auf den Gütern seiner kurländischen Mündel, der Herzogin von Dino; seit 1814 mit Pension zu Heidau in Niederschlesien, wo er bald den Tod seiner zweiten Gattin beklagte. Er begab sich nun wieder nach Berlin, um bei alten Freunden, wie Elisa von der Recke, Nicolai und Biester, einigen Ersatz für den herben Verlust zu finden. Aber nach dem Weggang der treuen Freundin Elisa nach Dresden und dem Ableben seines ältesten Sohnes, zog er sich noch einmal in den Kreis der Seinigen nach Wartenberg in Schlesien zurück, wo er in hohem Greisenalter am 18. Februar 1828 verschied.

* * *

Göckingk zählt zu unsern bessern und geschmackvolleren Lyrikern, doch sind seine Darstellungen mehr Produkte des Verstandes und Witzes als der Phantasie und Empfindung, und entbehren zumeist alles idealischen Schwunges. Aus seiner Verbindung mit dem Halberstädter Dichterkreise — der bekanntlich sich an Hagedorn im Anbau des heitern Gesellschaftsliedes, so wie der anakreontischen Dichtweise anlehnte, aber auch die poetische Epistel im süßlichen Ton der Schäferfreundschaft, die Idylle und Fabel, das Sinngedicht und Räthsel in sein Bereich zog, und nach dem Muster der Spanier und Franzosen die schnakische Romanze aufbrachte — hat er die Epistel geerbt und vielfach gepflegt, „die kanonische Gattung und in ihr die halberstädter Grundsätze“, wie sie Gervinus bezeichnet. Am bekanntesten machten ihn die etwas derbnatürlichen „Lieder zweier Liebenden“ (Amarant und Nantchen), hervorgegangen aus seinem Briefwechsel mit Ferdinandine Vopel (seiner spätern Gattin), worin die Kritik eines Theils eine Hinneigung zur Manier seines Freundes Bürger erkennt, „ohne alles Geschick“, andern Theils ein wahres unverkünsteltes, wenn auch nicht von aller Leidenschaft freies Gefühl, das von der Weinerlichkeit der schon in voller Blüthe begriffenen Siegwartsperiode weit abstehe. Die hier aus dem Voß'schen Musenalmanach für 1783 mitgetheilte Romanze verdient gerade durch die Einfachheit der Darstellung, gegenüber dem hohlen Pathos und der Aufgedunsenheit so mancher zeitgenössischer Produkte, unsere Beachtung. Der Musenalmanach enthält hierzu die Anmerkung: „Diese Geschichte (denn es ist keine Erdichtung) trug sich unter Karl V. von Frankreich, der Weise genannt, den 8. October 1371 zu. In Montfaucons Monuments de la Monarchie Francaise steht T. III. p. 6 nach einem alten Kupferstich eine Abbildung von dem hierin beschriebenen Zweikampf, der auch auf dem von Karl V. zu Montargis erbauten Schlosse, an einem Kamine, in Basrelief ausgehauen, und daselbst noch jetzt zu sehen ist.“ Dieser interessante Stoff wurde späterhin auch von J. A. Apel in Schiller's Romanzenstyle sehr geschickt bearbeitet, mit der Aufschrift: „Das Gottesgericht“ (s. Register dieses Werkes). Auch dramatisch wurde der Stoff behandelt, und Goethe legte bekanntlich die Leitung der Bühne zu Weimar nieder, als der Hund des Aubry über die Bretter gehen sollte.

Schriften.

Sinngedichte in drei Büchern. Halberstadt 1772. N. Ausg. Leipz 1778.
Göttinger Musenalmanach, für 1776. 1777 und 1788.
Lieder zweier Liebenden. Leipz. 1777. N. Aufl. 1779. 1819.
Hamburger Musenalmanach (mit Voß) 1779 — 1786.
Gedichte. Th. I. Leipz. 1780. Th. II. Frankf. 1781. Th. III. Das. 1782.
Journal von und für Deutschland. Ellrich 1784. 15 Stück.
Satirische Versuche. Th. I. Frankf. a. M. 1784.
Charaden und Logogryphen. Frankf. a. M. 1817.
Leben des A. J. le Bouthillier de Rancé. 2 Thle. Berlin 1820.
Leben Friedrich's Nicolai. Berl. 1820.

---

8. Der getreue Hund.

In König Karls, des Weisen, Gnade
Wuchs Aubry von Montdidier,
Gleich einem Oelbaum am Gestade
Der Marne, in die Höh;
Denn er, kein Schmeichler und kein Zwitter
Von Schurk' und Biedermann,
Hing eifriger, als alle Ritter
Bei Hof, der Weisheit an.

Scheel sah der Ritter von Macaire
Im Sommerglanz den Lieblichen blühn,
Und er, der gern gewesen wäre,
Was, ohne sein Bemühn,
Itzt Aubry war, legt' Aubry Schlingen,
Fein, wie der Hofmann flicht,
Und grub ihm Gruben; doch gelingen
Wollt' alle List ihm nicht.

Von einem Jagdhund nur begleitet
Ging einstens Aubry in den Wald
Von Bondy. Siehe! plötzlich reitet
Sein Feind daher. »Halt! halt!
Du Schurke!« rief er. Aubry kannte
Die Stimm', und hielts für Scherz;
Doch jener zog sein Schwert, und rannte
Die Spitz' in Aubry's Herz.

Noch warm, verscharrt' er Aubry's Leiche,
Bedeckte den blutrothen Ort
Mit Erde, Rasen und Gesträuche
Sorgfältig, und ritt fort.
Der Hund blieb aber auf der Stelle,
Dem todten Herrn zu lieb',
Mit Kratzen, Heulen und Gebelle,
Bis Hunger fort ihn trieb. —

Von Aubry's Freunden fast vergessen,
Kam Herkul mager nach Paris.
Kaum hatt' er halb sich satt gefressen,
So heult' er und verließ
Geschwind das Haus, und rannte wieder
In Bondy's Wald hinauf,
Legt' auf der Gruft des Herrn sich nieder,
Und hielt Schildwache drauf.

So trieb er's lange Zeit. Man spürte
Des Hundes Fährte nach, und fand
Tief im Gehölz, wohin sie führte,
Den Hund auf seinem Stand.
Als man die Stelle voll Gesträuche,
Und frisch gegraben sah,
Grub man sie auf, und Aubry's Leiche
Lag halb verweset da.

Man fuhr sie nach Paris. Die Ohren
Gesenkt, lief Herkul nebenher.
Schon alle Hoffnung war verloren
Je zu entdecken, wer
Der Mörder sei. Da packt' voll Rache
Einst Herkul seinen Mann,
Im Kreis der Armbrustschützenwache
Des Königs, grimmig an.

Was schlagen konnte, schlug den Treuen,
Der seines Herren Mörder biß;
Doch immer faßt' er ihn von neuen,
Bis man hinweg ihn riß.
In allen Häusern, allen Gassen
Sucht' er den Ritter auf,
Und konnt er ihn nach Wunsch nicht fassen,
So bellt' er drauf und drauf.

Dem Adel, der den Hund wohl kannte,
Schien das verdächtig. Bald erfuhr
Der König selbst es. Dieser brannte,
Noch näher auf die Spur
Zu kommen; ließ, umringt von Rittern,
Den Mörder Aubry's stehn;
Und dennoch war heraus ihn wittern
In einem Huy geschehn.

Denn Herkul kündigt mit Gebelle,
So schlau sich dieser auch verbirgt,
Den Mörder an, und auf der Stelle
Hätt' er ihn stracks erwürgt,
(So schlug er, Hacken gleich, die Pfoten
In's Fleisch des Feindes ein!)
Wenn nicht der weise Karl geboten,
Macaire zu befrein.

Der König zog ihn auf die Seite:
„Gestehet Ritter!“ sprach er sacht,
„Habt Ihr — schon sagen's alle Leute —
Nicht Aubry umgebracht?
Bedenkt! wenn selbst verloren sollte
Auch Eure Seele gehn!“
Allein aus Furcht vor Strafe wollte
Macaire nichts gestehn.

„Nun wohl!“ sprach König Karl, „so mache
Gott selber denn die Wahrheit kund,
Denn Aubry's Blut schreit laut um Rache,
Durch seinen treuen Hund;
Drum soll ein Zweikampf zwischen beiden
Den sonderbaren Zwist
Auf übermorgen gleich entscheiden,
Und wenn du schuldig bist“ —

Karl drohte mit den Augenbraunen
Dem Mörder noch, und hieß ihn gehn.
Die Insel unsrer lieben Frauen
Zum Kampfplatz auserseh'n,
Ward eingefasset mit Staketen,
Dem Hof ein Pavillon
Erbaut; der König kam; Trompeten
Erschallten vom Balkon.

Macair' erschien; in seiner rechten
Mit einem Prügel, einen Schild
In seiner linken Hand. Zum Fechten
Hatt' Herkul nichts, der wild
Um seinen Feind und um die Keule,
Die keck der Bube schwang,
Mit Zähnefletschen und Geheule
Herum im Kreise sprang.

Auf einmal fuhr er zu, und packte
Den, der verhöhnend vor ihm lief,
So fest, daß das Genick ihm knackte,
Und daß aus Angst er rief:
„Ach, Gnad'! Ihr sollet alles wissen!
Bringt nur die Bestie fort!“
Und als der Hund war losgerissen,
Gestand er seinen Mord.

Man drängt sich, Herkuln liebzukosen:
Es lebe, schrie'n aus Einem Mund
Enthusiastisch die Franzosen,
Der König und der Hund!
„So!“ rief itzt vom Balkon der König:
„Wohlan! du Schlangenbrut!
Recht und Gerechtigkeit versöhn' ich
Nunmehro durch dein Blut!“

Macair' erzittert' und erbleichte;
Er bat; — umsonst! Da kamen schon
Zwei Priester, führten ihn zur Beichte
Und Absolution, —
Worauf, als er sich sträuben wollte,
Der Henker fest ihn band,
Und — nur ein Schwertschlag — schnappend rollte
Sein Kopf schon in den Sand.

Ludwig Heinrich Christoph Hölty,

geboren den 21. Dezember 1748 zu Mariensee, im Hannöverischen, war der Sohn eines Predigers. Seine geistigen Anlagen entwickelten sich früh. Die Stille des Landlebens und der Sinn für die Schönheit der Natur weckten zugleich sein poetisches Gefühl und schon von seinem elften Jahre an begannn er Verse zu machen. Bösartige Blattern und der Gram über den Verlust seiner Mutter (1757) thäten seiner natürlichen Munterkeit Eintrag, nicht aber seiner Lern- und Wißbegierde. In Folge jenes Exanthems litt er lange an den Augen, lief sogar Gefahr zu erblinden. Nachdem er ihren Gebrauch wieder erlangt, lag er mit doppeltem Eifer den Studien ob und wußte bereits mit sechzehn Jahren mehr als die meisten Jünglinge, welche, ein gelehrtes Handwerk zu lernen, zur Universität gehen. Auf der Schule zu Celle, wohin ihn 1765 sein Vater schickte, las er mit Eifer die alten Klassiker, beschäftigte sich aber auch viel mit englischer, spanischer und italienischer Sprache und Literatur. 1769 bezog er die Universität Göttingen, um Theologie zu studiren. Sein angebornes Gefühl und Talent für Poesie wurde genährt, als er mit Bürger und Miller, später mit Boie, Voß, den Brüdern Stolberg, Fr. Cramer, Hahn, Leisewitz, Overbeck, und andern Genossen des Hainbundes in nähere Berührung kam. Bei der geringen Unterstützung, welche ihm seiu Vater gewähren konnte, war Hölty genöthigt, sich durch Unterrichtgeben im Griechischen und Englischen, sowie durch Uebersetzungen die Mittel zu seiner Subsistenz zu verschaffen. Unter diesen beschränkten äußern Verhältnissen erlag jedoch keineswegs sein dichterisches Gefühl und Gemüth. Seine zartesten, innigsten Lieder, Idyllen und Elegien fallen in diese Zeit. Nur sein frommer und religiöser Sinn vermochte einiger Maßen die Schwermuth zu mildern, die aus einem großen Theile seiner damaligen Gedichte und aus seinem ganzen Wesen sprach. Im Herbst 1774 begleitete er Miller nach Leipzig. Zunehmende Kränklichkeit, eine hoffnungslose Liebe und der 1775 erfolgte Tod seines Vaters erhöhten seine wehmüthige Stimmung. Er ging im Mai 1775 von Göttingen über Hannover nach Mariensee zurück, eine Kur zu gebrauchen, und nahm im selben Spätjahre zu Hannover die Hülfe des Dr. Zimmer-

mann gegen ein Brustleiden in Anspruch, das sich bereits im Herbst 1774 bei ihm eingestellt hatte. Hier, nicht ohne Hoffnung zu genesen und späterhin seinen Freund Voß in Wandsbeck mit einem Besuch überraschen zu können, entraffte ihn der Tod am 1. September 1776.

* * *

Hölty, an das elegische Element der Klopstock'schen Odendichtung sich anlehnend, kann als der erste, gänzlich einfache, rein sentimentale Elegiker der Deutschen gelten. Das entschiedenste Talent hatte er zur idyllischen Poesie. Seine beliebtesten Lieder (neben einzelnen Oden und den zu ihrer Zeit besonders berühmten „Traumbildern") von seltener Anmuth und einer klassischen Eleganz der Form, blieben namentlich: „Der alte Landmann an seinen Sohn, — Elegie auf ein Landmädchen, — Elegie beim Grabe meines Vaters, — Die Seligkeit der Liebenden, — Lebenspflichten, — Aufmunterung zur Freude"; — sodann die Trinklieder: „Im Winter" und „Beim Rheinwein". Ein charakteristischer Zug seiner Lyrik ist — neben einer mitunter durch Thränen lächelnden Heiterkeit — die sanfte Schwermuth, die als Grundton durch den größten Theil seiner Lieder tönt. Ueberall schimmert die Ansicht und Idee durch: In den feindlichen Stürmen des Lebens stehen dem jugendlichen Gemüthe nur Liebe, Dichtkunst und der süße Tod tröstend zur Seite.

Den geringsten Werth legte unser Dichter auf seine, fast wie Parodieen uns entgegen tretenden Balladen, die, gänzlich mißrathen, nur darum einiger Beachtung nicht unwerth sind, weil sie zu den frühesten Versuchen in dieser Gattung gehören. Welch' eine barocke Ansicht er davon überhaupt hatte, beweist sein im April 1774 an Voß gerichteter Brief, worin es u. a. heißt: „Ich soll mehr Balladen machen? Vielleicht mache ich noch einige, es werden aber sehr wenige seyn. Mir kommt ein Balladensänger wie ein Harlekin, oder ein Mensch mit einem Raritätenkasten vor. Den größten Hang habe ich zur ländlichen Poesie und zur süßen melancholischen Schwärmerei in Gedichten. An diesen nimmt mein Herz den meisten Antheil". — Er kannte sein Feld zu gut, um mit Bürger in die Schranken treten zu wollen.

Schriften.

Der Kenner. Eine Wochenschrift von Towe, dem Sittenrichter. Aus dem Englischen. Leipzig 1775. (Ein Auszug aus den 4 Bänden des Originals.)

Hurd's moralische und politische Dialogen. Aus d. Englischen. 2 Bde. Halle 1775.

Des Grafen von Shaftesbury philosophische Werke. Aus d. Englischen. Bd. 1. Halle 1776. (Bd. 2 u. 3 von Voß?)

Sämmtliche hinterlassene Gedichte. Hgb. von Geißler dem Jüngern. Halle 1782; 2. Aufl. 1800; 3. Aufl. 1803. (Eine unächte Sammlung, die Mehreres enthält, was der Dichter selbst verworfen hatte und Einiges, was gar nicht von ihm ist.)

Gedichte. Besorgt durch seine Freunde Friedr. Leop. Grafen zu Stolberg u. Joh. Heinr. Voß. Hamburg 1783. (Mit Hölty's Leben.) — N. Aufl., das. 1795, und von Voß 1804 u. 1814. — N. Ausg.: Königsb. 1833. — Ausg. mit Vignetten von G. Schlick. Leipz. 1847. — Erste vollst. Ausg. mit erweiterten biogr. Nachrichten literarisch u. kritisch eingeleitet von Fr. Voigts. 2. Aufl. Hannov. 1858.

Zur Biographie und Kritik:

Schmid's Nekrolog ꝛc. Bd. II., S. 640 — 656.
Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgez. Deutschen ꝛc. S. 569 — 572.
Pantheon berühmter deutsch. Dichter. Koburg 1798, S. 37 — 52.
Jördens, II. 438 ff.

---

9. Die Nonne.

Es liebt' in Welschland irgendwo
Ein schöner junger Ritter
Ein Mädchen, das der Welt entfloh,
Troß Klosterthor und Gitter;
Sprach viel von seiner Liebespein,
Und schwur auf seinen Knieen,
Sie aus dem Kerker zu befrein,
Und stets für sie zu glühen.

„Bei diesem Muttergottesbild,
Bei diesem Jesuskinde,
Das ihre Mutterarme füllt,
Schwör' ich's dir, o Belinde!
Dir ist mein ganzes Herz geweiht,
So lang' ich Odem habe!
Bei meiner Seelen Seligkeit,
Dich lieb' ich bis zum Grabe!"

Was glaubt ein armes Mädchen nicht,
Zumal in einer Zelle?
Ach! sie vergaß der Nonnenpflicht,
Des Himmels und der Hölle.
Die, von den Engeln angeschaut,
Sich ihrem Jesu weihte,
Die schöne reine Gottesbraut
Ward eines Frevlers Beute.

Drauf wurde, wie die Männer sind,
Sein Herz von Stund an lauer;
Er überließ das arme Kind
Auf ewig ihrer Trauer;
Vergaß der alten Zärtlichkeit
Und aller seiner Eide,
Und flog im bunten Gallakleid
Nach neuer Augenweide;

Begann mit andern Weibern Reihn
Im kerzenhellen Saale,
Gab andern Weibern Schmeichelein
Beim lauten Traubenmahle,
Und rühmte sich des Minneglücks
Bei seiner schönen Nonne,
Und jedes Kusses, jedes Blicks,
Und jeder andern Wonne.

Die Nonne, voll von welscher Wuth,
Entglüht' in ihrem Muthe
Und sann auf nichts als Dolch und Blut,
Und träumte nur von Blute.
Sie dingte plötzlich eine Schaar
Von wilden Meuchelmördern,
Den Mann, der treulos worden war,
In's Todtenreich zu fördern.

Die bohren manches Mörderschwert
In seine falsche Seele;
Sein schwarzer falscher Geist entfährt
Wie Schwefeldampf der Höhle.
Er wimmert durch die Luft, wo sein
Ein Krallenteufel harret,
Drauf ward sein blutendes Gebein
In eine Gruft verscharret.

Die Nonne flog, wie Nacht begann,
Zur kleinen Dorfkapelle
Und riß den wunden Rittersmann
Aus seiner Ruhestelle,
Riß ihm das Bubenherz heraus,
Recht ihren Zorn zu büßen,
Und trat es, daß das Gotteshaus
Erschallte, mit den Füßen. —

Ihr Geist soll, wie die Sagen gehn,
In dieser Kirche weilen
Und, bis im Dorf die Hahnen krähn,
Bald wimmern und bald heulen.
Sobald der Seiger zwölfe schlägt,
Rauscht sie an Grabsteinwänden
Aus einer Gruft empor, und trägt
Ein blutend Herz in Händen.

Die tiefen hohlen Augen sprühn
Ein düsterrothes Feuer
Und glühn, wie Schwefelflammen glühn,
Durch ihren weißen Schleier.
Sie gafft auf das zerrißne Herz
Mit wilder Rachgeberde,
Und hebt es dreimal himmelwärts,
Und wirft es auf die Erde;

Und rollt die Augen voller Wuth,
Die eine Hölle blicken,
Und schüttelt aus dem Schleier Blut,
Und stampft das Herz in Stücken.
Ein dunkler Todtenflimmer macht
Indeß die Fenster helle. —
Der Wächter, der das Dorf bewacht,
Sah's oft in der Kapelle.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg,

geboren am 7. Nov. 1750 zu Bramstedt in Holstein, kam schon in zarter Jugend nach Kopenhagen und wuchs hier, da der Vater früh starb, unter mütterlicher Obsorge auf. Nachdem er in Halle und Göttingen seine Studien vollendet (1773), begab er sich wieder nach Kopenhagen, wurde dänischer Kammerjunker, bereiste dann 1775 mit seinem Bruder Christian und Goethe die Schweiz und Oberitalien, hielt sich 1776 in Weimar auf, und kehrte 1777 als fürstbischöflich Lübeckischer Minister in die dänische Residenzstadt zurück. 1781 übernahm er eine Mission nach Petersburg, ging 1788 als dänischer Gesandter nach Berlin, machte 1791 in Begleitung der Kammerherren v. Droste-Vischering eine Reise durch Italien, und trat 1792 das Amt eines Regierungspräsidenten zu Eutin an. Letztere Reise, sein Verkehr mit Lavater in Zürich, die französische Revolution seit 1789, vielleicht auch der frühe Verlust seiner gefeierten Gattin Agnes (geborne v. Witzleben), waren nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf die Aenderung seiner Ansichten und Gesinnungen in Politik und Religion. Im Jahre 1800 legte er seine Aemter nieder und trat zu Münster, wo er sich dem Freundeskreise der Fürstin Gallizin angeschlossen hatte, mit seiner Familie zur katholischen Kirche über. Seit 1812 lebte Stolberg zu Tatenfeld bei Bielefeld und zuletzt auf seinem Gute Sondermühlen bei Osnabrück, wo er kurz nach „Abfertigung" der Voß'schen Streitschrift („Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" in Paulus' „Sophronizon", Bd. 1, Heft 3, 1819) den 5. Dezember 1819 starb.

* * *

Zur Zeit einer neuern Wiederbegründung der Volksdichtung war die Ballade die Wegweiserin zu ächtem volksthümlichem Gesange, und Stolberg kam hierin einigemal dem rechten Ton nahe. Aber bei seiner subjectiven Unruhe entbehren seine Darstellungen (wie auch Dramen) der festen Gestaltung; sie können hinsichtlich der Kunst der Ausführung und Lebendigkeit der Idee mit den Bürger'schen nicht in Vergleich kommen. Ueberdieß verleidet uns die meisten der grelle Kontrast von gewaltigem Pathos und abstoßender Trivialität. Selbst die berühmte „Büßende" ist nicht frei von diesen Gebrechen, sie ist auch nicht eigentlich Originalschöpfung, sondern in Form, Behandlung des Gegenstandes, ja in den begleitenden Betrachtungen einem französischen Werke entlehnt, nämlich den Nouvelles de la reine de Navarre, und zwar dem Heptameron, ou histoire des amants fortunés, worüber der Dichter nur mit geringer Freiheit geschaltet hat. Das Beste leistete Stolberg neben einzelnen Oden in seinen Liedern, z. B. des Ritters an seinen Sohn, — eines deutschen Knaben, — Rüsthaus zu Bern, u. a.; da ist Schwung, Innigkeit der Empfindung, Adel des Gefühls und reinster Wohlklang. Uebrigens hat ihm ein einseitiges Bewundern der Antike viel geschadet. Dahin rechnet Franz Horn seine „Pferderückenbrecher-Worte", sein vornehmes Herabschauen, wo ihm und allen Neuern Hinaufschauen geziemte, seine Anläufe zur Begeisterung u. s. w.

Schriften.

Gedichte der Brüder Stolberg. Leipz. 1779. N. Aufl. 1821.
Jamben. Leipz. 1784.
Schauspiele mit Chören. Leipz. 1787.
Die Insel. Leipz. 1788.
Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien. 4 Bde. Königsb. u. Leipz. 1794.
Geschichte der Religion Jesu Christi. Hamb. 1806—18. (Fortgesetzt von F. v. Kerz.) 15 Bde.
Leben Alfred des Großen, Königs in England. Münster 1816.
Vaterländische Gedichte. Hamb. 1810. N. Aufl. 1815.
Betrachtungen und Beherzigungen der hl. Schrift. 2 Thle. Hamb. 1819—21.
Kurze Abfertigung der langen Schmähschrift des Hofrath Voß wider ihn. Hamb. 1820.
Ein Büchlein von der Liebe. Hamb. 1821.
Gesammelte Werke der Brüder Stolberg. 20 Bände. Hamb. 1820—25. (Bd. XI—XII: Homer's Ilias (zuerst 1778); XIII—XIV: Sophokles; XV: Vier Tragödien des Aeschylus; Gedichte aus dem Griech. u. Latein.; XVI: Gedichte aus d. Griechischen; XVII—XIX: Auserlesene Gespräche des Platon.)

Zur Charakteristik:

A. Nicolovius, Fr. Leopold Graf zu Stolberg. Mainz 1846.

---

10. Lied eines alten schwäbischen Ritters

an seinen Sohn.

Aus dem 12. Jahrhundert.

Sohn, da hast du meinen Speer!
Meinem Arm wird er zu schwer.
Nimm den Schild und dieß Geschoß!
Tummle du forthin mein Roß!

Siehe, dieß nun weiße Haar
Deckt der Helm schon fünfzig Jahr;
Jedes Jahr hat eine Schlacht,
Schwert und Streitaxt stumpf gemacht.

Herzog Rudolf hat dieß Schwert,
Axt und Kolbe mir verehrt;
Denn ich blieb dem Herzog hold
Und verschmähte Heinrichs Sold.

Für die Freiheit floß das Blut
Seiner Rechten; Rudolfs Muth
That mit seiner linken Hand
Noch dem Franken Widerstand.

Nimm die Wehr und wappne dich!
Kaiser Konrad rüstet sich.
Sohn, entlaste mich des Harms
Ob der Schwäche meines Arms.

Zücke nie umsonst dieß Schwert!
Für der Väter freien Herd!
Sei behutsam auf der Wacht!
Sei ein Wetter in der Schlacht!

Immer sei zum Kampf bereit!
Suche stets den wärmsten Streit!
Schone deß, der wehrlos fleht!
Haue den, der widersteht!

Wenn dein Haufe wankend steht,
Ihm umsonst das Fähnlein weht,
Trotze dann, ein fester Thurm,
Der vereinten Feinde Sturm!

Deine Brüder fraß das Schwert,
Sieben Knaben, Deutschlands werth;
Deine Mutter härmte sich,
Stumm und starrend, und verblich.

Einsam bin ich nun und schwach;
Aber, Knabe, deine Schmach
Wär mir herber tausendmal,
Denn der sieben andern Fall!

Drum so scheue nicht den Tod,
Und vertraue deinem Gott!
So du kämpfest ritterlich,
Freut dein alter Vater sich!

---

11. Ritter Rudolf.

In der Väter Halle ruhte
Ritter Rudolfs Heldenarm,
Rudolfs, den die Schlacht erfreute,
Rudolfs, welchen Frankreich scheute
Und der Sarazenen Schwarm.

Er, der Letzte seines Stammes,
Weinte seiner Söhne Fall.
Zwischen moosbewachsnen Mauern
Tönte seiner Klage Trauern
In der Zellen Wiederhall.

Agnes mit den goldnen Locken
War des Greises Trost und Stab;
Sanft wie Tauben, weiß wie Schwäne,
Küßte sie des Vaters Thräne
Von den grauen Wimpern ab.

Ach! sie weinte selbst im Stillen,
Wann der Mond ins Fenster schien.
Albrecht mit der offnen Stirne
Brannte für die edle Dirne,
Und die Dirne liebte ihn.

Aber Horst, der hundert Krieger
Unterhielt in eignem Sold,
Rühmte seines Stammes Ahnen,
Prangte mit erfochtnen Fahnen,
Und der Vater war ihm hold.

Einst beim freien Mahle küßte
Albrecht ihre weiche Hand;
Ihre sanften Augen strebten
Ihn zu strafen, ach! da bebten
Thränen auf das Busenband.

Horst entbrannte, blickte seitwärts
Auf sein schweres Mordgewehr;
Auf des Ritters Wange glühte
Zorn und Liebe; Feuer sprühte
Aus den Augen wild umher.

Drohend warf er seinen Handschuh
In der Agnes keuschen Schooß;
„Albrecht, nimm! Zu dieser Stunde
Harr' ich dein im Mühlengrunde!“
Kaum gesagt, schon flog sein Roß.

Albrecht nahm das Fehdezeichen
Ruhig, und bestieg sein Roß;
Freute sich des Mädchens Zähre,
Die, der Lieb' und ihm zur Ehre
Aus dem blauen Auge floß.

Röthlich schimmerte die Rüstung
In der Abendsonne Strahl;
Von den Hufen ihrer Pferde
Tönte weit umher die Erde,
Und die Hirsche floh'n ins Thal.

Auf des Söllers Gitter lehnte
Die betäubte Agnes sich,
Sah die blanken Speere blinken,
Sah — den edlen Albrecht sinken,
Sank, wie Albrecht, und erblich.

Bang von leiser Ahndung spornet
Horst sein schaumbedecktes Pferd;
Höret nun des Hauses Jammer,
Eilet in des Fräuleins Kammer,
Starrt und stürzt sich in sein Schwert.

Rudolf nahm die kalte Tochter
In den väterlichen Arm,
Hielt sie so zween lange Tage,
Thränenlos und ohne Klage,
Und verschied im stummen Harm.

Johann Heinrich Voß,

geb. 20. Febr. 1751 zu Sommersdorf in Mecklenburg, erhielt in dem Städtchen Penzlin bis zum vierzehnten Jahre den ersten Unterricht. Sein Vater, früher Pachter, trieb verschiedene bürgerliche Geschäfte. 1766 kam unser Voß auf die Schule in Neubrandenburg. In Folge des Krieges war unterdessen sein Vater verarmt und außer Stande, ihn auf einer Universität zu erhalten. Er nahm daher 1769 bei einem mecklenburgischen Edelmanne eine Informatorstelle an, in der Hoffnung, sich so viel zu ersparen, um weiter studiren zu können. Der hier gepflogene Umgang mit Pastor Brückner, auswärtigem Mitgliede des Hainbundes, der sein dichterisches Talent anregte und ihn mit Shakspeare bekannt machte, war auf ihn von wohlthätigem Einfluß. Der Musenalmanach brachte ihn in Verbindung mit Boie, der ihn 1772 nach Göttingen zog, wo er sich der

Philologie widmete und auf dessen Verwendung auf zwei Jahre den Freitisch, freie Collegia und ziemlich einträgliche Lehrstunden erhielt. Bald lernte er hier Hölty und durch ihn Bürger und Miller kennen und so entstand jener bekannte Dichterbund, dessen Seele Voß wurde. Zu Chr. Gottlieb Heyne, dem Vorstande des philologischen Seminars, der vornehm auf den Hainbund herabsah, fühlte er sich auf die Länge nicht hingezogen; desto eifriger studirte er in Gemeinschaft mit seinen Freunden die Alten, die deutschen Minnesinger und Luther's Schriften. 1774 fand er bei Klopstock in Hamburg herzliche Aufnahme, besuchte sodann in Flensburg Boie's Eltern, in dessen Schwester Ernestine er seine künftige Gattin kennen lernte. 1775 zog er nach Wandsbeck zu dem wackern Claudius, besorgte von da die Herausgabe des Musenalmanachs, welche ihm Boie überlassen hatte, und heirathete 1776 seine Flensburger Braut. 1778 erhielt er die Schulrektorstelle zu Otterndorf im Lande Hadeln. 1780 begann sein Zerwürfniß mit Heyne und Lichtenberg in Göttingen, zunächst in Folge der Ankündigung seiner berühmten Uebersetzung der Odyssee, insbesondere wegen der Rechtschreibung der alten griechischen Namen nach der Erasmischen Aussprache (z. B. Häbä, Thäbä, statt Hebe, Thebe). Im Einverständniß mit Heyne richtete der witzige Lichtenberg seinen Angriff auf Voß in dem Aufsatz „Ueber die Pronunciation der Schöpse des alten Griechenlands, verglichen mit der Pronunciation ihrer neueren Brüder an der Elbe, oder über beh beh und bäh bäh", wogegen dieser 1782 die „Alurokriomachie oder das Gefecht des Widders an der Elbe mit der Katze an der Leine" losließ. 1782 erhielt er, auf Fr. Leop. v. Stolberg's Verwendung, die Rektorstelle zu Eutin, damals Residenz des Fürstbischofs von Lübeck, der ihn 1786 zum Hofrath titulirte. Im selben Jahre begann er die Uebersetzung der Ilias. 1802 legte er aus Gesundheitsrücksichten sein Schulamt nieder, nachdem ihm Prinz Peter Friedr. Ludw. v. Holstein-Gottorp einen lebenslänglichen, anständigen Jahrgehalt zugesichert hatte. Er lebte nun einige Jahre in Jena, lehnte mehrere ihm angetragene Stellen ab, bis er 1805 einem Rufe des Kurfürsten Karl Friedrich von Baden nach Heidelberg folgte, um bei der erneuerten Universität, jedoch ohne bestimmtes Amt, mitzuwirken. Hier, nach fast einundzwanzigjähriger, auch im höhern Alter rastloser Thätigkeit starb er am 29. März 1826.

* * *

Seinen Dichterlorbeer fand Voß im Anbau der Idylle, in Darstellung des häuslichen und Familienlebens, in einem zum Theil theokritischen, zum Theil homerischen Style, aber nichts desto weniger kerndeutsch, mit volksmäßigen Zügen, weit entfernt von der läppischen Idealität der Geßner, Bronner u. A., freilich aber zumeist ohne die höhere belebende Idee. Mit der Ballade und Romanze hatte sein antiromantischer, zum Antiken entschieden hinneigender Geschmack bei seiner unter Aufsicht eines prüfenden Verstandes stehenden Phantasie wenig zu schaffen und noch weniger Glück. Der wahre Volkston gelang ihm hier so wenig als im eigentlichen Liede. Er wollte, wie Vilmar vortrefflich urtheilt (Geschichte d. deutsch. National-Literatur 1852, S. 303 fg.), Lieder für das Volk dichten, d. h. sich zu dem Volke in platt-verständigen oder kindisch-spielenden Gedichten herablassen, wodurch die Dichtkunst entwürdigt und der poetische Sinn des Volkes vernichtet wird. Die bunte Schilderung, die trockene breite Beschreibung, der nachgeahmte Heu- oder Kartoffeljubel in Vossens Liedern sind allesammt geradezu Antipoden von aller volksmäßigen Dichtung. Auch seine übrigen, nicht volksmäßig sein sollenden Gedichte sind fast ohne Ausnahme nur schwach, voll Reflexionen, voll Didaktik und sogar einer oft sehr dürftigen, nüchternen Polemik" 2c. Der Werth seiner Poesie beruht auf guter Auffassung der Kleinlichkeiten und Heimlichkeiten der ländlichen Zustände und auf einer tüchtigen Gesinnung. — „Die Gedichte, denen Voß seinen ersten Ruhm verdankte, — schreibt F. C. Schlosser (Geschichte d. achtzehnten Jahrh. u. neunzehnten, IV. 169 ff.) — und auch sogar noch später seine „Luise", hatten nur einen bedingten Werth; dagegen erwarb er sich durch seine Uebersetzung der beiden großen Heldengedichte Homer's um die deutsche Sprache und um die Dichtkunst unserer Nation unsterbliches Verdienst auf einem Felde, wo nach ihm alle Andern nur eine Nachlese mehr halten konnten. Voß leistete durch seine Uebersetzung in Beziehung auf Sprache, Verskunst und Denkungsart seiner Nation Aehnliches mit dem, was Luther durch seine Bibelübersetzung geleistet hatte, weil sein Sinn dem homerischen eben so verwandt war, als Luthers Geist dem der Propheten und Apostel 2c. Der zahlreichen andern Uebersetzungen, die Voß später arbeitete, gedenken wir nicht, weil sie mit dem Erwachen der deutschen Nation zu einem neuen Leben nichts zu thun haben, und davon ist hier allein die Rede. Ein Umstand darf jedoch nicht übersehen werden, wenn man glaubt, daß in vielen der spätern Uebersetzungen der Gelehrte den Dichter verdrängt oder doch bedrängt habe. Die Nation hatte seit der Zeit der Musenalmanache Originaldichter erhalten, es war daher für den Uebersetzer des Homer eine würdige Aufgabe, unsere Sprache bildsamer zu machen, zu versuchen, was sie vermöchte, und zugleich der Verflachung des Studiums der Alten, welches Heyne's Schüler zu leicht nahmen, entgegen zu arbeiten" 2c.

Schriften.

Göttinger Musenalmanach für 1776—1799.
Homer's Odyssee. Hamburg 1781.
Gedichte. Bd. 1: Hamb. 1785; Bd. 2: Königsb. 1795.
Homer's Werke. 4 Bde. Königsb. 1793; 2te verb. Ausg., das. 1801; 5te Aufl., 2 Bde. Stuttg. 1833. Neuester Abdruck: 1858.
Mythologische Briefe. (Gegen Heyne.) Königsb. 1794. 2 Bde. N. Aufl. Stuttg. 1827. 3 Bde. (Bd. 4—5: Myth. Forschungen aus dessen Nachlaß, hgb. von H. G. Brzoska. Leipz. 1834.)
Luise, ein ländliches Gedicht in drei Idyllen. Königsb. 1795. 1802. 1823. Vollst. Ausg.: Tübing. 1807 u. ö. bis 1845.
Idyllen. Königsb. 1800. 1801. 1824.
Sämmtliche Gedichte. 7 Bde. Königsb. 1802. — N. Ausg., Auswahl letzter Hand, 4 Bde. Das. 1825. — Leipz. 1833, 4 Bde.
Sämmtliche poetische Werke, besorgt von Abrah. Voß u. Th. Schmid. Nebst Lebensbeschreibung. Ausg. in 1 Bd. Leipz. 1835.
Zeitmessung der deutschen Sprache. Königsb. 1802 u. ö.
Ueber Gleim's Briefsammlung. Heidelb. 1807.
Ueber Götz und Ramler. Kritische Briefe (an Herrn v. Knebel gerichtet, zuerst im Morgenblatt 1808). Mannheim 1809.

Shakspeare's Schauspiele von J. H. Voß und dessen Söhnen Heinrich und Abraham Voß. Mit Erläuterungen. 3 Bde. Leipz. 1818—19. Bd. 4—7. Abth. 1. Stuttg. 1820—26. Nach d. Vaters Tode vollendet von Abraham Voß 1830.
Abriß meines Lebens. Rudolstadt. 1818.
Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? (Im Sophronizon 1819).
Voß gegen Perthes. Stuttg. 1822.
Antisymbolik. (Gegen Creuzer's Symbolik und Mythologie ꝛc.) 2 Bde. Stuttg. 1824—26.
Kritische Blätter. 2. Bde. Stuttg. 1828.
Uebersetzungen des Platon, Virgil, Ovid, Horaz, Properz, Hesiod, Theokrit, Tibull, Aeschylos Aristophanes, u. s. w.

Zur Biographie und Beurtheilung:

H. E. G. Paulus, Lebens- und Todeskunden über J. H. Voß. Heidelb. 1826.
A. W. Schlegel, Kritische Schriften, II. 112.
H. Döring, Biographie. Weimar 1834.
Briefe von J. H. Voß, nebst erläuternden Beilagen. Herausg. von Abrah. Voß. 3 Bde. Halberstadt 1829—33; desgl. Leipzig 1840.

12. Die Braut am Gestade.

Schwarz wie Nacht brausest du auf, Meer!
Wie wogt, wie krümmt sich und schäumt Brandung!
Wer? o Gott! fliegt in dem Sturm? Wer?
Und fleht, die Hände gestreckt, Landung?
Ein weites Grab
Wogt furchtbar, zum Tod winkend!
Auf rollt's und ab,
Nun strudelt das Schiff sinkend!

Ach ihr schweigt, Stimmen der Angst! schweigt!
Des Sturmwinds Todtengesäng' hallen!
Ach, des Kiels Scheitergeripp' steigt,
Und Männer, ringend mit Tod, wallen!
Mein Trauter, du?
Todt wallest du, todt? Jammer!
Gieb, Meer, uns Ruh!
Sei Beiden uns Brautkammer! —

Also die Braut; und hoch vom Geklipp sprang
Sie hinab, wo die Fluth wild empor steilet.
Wehe, sie sank, hebt wieder das Haupt, sank,
Und des grausen Orkans Todtengeheul heulet!

Wer ist, der die Wogen hindurch strebt,
Wie mit göttlicher Kraft? O er lebt, lebt!
Schon trägt er, mit göttlicher Kraft,
Sie, dem brausenden Strudel entrafft;

Und gespornet vom zürnenden Fuß zerschellen
Die Brandungen dort, hier sanftere Wellen.
Ihm ruht an dem Herzen die Braut, wird warm,
Und erwacht, o Wonn'! in des Lieblings Arm!

13. Die Spinnerin.

Ich saß und spann vor meiner Thür,
Da kam ein junger Mann gegangen;
Sein braunes Auge lachte mir,
Und röther glühten seine Wangen.
Ich sah vom Rocken auf, und sann,
Und saß verschämt, und spann und spann.

Gar freundlich bot er guten Tag,
Und trat mit holder Scheu mir näher.
Mir ward so angst; der Faden brach;
Das Herz im Busen schlug mir höher.
Betroffen knüpft' ich wieder an,
Und saß verschämt, und spann und spann.

Liebkosend drückt' er mir die Hand
Und schwur, daß keine Hand ihr gleiche,
Die schönste nicht im ganzen Land,
An Schwanenweiß' und Rund' und Weiche.
Wie sehr dies Lob mein Herz gewann,
Ich saß verschämt, und spann und spann.

Auf meinen Stuhl lehnt' er den Arm
Und rühmte sehr das kleine Fädchen;
Sein naher Mund, so roth und warm,
Wie zärtlich haucht' er: Süßes Mädchen!
Wie blickte mich sein Auge an!
Ich saß verschämt, und spann und spann.

Indeß an meiner Wange her
Sein schönes Angesicht sich bückte,
Begegnet' ihm von Ohngefähr
Mein Haupt, das sanft im Spinnen nickte,
Da küßte mich der schöne Mann;
Ich saß verschämt, und spann und spann.

Mit großem Ernst verwies ich's ihm;
Doch ward er kühner stets und freier,
Umarmte mich mit Ungestüm,
Und küßte mich so roth wie Feuer.
O sagt mir, Schwestern, sagt mir an:
War's möglich, daß ich weiter spann?

14. Der Flaußrock.

(Nach dem Altenglischen.)

Ein Regensturm mit Schnee und Schloßen
Zog düster über Land und Meer,
Daß traufengleich die Dächer goßen;
Die Küh' im Felde brüllten sehr.
Frau Käthe, die zwar niemals zanket,
Sprach hastig: »Geh doch, lieber Mann,
Geh hin, eh' Bläßchen uns erkranket,
Und zieh den alten Flaußrock an!

»Die beste Kuh ist unser Bläßchen;
Und höre, wie sie kläglich brüllt!
Sie hat uns schon manch liebes Fäßchen
Mit Milch und Butter angefüllt.
Entsetzlich tobt des Sturms Gesause!
Geh hin, mein lieber guter Mann,
Und hole Bläßchen mir zu Hause,
Und zieh den alten Flaußrock an!« —

»»Mein Flaußrock dient' in Sturm und Regen,
So lang er neu und wollig war;
Doch jetzo hält er schwerlich gegen,
Ich trag' ihn schon an dreißig Jahr.
Frau, laß uns nicht so nährig geizen,
Wer weiß, wie bald man sterben kann!
Bedenk, für Eine Tonne Weizen
Schafft sich ein neuer Flaußrock an.«« —

»Für so viel Weizen trug zur Feier
Der Herzog Ulrich seinen Rock,
Und murrte doch, er sei zu theuer,
Und schalt den Schneider einen Bock.
Der fromme Herr war Fürst im Lande,
Und du bist ein gemeiner Mann.
Der Hochmuth führt in Sünd' und Schande!
Drum zieh den alten Flausrock an!« —

»»Nicht prunken will ich, liebes Käthchen,
Nur warm durch Sturm und Regen gehn;
Schon zählen läßt sich jedes Drähtchen,
Ja Fäserchen und Fetzen wehn.
Sieh Roberts, Wilms und Bartels Kleider;
Wann gehen die so lumpicht, wann?
Doch Werkeltag und Sonntag leider
Zieh' ich den alten Flaußrock an.«« —

»Der Flaußrock, deucht mir, ist noch billig,
Ich hab' ihn gestern erst geflickt.
Du weißt, wie sorgsam ich und willig
Dich stets gepfleget und geschmückt.
Du findest hier ein warmes Stübchen,
Und eine warme Suppe dann.
So geh denn hin, mein wack'res Bübchen,
Und zieh den alten Flaußrock an!« —

»»Ein jedes Land hat seine Weise,
Und seine Hülf' ein jedes Korn.
Die Wirthschaft, Frau, kömmt aus dem Gleise,
Verliert der Mann erst Zaum und Sporn.
In Sturm und Regen übernachte
Das Bläßchen, wo es will und kann;
Denn nimmer, ob sie auch verschmachte,
Zieh ich den alten Flaußrock an.«« —

»Mein Herzensmann! seit dreißig Jahren
Hab' ich in Fried' und Einigkeit
Mit dir viel Freud' und Leid erfahren,
Und dich mit manchem Kind erfreut.
Zum Segen zog ich alle sieben
Mit Wachen und Gebet heran:
Nun, Männchen, laß dich immer lieben,
Und zieh den alten Flaußrock an!« —

Frau Käthe, die zwar niemals zanket,
Mag gern des Wortes sich erfreun,
Auch wirds mit Ruhe mir verdanket,
Laß ich nur fünf gerade sein.
Stillschweigend stand ich auf vom Sitze,
Ein wohlgezog'ner Ehemann,
Verschob auf's eine Ohr die Mütze,
Und zog den alten Flaußrock an.

---

15. Die Königswahl.

Fürst Adelstan, der Jüngling, stand
Zur Wahl in Norge's Heldenkreise.
‚Er schütz' als König unser Land,
Wofern er kühn ist, gut und weise!'
So rief, wer tapfer kämpft' im Heer,
Und schlug den Schild mit blankem Speer.

„So wahr ich bin vom Krongeschlecht",
Dies hört man Adelstan erwiedern,
„Ich halte treu Gesetz und Recht
Nicht mehr den Hohen als den Niedern!
Der Bauer auch in Norge's Reich
Ist Landessasse, frei und gleich!'"

Da sprach ein Greis mit Silberhaar,
Vom Schöppenstuhl emporgerichtet:
„„Du gabst dein Wort; nun mache wahr,
Wozu dich Königsamt verpflichtet;
Des Volkes Wohl ist deins fortan.
Sei Heil dem König Adelstan!““

Und donnernd: Heil dem König! scholl
Mit Waffenklang aus allen Hälsen;
Der Himmel hallte jubelvoll,
Es hallten ringsum Norge's Felsen:
Dem König Heil! Er gab sein Wort;
Ihm schwöret Huld der freie Nord.

Friedrich Müller,

bekannter unter dem Namen Maler Müller, widmete sich schon in früher Jugend der bildenden Kunst soll sehr jung als Maler und Kupferstecher in herzoglich zweibrückischen Diensten gestanden haben und gab bereits 1765—68 mehrere Sammlungen radirter Blätter im niederländischen Geschmack heraus, voll origineller Ideen und kecker Behandlung, ländliche Gegenstände, Thiere, Hirtenscenen u. dgl. darstellend. Nach mehrjährigem Aufenthalte in Mannheim, wo er Otto v. Gemmingen's Tischgenosse war und zumeist in die vom Buchhändler Schwan herausgegebene Zeitschrift „Schreibtafel“ (1774—79), auch in J. G. Jacobi's „Iris“, und in den Voßischen Musenalmanach größere und kleinere poetische Beiträge lieferte, welche kurz nachher besonders erschienen, wie die Idyllen, Balladen ꝛc., begab er sich, durch Goethe's Vermittlung in den Stand gesetzt, nach Rom. Hier nun studirte er, von seinem feurigen und unsteten Geiste auf das Gebiet der Historienmalerei geführt, vornehmlich Michel Angelo, den er mehr in der Denkweise als in der Form nachzuahmen suchte; doch mißlang ihm dieses fast gänzlich, indem er, anstatt die wirklich ächte Großheit seines Styls aufzugreifen, in Uebertreibung und Verzerrung gerieth. Auch seine Bizarrerien, wo Teufel meistens die Hauptrolle spielen, konnten dem guten Geschmack nicht zusagen. Salomon Geßner, gegen dessen steife, puderhaarbeutelige Schäferpuppenpoesie Müller's fast zu markig gesunder, derbnatürlicher Idyllenhumor den erfreulichsten Kontrast bildet, machte in diesem Betreff 1787 die wahre, aber etwas borstige Bemerkung: „Müller, dem man Genie nicht absprechen kann, hätte mit seiner Schweinsmalerei sein Glück besser gemacht, als er jetzt mit seinen historischen Karikaturen nimmer thun wird.“ Da sie keinen Beifall fanden, wandte er sich späterhin ganz zur Theorie der Künste und zu den Alterthümern. Von Rom, seiner ihm lieb gewordenen zweiten Heimath, wo er außer Goethe mit Heinse, Fernow, Klinger, Herder, Stolberg u. A. uber Kunstsachen in Rapport kam, vermochte er sich nicht mehr zu trennen und fand seine angenehmste Beschäftigung darin, Fremde mit den Kunstschätzen der Siebenhügelstadt bekannt zu machen, oder Kunstnachrichten in deutsche Zeitschriften (u. a. auch in Fr. Schlegel's D. Museum 1812) zu schreiben. Als 1811 seine poetischen „Werke“ auf's Neue gesammelt erschienen, wandte sich dem lange Vergessenen die Aufmerksamkeit Deutschlands zu, besonders der romantischen Schule in Anbetracht seiner Genovefa. Vom Könige von Bayern hatte er unterdessen den Titel als Hofmaler erhalten. Er starb am 23. April 1825, nachdem er zur katholischen Kirche übergetreten war.

* * *

In seiner Neigung zum Volksmäßigen, auch durch seine Verbindung mit Friedr. Hahn, Matth. Claudius u. A., dem Göttinger Kreise nahe stehend, zählt Maler Müller vornehmlich zu den Kraftgenie's der Klinger'schen Sturm- und Drangperiode, und gilt neben Iffland und Gemmingen (dem Verfasser des „deutschen Hausvaters“) als der bedeutendste Vertreter der Mannheimer Dichterschule, zu welcher noch L. Phil. Hahn, der Hofgerichtsrath Jak. Maier, Graf v. Törring, später auch Franz Maria Babo, vorübergehend selbst Schiller, als die namhaftesten gehören, lauter Kraftmänner der stürmisch-patriotischen Richtung im Anschluß an Shakspeare und Goethe's Götz von Berlichingen. Durch seine, weniger im gothischen Styl der Legende als vielmehr im shakspeare'schen Geist gedichtete Meisterleistung „Genovefa“ (neben Hahn's Fluch- und Donnerstücken „Robert von Hoheneck, — Aufruhr in Pisa“, u. a.) fand besonders das Ritterschauspiel erst seinen Boden in der Pfalz, worin nach Maier die Törring und Babo das Beste geschaffen haben, um nur an „Fust von Stromberg, — Kaspar der Torringer, — Otto von Wittelsbach zu erinnern. Müller's „Genovefa“ besteht noch heute vermöge der Wahrheit und Gewalt der Charakterschilderung rühmlich neben Tieck's späterer Bearbeitung. Weniger Anerkennung fand bei großer Eigenthümlichkeit sein in Prosa und Versen geschriebener „Faust“, der übrigens weit früher, als Klinger den seinigen dichtete, und fast gleichzeitig mit Goethes Meisterwerk, in demselben titanischen Sinn ersonnen war. Daß er Lessing's „Doktor Faust“ (1760) dabei vor Augen gehabt, läßt sich bestimmt annehmen. Ganz in seinem Felde dagegen zeigt sich unser Dichter in seinen der Natur abgelauschten Idyllen, namentlich in den pfälzischen („Ulrich von Koßheim, — Die Schafschur, — Das Nußkernen“) voll frohen Lebens und anlockender alter Geschichten und Sagen. Seine zumeist dramatisirten „Balladen“, worin die Forderungen Herder's von großer Sinnlichkeit und Kraft mitunter in der Auffassung der Bürger und Stolberg uns verleiblicht entgegentreten, bekunden mehr oder weniger auch den Geniedrang der Richtung der Mannheimer Schule in Form und Wahl der Stoffe. Manche dieser Balladen, mit ergreifender Zeichnung der Leidenschaft, sind nur Situationen, die er überhaupt mit besonderer Vorliebe schildert und ausmalt, z. B. das Fragment „Der Riese Rodan“ (zuerst in der Schreibtafel, später im Göttinger Musenalmanach für 1792). „Der rasende Geldar“ (zuerst im Voßischen Musenalmanach f. 1776) ist eine Scene aus einem beabsichtigten Trauerspiele „Nina“, wozu er den Stoff der gothischen Geschichte entlehnte; aus demselben sind uns noch „zehn Lieder von der Liebe Rhins und Luitberta's, Königs Geldar's Tochter“ (in Arthur Mueller's Reliquien, Berlin 1845, I. 233—72) aufbewahrt. Der „Soldaten-Abschied,“ ganz im Volkstone (mit Melodie von Fr. Dan. Schubart), gleichfalls in des Verfassers gesammelten „Balladen“ enthalten, ist ein Lied mit epischem Inhalte,

das nur in so fern hieher gehört, als die Ballade ursprünglich nur einen Gesang überhaupt und in seinem ersten geschichtlichen Stadium ein naives Volksgedicht mit mehr oder weniger epischem Inhalte in sich begreift.

Schriften.

Baechidon und Milon, eine Idylle. Mannh. 1773. 1778.
Der Satyr Mopsus, eine Idylle. Mannh. 1775.
Die Schaafschur, eine pfälzische Idylle. Mannh. 1775.
Balladen. Mannh. 1776.
Situation aus Faust's Leben. Mannh. 1776.
Dr. Faust's Leben, dramatisirt. Th. I. (einziger.) Mannh. 1778.
Adams erstes Erwachen und erste selige Nächte. Mannh. 1778.
Niobe, ein lyrisches Drama. Mannh. 1778.
Erzählungen. Berlin. 1803.
Werke. Hgb. von Ludwig Tieck. Heidelb. 1811. N. A. 1825.
Ueber das Abendmahl des Leonardo da Vinci. Kritik der Schrift des R. v. Bossi. (Aus den Heidelb. Jahrbüchern abgedruckt.) Heidelb. 1817.
Der hohe Ausspruch, oder Chares u. Fatime. Eine altpersische Novelle. Karlsruhe 1824.
Adonis, die klagende Venus, Venus Urania. Eine Trilogie. Leipz. 1825.

Zur Beurtheilung:

Franz Horn, Die schöne Literatur Deutschlands II., §. 84.
Ludwig Tieck's Phantasus I, 459.
Friedr. Schlegel, Deutsch. Museum IV, 247—266.
K. Gödeke, Deutsche Dichtung I, 777 fg.
K. L. Cholevius, Geschichte d. deutschen Poesie ꝛc. II, 247—54.

---

16. Soldaten-Abschied.

Heute scheid' ich, heute wandr' ich,
Keine Seele weint um mich.
Sind's nicht diese, sind's doch Andre,
Die da trauren, wenn ich wandre;
Holder Schatz, ich denk' an dich.

Auf den Bachstrom hängen Weiden;
In den Thälern liegt der Schnee;
Trautes Kind, daß ich muß scheiden,
Muß nun unsre Heimat meiden,
Tief im Herzen thut mir's weh.

Hundert tausend Kugeln pfeifen
Ueber meinem Haupte hin!
Wo ich fall', scharrt man mich nieder,
Ohne Klang und ohne Lieder,
Niemand fraget, wer ich bin.

Du allein wirst um mich weinen.
Siehst du meinen Todesschein.
Trautes Kind, sollt' er erscheinen,
Thu' im Stillen um mich weinen,
Und gedenk auch immer mein.

Heb' zum Himmel unsern Kleinen,
Schluchz': nun todt der Vater dein!
Lehr' ihn beten! Gieb ihm Segen!
Reich' ihm seines Vaters Degen!
Mag die Welt sein Vater sein.

Hörst? Die Trommel ruft zu scheiden:
Drück' ich dir die weiße Hand!
Still' die Thränen! Laß mich scheiden!
Muß nun für die Ehre streiten,
Streiten für das Vaterland.

Sollt' ich unter freiem Himmel
Schlafen in der Feldschlacht ein:
Soll aus meinem Grabe blühen,
Soll auf meinem Grabe glühen
Blümchen süß: Vergiß nicht mein.

---

17. Der Riese Rodan.

An des nie besiegten Rodan's Felsenwohnung
Rinnt ein Quell herab;
In des Steinbach's Welle sinkt der Eiche
Wurzelbart hinab.

Dichtes, von dem Lichte nie geküßtes Dunkel
Sitzt in jedem Zweig;
Grauenvoll gehn der Erschlagnen Geister
Hin durch das Gesträuch.

Angelehnt am Buchstamm steht der hohe Sieger,
Blutig trieft sein Schwerdt.
Ihm zu Füßen röchelt ein erschlagner
Jüngling an der Erd'.

Jubelnd greift der Held nun in die goldnen Saiten,
Furchtbar schwebt der Klang.
Von der Klippe grünbewachsnem Hange
Lauscht' ich dem Gesang.

„Welch Gebirg' erzog dich, stolzer Speereführer?
Welcher Felsenschacht
Trägt an seiner Stirne goldne Waffen,
Beute deiner Schlacht?

„Deine Mutter, schlug sie mit den Flügeln Wolken,
Als ein Drache? Wie?
Oder schnaubte zottig sie im Walde?
Schlingt die Woge sie?

„Oder stricket sie um schwarz verglühte Felsen
Ihren Schuppenleib?
Uebermenschlich stark sind deine Glieder:
Dich gebar kein Weib!

„Jüngling! wie des Mondes bleiche Strahlenscheibe,
Die ein Geist erhitzt,
Liegt dein blasses Angesicht im Staube,
Blutig schön bespritzt!

„Blutig dein Gewand, dein Schild und goldner Panzer;
Purpurroth dein Speer!
Ha! du mochtest Menschensöhne fällen:
Warum kamst du her?

„Zu des nie besiegten Rodan's Felsenwohnung?
Wo bei jedem Schritt,
Wo bei jedem Odemzug dir blasser
Tod entgegen tritt!" —

18. Der rasende Geldar.

Wer ist's, der wild
Und fürchterlich siegreich brüllt,
In's Hifthorn stößt zum blumigen Tanze?
Mit Zweigen geschmückt rollt er sein Schild
In blitzendem Mondesglanze;
Träufelnd Blut raucht von seiner Lanze.
Geier riechen's, schrein und fliehn.
Ach Geldar, Geldar, deine Tochter hin!
Liegt blutig in Todes Arme!
Ha! sie hat troffen der eifersuchtwüthende Rhyn!
Ha! du hast wieder getroffen ihn!
Blutig fuhr sein Nacken dahin,
Niedergeschleudert von des rasenden Vaters Arme!
(Geldar blickt umher.)
Wo ist sie? — — Still der Pfad zu ihr! —
Die Kammer schweigt! — (Er erblickt sie.) Hier! hier!
Willkommen, süße Tochter!
(Zerreißt seinen Kranz.)
Heult, heult, heult mit mir
Zum weidlichen Wonnegesange!
(Er hüpft um den Leichnam herum.)
Lanzen, blitzt auf! Bogen, erklingt!
Singt! singt! singt! singt!
Hab' ich sie nicht erdrosselt, die Schlange?
O wie hüpft's, wie schlägt's mir so bange!
Stilles zartes Töchterlein, schläfst du noch lange?
(Sticht die Lanze in die Erde, und stößt in's Hifthorn.)
Gelt, vor des Mondes Spiegel
Schlug ich den, der dein Herzchen zerdrückt?
Juch! juch! hab' erhascht ihn, ich Vater! zerknickt
Mit dieser Faust den schlagenden Flügel!
Hab' ihm doch troffen die Stirne, so wild,
Bis sie geküßt herunter mein Schild!
Gesunken, gesunken, gesunken!
Dort, wo einst stirnegeschmückt
Er meines Mädchens Wange gedrückt,
Von Löwenmondes Tänzen trunken.
(Stößt wieder in's Hifthorn.)
Könnt' ich dich wieder erwecken,
Den ganzen Erdball wollt' ich schrecken;
Aber du bist hin, — bist hin!
Könnt' ich dich wieder gewinnen,
Ewig sollten meine Augen rinnen.
Ach! du bist hin! hin!
Rhyn, Rhyn, grausamer Rhyn!
Sie hat dich so zärtlich geliebet!
Sie hat doch kein Würmchen betrübet!
Nun ist sie hin!
Bringt ihr der Blumen Pracht,
Ob sie noch athmet, ob sie noch lacht?
Kein Klopfen mehr im Herzen! —
(Er befühlt sie.)
Ha! du mußt sinken, Brüstepaar!
Sollst trauern, spielendes Haar!
Sollst modern, mein Mädchen! — O Schmerzen!
Gelt, an meinem Herzen
Traf dich des Pfeiles Spitze?
Ach! an meinem Herzen,
Wie ein junges Wild, noch saugend Mutterzitze!
(Er weint.)
Werd' ich nimmer dich sehen
Spielend im Tannenthal unter meinen Rehen?
Dir nimmer winken
Am Felsenquell, wo meine Adler trinken?
Arm Töchterlein, so zart und lieb!
O du Herzchen, so still mir ergeben!
O Luiberth, Luiberth, dein Aeuglein wie trüb —
(Er fällt rasend in sein Schwerdt.)
Verflucht sei ohne dich das Leben!

Johann Wolfgang von Goethe,

der erste Dichter seiner Nation und seiner Zeit, erblickte das Licht den 28. August 1749 zu Frankfurt am Main, wo er in wohlhabigen, unabhängigen Verhältnissen aufwuchs. Sein Vater war beider Rechte Doktor und kaiserlicher Rath; seine Mutter, eine geborene Textor, war einer dortigen Patrizierfamilie entstammt. Dichterischen Sinn, Neigung und Gabe, Erlebtes und Empfundenes kräftig auszusprechen, hatte er von der Mutter; Liebe zur Ordnung, als Grundlage aller Kunst, vom Vater. Schon während des Besuchs der öffentlichen Schule, der ihn jedoch sein Vater bald entfremdete, zeigte Goethe viele Merkmale eines außerordentlich geweckten Kopfes und bezog, nachdem er unter der väterlichen Leitung die mannichfachsten Kenntnisse in Sprachen, Wissenschaften und Künsten sich erworben, im Herbst 1765, ein Jahr nach der Krönung Josephs II. zum römischen König, um die Rechte zu studiren, die Universität Leipzig, wo Gottsched noch lebte und wirkte, Ernesti aber und Gellert seine Blicke vorzüglich auf sich lenkten. Bald war von einem Studienplan keine Rede. Er begründete sich hier hauptsächlich in dem, worin er in der Folge so sehr sich auszeichnen und seines Lebens größte Zufriedenheit finden sollte. Seine Fachwissenschaft war ihm Nebensache, dagegen vertiefte er sich mehr und mehr in seine Lieblingsdichter Shakspeare und Wieland, in welchen er seine eigentlichen Lehrer erkannte, wie auch in dem Winkelmann befreundeten Maler und Bildhauer Oeser, dem Direktor der Leipziger Kunstakademie, welcher seinen Geschmack am Schönen förderte und ihn zur Kunstgeschichte anleitete. Zugleich öffnete sich ihm im Gebiete des Gedankens durch Lessing, im Felde der Kunstgeschichte durch Winkelmann, in der plastischen Kunst durch die Dresdener Bildergallerie, wie in den Naturwissenschaften durch Buffon ein großartiger Gesichtskreis, eine neue Welt. Während dieses Leipziger Aufenthaltes entstanden seine „Neue Lieder, in Melodien gesetzt von B. Th. Breitkopf“ (gedruckt 1770), so wie die beiden Lustspiele „die Laune des Verliebten“ und „die Mitschuldigen.“ Eine Krankheit, die er sich durch Einathmen schädlicher mineralischer Dünste bei Versuchen im Kupferstechen zugezogen („durch seine excentrische Lebensweise“ sagt Gervinus), führte ihn 1768 noch leidend in's elterliche Haus zurück, um unter der Pflege der Seinigen seine Gesundheit ganz wieder herzustellen. Bei erhöhter Reizbarkeit des Gemüths zu religiösen Betrachtungen hinneigend (die Bibel war ohnehin von Jugend auf eines seiner Lieblingsbücher), kam er in Verbindung mit einer frommen Freundin seiner Mutter, der Fräulein Sus. Kath. v. Klettenberg (aus deren Unterhaltungen und Briefen die „Bekenntnisse einer schönen Seele“ im Wilhelm Meister entstanden sind), welche, kränkelnd und herrnhutischen Ansichten nachhängend, ihn auf Hamann aufmerksam machte, in allerlei religiöse Mysterien einführte, ihn auch auf alchymistische und kabbalistische Versuche hinleitete, die als eine Art Vorschule zu seinen spätern naturwissenschaftlichen Beschäftigungen gelten können. Noch späterhin gerieth er über den mosaischen Büchern auf die wunderlichsten Grillen (Gervinus IV, 467).

Zu Ostern 1770 begab er sich nach Straßburg, um nach dem Wunsche seines Vaters das Rechtsstudium fortzusetzen und den Doktorgrad zu erlangen. Hier kam er mit Reinhold Lenz, Heinr. Leop. Wagner, Jung-Stilling u. A. in Verkehr und besuchte mehr anatomische, chemische und klinische, als juristische Vorträge. Durch den gelehrten Oberlin sah er sich auch zum Studium der Denkmäler des Mittelalters hingewiesen. Von den wichtigsten Folgen jedoch für seinen Charakter und seine Geistesbildung wurde Goethe's Bekanntschaft und daran sich knüpfende nähere Verbindung mit Herder, welcher auf einer Reise mit dem Prinzen von Holstein-Eutin hier im Herbst 1771 eintraf und dann wegen eines Augenübels längere Zeit verweilte. Er mit seiner bedeutenden Persönlichkeit machte auf unsern Dichter den tiefsten Eindruck, führte ihn in's echte Dichterleben ein und „zerriß (wie er selbst sagt) den Vorhang, der ihm die Armuth der deutschen Litteratur bedeckte.“ Durch ihn erhielt er nun auch einen Begriff von Hamann's Geist und Verdienst; lernte Ossian und die skandinavischen Dichter kennen, Homer lieben, und ward in seiner Begeisterung für Shakspeare um so mehr bestärkt, mit je hellerm Auge er jetzt erst in die Tiefen dieses gewaltigen Geistes eindrang. Und so war es Herder, der ihn die Poesie in ihrer großen Beziehung auf Natur, Volk und Welt erblicken ließ, ihn an ihre große Quelle des Naturdranges, der unbewußten Begeisterung und divinatorischen unmittelbaren Eingebung führte und dadurch die ersten Anstöße zum Ausbruch jener geistig-revolutionären Bewegung in dem Straßburger Kreise (neben dem Göttinger die Hauptpflanzschule der Naturdichtung) gab, die wir als die Genie- oder Sturm- und Drangperiode kennen. So sehen wir Goethe gerade hier, an der Grenze von Frankreich, alles französischen Wesens sich entäußern, immer mehr von der Natur- und Volksdichtung und seinem Liebling Shakspeare beherrscht, der ihn zu immer höherer, freirer und eben so wahrer als dichterischer Weltansicht vorbereitete. Die Keime zu seinem „Göțz von Berlichingen“ und „Faust“ fingen bereits an zu treiben, und Herder's Einfluß zeigte sich schon deutlich in dem Aufsatze „von deutscher Baukunst“ (in den fliegenden Blättern von deutscher Art und Kunst 1773), der ganz Hamann'sche Sprache athmet, während andere Schriftchen jener Zeit, worin er die neue Bibelauslegung bekämpft, Anregungen durch Lavater bezeugen, mit dem er bald in engere Verbindung trat. Bald nach seiner Doktorpromotion (6. August) kehrte er, ein Herzensverhältniß mit der Pfarrerstochter Friederike Brion in Sesenheim abbrechend, in die Heimath zurück.

In Frankfurt brachte ihn sein nachmaliger Schwager und Landsmann, der Jurist und Schriftsteller Joh. Georg Schlosser, mit dem Darmstädter Kreise in Verbindung, namentlich mit dem witzig-sarkastischen Joh. Heinrich Merck, von Wieland der Goethe der Rezensenten genannt, der fortan „als guter Dämon“ auf sein Leben den größten Einfluß hatte. Mit ihm (und v. Heß, Petersen, Wenck) gab bald darauf der Jurist Hoepfner in Gießen die in Herder's und Lessing's reformatorischem Geiste geschriebenen „Frankfurter Anzeigen“ heraus, an denen sich Goethe betheiligte. Im Frühling 1772 bezog er Wetzlar, um sich beim Reichskammergerichte mit dem deutschen Civil- und Staatsrecht vertrauter zu machen, kam durch Fr. Wilh. Gotter zum Göttinger Dichterbunde in Beziehung und fand — das in seinen Folgen wichtigste Ereigniß dieses Aufenthaltes — in Charlotte Buff, der Braut des Gesandtschaftssekretärs v. Kestner, das Urbild zu der Lotte im Werther. Nach seiner im Spätsommer erfolgten Rückkehr in die Vaterstadt, gelegentlich der Verlobung seiner Schwester Kornelia mit J. G. Schlosser, arbeitete er in der Advokatur des Vaters, wandte jedoch seine Muße vorzüglich dem **„Götz von Berlichingen“** zu, welcher 1773 im Druck erschien (ohne Ortsangabe; 2. Aufl. Frankf. a. M. 1774). Durch diese erste Frucht der neuen Ansichten über Poesie zog

er rasch die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf sich. Die ganze Gestalt unserer Literatur verwandelte sich mit einem Schlage. Goethe wurde der belebende Mittelpunkt und das leuchtende Vorbild des Frankfurter Kreises, welchem außer Franz Maximilian Klinger auch die Wagner, Lenz u. A. beigezählt werden, die Hauptpoeten der schon gedachten Sturm- und Drangperiode. Dem „Götz", aus dem eine ganze Saat von tragischen Dichtern wuchs (um nur an Gemmingen, Törring, Maier, Babo zu erinnern), ließ er zunächst den sentimentalen Roman **„Die Leiden des jungen Werthers"** (2 Theile, Leipz. 1774) folgen, dessen eigentlichen Inhalt die Angriffe auf die Kulturverhältnisse der Gegenwart bilden, welcher ein Aufsehen erregte, wie seit den ersten Gesängen von Klopstock's Messias kein anderes Werk. Der Ruhm, der sich um seine Stirne sammelte, vielleicht auch der Umstand, daß er gegen Wieland wegen dessen Alceste und der Noten zu Shakspeare, auch eines abfälligen Urtheils über „Clavigo" (Leipz. 1774) die satyrische Farce „Götter, Helden und Wieland" (1774) geschrieben hatte, erregten in dem Erbprinzen von Weimar Karl August den Wunsch, ihn kennen zu lernen. Auf der Brautfahrt Karl August's nach Darmstadt (im Winter desselben Jahres) stellte ihm v. Knebel in Frankfurt Goethe'n vor, wo seine Liebenswürdigkeit mit dem gewöhnlichen Zauber spielte. Der Eindruck, den er auf den jungen Fürsten machte, war ein so tiefer, daß dieser ihn alsbald nach seinem Regierungsantritt nach Weimar einlud. In die Zwischenzeit fällt seine Verlobung mit Elisabeth (Lili) Schönemann aus Frankfurt (nachher verheiratheten v. Türkheim), ein Verhältniß, dem wir einige seiner schönsten Liebeslieder verdanken, das er aber löste, als er in dieser Verbindung für sie und sich kein reines und dauerndes Glück zu erblicken glaubte; — sodann seine erste Schweizerreise in Gesellschaft der Grafen Stolberg und Haugwitz, von denen er sich jedoch bald wieder trennte. Bei dieser Gelegenheit besuchte er Lavater in Zürich, an dessen Werke über Physiognomik er lebhaften und thätigen Antheil nahm. Vorher hatte er bereits zu Frankfurt Klopstock's und Basedow's persönliche Bekanntschaft gemacht, auch mit seinen Freunden Friedr. Heinr. Jacobi und Jung-Stilling in Düsseldorf und Elberfeld persönlich verkehrt. In diese erste Periode seiner geistigen Entwicklung (von K. Rosenkranz als die des genialen Naturalismus bezeichnet, der er die des klassischen Idealismus, sowie des eklektischen Universalismus folgen läßt) fallen noch zum Theil im Style des Hans Sachs das Schönbartsspiel: „Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" (1774), die dramatisirte Satyre „Von Pater Brey, dem falschen Propheten", der „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes" &c. (beide 1774), „Hanswurst's Hochzeit;" ferner die Dichtungen „Prometheus"; Bruchstücke zu einem unvollendet gebliebenen Epos „Der ewige Jude;" das Drama „Satyros oder der vergötterte Waldteufel;" verschiedene Balladen; die ältesten Scenen zu „Faust"; die Singspiele „Erwin und Elmire" und „Claudine von Villa Bella"; „Proserpina", das Trauerspiel „Stella", u. a.

Am 1. Nov. 1775 traf Goethe in Weimar ein und wurde bald des Herzogs vertrautester Freund und Lebensgenosse. Die kleine Residenz glänzte um diese Zeit vor allen deutschen Höfen und Städten durch den seltensten Verein bevorzugter Geister, dessen Seele die verwittwete Herzogin Anna Amalia war, welche Lust und Sinn für Alles hatte, spät noch Griechisch lernte und Latein las. Schon früher (seit 1772) leuchtete hier Wieland's Muse; Musäus, Bode, Bertuch und Andere schlossen sich zuerst an; Goethe, Herder, späterhin Schiller traten hinzu; v. Knebel, Einsiedel, Siegm. v. Seckendorf und Böttiger lebten hier; Frau v. Wolzogen, Amalie v. Imhof zeichneten sich unter den Frauen daselbst aus. Unser Dichter bezauberte Alles, und selbst Wieland, obwohl etwas mit ihm gespannt, nannte ihn „in jedem Betracht und von allen Seiten das größte, beste, herrlichste mensch liche Wesen, das Gott erschaffen hat." Goethe stieg immer höher in der Gunst des Herzogs und auf der Leiter zu Aemtern und Würden. Im J. 1776 wurde er zum Geheimen Legationsrath mit Sitz und Stimme im geheimen Konsilium ernannt; 1779 erhielt er seine Bestallung als Geheimerrath und 1782 als Kammerpräsident. Joseph II. erhob ihn im selben Jahre in den Adelstand. Drei Jahre vorher hatte er mit seinem fürstlichen Freunde die zweite Schweizerreise gemacht. Trotz seiner den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung gewidmeten Berufsarbeiten, trotz mancher dem Hofgeschmack und seinen Bedürfnissen dargebrachten Huldigung, z. B. auch in kleinen Singspielen, Parodien und Dramen für das errichtete Liebhabertheater, bereitete er mehrere Hauptwerke vor, machte sie theilweise fertig, wie die 1778 begonnene Dichtung des „Wilhelm Meister", worin er seine eigene Entwicklung und seinen Lebensgang im Bilde wiedergeben wollte, führte bereits angelegte Pläne (den Faust) weiter fort, vollendete unterschiedliche kleinere Produkte, oder gab größern eine vorläufige Fassung. Auch den „Tasso" hatte er 1781 in der ursprünglich dafür gewählten Prosarede schon fertig, und den „Egmont" 1782 zu einer Art von Abschluß gebracht. Seit 1780 hatte er auch das Studium der Naturwissenschaften, besonders der Mineralogie, Osteologie und Anatomie ernstlich wieder aufgenommen, späterhin auch das der Botanik.

Im Spätherbst (3. Sept.) 1786 führte Goethe den Lieblingsgedanken einer Reise nach Italien aus, besuchte nach dem Schlusse des römischen Karnevals im Februar 1787 mit dem berühmten Historienmaler Tischbein Neapel, Ende März Sizilien, verweilte bei der Rückkehr in Neapel und Rom bis April 1788, und traf am 18. Juni wieder in Weimar ein. Während dessen hatte er die **„Iphigenie auf Tauris"** (Leipz. 1787), eine der vollkommensten Dichtungen aller Zeiten, womit er sich mit dem Griechenthum im Namen der ganzen deutschen Nation abfand, zur Reife gebracht; den schon 1775 begonnenen „Egmont" (Leipz. 1788) beendet und den **„Torquato Tasso"** (Leipz. 1790), einen Spiegel seines eigenen Lebens bezüglich seines zwiespältigen Zustandes als Dichter und als Staatsmann, in metrischer Fassung hergestellt; auch in Rom den „Faust" wieder aufgenommen und neben andern Scenerien namentlich die „Hexenküche" durchgearbeitet. Am 7. September 1788 kam Goethe mit Herder und Frau v. Stein nach Rudolstadt zu Besuch bei Friedrich Schiller, ohne sich von ihm, bei Verschiedenheit der geistigen Richtung, besonders angezogen zu fühlen. Erst das Jahr 1794 brachte sie einander näher, als Schiller die Herausgabe der „Horen" beabsichtigte: die Veranlassung zu einem Freundschaftsbande, das sich immer inniger um ihre Seelen schlang, wie ihr seitdem begonnener Briefwechsel beurkundet. Dieses „auf einmal sich entwickelnde Verhältniß" zu Schiller, „das er zu den höchsten zählen konnte, die ihm das Glück in spätern Jahren bereitete, übertraf — wie er selbst berichtet — alle seine Wünsche und Hoffnungen." Er lieferte zu dessen „Horen," außer den Briefen über die Schweizerreise von 1779, Episteln, römische Elegien und Balladen, besonders den „Benvenuto Cellini;" sodann in dessen Musenalmanach auf 1797 die Tabulæ votivæ und **„Xenien,"** theils von ihm, theils von Schiller einzeln erfunden, nachher gemeinschaftlich überarbeitet.

Im Frühling 1790 besuchte Goethe, zu Folge der Vorgänge in Frankreich, zum zweitenmal Italien. Zurückgekehrt, übernahm er den 1. Mai 1791 die Leitung des neu gegründeten Hoftheaters und brachte diese Anstalt mit der Zeit auf eine solche Kunsthöhe, daß sie, eine Musterschule der Dramaturgie, eine unverkennbare Macht auf die ästhetische Bildung in jener Stadt und ganz Deutschland gewann. Des Dichters

künstlerische Thätigkeit wurde indessen durch den Feldzug in die Champagne unterbrochen, an dem er im Gefolge des Herzogs Theil nahm, so wie er auch 1793 der Belagerung von Mainz beiwohnte, wo er mitten unter den kriegerischen Umgebungen die ersten Linien seiner „Farbenlehre“ (Tübing. 1810) entwarf. Produkte dieser Zeit sind sein „Groß-Cophta“ (Berl. 1792), „der Bürgergeneral“ (Berl. 1793), wozu die französische Revolution Anleitung gab. Hierher gehört dem Stoffe nach auch „die natürliche Tochter“ (Stuttg. 1804). Den „Reineke Fuchs“ (1794) schrieb er, um jene schlimme, ihm widerwärtige Zeit zu vergessen. Der Anblick der Flüchtlinge aus Frankreich, vielleicht auch die „Nachrichten von den Salzburger Emigranten“ (Berl. 1732) gaben ihm den Gedanken zu der reizenden Idylle **„Hermann und Dorothea“** (abgeschlossen 1797, gedruckt in Berlin 1798).

In kürzern und längern Zwischenräumen reiften und entsprangen nun dem Haupte des großen Dichters und Gelehrten die wichtigsten Werke, welche deutsche Kunst und Wissenschaft aufweisen können, nämlich: „Das Römische Carneval“ (Weimar 1789); — „Metamorphose der Pflanzen“ (Gotha 1790); — „Beiträge zur Optik“ (Weim. 1791); — **„Wilhelm Meisters Lehrjahre“** (erster Theil schon 1794, 4 Bde. Berl. 1795—96); — die (mit H. Meyer herausgegebene artistische Zeitschrift) „Propyläen“ (3 Bde., Tüb. 1798—1800); — „Winkelmann und sein Jahrhundert“ (Tüb. 1805); — vor allen aber der ihn sechzig Jahre auf seinem Lebensweg begleitende **„Faust“**, unser reinstes und genialstes Nationalgedicht, zuerst als Fragment: Leipz. 1790, mit dessen Abschluß 1807 (im Druck 1808) auch Goethe's rechte und wahre poetische Schöpferkraft erlosch. Bereits 1805 war Schiller gestorben, dem Goethe mit der Vollendung des „Demetrius“ eine Todtenfeier hatte bereiten wollen; diesen Plan hatte er jedoch wieder aufgegeben und dafür dem geschiedenen Freunde einen schönen und liebevollen Nachruf in dem „Epilog zur Glocke“ gewidmet, welche am 10. August des Sterbejahres in Lauchstädt unter Betheiligung sämmtlicher Weimarischer Hofschauspieler dramatisirt aufgeführt wurde.

Mitten unter den Gefahren des Krieges vermählte sich Goethe am 19. Oktober 1806 mit Christiane Vulpius, der Schwester des Hofbibliothekars und Schriftstellers. Drei Jahre später ließ er sich von seinen amtlichen Geschäften entbinden, legte auch kurz darauf die Leitung der Bühne nieder, als ein französisches Machwerk „der Hund des Aubry“ aufgeführt werden sollte. Dieser Vorfall gehörte zu den seltenen Mißtönen, welche in die heitere Welt seines Kunstlebens fielen, ohne jedoch in den beneidenswerthen Verhältnissen zu seinem herzoglichen Gönner etwas zu ändern, der ihn 1815 zum ersten Staatsminister erhob. Im gleichen Jahre schrieb er zur Feier der Befreiung Deutschlands das allegorische Spiel „Des Epimenides Erwachen“ (Berlin). Von seinen in dieser Periode erschienenen Schriften treten ganz besonders hervor: **„Die Wahlverwandtschaften“** (1809); — **„Aus meinem Leben;** Dichtung und Wahrheit“ (4 Bde. Stuttg. 1811—16); — die „Italienische Reise“ (1816—20); — „Ueber Kunst und Alterthum“ (6 Bde. Stuttg. 1816—32); — „Zur Naturwissenschaft, besonders zur Morphologie“ (Stuttg. 1817—24); — „Westöstlicher Divan“ (Stuttg. 1819); — „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ (Stuttg. 1821) u. a. Am 7. Nov. 1825 feierte Goethe sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum. Aus einer schweren Krankheit im J. 1827 wurde er glücklich gerettet. Nach dem 1828 erfolgten Hinscheiden des Großherzogs Karl August zog er sich ganz von den Staatsgeschäften zurück. Seine Frau war bereits 1816 gestorben. Er lebte nun abwechselnd in Jena, Weimar und Dornburg, ein ehrwürdiger Zeuge vergangener großer Tage; im Glanze seines Ruhmes in die vor ihm sich gestaltende neue Zeit und auf seine spielenden Enkel blickend; fortwährend literarischen Arbeiten und besonders naturwissenschaftlichen Forschungen zugewandt. Den zweiten Theil des „Faust“ schloß er ab 1831. Er starb, nachdem ihm am 30. Octbr. 1830 sein einziger Sohn Julius August Walther vorangegangen war, eines seinem glücklichen Leben entsprechenden sanften Todes, noch bewußtlos mit der rechten Hand die Bewegungen eines Schreibenden in die Luft machend, mit dem Rufe „mehr Licht!“, am 22. März 1832. Seine Asche ruht neben Karl August und Friedrich Schiller in der weimarischen Fürstengruft.

* * *

Ueber unsern Altmeister, den objectivsten oder bildlichsten Dichter Deutschlands, in dessen Werken die Anschaulichkeit des sinnlich Wirklichen zu ihrem schönsten Recht kommt, der es wie Keiner versteht, des Lebens Wahrheit zu gestalten, den Zauber der Wirklichkeit bis zu einer solchen Wärme der Existenz zu steigern, daß wir die Körper seiner Gestalten zu fassen und zu halten glauben, mögen hier bezüglich seiner Balladenpoesie anerkannte Autoritäten das Wort nehmen.

G. G. Gervinus (Geschichte d. deutsch. Dichtung V., 1853, S. 419 f.) bestimmt das Wesen, zumal der Goethe'schen Balladen, wie folgt: „Ehe Goethe zur Wiederaufnahme seines Faust schritt, fielen Beide (Schiller nämlich vor der Ausführung des Wallenstein und er), gerade ehe sie mit vereinten Kräften sich der Thätigkeit für die Bühne hingaben, auf die Ballade. Sie liegt ganz eigentlich in der Mitte zwischen epischer und dramatischer Manier; sie ist erzählend, wie das Epos, aber in der Art und Weise der Erzählung durchaus vergegenwärtigend, wie das Drama. Das Jahr 1797 sah die meisten dieser Gedichte entstehen, die wir in den Werken Beider lesen. Sie sammelten die Stoffe, vergaben sie unter sich zur Behandlung, theilten sich dabei scherzhaft in die Elemente, und im Ibykus, den anfangs Goethe zugetheilt erhalten hatte, schufen sie gleichsam gemeinschaftlich. Die Stoffe selbst zeigen schon, wie sich diese Gattung mehr oder weniger dem Drama nähert &c. Die göthe'schen sind zum Theile nur in so weitem Sinne Balladen zu nennen, wie seine tragischen Dramen Tragödien. Schiller's Thätigkeit überwog hier die goethe'sche schon so sehr, wie wir es nun weiterhin immer wieder finden werden. Ja seine Manier hört sich in der „Braut von Korinth“ und in dem „Gott und der Bajadere“ heraus, obgleich, wenn man die Endpunkte in dieser Gattung hervorsuchen und irgend eine der schiller'schen Balladen gegen den „Erlkönig“ oder der „Müllerin Verrath“ halten wollte, wieder der Unterschied beider Dichter nicht greller erscheinen könnte. So ganz mit Aufopferung selbst der Originalität erscheint hier Goethe dem einfachen Volksgeschmacke hingegeben, während Schiller im Glanze aller Farben spielt und z. B. eine Art Ehre in die richtige Schilderung und lebendige Malerei von Naturphänomenen und ähnlichen Gegenständen zu setzen schien, zu denen ihm die Anschauung abging.“ —

In der Ballade und Romanze sind Goethe und Schiller unsere Vorbilder geworden. Goethe versenkte sich am liebsten in die Unmittelbarkeit und die Natürlichkeit des Volksgeistes, er schuf deshalb die tiefsinnigsten wie vom Naturgeiste selbst gedichteten Balladen; Schiller dagegen konnte nie anders als von einer

bellen Idee ausgehen, die dämonischen Schatten der Volksnatürlichkeit schreckten ihn immer zurück, die Romanze wurde für ihn die edelste, angemessenste Kunstform, und in ihr wußte er mit voller Begeisterung das ideale Selbstbewußtsein, die freie Sittlichkeit des geschichtlichen Geistes darzustellen. Wenn Goethe das Lied vom „Erlkönig“ dichtet, so glaubt man das grauenhafte höhnische Walten des Naturgeistes zu vernehmen; wenn er das Lied vom „König von Thule“ singt, so ist der Schmerz des alten Königs auf keine sittliche Idee, sondern vielmehr auf eine natürliche Wehmuth begründet; in allen hieher gehörenden Gedichten Schiller's aber ist das Selbstbewußtsein, die ethische Kraft im Menschen verklärt und besungen worden (vgl. Blätter f. lit. Unterh. 1845, Nr. 26).

H. Viehoff (Goethe's Gedichte, erläutert. Düsseld. 1846, Th. I.) unterscheidet wie in Goethe's übrigen Dichtungen, so auch drei Perioden in seiner Balladenpoesie, welche mit M. W. Götzinger's Worten „eine unendliche Klarheit der Gegenstände, eine gleichsam spielende Leichtigkeit der Behandlung, eine reizende Durchsichtigkeit der Sprache“ charakterisirt. In der mittlern Periode (seit 1797) erkennt er seinen Balladen die meiste Eigenthümlichkeit zu hinsichtlich der von Götzinger bezeichneten rein-poetischen Wirkung, vermöge welcher sie die Phantasie, und wenn sie lyrischer Natur sind, die Empfindung lebhaft anregen, ohne einen sittlich-poetischen Eindruck hervorbringen zu wollen, und gesteht Goethe'n die größte Meisterschaft in der Art Dichtungen zu, der Echtermayer in einer geistreichen Abhandlung über Balladen- und Romanzenpoesie den Namen Ballade ausschließlich vindicirt hat, in derjenigen nämlich, worin sich die träumende Seele des Volks, die Nachtseite des Bewußtseins ausprägt, deren Element der Geist in seiner Naturbedingtheit ist, wie er entweder den Wirkungen und Phänomenen der äußern Natur als höhern Gewalten unterliegt, oder als natürlicher Wille (gegenüber dem freien sittlichen Willen) den dunkeln Trieben und wüsten Leidenschaften der Furcht, der Rache, des Zorns rc. anheimfällt und von ihrer Bewegung verschlungen wird. Was die Form dieser Art Balladen betrifft, so läßt er von ihr vorzugsweise gelten, was unser Dichter selbst von der Ballade im Allgemeinen sagt: „Der Ballade kommt eine mysteriöse Behandlung zu, durch welche das Gemüth und die Phantasie des Lesers in diejenige ahnungsvolle Stimmung versetzt wird, wie sie sich, der Welt des Wunderbaren und den gewaltigen Naturkräften gegenüber, im schwächern Menschen nothwendig entfalten muß.“ —

Die meisten seiner Balladen (fügen wir hinzu) haben den Naturgeist, der sich in der Mythe entfaltet, zur Grundlage ihres Begriffs. Der mythische und märchenhafte Stoff hat den historischen bei ihm gänzlich zurückgedrängt, und kann demnach von Darstellung großer Leidenschaften, welthistorischem Gehalt in rein menschlichen Sphären wirkend, bei ihm weniger die Rede sein. In seinem Bereich aber wirkt Goethe zaubermächtig, mit dem unvergleichlichsten Kunstgefühle, sowohl in Beziehung auf die lyrische Flüssigmachung des erzählenden Stoffs, als in Hinsicht des volksmäßigen Liedertons, und ist ganz unübertrefflich, wo er die komische Stimmung im phantastischen Element einführt, z. B. im „Thürmer“, im „Hochzeitlied“, im „Zauberlehrling“ u. a.

Jos. Hillebrand (Die deutsche Nationalliteratur seit Lessing rc., II., 1845, S. 213 ff.) bezeichnet ihn, wie Gervinus, als unsern vorzüglichsten Volksdichter, indem gleich ihm kein Anderer die eigenthümlichsten Gefühle, die innersten Geistesregungen unsers Volks so klangvoll und vernehmlich ausgesprochen. „Einfach und zutraulich, gebildet und verständlich, tief und erwecklich treten sie heran, diese Lieder, ohne Anmaßung und Aufdringlichkeit, Jedem freundlich deutend, was er in sich selber trägt und birgt. Daß sie volksthümlich sein wollen, sagen sie nicht, sie sind es. Auch verschmähen sie absichtlichen Volkston und Volksinhalt; sie reden zum Volke dasselbe, was sie zum Gebildeten reden, sie reden menschlich wahr und deutschinniglich, darum versteht sie das Volk. Besonders aber sind es die Balladen, welche das geheimnißvolle Walten in der Menschenbrust mit den zauberhaftesten Farben und in der volkssinnigsten Weise schildern. Viele darunter mögen eher in Sphäre des reinen Lieds als der eigentlichen Ballade gehören; einige wieder, wie „die Braut von Korinth“ und „die Bajadere“ liegen, wie es scheinen mag, dem Stoffe nach weit abwärts von dem nationalen Bewußtsein, sind aber gerade darum in ihrer Art um so werthvoller, als sie in dem fremden Inhalte das Gemeinsam-Menschliche dem Verständnisse der nationalen Gegenwart auf das anschaulichste vorhalten. Die meisten dieser Gedichte fallen in die Epoche der Wechselwirkung zwischen ihm und Schiller, und sind ganz eigentlich Kinder derselben, wie denn dieser seinerseits gerade jetzt seine vorzüglichsten Balladen dichtete Beide Dichter trafen in dieser poetischen Gegenseitigkeit so nahe zusammen, daß sie, wie in den „Kranichen des Ibykus“, sich sogar in der Wahl des Stoffs begegneten, indem Goethe auf denselben Gegenstand gerathen war, den er aber Schillern überlassen zu haben scheint, während er sich in der Ausführung desselben allerdings dabei mehrfach betheiligte. Auch im Gebiet der Ballade — (wir unterscheiden hier nicht genauer zwischen Romanze und Ballade, weil es der Dichter selbst nicht gethan, wie denn ja auch die Theorie sich in dieser Hinsicht noch wenig sicher bestimmt hat, und halten bei dieser flüchtigen Darstellung diejenigen Gedichte besonders im Auge, in welchen auf Grund des Begebenheitlichen eine eigenthümliche Erweckung des Gemüths oder gemüthlicher Phantasie erzielt wird) — ist es nun zuvörderst die musikalische Innigkeit, wodurch Goethe diesen Gedichten eine eigenthümliche Ansprache an Herz und Sinn verliehen hat. Das Begebenheitliche tritt leisen Schrittes auf, bloß um die Stimmung der Seele zu führen und zu tragen. Ueber das Lyrische hin streift der Zauber des Geheimnißvollen, mit wundersamem Anhauche den Farbenton der Phantasie belebend und die Poesie des Helldunkels, welche dieserlei Gedichten eigenthümlich angehört, erzeugend. Auch ist zu bemerken, daß alle Stufen und Schattirungen des Gemüthlichen vom Tragisch-Ernsten bis zum Scherze, vom Schauerlichen bis zum Schalkhaften, durch vielfache Mittelklänge hindurch ihren passenden Ausdruck finden, wodurch denn auch hier die hohe Kunst des Dichters in der Variation der lyrischen Themen sich bekundet. Wir übergehen die kleineren Gesänge dieser Art und erinnern nicht näher daran, welch heimlich-zauberhaftes Grauen der „Erlkönig“ in uns weckt (die Erfindung ist bei diesem berühmten Gedichte keineswegs neu, indem z. B. die Herder'schen Volkslieder Aehnliches aus Schweden bringen; allein Behandlung und Wendung, welche Goethe dem Stoffe gegeben, ist ebenso originell als poetisch eigenthümlich); wie in „Gott und Bajadere“ die wunderbare Verklärung der irdischen Liebe durch die ideale Innigkeit und Hingebung vermittelt wird; wie in „Junggesell und Mühlbach“ sich des Herzens Weh und Sehnen mit einer Wahrheit und Gemüthseinfalt ausspricht, als hätte der deutsche Volksgeist selbst das Gedicht aus seinem tiefsten Grunde hervorgesprochen; wie im „Fischer“ das Geheimniß der Verbindung zwischen Herz und Einbildungskraft sich so reizend

schön veranschaulicht*), während im „Sänger" die Gabe der Dichtung in romantischer Durchsichtigkeit sich selbst erhebt und das Glück ihrer Freiheit preist. Wir besprechen all das Schöne, was jene und die andern Goethe'schen Lieder dieser Art enthalten, nicht umständlicher, um nur über die „Braut von Korinth" uns ein besonderes Wort zu gestatten. Was das Historische dieses berühmten, aber vielfach un- und mißverstandenen Gedichts angeht, so haben die Philologen (Passow, Weber, Riemer) die Stoffquelle hinlänglich besprochen und besonders auf Phlegon von Tralles**) und Philostrat (im Leben des Apollonius von Tyana) hingewiesen. Goethe trug sich lange Jahre mit diesem vampyrischen Gedichte, wie er es selber nennt, herum, bis er es 1779 niederschrieb. Auf diesem Wege dauernder Hinwendung des Gedankens konnte es denn auch wohl allein gelingen, des wunderlichen und widerstrebenden Gegenstandes in dem Grade poetisch Meister zu werden, wie es hier geschehen ist. Zuvörderst scheint uns diese Meisterschaft in der Kunst bethätigt, womit sich Alterthum und Romantik in einander verweben, oder vielmehr in ihrer lebendig-übergänglichen Krisis selbst vergegenwärtigen. Nicht minder glücklich ist der Ton getroffen, in welchem Grauen und Liebe in einander überklingen, und die Art, wie Tod und Leben sich umarmen. Nach einem episch-freundlichen Anfange führt jedes Wort die wunder-schreckliche Erscheinung näher, die uns dann auf dem höchsten Gipfel des Grauens tief ergreift, ohne uns zu verletzen. Wir wandeln zwischen Schauern, aber sie überwältigen uns nicht, weil sie an der Hand freier Gestaltung auftreten und, nachdem sie alle erschienen, sich in die heitere Aussicht auf freundliche Vereinigung der Liebenden verlieren, so, daß das Gedicht, wie es gefällig begonnen, in Milde endet. Ueber das Ganze aber breitet sich eine Magie der Phantasie, eine Klarheit der Darstellung und eine Vollendung in der Ausstattung der Sprache, die die Höhe der ästhetischen Freiheit des Dichters auf das glänzendste erscheinen läßt ꝛc." ***) —

Schließlich noch ein paar Worte über den Zauberlehrling und die Romanze vom vertriebenen Grafen. Daß Goethe den „Zauberlehrling" (nach Lucian) zum Repräsentanten Derer habe machen wollen, die sich in den Xenienkampf einließen, ohne der Sprache gewachsen zu sein (wie Cholevius meint), scheint doch etwas gesucht. Am richtigsten faßt J. J. Wagner der Dichtung Kern, wenn er sagt: Im Zauberlehrling drückt sich das allgemeine Verhältniß, daß der Meister den Stoff beherrscht, von welchem der Schüler erdrückt wird, wunderschön aus und man sieht deutlich, daß es dem Dichter weder um den Meister, noch um den Schüler, sondern eben nur darum zu thun war, jenes allgemeine Verhältniß mit lebendiger Anschaulichkeit auszusprechen. — Die Romanze „vom vertriebenen Grafen" war ursprünglich zu einer Oper „der Löwenstuhl" bestimmt und von Goethe (Werke, Bd. 45) jungen Talenten zur Bearbeitung als Singspiel empfohlen. Das musikalische Motiv dieser Sage ist der verkleidete Sänger, und diese Gestalt scheint auch den ganzen Plan erzeugt zu haben, welchen indessen in unserer opernlustigen Zeit Niemand aufgegriffen hat.

Gesammtausgaben seiner Werke.

Schriften. 3 Bde. Berl. 1775, 76; 2. Aufl., 3 Bde., das. 1777.
Desgl. 3. Bde. Frkf. u. Leipz. 1778. 3. Aufl., 4 Bde., Berl. 1779.
Desgl. 8 Bde., m. Vign. Leipz. 1787—90; desgl. 4 Bde., das. 1787—91.
Neue Schriften. 7 Bde., Berl. 1792—1800.
Werke. 20 Bde., Stuttg. und Tübing. 1816—19.
Sämmtliche Werke. Vollst. Ausg. letzter Hand. 40 Bde., Stuttg. u. Tübing. 1827—33; nachgelassene Werke 15 Bde., das. 1833—34; Nachtrag 5 Bde., das. 1842. — Nachträge zu s. Werken, hgb. von E. Boas. 3 Bde., Leipz. 1841. — Poetische und prosaische Werke. 2 Bde. in Lexikonformat mit Stahlstichen. Ebd. 1845—47. — Sämmtl. Werke, vollst. neu geordn. Ausg., 30 Bde., ebd. 1850—51; desgl. 30 Bde. 1857—58; desgl. Stuttg. u. Augsb. 1860 fg.

Schriften zu seinem Leben:

Johs. Falk, Goethe aus näherm persönl. Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk. Leipz. 1832; 2 Aufl. 1836.
K. W. Müller, G's letzte liter. Thätigkeit, Verhältniß zum Ausland und Scheiden. Jena 1832.
F. v. Müller, G. in seiner prakt. Wirksamkeit. Weimar 1832.
F. v. Müller, G. in seiner ethischen Eigenthümlichkeit. Das. 1832.
E. Vogel, G. in amtl. Verhältnissen. Aus den Akten, besonders durch Correspondenzen zwischen ihm und dem Großherzog Karl August ꝛc. dargestellt. Jena 1834.
J. P. Eckermann, Gespräche mit G. in den letzten Jahren seines Lebens. 1823—32. 2 Thle. Leipz. 1836. 3r Th. Magdeb. 1848.
J. D. Freieisen, Beide Friederiken in Sesenheim. Zürich 1838.

---

* Die in das Märchen übergehende Romanze „der Fischer" erzählt, wie die kranke Kultur sich nach der gesunden Natur zurücksehne, und indem diese ihre Reize als Sirene anpreist, wird jene als Fischer von ihr überwältigt. (Joh. Jak. Wagner's Dichterschule. Ulm 1840.)

** Phlegon's von Tralles Buch von wunderbaren Dingen. (Lib. de mirabilibus, Cap. I. — Joh. Meursii opera omnia ed. Johs. Lamii. Florent. 1741—63. Voll. VII.)

*** Die „Braut von Korinth" (schreibt J. J. Wagner) ist kein bloßes Gespenst, wie dieser Begriff aus dem Volksglauben kommt, sondern die Tradition von dem Vampyr verstattete die Idee eines noch in dem Leichnam eine Zeit lang wirksamen Geschlechtsverhältnisses, welches nur, nachdem auch der Geliebte dem gleichen Tode vermählt worden, seine Befriedigung zu finden vermag. Die Art, wie Goethe hier die in Ungarn und den angrenzenden Ländern verbreitete Superstition von dem Vampyr benützte, ist eben so tief und großartig, wie der Gebrauch, den er in der ersten Ausgabe des Faust von der mittelalterlichen Volkssage gemacht hat. Wo denn die Romanze ihren Begriff so zur Idee zu steigern weiß, da kann es ihr auch an der Allgemeingültigkeit ihres Sinnes für jedes fühlende Herz und jeden erkennenden Geist gar nicht fehlen.

K. L. Cholevius (Geschichte d. d. Poesie nach ihren antiken Elementen, II. 304) muß dagegen bekennen, daß das Widerliche, welches in der Zusammenstellung der sinnlichen Gier mit der Eiseskälte der Leiche liegt, nach seinem Gefühl nicht durch die Kunst getilgt ist, und daß ihm das Gedicht nach Bedeutung, Komposition und Ausführung weit hinter Bürger's Lenore zurückzubleiben scheint.

Friedr. Baron de la Motte Fouqué, Goethe und einer seiner Bewunderer. Ein Stück Lebensgeschichte. Berl. 1840.
Freimund Pfeiffer, G's Friederike. Anh.: Sesenheimer Liederbuch. Leipz. 1841.
F. W. Riemer, Mittheilungen über G. 2 Bde. Berl. 1841.
W. Dorow, Reminiscenzen. G's Mutter, mit ihrem Portr. u. Facsimile. Leipz. 1842.
H. Weißmann, Aus G's Knabenzeit, 1757—59. Mittheilungen aus einem Original-Manuscripte der Frankfurter Stadtbibliothek. Mit 6 Seiten Facsimile. Frankf a. M. 1846.
H. Viehoff, G's Leben. 3 Thle. Stuttg. 1847—49.
J. M. Lappenberg, Reliquien der Fräulein Sus. Kath. v. Klettenberg, nebst Erläuterungen zu den Bekenntnissen einer schönen Seele. Hamb. 1849.
W. Schaefer, G's Leben. 2 Bde. Bremen 1851; 2. Aufl. 1860.
Sklower, Entrevue de Napoléon et de Goethe. Lille 1853.
H. Düntzer, Frauenbilder aus G's Jugendzeit. Studien z. Leben des Dichters. Stuttg. u. Tübing. 1852.
H. Düntzer, Frauenbilder aus G's Leben. Das. 1853.
H. Düntzer, Goethe und Karl August während der ersten 15 Jahre ihrer Verbindung. Studien zu G's Leben. Leipz. 1860.

Briefwechsel.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe von 1794 bis 1805. 6 Thle. Stuttg. u. Tüb. 1828—29; 2. verm. Aufl., das. 1856.
Kurzer Briefw. zwischen Klopstock und G. im J. 1776. Leipz. 1833.
Briefe von G. und Lavater. 1774—83. Hgb. von H. Hirzel. Leipz. 1833.
Briefw. zwischen G. und Zelter. 1797—1832. Hgb. von F. W. Riemer. 6 Bde. Berl. 1833—34.
Mittheilungen über Goethe (und Schiller) in Briefen von H. Voß. Hgb. von Abr. Voß. Heidelb. 1834.
Deutsche Briefe, hgb. von K. v. Woltmann. (Enth. dessen Briefw. mit G. u. A.) Leipz. 1834.
Briefw. mit einem Kinde (Bettina v. Arnim), nebst Tagebuch. 3 Thle. Berl. 1835; 2. Aufl. 1837.
Zwischen G. und J. H. Merck. Aus d. Handsch. hgb. von K. Wagner. Mit 8 Facsimile's von Handschr. Darmst. 1838.
Zwischen G. und Geheimerath Schultz. 1825—29. Bonn 1836.
Briefe an K. Gust. Carus. Leipz. 1838.
Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg. Leipz. 1839.
Briefe an J. H. Merck (in dessen ausgew. Schriften), hgb. von Ad. Stahr. Oldenb. 1840.
Briefw. zwischen G. und F. H. Jacobi, hgb. von Max Jacobi. Leipz. 1846.
Briefe von G. und dessen Mutter an Friedrich Freih. v. Stein. Hgb. von J. J. H. Ebers und A. Kahlert. Leipz. 1846.
Briefe von und an Goethe. Hgb. von F. W. Riemer. Leipz. 1846.
Briefe und Aufsätze. 1766—86. Hgb. von A. Schoell. Weim. 1846.
Briefe an Frau v. Stein. 1776—1826. Hgb. durch A. Schoell. 3 Thle. Weim. 1848—51.
Briefe an Leipziger Freunde. Hgb. von Otto Jahn. (Mit Streiflichtern auf G's Verhältniß zu Anna Kath. Schönkopf.) Leipz. 1849.
Briefw. zwischen G. und Reinhard. 1807—32. Stuttg. 1850.
Zwischen G. und Knebel. 1774—1832. 2 Thle. Leipz. 1851.
Briefw. und mündl. Verkehr zwischen G. und dem Rathe Grüner. Leipz. 1853.
Goethe und Werther. Briefe G's aus seiner Jugendzeit, mit erläut. Dokumenten. Hgb. von A. Kestner. Stuttg. 1854.
Briefwechsel mit Sulpiz Boisserée. (Bd. 2 der Lebensbeschreibung.) Stuttg. 1862.
G. G. Gervinus, Ueber den Goethe'schen Briefwechsel. Leipz. 1836.

Zur Beurtheilung und Erläuterung:

W. v. Humboldt, Aesthetische Versuche. Ueber Goethe's Hermann und Dorothea. Braunschw. 1799.
Schubarth, Zur Beurtheilung G's mit Beziehung auf verwandte Literatur und Kunst. 2 Bde. 2. Aufl. Bresl. 1820.
(Varnhagen von Ense), Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden. Berl. 1823.
J. P. Eckermann, Gespräche mit Goethe 1823—32. 2 Bde. Leipz. 1836.
Schütz, Goethe und Pustkuchen, oder über die beiden Wanderjahre Wilhelm Meisters und ihre Verfasser. Halle 1823.
C. F. Göschel, Ueber G's Faust und dessen Fortsetzung. Nebst einem Anhange von dem ewigen Juden. Leipz. 1824.
J. P. Eckermann, Beiträge zur Poesie mit Hinweis auf Goethe. Stuttg. 1824.
C. F. Göschel, Hegel und seine Zeit mit Rücksicht auf G. Berl. 1832.
Schubarth, Ueber G's Faust. Vorlesungen. Berl. 1830.
K. H. Pudor, Ueber G's Iphigenie. Marienwerder 1832.
F. Peucer, Weimarische Blätter. Leipz. 1834.
M. Enk von der Burg, Briefe über G's Faust. Wien 1834.
C. F. Göschel, Unterhaltungen zur Schilderung Goethe'scher Dicht- und Denkweise. 2 Bde. Schleusingen 1834.
F. Deycks, Goethe's Faust. Andeutungen über Sinn und Zusammenhang des 1. und 2. Theils der Tragödie. Koblenz 1834.
C. Löwe, Commentar zum 2. Theile des Goethe'schen Faust. Berl. 1834.
C. G. Carus, Briefe über G's Faust. Leipz. 1835.
H. Düntzer, G's Faust in seiner Einheit und Ganzheit ꝛc. Nebst Andeutungen über Idee und Plan des Wilh. Meister. Köln 1836.
K. Gutzkow, G. im Wendepunkt zweier Jahrhunderte. Berl. 1836.
H. Düntzer, G. als Dramatiker. Leipz. 1837.
K. G. Reck, G. und seine Widersacher, Weim. 1837.
Rötscher, Abhandlungen zur Philosophie der Kunst. Abth. II: Die Wahlverwandtschaften. Berl. 1838.

K. A. Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen aus dessen handschriftlichem Nachlasse. 2 Bde. Leipz. 1838.
F. Lewitz, Ueber G's Torquato Tasso. Königsb. 1839.
A. Clemens, Goethe als Naturforscher. Eine Skizze. Frankf. a. M. 1841.
O. Jahn, Ueber Goethe's Iphigenie auf Tauris. Greifsw. 1843.
C. G. Carus, Goethe. Zu dessen näherem Verständniß. Leipz. 1843.
L. Tieck, G's ältestes Liederbuch, hgb (mit F. H. v. d. Hagen). Berl. 1844.
Fr. v. Sallet, Zur Erläuterung des 2. Theiles von G's Faust. Bresl. 1844.
Jul. Mosen und Adolf Stahr, Ueber G's Faust. Zwei dramaturg. Abhandlungen. Oldenb. 1845.
B. R. Abeken. Ein Stück aus G's Leben. Zum Verständniß einzelner Werke desselben. Berl. 1845.
H. Viehoff, G's Gedichte erläutert u. auf ihre Quellen zurückgeführt. 3 Bde., Düsseld. 1846.
Karl Grün, Ueber G. vom menschlichen Standpunkte. Darmst. 1846.
Karl Rosenkranz, G. und seine Werke. Königsb. 1847; 2. Aufl. 1856.
F. Maßmann, G. zu seiner 100-jährigen Geburtsfeier. Berl. 1849.
L. Tieck, Epilog zu G's 100-jähriger Geburtsfeier. Berl. 1849.
H. Düntzer, Zu G's Jubelfeier. Studien zu dessen Werken. Elberf. 1849.
W. Danzel, Ueber G's Spinozismus. Hamburg 1850.
H. Düntzer, G's Faust. 2 Bde. Leipz. 1850—51.
J. Lehmann, G's Liebe und Liebesgedichte. Berl. 1852.
Derselbe, G's Sprache und ihr Geist. Berl. 1852.
G. Th. Becker, G's Hermann und Dorothea erläutert. Halle 1852.
Fr. Vischer, Kritische Bemerkungen über den 1. Theil von G's Faust, namentlich den Prolog im Himmel. Zürich 1857.
H. Düntzer, Erläuterungen zu G's Werken. Jena 1858.
Lancizolle, Chronol. bibliogr. Uebersicht d. d. Nationalliteratur d. 18. u. 19. Jahrh. Mit bes. Rücksicht auf Goethe. Berl. 1846.
Ch. Wenig, Denkschrift auf G. in seiner welthist. Bedeutung. Ein möglichst vollst. Repertorium der von seinen denkw. Zeitgenossen bekannt gewordenen Urtheile über ihn und der gesammten Goethe-Literatur überhaupt. Weimar 1849.
H. Düntzer, G's lyrische Gedichte für gebildete Leser erläutert. 2 Bde. Elberf. 1859.
H. Düntzer, G's Faust, 2r Theil, erläutert. Wenigen-Jena 1859.
K. Gödeke, Goethe und Schiller. 2. Aufl. Hannov. 1859.
A. F. C. Vilmar, Zum Verständnisse G's. 2. Aufl. Marb. 1861.
Rud. Virchow, G. als Naturforscher und in besonderer Beziehung auf Schiller. Eine Rede nebst Erläuterungen. Mit 3 Holzschn. Berl. 1861.
F. Th. Bratranek, G's Egmont und Schiller's Wallenstein. Eine Parallele der Dichter. Stuttg. u. Augsb. 1863.

---

19. Der Fischer.

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach der Angel ruhevoll,
Kühl bis an's Herz hinan.
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Theilt sich die Fluth empor;
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
‚Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesgluth?
Ach wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter, wie du bist,
Und würdest erst gesund.

‚Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Thau?‘

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm,
Da war's um ihn geschehn;
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehn.

---

20. Der König in Thule.

Es war ein König in Thule,
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldenen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' Alles seinen Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er sah ihn stürzen, trinken
Und sinken in das Meer,
Die Augen thäten ihm sinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

21. Der Sänger.

»Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!«
Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
»Laßt mir herein den Alten!«

„Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen.“

Der Sänger drückt' die Augen ein,
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schoos die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine goldne Kette reichen.

„Die goldne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

„Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich biten, bitt' ich eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen.“

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
„O Trank voll süßer Labe!
O dreimal hochbeglücktes Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke.“

22. Erlkönig.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

»Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?« —
‚Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?' —
»Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.« —

„Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
Manch' bunte Blumen sind am Strand;
Meine Mutter hat manch' gülden Gewand.“

‚Mein Vater, mein Vater, und hörst du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht?' —
»Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern säuselt der Wind.« —

„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reih'n,
Und wiegen und tanzen und singen dich ein.“

‚Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort?' —
»Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau:
Es scheinen die alten Weiden so grau.« —

„Ich lieb' dich, mich reizt deine schöne Gestalt,
Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt.“ —
‚Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan!' —

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
In seinen Armen das Kind war todt.

23. Die wandelnde Glocke.

Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche sich bequemen,
Und Sonntags fand es stets ein Wie,
Den Weg in's Feld zu nehmen.

Die Mutter sprach: Die Glocke tönt,
Und so ist dir's befohlen,
Und hast du dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird dich holen.

Das Kind, es denkt: die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle.
Schon hat's den Weg in's Feld gelenkt,
Als lief es aus der Schule.

Die Glocke Glocke tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gefackelt;
Doch welch ein Schrecken hinterher!
Die Glocke kommt gewackelt.

Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum;
Das arme Kind im Schrecken
Es läuft, es kommt als wie im Traum;
Die Glocke wird es decken.

Doch nimmt es richtig seinen Husch,
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger, Feld und Busch
Zur Kirche, zur Kapelle.

Und jeden Sonn- und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Läßt durch den ersten Glockenschlag
Nicht in Person sich laden.

---

24. Der Junggesell und der Mühlbach.

Gesell.

Wo willst du kleines Bächlein hin,
So munter?
Du eilst mit frohem leichtem Sinn
Hinunter.
Was suchst du eilig in dem Thal?
So höre doch und sprich einmal!

Bach.

Ich war ein Bächlein, Junggesell;
Sie haben
Mich so gefaßt, damit ich schnell
Im Graben
Zur Mühle dort hinunter soll;
Und immer bin ich rasch und voll.

Gesell.

Du eilest mit gelaff'nem Muth
Zur Mühle,
Und weißt nicht, was ich junges Blut
Hier fühle.
Es blickt die schöne Müllerin
Wohl freundlich manchmal nach dir hin?

Bach.

Sie öffnet früh beim Morgenlicht
Den Laden,
Und kommt, ihr liebes Angesicht
Zu baden.
Ihr Busen ist so voll und weiß;
Es wird mir gleich zum Dampfen heiß.

Gesell.

Kann sie im Wasser Liebesgluth
Entzünden,
Wie soll man Ruh mit Fleisch und Blut
Wohl finden?
Wenn man sie einmal nur gesehn,
Ach! immer muß man nach ihr gehn.

Bach.

Dann stürz' ich auf die Räder mich
Mit Brausen,
Und alle Schaufeln drehen sich
Im Sausen.
Seitdem das schöne Mädchen schafft,
Hat auch das Wasser beff're Kraft.

Gesell.

Du Armer, fühlst du nicht den Schmerz
Wie Andre?
Sie lacht dich an, und sagt im Scherz:
Nun wandre!
Sie hielte dich wohl selbst zurück
Mit einem süßen Liebesblick?

Bach.

Mir wird so schwer, so schwer vom Ort
Zu fließen;
Ich krümme mich nur sachte fort
Durch Wiesen;
Und käm' es erst auf mich nur an,
Der Weg wär' bald zurückgethan.

Gesell.

Geselle meiner Liebesqual,
Ich scheide;
Du murmelst mir vielleicht einmal
Zur Freude.
Geh, sag' ihr gleich und sag' ihr oft,
Was still der Knabe wünscht und hofft.

---

25. Das Blümlein Wunderschön.

Lied des gefangenen Grafen.

Graf.

Ich kenn' ein Blümlein Wunderschön
Und trage darnach Verlangen;
Ich möcht' es gerne zu suchen gehn,
Allein ich bin gefangen.
Die Schmerzen sind mir nicht gering;
Denn als ich in der Freiheit ging,
Da hatt' ich es in der Nähe.

Von diesem ringsum steilen Schloß
Lass' ich die Augen schweifen,
Und kann's von hohem Thurmgeschoß
Mit Blicken nicht ergreifen;
Und wer mir's vor die Augen brächt',
Es wäre Ritter oder Knecht,
Der sollte mein Trauter bleiben.

Rose.

Ich blühe schön, und höre dieß
Hier unter deinem Gitter.
Du meinest mich, die Rose, gewiß,
Du edler, armer Ritter!
Du hast gar einen hohen Sinn,
Es herrscht die Blumenkönigin
Gewiß auch in deinem Herzen.

Graf

Dein Purpur ist aller Ehren werth
Im grünen Ueberkleide;
Darob das Mädchen dein begehrt,
Wie Gold und Edelgeschmeide.
Dein Kranz erhöht das schönste Gesicht;
Allein du bist das Blümchen nicht,
Das ich im Stillen verehre.

Lilie.

Das Röslein hat gar stolzen Brauch
Und strebet immer nach oben;
Doch wird ein liebes Liebchen auch
Der Lilie Zierde loben.
Wem's Herze schlägt in treuer Brust
Und ist sich rein, wie ich, bewußt,
Der hält mich wohl am höchsten.

Graf.

Ich nenne mich zwar keusch und rein,
Und rein von bösen Fehlen;
Doch muß ich hier gefangen sein,
Und muß mich einsam quälen.
Du bist mir zwar ein schönes Bild
Von mancher Jungfrau, rein und mild,
Doch weiß ich noch was Liebers.

Nelke.

Das mag wohl ich, die Nelke sein,
Hier in des Wächters Garten,
Wie würde sonst der Alte mein
Mit so viel Sorgen warten?
Im schönen Kreis der Blätter Drang,
Und Wohlgeruch das Leben lang,
Und alle tausend Farben.

Graf.

Die Nelke soll man nicht verschmähn,
Sie ist des Gärtners Wonne,
Bald muß sie in dem Lichte stehn,
Bald schützt er sie vor Sonne;
Doch was den Grafen glücklich macht,
Es ist nicht ausgesuchte Pracht,
Es ist ein stilles Blümchen.

Veilchen

Ich steh' verborgen und gebückt,
Und mag nicht gerne sprechen;
Doch will ich, weil sich's eben schickt,
Mein tiefes Schweigen brechen.
Wenn ich es bin, du guter Mann,
Wie schmerzt mich's, daß ich hinauf nicht kann
Dir alle Gerüche senden.

Graf

Das gute Veilchen schätz' ich sehr,
Es ist so gar bescheiden
Und duftet so schön; doch brauch' ich mehr
In meinem herben Leiden.
Ich will es euch nur eingestehn:
Auf diesen dürren Felsenhöhn
Ist's Liebchen nicht zu finden.

Doch wandelt unten, an dem Bach,
Das treuste Weib der Erde,
Und seufzet leise manches Ach,
Bis ich erlöset werde.
Wenn sie ein blaues Blümchen bricht,
Und immer sagt: Vergiß mein nicht!
So fühl' ich's in der Ferne.

Ja, in der Ferne fühlt sich die Macht,
Wenn Zwei sich redlich lieben;
Drum bin ich in des Kerkers Nacht
Auch noch lebendig geblieben.
Und wenn mir fast das Herze bricht,
So ruf' ich nur: Vergiß mein nicht!
Da komm' ich wieder in's Leben.

26. Hochzeitlied.

Wir singen und sagen vom Grafen so gern,
Der hier in dem Schlosse gehauset,
Da wo ihr den Enkel des seligen Herrn,
Den heute vermählten, beschmauset.
Nun hatte sich jener im heiligen Krieg
Zu Ehren gestritten durch mannigen Sieg,
Und als er zu Hause vom Rösselein stieg,
Da fand er sein Schlösselein oben,
Doch Diener und Habe zerstoben.

Da bist du nun, Gräflein, da bist du zu Haus,
Das Heimische findest du schlimmer!
Zum Fenster da ziehen die Winde hinaus,
Sie kommen durch alle die Zimmer.
Was wäre zu thun in der herbstlichen Nacht?
So hab' ich doch manche noch schlimmer vollbracht!
Der Morgen hat Alles wohl besser gemacht.
Drum rasch bei der mondlichen Helle
In's Bett, in das Stroh, in's Gestelle!

Und als er im willigen Schlummer so lag,
Bewegt es sich unter dem Bette.
Die Ratte, die raschle, so lange sie mag!
Ja, wenn sie ein Bröselein hätte!
Doch siehe! da stehet ein winziger Wicht,
Ein Zwerglein so zierlich im Ampelenlicht,
Mit Rednergebärden und Sprechergewicht,
Zum Fuß des ermüdeten Grafen,
Der, schläft er nicht, möcht' er doch schlafen.

‚Wir haben uns Feste hier oben erlaubt,
Seitdem du die Zimmer verlassen,
Und weil wir dich weit in der Ferne geglaubt,
So dachten wir eben zu prassen.
Und wenn du vergönnest und wenn dir nicht graut,
So schmausen die Zwerge, behaglich und laut,
Zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut.' —
Der Graf, im Behagen des Traumes:
»Bedienet euch immer des Raumes!«

Da kommen drei Reiter, sie reiten hervor,
Die unter dem Bette gehalten;
Dann folget ein singendes, klingendes Chor
Possierlicher kleiner Gestalten;
Und Wagen auf Wagen mit allem Geräth,
Daß einem so Hören und Sehen vergeht,
Wie's nur in den Schlössern der Könige steht;
Zuletzt auf vergoldetem Wagen
Die Braut und die Gäste getragen.

So rennet nun Alles in vollem Galopp
Und kürt sich im Saale sein Plätzchen;
Zum Drehen und Walzen und lustigen Hopp
Erkieset sich jeder ein Schätzchen.
Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelt's und schleift es und rauschet und wirrt,
Da pispert's und knistert's und flistert's und schwirrt;
Das Gräflein, es blicket hinüber,
Es dünkt ihn, als läg' er im Fieber.

Nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal,
Von Bänken und Stühlen und Tischen,
Da will nun ein jeder am festlichen Mahl
Sich neben dem Liebchen erfrischen;
Sie tragen die Würste, die Schinken so klein,
Und Braten und Fisch und Geflügel herein;
Es kreiset beständig der köstliche Wein;
Das toset und koset so lange,
Verschwindet zuletzt mit Gesange.

Und sollen wir singen, was weiter geschehn,
So schweige das Toben und Tosen;
Denn was er so artig im Kleinen gesehn,
Erfuhr er, genoß er im Großen.
Trompeten und klingender singender Schall,
Und Wagen und Reiter und bräutlicher Schwall,
Sie kommen und zeigen und neigen sich all,
Unzählige, selige Leute.
So ging es und geht es noch heute.

---

27. Der Schatzgräber.

Arm am Beutel, krank am Herzen,
Schleppt' ich meine langen Tage.
Armuth ist die größte Plage,
Reichthum ist das höchste Gut!
Und zu enden meine Schmerzen,
Ging ich einen Schatz zu graben.
Meine Seele sollst du haben!
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und so zog ich Kreis' um Kreise,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen:
Die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weise
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze;
Schwarz und stürmisch war die Nacht.

Und ich sah ein Licht von weiten,
Und es kam gleich einem Sterne
Hinten aus der fernsten Ferne,
Eben als es Zwölfe schlug.
Und da galt kein Vorbereiten,
Heller ward's mit einem Male
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein schöner Knabe trug.

Holde Augen sah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht': es kann der Knabe
Mit der schönen lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böse sein.

»Trinke Muth des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst, mit ängstlicher Beschwörung,
Nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens!
Tages Arbeit! Abends Gäste!
Saure Wochen! Frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort.«

28. Der getreue Eckart.

'O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!
Sie kommen. Da kommt schon der nächtliche Graus!
Sie sind's, die unholdigen Schwestern.
Sie streifen heran und sie finden uns hier,
Sie trinken das mühsam geholte das Bier,
Und lassen nur leer uns die Krüge.'

So sprechen die Kinder und drücken sich schnell;
Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:
»Nur stille, Kind! Kinderlein stille!
Die Hulden, sie kommen von durstiger Jagd,
Und laßt ihr sie trinken, wie's jeder behagt,
Dann sind sie euch hold, die Unholden.«

Gesagt, so geschehn! und da naht sich der Graus
Und siehet so grau und so schattenhaft aus,
Doch schlürft es und schlampft es auf's Beste.
Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer;
Nun saust es und braust es, das wüthige Heer,
In's weite Gethal und Gebirge.

Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell,
Gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell:
»Ihr Püppchen, nun seid mir nicht traurig!« —
'Wir kriegen nun Schelten und Streich' bis auf's Blut.' —
»Nein keineswegs, alles geht herrlich und gut,
Nur schweiget und horchet wie Mäuslein.

»Und der es euch anräth und der es befiehlt,
Er ist es, der gern mit den Kindelein spielt,
Der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt,
Nur hat die Bestätigung jedem gefehlt,
Die habt ihr nun köstlich in Händen.«

Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug
Ein jedes den Aeltern bescheiden genug,
Und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch siehe, man kostet ein herrliches Bier!
Man trinkt in die Runde schon dreimal und vier,
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

Das Wunder, es dauert zum morgenden Tag;
Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
Wie ist's mit den Krügen ergangen?
Die Mäuslein sie lächeln, im Stillen ergetzt,
Sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt,
Und gleich sind vertrocknet die Krüge. —

Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht
Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht,
So horchet und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut;
Dann füllt sich das Bier in den Krügen.

29. Der Todtentanz.

Der Thürmer der schaut zu Mitten der Nacht
Hinab auf die Gräber in Lage;
Der Mond der hat alles in's Helle gebracht;
Der Kirchhof er liegt wie am Tage.
Da regt sich ein Grab und ein anderes dann;
Sie kommen hervor, ein Weib da, ein Mann,
In weißen und schleppenden Hemden.

Das reckt nun, es will sich ergötzen sogleich,
Die Knöchel zur Runde, zum Kranze,
So arm und so jung, und so alt und so reich;
Doch hindern die Schleppen am Tanze.
Und weil hier die Scham nun nicht weiter gebeut,
So schütteln sich alle, da liegen zerstreut
Die Hemden über den Hügeln.

Nun hebt sich der Schenkel, nun wackelt das Bein,
Geberden da gibt es vertrakte;
Dann klippert's und klappert's mitunter hinein,
Als schlüg' man die Hölzlein zum Takte.
Das kommt nun dem Thürmer so lächerlich vor,
Da raunt ihm der Schalk, der Versucher, in's Ohr:
Geh! hole dir einen der Laken.

Gethan wie gedacht, und er flüchtet sich schnell
Nun hinter geheiligte Thüren.
Der Mond und noch immer er scheinet so hell
Zum Tanz, den sie schauderlich führen.
Doch endlich verlieret sich dieser und der,
Schleicht eins nach dem andern gekleidet einher,
Und husch ist es unter dem Rasen.

Nur einer der trippelt und stolpert zuletzt
Und tappet und grapſt an den Grüften;
Doch hat kein Geselle so schwer ihn verletzt;
Er wittert das Tuch in den Lüften.
Er rüttelt die Thurmthür, sie schlägt ihn zurück,
Geziert und gesegnet, dem Thürmer zum Glück:
Sie blinkt von metallenen Kreuzen.

Das Hemd muß er haben, da rastet er nicht,
Da gilt auch kein langes Besinnen;
Den gothischen Zierrath ergreift nun der Wicht
Und klettert von Zinne zu Zinnen.
Nun ist's um den armen, den Thürmer gethan!
Es ruckt sich von Schnörkel zu Schnörkel hinan,
Langbeinigen Spinnen vergleichbar.

Der Thürmer erbleichet, der Thürmer erbebt,
Gern gäb' er ihn wieder den Laken.
Da häckelt — jetzt hat er am längsten gelebt —
Den Zipfel ein eiserner Zacken.
Schon trübet der Mond sich verschwindenden Scheins,
Die Glocke sie donnert ein mächtiges Eins,
Und unten zerschellt das Gerippe.

---

30. Der Zauberlehrling.

‚Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben;
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich, und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Thu' ich Wunder auch.
Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Wasser fließe,
Und mit reichem vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße!

‚Und nun komm, du alter Besen!
Nimm die schlechten Lumpenhüllen;
Bist schon lange Knecht gewesen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
Oben sei ein Kopf!
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!
Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Wasser fließe,
Und mit reichem vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße!

‚Seht, er läuft zum Ufer nieder,
Wahrlich! ist schon an dem Flusse,
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit raschem Gusse.
Schon zum zweiten Male!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser füllt!
Stehe! stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen! —
Ach, ich merk' es! Wehe! wehe!
Hab' ich doch das Wort vergessen!

‚Ach, das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er gewesen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein,
Ach! und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein.
Nein, nicht länger
Kann ich's lassen;
Will ihn fassen.
Das ist Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! welche Blicke!

,O du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen.
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
Steh' doch wieder still!
Willst's am Ende
Gar nicht lassen?
Will dich fassen,
Will dich halten,
Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten.

,Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nun auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht! er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich athme frei!

Wehe! wehe!
Beide Theile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! ihr hohen Mächte!

,Und sie laufen! Naß und näſſer
Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch' entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister! hör' mich rufen! —
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Noth ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los.' —
»In die Ecke,
Besen! Besen!
Seid's gewesen.
Denn als Geister
Ruft euch nur, zu seinem Zwecke,
Erst hervor der alte Meister.«

---

31. Die Braut von Korinth.

Nach Corinthus, von Athen gezogen,
Kam ein Jüngling, dort noch unbekannt.
Einen Bürger hofft' er sich gewogen;
Beide Väter waren gastverwandt,
Hatten frühe schon
Töchterchen und Sohn
Braut und Bräutigam voraus genannt.

Aber wird er auch willkommen scheinen,
Wenn er theuer nicht die Gunst erkauft?
Er ist noch ein Heide mit den Seinen,
Und sie sind schon Christen und getauft.
Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb' und Treu'
Wie ein böses Unkraut ausgerauft.

Und schon lag das ganze Haus im Stillen,
Vater, Töchter; nur die Mutter wacht;
Sie empfängt den Gast mit bestem Willen,
Gleich in's Prunkgemach wird er gebracht.
Wein und Essen prangt,
Eh' er es verlangt.
So versorgend wünscht sie gute Nacht.

Aber bei dem wohlbestellten Essen
Wird die Lust der Speise nicht erregt;
Müdigkeit läßt Speis' und Trank vergessen,
Daß er angekleidet sich auf's Bette legt;
Und er schlummert fast,
Als ein seltner Gast
Sich zur offnen Thür herein bewegt.

Denn er sieht, bei seiner Lampe Schimmer
Tritt, mit weißem Schleier und Gewand,
Sittsam still ein Mädchen in das Zimmer,
Um die Stirn ein schwarz- und goldnes Band.
Wie sie ihn erblickt,
Hebt sie, die erschrickt,
Mit Erstaunen eine weiße Hand.

,Bin ich,' rief sie aus, ,so fremd im Hause,
Daß ich von dem Gaste nichts vernahm?
Ach, so hält man mich in meiner Klause!
Und nun überfällt mich hier die Scham.
Ruhe nur so fort
Auf dem Lager dort,
Und ich gehe schnell, so wie ich kam.'

»Bleibe, schönes Mädchen!« ruft der Knabe,
Rafft von seinem Lager sich geschwind:
»Hier ist Ceres', hier ist Bacchus' Gabe,
Und du bringst den Amor, liebes Kind!
Bist vor Schrecken blaß!
Liebe, komm und laß,
Laß uns sehn, wie froh die Götter sind!«

'Ferne bleib', o Jüngling, bleibe stehen;
Ich gehöre nicht den Freuden an.
Schon der letzte Schritt ist, ach! geschehen,
Durch der guten Mutter kranken Wahn,
Die genesend schwur:
Jugend und Natur
Sei dem Himmel künftig unterthan!

'Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat sogleich das stille Haus geleert.
Unsichtbar wird einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt.
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.'

Und er fragt und wäget alle Worte,
Deren keines seinem Geist entgeht.
»Ist es möglich, daß am stillen Orte
Die geliebte Braut hier vor mir steht?
Sei die meine nur!
Unsrer Väter Schwur
Hat vom Himmel Segen uns erfleht.«

'Mich erhältst du nicht, du gute Seele!
Meiner zweiten Schwester gönnt man dich.
Wenn ich mich in stiller Klause quäle,
Ach, in ihren Armen denk an mich!
Die an dich nur denkt,
Die sich liebend kränkt,
In die Erde bald verbirgt sie sich.'

»Nein! bei dieser Flamme sei's geschworen,
Gütig zeigt sie Hymen uns voraus,
Bist der Freude nicht und mir verloren,
Kommst mit mir in meines Vaters Haus
Liebchen, bleibe hier!
Feire gleich mit mir
Unerwartet unsern Hochzeitschmaus!«

Und schon wechseln sie der Treue Zeichen,
Golden reicht sie ihm die Kette dar,
Und er will ihr eine Schale reichen,
Silbern, künstlich, wie nicht eine war.
'Die ist nicht für mich;
Doch, ich bitte dich,
Eine Locke gib von deinem Haar!'

Eben schlug die dumpfe Geisterstunde
Und nun schien es ihr erst wohl zu sein.
Gierig schlürfte sie, mit blassem Munde,
Nun den dunkel blutgefärbten Wein;
Doch vom Weizenbrot,
Das er freundlich bot,
Nahm sie nicht den kleinsten Bissen ein.

Und dem Jüngling reichte sie die Schale,
Der wie sie nun hastig lüstern trank.
Liebe fordert er beim stillen Mahle;
Ach, sein armes Herz war liebekrank!
Doch sie widersteht,
Wie er immer fleht,
Bis er weinend auf das Bette sank.

Und sie kommt und wirft sich zu ihm nieder:
'Ach, wie ungern seh' ich dich gequält!
Aber, ach! berührst du meine Glieder,
Fühlst du schaudernd, was ich dir verhehlt.
Wie der Schnee so weiß,
Aber kalt wie Eis
Ist das Liebchen, das du dir erwählt!'

Heftig faßt er sie mit starken Armen,
Von der Liebe Jugendkraft durchmannt:
»Hoffe doch bei mir noch zu erwarmen,
Wärst du selbst mir aus dem Grab gesandt!«
Wechselhauch und Kuß!
Liebesüberfluß!
»Brennst du nicht und fühlest mich entbrannt?«

Liebe schließet fester sie zusammen,
Thränen mischen sich in ihre Lust;
Gierig saugt sie seines Mundes Flammen,
Eins ist nur im andern sich bewußt.
Seine Liebesgluth
Wärmt ihr starres Blut;
Doch es schlägt kein Herz in ihrer Brust.

Unterdessen schleichet auf dem Gange
Häuslich spät die Mutter noch herbei,
Horchet an der Thür und horchet lange,
Welch ein sonderbarer Ton es sei.
Klag- und Wonnelaut
Bräutigams und Braut,
Und des Liebestammelns Raserei.

Unbeweglich bleibt sie an der Thüre,
Weil sie erst sich überzeugen muß,
Und sie hört die höchsten Liebesschwüre,
Lieb' und Schmeichelworte mit Verdruß.
'Still! der Hahn erwacht!' —
»Aber morgen Nacht
Bist du wieder da?« — und Kuß auf Kuß.

Länger hält die Mutter nicht das Zürnen,
Oeffnet das bekannte Schloß geschwind:
„'Gibt es hier im Hause solche Dirnen,
Die dem Fremden gleich zu Willen sind?'“
So zur Thür hinein
Bei der Lampe Schein
Sieht sie — Gott! sie sieht ihr eigen Kind!

Und der Jüngling will im ersten Schrecken
Mit des Mädchens eignem Schleierflor,
Mit dem Teppich die Geliebte decken;
Doch sie windet gleich sich selbst hervor.
Wie mit Geist's Gewalt
Hebet die Gestalt
Lang und langsam sich im Bett empor.

,Mutter! Mutter!' spricht sie hohle Worte:
,So mißgönnt Ihr mir die schöne Nacht?
Ihr vertreibt mich von dem warmen Orte;
Bin ich zur Verzweiflung nur erwacht?
Ist's Euch nicht genug,
Daß in's Leichentuch,
Daß Ihr früh mich in das Grab gebracht?

,Aber aus der schwerbedeckten Enge
Treibet mich ein eigenes Gericht.
Eurer Priester summende Gesänge
Und ihr Segen haben kein Gewicht.
Salz und Wasser kühlt
Nicht, wo Jugend fühlt;
Ach, die Erde kühlt die Liebe nicht!

,Dieser Jüngling war mir erst versprochen,
Als noch Venus' heitrer Tempel stand.
Mutter, habt Ihr doch das Wort gebrochen,
Weil ein fremd, ein falsch Gelübd' Euch band!
Doch kein Gott erhört,
Wenn die Mutter schwört,
Zu versagen ihrer Tochter Hand.

,Aus dem Grabe werd' ich ausgetrieben,
Noch zu suchen das vermißte Gut,
Noch den schon verlornen Mann zu lieben
Und zu saugen seines Herzens Blut.
Ist's um den geschehn,
Muß nach Andern gehn,
Und das junge Volk erliegt der Wuth.

,Schöner Jüngling! kannst nicht länger leben,
Du versiegest nun an diesem Ort!
Meine Kette hab' ich dir gegeben;
Deine Locke nehm' ich mit mir fort.
Sieh sie an genau!
Morgen bist du grau,
Und nur braun erscheinst du wieder dort!

,Höre, Mutter, nun die letzte Bitte:
Einen Scheiterhaufen schichte du;
Oeffne meine bange kleine Hütte,
Bring in Flammen Liebende zur Ruh!
Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu!

---

32. Vom vertriebenen Grafen.

,Herein, o du Guter! du Alter, herein!
Hier unten im Saale da sind wir allein;
Wir wollen die Pforte verschließen.
Die Mutter sie betet, der Vater im Hain
Ist gangen die Wölfe zu schießen.
O sing uns ein Märchen, o sing es uns oft,
Daß ich und der Bruder es lerne!
Wir haben schon längst einen Sänger gehofft,
Die Kinder sie hören es gerne.'

»Im nächtlichen Schrecken, im feindlichen Graus,
Verläßt er das hohe, das herrliche Haus,
Die Schätze die hat er vergraben.
Der Graf nun so eilig zum Pförtchen hinaus,
Was mag er im Arme denn haben?
Was birget er unter den Mantel geschwind?
Was trägt er so rasch in die Ferne?
Ein Töchterlein ist es, da schläft nun das Kind.« —
Die Kinder sie hören es gerne.

»Nun hellt sich der Morgen, die Welt ist so weit,
In Thälern und Wäldern die Wohnung bereit,
In Dörfern erquickt man den Sänger.
So schreitet und heischt er undenkliche Zeit,
Der Bart wächst ihm länger und länger;
Doch wächst in dem Arme das liebliche Kind,
Wie unter dem glücklichsten Sterne,
Geschützt in dem Mantel vor Regen und Wind.« —
Die Kinder sie hören es gerne.

»Und immer sind weiter die Jahre gerückt;
Der Mantel entfärbt sich, der Mantel zerstückt,
Er könnte sie länger nicht fassen.
Der Vater, er schaut sie, wie ist er beglückt
Er kann sich für Freude nicht lassen.
So schön und so edel erscheint sie zugleich,
Entsprossen aus tüchtigem Kerne;
Wie macht sie den Vater, den theuren, so reich!« —
Die Kinder sie hören es gerne.

»Da reitet ein fürstlicher Ritter heran,
Sie recket die Hand aus, der Gabe zu nahn;
Almosen will er nicht geben.
Er fasset das Händchen so kräftiglich an:
Die will ich, so ruft er, auf's Leben!
Erkennst du, erwiedert der Alte, den Schatz,
Erhebst du zur Fürstin sie gerne;
Sie sei dir verlobet auf grünendem Platz!« —
Die Kinder sie hören es gerne.

»Sie segnet der Priester am heiligen Ort,
Mit Lust und mit Unlust nun ziehet sie fort,
Sie möchte vom Vater nicht scheiden.
Der Alte, er wandelt nun hier und bald dort,
Er träget in Freuden sein Leiden. —
So hab' ich mir Jahre die Tochter gedacht,
Die Enkelein wohl in der Ferne;
Sie segn' ich bei Tage, sie segn' ich bei Nacht« —
Die Kinder sie hören es gerne.

Er segnet die Kinder, da polterts am Thor,
Der Vater da ist er! Sie springen hervor,
Sie können den Alten nicht bergen —
„‚Was lockst du die Kinder, du Bettler, du Thor!
Ergreift ihn, ihr eisernen Schergen!
Zum tiefsten Verließ den Verwegenen fort!‘“
Die Mutter vernimmt's in der Ferne,
Sie eilet, sie bittet mit schmeichelndem Wort —
Die Kinder sie hören es gerne.

Die Schergen sie lassen den Würdigen stehn,
Und Mutter und Kinder sie bitten so schön;
Der fürstliche Stolze verbeißet
Die grimmige Wuth, ihn entrüstet das Flehn,
Bis endlich sein Schweigen zerreißet.
„‚Du niedrige Brut! Du vom Bettlergeschlecht!
Verfinsterung fürstlicher Sterne!
Ihr bringt mir Verderben! Geschieht mir doch
Recht!‘“ —
Die Kinder sie hören's nicht gerne.

Noch stehet der Alte mit herrlichem Blick,
Die eisernen Schergen sie treten zurück,
Es wächst nur das Toben und Wüthen.
„‚Schon lange verflucht' ich mein ehliches Glück,
Das sind nun die Früchte der Blüthen!
Man leugnete stets, und man leugnet mit Recht,
Daß je sich der Adel erlerne!
Die Bettlerin zeugte mir Bettlergeschlecht‘“ —
Die Kinder sie hören's nicht gerne.

„Und wenn euch der Gatte, der Vater verstößt,
Die heiligsten Banden verwegentlich lös't,
So kommt zu dem Vater, dem Ahnen!
Der Bettler vermag, so ergraut und entblößt,
Euch herrliche Wege zu bahnen.
Die Burg, die ist meine! Du hast sie geraubt,
Mich trieb dein Geschlecht in die Ferne;
Wohl bin ich mit köstlichen Siegeln beglaubt!“ —
Die Kinder sie hören es gerne.

„Rechtmäßiger König er kehret zurück,
Den Treuen verleiht er entwendetes Glück;
Ich löse die Siegel der Schätze!“
So rufet der Alte mit freundlichem Blick,
„Euch künd' ich die milden Gesetze.
Erhole dich, Sohn! Es entwickelt sich gut,
Heut einen sich selige Sterne,
Die Fürstin sie zeugte dir fürstliches Blut.“ —
Die Kinder sie hören es gerne.

Christoph August Tiedge,

dessen Vater Rektor der Stadtschule zu Gardelegen in der Altmark, später Konrektor zu Magdeburg war, ist in Gardelegen den 14. Dezember 1752 geboren. Seine erste Jugendzeit, in einer pedantischen und an äußern Mitteln beschränkten Familie, innerhalb deren vier Wänden auch ein Ableger der strengen Zuchtruthe Friedericianischer Militärdisziplin waltete, war nicht frei von Drangsalen, welche durch des Vaters Ableben (1772), gerade als Tiedge zur Universität abgehen wollte, noch vermehrt wurden. Mit äußerst spärlich zugemessener Unterstützung des Großvaters studirte er nun drei Jahre lang zu Halle Jurisprudenz, zeigte sich aber bei geistigen Vorzügen von einer Gemüthsart, welche in den Konflikten des Lebens ihn wenig berathen sein ließ. Hier trat er zuerst mit dichterischen Versuchen in den Musenalmanachen auf, betheiligte sich durch Beiträge an Campe's Kinderbibliothek, Nicolai's Berliner Monatschrift und andern periodischen Blättern, wodurch er frühzeitig mit ausgezeichneten Männern in Briefwechsel kam. Diese Konnexionen halfen ihm aber nicht zum Fortkommen im Leben. Nach beendigten Studien durchlebte er in Magdeburg ein neues trübseliges Triennium in Erwartung einer Anstellung, während er durch Stundengeben, Uebersetzen und Kopiren seine Tage dürftig fristete. Da entschloß er sich, die juristische Laufbahn aufzugeben und übernahm 1781 eine Hauslehrerstelle zu Ellrich in der Grafschaft Hohenstein. Ein Brief Gleim's und vollends die „himmlische Freundlichkeit“, womit Frau Elise von der Recke bei Gelegenheit ihrer Durchreise durch Ellrich im Hause Göckingk's auf ihn „herablächelte“, waren für ihn berauschende Triumphe.

Im Sommer 1782 machte er einen kurzen Besuch bei Gleim, nahm aber erst 1784 seinen Aufenthalt in Halberstadt, der alten Bischofsresidenz, „wo die deutschen Musen sich einige Polsterstühle zum behaglichen Ausruhen in Vater Gleim's Freundschaftstempel zurechtgestellt hatten.“ Nach vergeblichen Bemühungen von dessen Seite und seiner Freunde Klamer Schmidt und Nathanael Fischer, ihm ein passendes Unterkommen zu verschaffen, warf ihn ein ironisches Verhängniß nach einer kleinen Kreisstadt, „dem altfränkischen Sitz einer kleinen gepuderten Bureaukratie“, wo er als Sekretär des Landraths Rekruten auszuheben und zu mustern hatte. Endlich konnte es der Dichter nicht mehr aushalten und kehrte 1791 nach Halberstadt zurück. Im folgenden Jahre übernahm er auf's Neue eine Art Hauslehrerstelle beim Domherrn von Stedern, nach dessen Tod er mit der Familie nach Neinstädt bei Quedlinburg zog, die Umgebungen dieses Aufenthalts in Gedichten wie z. B. die Roßtrappe, die Lauenburg ꝛc. verherrlichend. 1797 ging er mit Frau v. Stedern, deren Töchter zu erziehen er sich zum Beruf gemacht, nach Magdeburg, mit Archenholz, Matthisson und

v. Köpken schöne Tage verlebend, und folgte 1798 seiner Freundin nach Quedlinburg, wo diese starb, nachdem sie durch testamentarische Verfügung für sein Auskommen gesorgt hatte. Durch diesen Verlust tief erschüttert, machte nun Tiedge, auf eine bereits früher durch Gleim's Vermittelung am Domstift zu Halberstadt erhaltene Präbende zu Gunsten seines jüngern Bruders verzichtend, Reisen in's nordöstliche Deutschland und verweilte abwechselnd längere Zeit in Halle (wo seine „Urania" erschien) und zu Berlin. Hier sah er nach sechzehn Jahren Elise von der Recke wieder. Von jetzt an ward er der geistige Vasall dieser edlen Frau. Mit ihr bereiste er (1805—8) Deutschland, die Schweiz und Italien, und blieb auch für die Folge ihr beständiger Hausgenosse und Gesellschafter, im Winter zu Berlin, wo sich die Aristokratie der Geister und der Geburt um dieselbe sammelte, im Sommer zu Teplitz, Karlsbad oder Löbichau, dem Landgute der Herzogin von Kurland. Den Abend ihres Lebens feierten Beide — seit 1819 — in Dresden. Einundzwanzig Jahre später, und acht Jahre nach dem Hintritt seiner noch im Tod für seine äußern Verhältnisse besorgten Gönnerin, beschloß er seine Tage in denselben Räumen, wo Elise (April 1833) entschlafen war, den 8. März 1841

* * *

Trotz der in Tiedge's Dichtungen allzustark vorherrschenden oratorischen Sentimentalität und jener oberflächlichen Lebensphilosophie, die er mit dem Halberstädter Kreise gemein hat, von welchem einst Klamer Schmidt an Klopstock schrieb, „daß er sich mehr für kleine Liebesgöttergruppen und linke Spiele des Witzes als für Bildsäulen von größerem Sinn und für ernsthafte Entwürfe interessire, die einen Einfluß auf die Nation haben", — behauptet unser Dichter doch immerhin durch Sinnigkeit und Anmuth, blühend-elegante Diktion, rhythmische Gewandtheit und seltene Reinheit der Gesinnung einen gewissen Rang in unserer schönen Literatur, namentlich durch seine Elegien (berühmt ist die „auf dem Schlachtfelde bei Kunnersdorf") und sein freilich durch Mißverhältnisse im Plan der Einheit eben so, wie der christlichen Tiefe ermangelndes Lehrgedicht „Urania", worin er nach Kantischen Lehrsätzen die Unsterblichkeit besingt. Bei weitem nicht so glücklich ist Tiedge im Fache der Romanze. Hier zeigt sich wenig ursprüngliche Durchdringung des epischen Elements, wenig Gestaltungskraft und Lebenswahrheit, desto mehr Verschwommenheit im Gestaltlosen, und öfters wird man eine malende Wortfülle, erzählende Breite und enggeschloßne Manier der Redeform gewahr, die das Element des romantischen Lebens zerstören. Er hat sich auch seltener in dieser Gattung versucht, und davon gehören die an gute Muster sich anlehnenden bessern einer spätern Periode des Dichters an. Volksthümlich wurde „der Kosak und sein Mädchen" (Schöne Minka, ich muß scheiden 2c.) nach dem russischen Gehal Kasak ssa Dunaï u. s. w.

Schriften.

Die Einsamkeit. Halberst. 1792.
Episteln. Götting. 1796.
Urania. Ueber Gott, Unsterblichkeit und Freiheit. Ein lyrisch-didaktisches Gedicht in 6 Gesängen. Halle 1801; 13. Aufl. 1845. N. Aufl. 1856; 17. Aufl. 1859.
Elegieen und vermischte Gedichte. 3 Bdchn. Halle 1803.
Frauenspiegel. Halle 1806; 2. Aufl. 1814.
Das Echo oder Alexis und Ida. Ein Cyklus von Liedern. Halle 1812
Denkmale der Zeit. Halle 1814.
Aennchen und Robert, oder der singende Baum. Halle 1815
Titania, oder Blüthen und Blüthenleben zu Elfenaue; Feiergesänge, poetische Fest- und Scherzspiele. (Mit A. G. Eberhard und J. Fr. Schink.) Berlin 1821.
Gesammelte Werke. Herausgb. von A. G. Eberhard. 8 Bde. Halle 1823—29; 4 Aufl., 10 Bde. 1841.
Wanderungen durch den Markt des Lebens. 2 Bde. Halle u. Leipz. 1836.
Leben und poetischer Nachlaß. Hgb. von Karl Falkenstein. 4 Theile. Leipz. 1841.

Zur Beurtheilung:

Blicke in Tiedge's und Elisa's Leben. Als Beiträge zur Charakteristik Beider und insbesondere zur Rechtfertigung Tiedge's in Beziehung auf altes verleumderisches Geschwätz über ihn. Von A. G. Eberhard. Berl. 1844.

---

33. Romanze.

Auf dem Berge dort oben, da wehet der Wind,
Da sitzet Mariechen, und wieget ihr Kind;
Sie wiegt es mit ihrer schneeweißen Hand,
Den Blick in die Ferne hinaus gewandt.

In die Ferne hinüber schweift all ihr Sinn;
Ihr Lieber, ihr Treuer, der ging dahin!
Sonst ging er, sonst kam er; nun kommt er nicht mehr!
Nun ist's um Mariechen so todt und so leer!

In den Busen da fallen die Thränen hinein,
Da trinket ihr Kindlein sie saugend mit ein.
Es schmeichelt der Mutter die kindliche Hand;
Ihr Blick ist hinaus in die Ferne gewandt.

Ach, wie sausend wehet der Wind und kalt!
‚Mariechen, dein Liebster ging aus in den Wald,
Ihm reichten die tanzenden Elfen die Hand,
Er folgte der lockenden Schaar und verschwand.'

Auf dem Berge dort oben, da wehet der Wind,
Da sitzet Mariechen und wieget ihr Kind,
Und schaut in die Nacht hin mit weinendem Blick. —
Dahin ging ihr Liebster, und kehrt nicht zurück.

34. Die Blume der Lauenburg.

Seht ihr die alte Lauenburg
Hoch auf dem Harze schimmern?
Durch Wildniß geht der Weg hindurch
Zu ihren wüsten Trümmern.
Da blühet ein Blümchen um Mitternacht,
Das schimmert in blendender Lilienpracht.

Es leuchtet einen Stundenschlag
In's finstre Thal hinunter;
Dann geht es, wie ein stiller Tag
Der Unschuld, heilig unter;
Dann ist es, als wandelten Geister dort
Um einen geweiheten Friedensort.

Und eine sanfte Lichtgestalt,
Umweht von Himmelsdüften,
Schwingt sich empor, und wallt, und wallt,
Und schwindet in den Lüften.
Es wehet und säuselt, wie Ferngetön,
Herab aus den Lüften um Thal und Höhn.

Im Thal stand einst ein Hüttchen, klein,
Und grün umrankt und moosig;
Da blühte Bertha still und rein,
Ein Mägdlein zart und rosig.
Es mochte gern über den grünen Zaun
Die spielenden Lämmer der Wiese schaun.

Der Junker jagte durch das Thal
Nach Hirschen und nach Rehen,
Da sah er früh im Morgenstrahl
Am Zaun das Mägdlein stehen.
„Was schaust du hier," sprach er, „am grünen Zaun?
Komm mit mir! Dort oben ist mehr zu schaun!

„Du sollst mein trautes Liebchen sein,
Zu schön für eine Hütte!" —
Doch Bertha sprach: ‚Das kann nicht sein!'
Und floh in ihre Hütte.
Da fand sie die Mutter am stillen Herd:
‚Ach, Mutter! der Junker hat mein begehrt.' —

„‚Ob auch der Junker dein begehrt,
Laß dich sein Schloß nicht blenden!
Schon manche Jungfrau kam entehrt
Zurück aus seinen Händen.
O, bringe den Jammer nicht über mich!
Mein Töchterlein, säume nicht, rette dich!'" —

‚Wohin, o Mutter, retten mich
Vor seinem Dienerschwarme?'
So weinte sie, und stürzte sich
Der Mutter in die Arme. —
„‚Ein Kloster, mein liebliches Töchterlein,
Das hüllt dich in ruhige Schatten ein.

„‚Da schmücket dich mit keuschem Glanz
Die Hochgebenedeite;
Da prangst du mit dem Myrtenkranz
Im Chor der Himmelsbräute;
Da wirst du in graulicher Mitternacht
Von schirmenden Engeln getreu bewacht.'" —

‚So führ', o Mutter, führe dann
Dein Kind zur Klosterstille,
Daß vor der bösen Welt fortan
Der Schleier mich verhülle!'
Da führte die Mutter das Töchterlein
Zur Stille des Klosters getrost hinein.

Und als der Junker das vernahm,
Gebot er seinen Leuten,
Das Mägdlein, das ihm still entkam,
Gewaltsam zu erbeuten.
Da wurde das Kloster wohl hart bedrängt
Und krachend das eiserne Thor gesprengt.

Die wilden Räuber scheuten sich
Nicht vor der heiligen Stelle:
Sie rissen Bertha freventlich
Aus der geweihten Zelle.
Sie ward in der grausigen Mitternacht
Zur Lauenburg stürmend hinauf gebracht.

„Willkommen!" rief des Junkers Spott,
Den all' ihr Fleh'n nicht rührte,
„Ich nahm ja nur vom lieben Gott
Zurück, was mir gebührte;
Drum trockne nur immer dein schön Gesicht,
Es kostet das liebliche Leben nicht!" —

‚Du, Sohn Maria's!' rief sie laut,
‚Du Gottessohn, o sende
Mir Hülf' und rette deine Braut,
Daß keine Schmach sie schände!
Ihr Lüfte des Himmels, ihr Blumen, sprecht!
O sprecht, wenn kein Rächer die Unschuld rächt!

‚Doch still! Ich hör' ein leises Wort;
Ich darf Erlösung hoffen.
Ein Engel kommt! — Ich sehe dort
Den lichten Himmel offen!'
Begeistert schon blickte sie himmelwärts,
Und leiser und leiser verstummt ihr Herz.

Entronnen aller Erdennoth
Und aller Schmach entronnen,
Führt ihren Geist der Engel Tod
In's stille Land der Frommen.
Es war eine lichte Gestalt zu sehn,
Da wollten die Räuber vor Angst vergehn.

Und wo sich Bertha's Auge schloß,
Den Raum weih't eine Blume,
Die lichthell aus dem Boden sproß,
Zu einem Heiligthume.
Wenn die der verspätete Wandrer schaut,
Dann ruft es ihm nach wie ein Seufzerlaut.

Sie blinkt alljährlich nur einmal
In nächtlich dunkler Feier,
Still, wie ein schauerlicher Strahl,
Vom öden Thurmgemäuer.
Ein Lüftchen umweht sie, das flüstert schwach
Die sterbenden Laute der Unschuld nach.

Seht hin! Wo einst die Feste stand
Mit ihren stolzen Thürmen,
Trotzt öde nur noch eine Wand
Der Zeit und ihren Stürmen;
Da blühte das Blümchen um Mitternacht
Im Schimmer der blendenden Lilienpracht.

---

35. Herkules.

(Aus dem 6. Gesang der Urania.)

Mit dem Hochgefühl des Sehnens,
Das zu Götterthaten weiht,
Flieht der hehre Sohn Alkmenens
In den Schooß der Einsamkeit.
Tief im Herzen warme Schläge,
Fühlt er, was er *soll* und *will*;
Und an einem Scheidewege
Steht er sinnend plötzlich still.

Dunkler itzt, und wieder heller
Schwebt ihm fern die Zukunft vor;
Ahnungsvoll und schnell und schneller
Wallt ihm hoch das Herz empor.
Wird ein Wunder sich entfalten?
Ist ihm eine Gottheit nah?
Zwei erscheinende Gestalten
Stehn vor seinem Blicke da.

Eine der Gestalten leuchtet
Wie der frische Blumenring,
Der, vom ersten Thau befeuchtet,
Um die junge Tellus hing.
‚Siehe!‘ sprach sie, ‚was die Erde
Süßes hat, ich weih' es dir,
Sohn des Himmels; aber werde
Mein Getreuer, folge mir!‘ —

Zauber sprühn aus ihren Blicken,
Und ein weicher Schlummerduft
Trägt ein taumelndes Entzücken
Um sie her im Hauch der Luft.
Halb dem Zauber hingegeben,
Hat der Jüngling kaum Gewalt,
Seine Blicke zu erheben
Zu der stillern Huldgestalt.

Ruhig naht sie, wie der Friede;
Aber wie mit Schmach bedeckt,
Fühlt sich zitternd der Alcide
Von der Tugend angeschreckt. —

„Keine Freuden goldner Tage,“
Spricht sie, „kann ich dir verleihn.
Rette, kämpfe, dulde, trage!
Deiner würdig, bist du *mein*.

„Siegen ziemt dem Göttersohne;
Sich besiegen aber weiht
Ihm die höchste Strahlenkrone
Himmlicher Unsterblichkeit.“ —
Und der Jüngling — schöner blühend
Stand er da vor der Natur,
Als er heilig sich und glühend
In die Hand der Tugend schwur.

Seine eigne Flamme dämpfend,
Willig Schwächern unterthan,
Geht der starke Sieger kämpfend
Seine große Heldenbahn.
Ungeheuer kämpft er nieder;
Aber seinem Frieden droht
Eine fürchterlich're Hyder
Als in Lerna's Sumpf: der Tod!

Ach, daß ihn die Tugend warne!
Weh! der freie Sieger fällt
Ueberwunden in die Garne,
Die der Reiz der Lust ihm stellt.
Friede noch; allein Iole
Tritt ihm in den Heldenlauf;
Und er opfert dem Idole
Seine ganze Hoheit auf.

Wie ein Blitz aus heitrer Bläue
Stürzt herein das Mißgeschick.
Grause That und Schmach und Reue
Hängen an Iolens Blick.
Sieh! er reißt sie, ohn' Erbarmen,
Mit Verrath und Meuchelmord,
Aus des grauen Vaters Armen,
Aus des Bruders Armen fort!

Plötzlich fällt die Eumenide
Des Gewissens ihm an's Herz,
Und der süße Lebensfriede
Wandelt sich in wilden Schmerz.
Schrecklich rafft er ihn zusammen,
Seines Geistes letzten Schwung;
Auf dem Oeta in den Flammen
Büßt er die Entgötterung.

Und der Gott erringet wieder,
Was der Erdensohn verlor,
Die Verschattung sinkt darnieder,
Die Verklärung strahlt empor.
Schon der letzte Seufzer dringet
Aus der Sterblichkeit herauf,
Und die freie Seele schwinget
Sich in's Reich der Tugend auf.

Aloys Blumauer,

Wieland's und Bürger's Lieblingsschüler, wurde den 21. Dez. 1755 zu Steyer in Oberösterreich geboren. Seine erste Erziehung und seinen Schulunterricht genoß er in seiner Vaterstadt, worauf er 1772 zu Wien bei St. Anna in die Gesellschaft Jesu trat. Nach Aufhebung des Ordens durch Klemens XIV. sah er sich genöthigt zu privatisiren und mehrere Jahre hindurch sein Auskommen durch Unterricht zu erwerben. Später ward er bei der Büchercensur als Censor angestellt, legte jedoch 1793 dieses Amt freiwillig nieder und übernahm die Rudolf Gräffer'sche Buchhandlung, an welcher er schon seit 1786 einigen Antheil gehabt hatte. Er erlag frühzeitig einem Brustleiden am 16. März 1798 in Wien.

* * *

Blumauer hat die Manier des, zumeist von Löwen, Schiebeler, Geißler, auch noch zum Theil von Bürger, Claudius u. A. nach französischen Mustern bei uns eingeführten burlesken Romanzentons in der travestirten Aeneis, wozu ihn namentlich Scarron's „Virgile travesti" (Par. 1651) anregte, möglichst hoch gesteigert, ohne selbst platte und schmutzige Spaßhaftigkeit in der, solchem Karneval des Witzes und der Laune besonders eigenthümlichen Verzerrung des herkömmlich Feierlichen und Ernsthaften zu verschmähen. Nichts destoweniger, und trotz der nur oberflächlichen satyrischen Züge, hat er alle bisher bekannt gewordenen Versuche dieser Art an Fülle komischer Kraft bei weitem übertroffen, und sich dadurch die entschiedenste und ausgebreitetste Gunst der Lesewelt errungen. Wenn die große Mehrzahl der deutschen Parodieen und Travestieen einer verkehrten Richtung angehört, indem sie anstatt des Krankhaften und Verfehlten in den echten Kunstbestrebungen das Gute persifliren, also an sich unrechtmäßig auftreten, weil der Gegenstand dazu kein Recht gibt, z. B. Goethe's „Kennst du das Land" ꝛc., „der König von Thule" u. a., oder Schiller's „Lied an die Freude", „Hektors Abschied", „die Glocke" u. a. m., so müssen dagegen jene ihre Berechtigung haben, welche den Stoff verwandeln, die entstehende Metamorphose selbst zu einer eigenthümlichen und befriedigenden Kunstform gestalten, wie unsers Dichters Aeneide. Weniger Beifall und Aufsehen als diese Travestirung der Aeneis (worin ihm übrigens schon J. B. Michaelis 1771 mit einigen Proben vorangegangen war) fanden seine theils in eben diesem burlesken und satyrischen, theils im bessern Bürger'schen, theils auch im Geschmack des Zeitalters Josephs II. geschriebenen Gedichte, deren nicht wenige durch Wahrheitssinn, warmes Gefühl, glatte Sprache und rhythmischen Wohllaut hervortreten, wenn ihnen auch Grazie und Phantasieschwung abgesprochen werden muß. Von eigentlichen Romanzen findet sich bei ihm nichts, mit Ausnahme der nachstehenden Erzählung „Graf Lauzun" (zuerst in Wielands Teutsch. Merkur 1774, St. 8, S. 254 f.), die sich der Gattung nähert. Aus seiner Aeneis, die Wieland genug schien, um damit den Ruhm von zwanzig Autoren zu erwerben, mag die mitgetheilte Probe, zwar an Hans Sachsens „Schlaraffenland" erinnernd, zur Kennzeichnung seiner Eigenthümlichkeit als Komiker genügen.

Schriften.

Erwin von Steinheim. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Wien 1780.
Wiener Musenalmanach (hgb. mit Jos. Fr. v. Ratschky). auf das Jahr 1777—88.
Wiener Realzeitung, besorgt vom Oktbr. 1782—1784.
Gesammelte Gedichte. 4 Thle. Wien 1782 u. ö.
Virgil's Aeneis, travestirt. (Buch 1—9; 10—12 vollendet von Schaber. 1794.) 3 Thle. Wien 1784—88 m. 16 Chodow. Kupfern; 4. Aufl. Königsb. 1824.
Herkules travestirt. In 6 Büchern. Frankf. und Leipz. 1794. (?)
Sämmtliche Werke. 8 Bde., hgb. von K. G. L. Müller. Leipz. 1801—3. — N. Ausg., 4 Bde, Königsb. 1827. — Desgl. 5 Bde., Stuttg. 1839—40. — Desgl. 2 Bde., besorgt von Kistenfeger. München 1840.

36. Graf Lauzun.

Ein edler Mann aus Frankenland,
Lauzun war er genannt,
Der einst den Lohn der Tapferkeit,
Verfolgt von Fürstenlaun' und Neid,
Im tiefen Kerker fand:

Lag nun darin, mit seinem Gram
Sich nährend, wie im Grab;
Nur kärglich ließ ein Fensterlein
Der lieben Sonne milden Schein
Mittags zu ihm hinab.

Der tiefsten Todtenstille Graun
Vermehrte seine Noth.
Es schien ihm, hätten manche Nacht
Nicht Uhu's schaudern ihn gemacht,
Die ganze Schöpfung todt.

Kein sanfter Freundeszuspruch hob
Sein leidend Herz empor;
Nur seiner Ketten wild Geklirr
Und Knarren seiner Kerkerthür
Drang täglich in sein Ohr.

Des Kerkerwärters Tigerblick
Und Henkermiene gab
Des Armen mitleidfleh'ndem Blick
Nur Trotz und kalten Spott zurück,
Und schlug ihm alles ab.

Er fleht' um Feder und Papier,
Damit er schreiben könnt';
Umsonst! es wurde nicht einmal,
Sich seiner Jammertage Zahl
Zu merken, ihm vergönnt.

Es drückte langer Weile Last
Schwer, wie der Alp, sein Herz;
Die Geist- und Herzenshungersnoth,
Viel ärger oft als selbst der Tod,
War nun sein größter Schmerz.

Einst, als ihm die Verlassenheit
Tief in die Seele ging,
Er auf von seinem Lager sprang,
Und in des Herzens Ueberdrang
Die Kerkerwand umfing.

Da nahm er eine Spinne tief
In einer Ecke wahr:
Das erste Thierchen, das so nah
Er leben und sich regen sah
Seit manchem langen Jahr.

Er freute dieses Thierchens sich
In seiner Einsamkeit;
Er kannte Menschen, liebte sie,
Doch hatten Freunde selber nie
So sehr sein Herz erfreut.

Oft sah er ihrer Arbeit zu
Wohl ganze Stunden lang,
Wie sie behend und fleißig an
Dem feinen Wundernetzchen spann
Zu schlauem Mückenfang;

Bald, wie die kleine Lauscherin
In ihrem Häuschen, klug,
Auf Mückchen lau'rte, — wenn eins kam,
Herausfuhr, blitzgeschwind es nahm,
Und in ihr Zellchen trug;

Bald, wie sie sich zum Zeitvertreib
Von Fäden, fein wie Haar,
Ein luftig schwebend Scheiblein spann,
In dessen Mittelpunkte dann
Ihr kleiner Lustsitz war.

Er sprach mit ihr, als hätte sie
Für seine Worte Sinn;
So oft sie neue Arbeit spann,
Besah er sie, und lobte dann
Die kleine Weberin.

Besorgt für ihren Unterhalt
Der gute Mann auch war;
Denn schlüpft' ein Mückchen in sein Grab
Oft auf der Sonne Strahl hinab,
Bracht' er's zur Speis' ihr dar.

Vertraut und heimlich hatte sie
Ein Fädchen sich gespannt
Bis hin, wo ihr Ernährer lag;
Drauf holte sie sich jeden Tag
Die Speis' aus seiner Hand.

So lebt' er nun in Freude, die
Der Spinne Fleiß ihm bot;
Sein Trost, sein Zeitvertreib, sein Freund,
Sein Alles war in ihr vereint,
Und er vergaß der Noth.

Den Kerkermeister wunderte
Des Grafen froher Sinn,
Er sah den Jammerblick nicht mehr,
Drob sann er oft wohl hin und her,
Es wurmt' und ärgert' ihn.

Und als ihm einst das Schlüsselloch
Des Grafen Lust verrieth,
Da dachte sich der Schadenfroh:
Vergnügt dies Fratzenspiel dich so?
Ha! bald ist's aus damit!

Und nun trat er hinein zu ihm
Mit halb verbißnem Spott:
Sieh, rief er, eine Spinne da!
Und trat, eh' sich's der Graf versah,
Das arme Thierchen todt.

Wie Dolchstich fuhr die Mörderthat
Dem Grafen tief in's Herz,
Er sah mit schwerbetäubtem Sinn
Auf das zertretne Thierchen hin,
Und rang mit wildem Schmerz.

Wie wüthig fuhr mit Rachbegier
Er auf den Mörder hin;
Allein die Kette, die ihn band,
War stärker als die schwache Hand,
Und zog auf's Lager ihn.

Der Mörder ging, gesättigt war
Von Teufelslust sein Herz:
Sein Hohngelächter schallte noch
Hinein zu ihm durch's Schlüsselloch
Und schärfte seinen Schmerz.

Mein Glück, mein Alles, rief er, war's,
Was hier dein Fuß zertrat! —
Zwar linderte die Zeit sein Weh,
Doch wer es hörte, schauderte
Zurück vor dieser That.

---

37. Aeneas im Elysium.

(Aus: Virgils Aeneis. Königsb. Ausg. I. S. 161 ff.)

Voll Schrecken, Angst und Furcht verließ
Der Held den Ort der Buße [1])
Und kam itzt in das Paradies
Der ewig frohen Muße,
Wo man, auf Rasen hingestreckt,
So ganz die süße Wonne schmeckt
Des seligen Far niente.

Hier trug um jede Jahreszeit
Das Firmament, zur Freude
Der Herrn Elyster, ein Kleid
Von himmelblauer Seide,
Mit sanftem Purpurroth verbrämt,
So wie wenn sich ein Mädchen schämt
Bei offenen Gardinen.

Das Wasser war hier Milchkaffee,
Das Erdreich Chokolade,
Gefrornes aller Art der Schnee,
Die Seen Limonade,
Der Rasen lauter Thymian,
Die Berge Zuckerhüt' und dran
Die Felsen Zuckerkandel.

Champagner, Sekt und Meth sah man
An den Kaskaden schäumen,
Es wuchsen Torten, Marzipan
Und Krapfen auf den Bäumen;
Die Flüsse führten Wein und Bier,
Und Maulwurfshügel waren hier
Die köstlichsten Pasteten.

Gebraten kömmt hier ein Fasan,
Das Sauerkraut zu zieren,
Gespickt läuft dort ein Has' heran
Und fleht, ihn zu tranchiren;
Hier legt die Henn' auf den Salat
Ihr Ey, dort wälzt ein Schwein, anstatt
Im Koth sich, in der Sauce.

Hier kriegt ein armer Schüler, statt
Des Brods, Prälatenfutter,
Da haut ein wackerer Soldat
Sich ein in Käs' und Butter;
Dort schifft ein Admiral daher
Auf einem ganzen rothen Meer
Von köstlichem Burgunder.

Gold gab's wie Mist, und doch hieß man
Hier niemand Ihro Gnaden;
Die Bankozettel brauchte man
Nur auf den Retiraden.
Und o, Brillanten trug man hier
An jedem Finger, größer schier
Als unsre Quadersteine.

Man sah hier Menschen aller Art:
In Jacken und Soutanen,
Mit langem und geschornem Bart,
Mit Mützen und Turbanen,
Mit Hüten von verschiednem Schnitt,
Doch ach! sehr wenige nur mit
Biretten und Tiaren.

---

[1]) den Tartarus nämlich.

Hier flochten Jungfern einen Kranz,
Der Jungferschaft zu Ehren,
Da hüpften sie im Reihentanz
Bei der Musik der Sphären;
Dort zog ein frommer Ehemann
Die Ehstandshosen wieder an,
Die einst sein Weib getragen.

Hier schmauchen Solon, Wilhelm Penn [2]),
Konfuz und Zoroaster,
Und Montesquieu beim himmlischen
Bierkrug ihr Pfeifchen Knaster,
Und lesen dann, wenn ihnen sehr
Die Zeit lang wird, den Erlanger
Und Schlözer's Staatsanzeiger.

Sankt Locke hier anatomirt
Bis auf die ersten Keime
Die Wahrheit; dort realisirt
Sankt Plato seine Träume;
Da lehret und katechisirt
Sankt Sokrates, und dirigirt
Die himmlische Normalschul'.

Hier singt beim frohen Dichtermahl
Anakreon Gleim's Lieder;
Und dort umarmen Juvenal
Und Swift sich als zween Brüder;
Da stimmt man Klopstock's Hymnen an,
Dort trinkt Horaz und Luzian
Auf Wieland's Wohlergehen.

Hier disputiret über Wahn
Sankt Pyrrho [3]) mit Sankt Lessing,
Und da begleitet Ossian
Mit seinem Horn von Messing
Ein Lied von Kleist; dort greift Homer
Auf seiner Harfe hin und her,
Und singet die Lenore.

Hier kann an einer Opera
Sich Ohr und Auge weiden;
Da spielet Sankt Cäcilia
Ein groß Konzert von Hayden;
Und dort noch singen Engelchen
In Mara's [4]) Ton und Gluckischen
Akkorden Alleluja. —

Und alle diese Glücklichen,
Die unter Edens Bäumen
Hier, frei von allen Kränkungen,
Die Ewigkeit durchträumen,
Die gingen hier en negligé,
Und hatten musselinene
Schlafhauben auf den Köpfen.

Nun dacht' Aeneas erst daran,
Anchisen nachzufragen.
Er frug den nächsten besten Mann:
„Kann mir der Herr nicht sagen,
Wo hier mein Herr Papa logirt?
Er hat hieher mich invitirt
Und heißt: Herr von Anchises.“

„„Der wohnt im Wirthshaus dort, wo man
Den besten Lethe schenket,
Der so besoffen machen kann,
Daß man an nichts mehr denket;
Die Seelen, welche von hier fort
Marschiren müssen, trinken dort
Noch den Johannissegen.““

Aeneas lief in's Wirthshaus hin,
Genannt zur goldnen Tonne,
Und kaum erblickt' Anchises ihn,
So rief er voller Wonne:
„Nu, bist du endlich einmal da?
Schon glaubt' ich dich in Libya
So gut als eingebökelt!

„Ich habe dich hieher zitirt,
Um dir, was aus den Rassen
Der Römer einst noch werden wird,
In nuce sehn zu lassen;
Drum komm auf den Altan zu mir
Herauf, mein Sohn, ich will dir hier
Die künft'gen Römer zeigen.“ — —

---

[2]) William Penn, ein berühmter Quäker aus London, dem 1681 der König Karl II. die Provinz im nördlichen Amerika schenkte, welche von ihm und den vielen Wäldern noch heute den Namen Pensylvanien führt. — [3]) Pyrrho, ein Schüler des Anaxarchus, Stifter der skeptischen Sekte. — [4]) Mara, berühmte Sängerin unter Friedrich dem Großen.

August Friedr. Ernst Langbein,

der Sohn eines sächsischen Justizamtmanns, geboren den 6. Sept. 1757 zu Radeberg unweit Dresden, bezog 1772, nachdem er im väterlichen Hause eine gute Vorbildung erhalten, die Fürstenschule zu Meißen, wo er seinen Uz und Hagedorn las, die ersten Dichter, die ihm zur Hand kamen. Um sich der Rechtswissenschaft zu widmen, bezog er 1777 zu Michaelis die Universität in Leipzig. Einige seiner ersten poetischen Arbeiten nahm G. A. Bürger in den Musenalmanach für 1781 auf. Im selben Jahre wurde er als Vice-Aktuar bei dem Justizamte in Großenhayn angestellt, von wo aus er mit Hofrath W. G. Becker und A. G. Meißner (Verfasser der „Skizzen", des „Alcibiades", der „Bianca Capello" u. a. m.) literarisch verkehrte. 1784 erhielt er die Erlaubniß zur Ausübung der juristischen Praxis in Dresden, und trat in die Reihe der dortigen Advokaten. Eine Kanzlistenstelle im geheimen Archiv daselbst, die er bald darauf nachgesucht und erhalten, verbesserte seine äußere Lage nicht, wie er gehofft hatte. Bei ganz ungewisser Aussicht auf Weiterbeförderung und aus Verdruß darüber nahm er 1800 seine Dienstentlassung und begab sich, bereits durch Veröffentlichung einer Sammlung von Gedichten, Erzählungen und Schwänken zu Namen gelangt, nach Berlin, um daselbst als Schriftsteller zu arbeiten. Im Jahre 1820 übertrug ihm die preußische Regierung das Amt eines Censors im Fache der schönen Litteratur, das besonders die Ueberwachung der Lectüre in Leihbibliotheken und die Revision ihrer Kataloge in sich begriff, bei welcher Gelegenheit er sich mitunter veranlaßt sah, manche seiner eigenen, hinsichtlich der gewünschten Moral keineswegs probehaltigen Romane zu streichen. Obgleich seine Schriften zur Zeit ihres Erscheinens, wo der Büchermarkt weniger wie heut zu Tage überfüllt war, eines so großen Beifalls sich erfreuten, daß sogar Andere aus verwerflicher Gewinnsucht ihre Machwerke unter dessen Namen in die Lesewelt zu bringen suchten, so hatte Langbein doch nichts zu erübrigen vermocht und würde in seinen letzten Jahren haben darben müssen, wäre ihm nicht durch die Munifizenz des Königs in Weise einer Pension ein Jahrgehalt (300 Thaler) zu seinem Einkommen als Censor bewilligt worden. Er starb am 2. Januar 1835 in Berlin.

* * *

Langbein's Vorbilder sind Wieland und Bürger, so wie neben Ersterm sein Landsmann Meißner im Roman. Sein eigentliches Gebiet war die komische Erzählung, der vormals sogenannte Schwank, in dessen Wiederanbau er, einer der ersten und begabtesten, mit großem Erfolg auftrat. Seine balladenartigen Schwänke bekunden ein vorzügliches Talent der Anschauung und Darstellung besonders komischer Partieen im Leben, gesunden Witz und harmlose gute Laune, die freilich nicht mit Humor im rechten Sinn verwechselt werden darf. Doch verführte ihn der Hang, lustig zu sein, nicht selten zu veralteten wirkungslosen Späßen, ja zu frivolen und schlüpfrigen Schilderungen, während seine Satyre viel zu oberflächlich, und in farbloser Allgemeinheit gehalten ist. Ueber die Auffassung der materiellen Seite der Sage erhob er sich kaum; er wagte nie den Schwung der Begeisterung, selten den der Phantasie, da es ihm an ästhetischer Tiefe und Kraft gebrach; wenn es aber hin und wieder geschah, wie in den Balladen, welche die Saiten des Ernsthaften und Tragischen anschlagen, gerieth er in Mißverstehen der Gattung, und nahm dann zum Peinlichsten und Grellsten seine Zuflucht, z. B. im „Vatermörder" (zuerst abgedruckt in Meißner's Zeitschrift „Zur ältern Literatur und neuern Lektüre"), worin derselbe Stoff behandelt ist, welchen Schiller zu den Räubern vorfand. (Die Fabel des Schiller'schen Stückes ward nach und nach zusammengesetzt aus einer Erzählung von Schubart „Zur Geschichte des menschlichen Herzens" (im schwäb. Magazin 1775), einer andern Geschichte „Die beiden Alten", die schon Lenz bearbeitet hatte, aus dem Inhalte von Müller's Faust, und aus Erinnerungen an Shakespeare, Gerstenberg und Lessing.) Sind nun auch seine negativen Verdienste vor den reellen, unter welchen seine überaus leichte und gefällige Art zu versificiren noch hervorgehoben werden muß, überwiegend, so wird man sich nichts destoweniger an der schönen, natürlichen Herzlichkeit und echt wohlwollenden Gesinnung dieses einst so beliebten Schriftstellers erwärmen und an mancher fröhlich-witzigen Situation in seinen Darstellungen ergötzen.

Schriften.

Gedichte. 2 Bde. Leipz. 1788. 1800. N. verb. Aufl., 2 Bde. m. Portr. 1820. Neueste Aufl. das. 1860.
Schwänke. 2 Thle. Dresd. 1792. Desgl. 2 Thle., Leipz. 1795. — 3. verb. u. vermind. Ausg. in 1 Bde. Berl. 1816. — Neue Schwänke. Das. 1799.
Miscellen. Berl. 1793.
Feierabende. 3 Bde. Leipz. 1793—95.
Talismane gegen die Langweile. 3 Bde. Berl. 1801—2.
Der graue König. Ein novantiker Roman. Berl. 1803.
Romantische Copien. Leipz. 1802.
Neue Schriften. 2 Bde. Berl. 1804.
Novellen. Berl. 1804.
Die Schule der Eleganz. Posse. Berl. 1805.
Der Ritter der Wahrheit. 2 Bde. Berl. 1805.
Thomas Kellerwurm. Roman. Berl. 1806.
Zeitschwingen. Das. 1807.
Franz und Rosalie. Roman. Das. 1808.
Der Sonderling und seine Söhne. Roman. Das. 1809.
Der Bräutigam ohne Braut. Roman. Berl. 1810.
Kleine Romane und Erzählungen. 2 Bde. Das. 1812—14.
Neuere Gedichte. 2 Thle. Tübingen. 1812 u. 1823.
Jocus. Kleiner Almanach für Freunde des Scherzes. Berl. 1813.

Die Kleinstädter und der Fremdling. Roman. Das. 1814.
Unterhaltungen für müßige Stunden. Das. 1815.
Magister Zimbels Brautfahrt und andere scherzh. Erzählungen. Das. 1820.
Deutscher Liederkranz. Das. 1820. N. Ausg. 1830.
Mährchen und Erzählungen. Das. 1821.
Ganymeda. 2 Bde. Das. 1823.
Jocus und Phantasus. Das. 1824.
Vacuna. Das. 1826.
Herbstrosen. Das. 1829.
Sämmtliche Schriften. Vollst. vom Verf. selbst besorgte, verb. u. verm. Orig.-Ausg. letzter Hand. 30 Bde. m. Stahlstichen. Stuttg. 1835—37. — Neue Ausgabe, mit Langbein's Lebensgeschichte von Fr. Wilh. Gödike. 16 Bde., ebd. 1845.
Sämmtliche Gedichte. 4 Thle. Stuttg. 1838; 2. Aufl. 1841. N. Ausg. m. Stahlst. 1843.
Prosaische Schriften. 12 Bde. m. Stahlstichen. Stuttg. 1847.
(Hierzu vgl. Gelehrtes Berlin. 1826, S. 148 ff.)

---

38. Der Vatermörder.

Graf Eulenfels war reich an Gold,
Doch arm an Lebensfreuden.
So wie der Uhu lichtscheu grollt,
Sah man ihn Menschen meiden.
Ihn nagt' ein Wurm, der nimmer wich
Und doppelt hart ihn quälte,
Als seine Tochter Anna sich
Mit Ritter Horst vermählte.

Sein Tiefsinn lähmte Spiel und Tanz
Bei ihrem Hochzeitfeste,
Und seiner hundert Kerzen Glanz
Bestrahlte stumme Gäste.
Der brave Ritter, Karl von Sturm,
Befand sich unter diesen;
Ihm ward ein Zimmer nah am Thurm
Des Schlosses angewiesen.

Nach Mitternacht entschlief er kaum
Im weichen Schwanenbette,
Da weckt' ihn aus dem ersten Traum
Das Klirren einer Kette.
Er horcht und wähnet, daß sein Ohr,
Vom Schlaf betäubt, ihn trüge;
Doch klirrt's bald näher, als zuvor,
Und klirrt schon auf der Stiege.

Es tappt im Vorsaal her und hin,
Tritt in's Gemach und rasselt
Am Bett vorüber, zum Kamin,
Wo noch die Flamme prasselt.
Hier stöhnt es dumpf und schauerlich,
Wie aus dem tiefsten Grabe:
„Huhu! wie lange, seit ich mich
Nicht mehr gewärmet habe!“

Der Ritter, dem ein wenig graut,
Schiebt seine Bettgardine
Mit leiser Hand zurück, und schaut
Zum flammenden Kamine.

Hier saß, des Todes Bild, ein Greis,
Mit Lumpen nur behangen;
Sein langer Bart floß silberweiß
Von leichenfahlen Wangen.

Bald sah er irr und wirr umher,
Bald starrt' er nach den Dielen.
Es schien, als wogt' in ihm ein Meer
Von marternden Gefühlen;
Denn, wie zerrüttet im Gehirn,
Rang er die Knochenhände,
Und stieß verzweifelnd seine Stirn
An des Kamines Wände.

„„Unglücklicher!““ rief Karl, „„halt ein!
Was drückt dich für ein Jammer?
Sprich! — oder ruhte dein Gebein
Schon in des Todes Kammer?““ —
Der Greis schrickt auf und schwankt zu ihm:
„Laßt, Fremdling, Euch nicht bangen!
Ich bin ein Mensch, kein Ungethüm,
Und sitz' im Thurm gefangen.“ —

„„Mensch oder Geist, entdecke mir
Aufrichtig deine Leiden!
Bei Ritterwort, ich helfe dir,
So du's verdienst, mit Freuden!““ —
„Ja, Ritter, ich will Euch mein Leid
Aus offnem Herzen klagen;
Doch sagt erst, warum rollten heut
Durch's Schloß so viele Wagen?“ —

„„Du Armer! stirbt dein Lebensrest
In so ganz ödem Banne?
Erfuhrst du nichts vom Hochzeitfest
Der jungen Gräfin Anne?““ —
„Kein Wort! — Heil meiner Enkelin,
Und Gott sei ihr Berather! —
Ihr glaubt, ich rase; nein, ich bin —
Ich bin des Grafen Vater. —

„Ja, Herr, ich sag' es noch einmal:
Mein Sohn ist der verruchte
Graf Eulenfels, den ich zur Qual
Des Abgrunds oft verfluchte.
Er hat, der seltne Bösewicht,
Mit Ketten mich beladen,
Denn seiner Habsucht fraßen nicht
Mich früh genug die Maden.

„Der Unmensch zeigte sich schon klar,
Da noch die Kinderstube
Der Schauplatz seiner Thaten war,
Als ungerathner Bube.
Er wuchs und seine Bosheit mit;
Ja, kaum so zeitig machte
Sein Körper den Vollendungsschritt,
Als sie ihn schon vollbrachte.

„Bei einem jungen Edelmann,
Deß Vater wenig Wochen
Vorher gestorben war, begann
Die Höll' in ihm zu kochen.
Als Jenen er umgeben fand
Von Reichthum und Vasallen,
Da fiel er, von der Menschheit Rand,
Dem Teufel in die Krallen.

„Er kam mit finsterm Geist zurück,
Das Schloß war ihm zu enge;
Er rühmte laut des Erben Glück,
Und seines Goldes Menge;
Mir aber warf er Blicke hin,
Vor denen ich erbebte;
Mit Schrecken las ich hell darin,
Daß ich zu lang ihm lebte.

„So sah ich einen Monat lang
Auf mich sein Auge blitzen;
Dann überwältigt' ihn der Drang,
Mein Alles zu besitzen.
Vermummte brachen bei mir ein,
Entrissen mich dem Bette,
Und legten, taub bei meinem Schrei'n,
Im Thurm mich an die Kette.

„Bald hört' ich Nachts, der Welt zum Trug,
Die Todtenglocke schallen,
Und einen blinden Leichenzug
Zur Gruft der Väter wallen.
Vollführt war nun die Scheidewand,
Die von der Welt mich trennte.
O, daß ich Euch, was ich empfand,
Recht klar beschreiben könnte!

„Vergebens fleht' ich: Lasset doch,
Eh' meine Augen brechen,
Mich nur zwei Augenblicke noch
Mein Kind, den Grafen, sprechen!
An jedem Morgen kommt und bringt
Ein Stallknecht des Tyrannen
Mir Brod und Wasser, pfeift und singt.
Und gehet kalt von dannen.

„So sind schon zwanzig Jahre mir
Im Burgverließ verflossen.
Mein Wärter hatte heut die Thür
In Eile nicht geschlossen,
Drum hat mein Anblick Euch erschreckt. —
Der Hahn beginnt zu krähen,
Ich will, eh' man mich hier entdeckt,
In mein Gefängniß gehen.“ —

„„O hartes Schicksal, das Euch traf!““
Rief Karl gerührt, „„ich schwöre
Euch Rach' und Freiheit, armer Graf,
Bei Gott und Ritterehre!
Kommt, eh' die Ungeheuer hier
Vom Schlummer noch erwachen!
Kommt eilend fort, dann könnet Ihr
Des Tiegers Wuth verlachen!““ —

„Nein, Ritter! meine Einsamkeit
Ist mir nun lieb geworden,
Ich höre nichts von Krieg und Streit,
Von Rauben und von Morden;
Die Stille meines Kerkers mag
Ich nicht mit Lärm vertauschen,
Drum laßt mich gehn! Schon graut der Tag,
Man möcht' uns hier belauschen.“

„„Mag lauschen Mordgier und Verrath,
Folgt mir nur mit Vertrauen!
Mein Rachschwert soll Euch einen Pfad
Durch Eure Feinde hauen;
Wollt Ihr in heißer Thränenfluth
Hier Euer Leben enden?
Nein, geht mit mir, und Gut und Blut
Will ich für Euch verspenden!

„„Ihr zaudert, Graf! Soll ich sofort
Hin nach der Hofburg jagen,
Und den entmenschten Unhold dort
Am Fürstenthron verklagen?““
„O nein, o nein! — Gewissenspein
Ist drückender als Ketten;
Von ihr kann mich kein Gott befrein,
Wie sollt' ein Fürst mich retten?

„Seht Ihr das Blut dort an der Wand?
Dieß Blut hier, wo wir stehen?
Und flöh' ich an des Meeres Strand,
So würd' ich's dort auch sehen!
Dieß Blut — ach, meines Vaters Blut! —
Wird mich bei Gott verklagen!
Voll Gier nach seinem Gold und Gut,
Hab' ich ihn hier erschlagen! —

»Fort, fort! der Boden glühet hier!
Ach Ritter, helft mir beten!
Seht Ihr den Mann voll Wunden mir
Den Ausweg dort vertreten? —
Hinab, hinab, erzürnter Geist,
Hinab in deine Höhle!
Ich folge dir — mein Herz zerreißt —
Gott gnade meiner Seele!« —

Hinsinkend in des Todes Traum
Mit wilder Krampfgeberde,
Fiel, wie ein umgehauner Baum,
Der Mörder jetzt zur Erde.
Ein Eisstrom des Entsetzens goß
Sich durch des Ritters Glieder,
Er floh das grauenvolle Schloß,
Und sah's hinfort nicht wieder.

---

39. Der Landjunker und sein Pudel.

Mit Pfiffen steuert mancher Wicht
Sein Schifflein in den Port;
Doch mir gedeihen Pfiffe nicht,
Das glaubt mir auf mein Wort!
Hart stieß unlängst mein Lebensschiff
An eine Klippe, weil ich pfiff.

Der Hauptstadt heißes Pflaster war
Nie recht nach meinem Sinn;
Jüngst aber zog, wie Jahr für Jahr,
Der Roßmarkt mich dahin.
Am Abend war mein Werk gethan,
Die Langeweile focht mich an.

Sogar mein Pudel schien von ihr
Viel Unlust auszustehn.
»Komm«, sprach ich, »du getreues Thier,
Laß uns in's Schauspiel gehn!«
Der Zettel meldete zum Glück
Ein neues Prunk- und Heldenstück.

Am Kassentische welch Gewühl!
Man stürmte dran und drauf,
Als gäb's um einen Pappenstiel
Ein Königreich zu Kauf.
Es war ein Kreuz, wie mir's erging,
Eh' ich die Einlaßkart' empfing.

Dann aber zeigt' ich, Drang um Drang,
Daß ich ein Kraftmann bin.
Ich kämpfte das Parterr' entlang
Zum Geigerplatz mich hin,
Und durch der Ellenbogen Muth
Saß ich am Ende vorn sehr gut.

Der Vorhang stieg; ein lautes »Ah!«
Entwischte meinem Mund
Ob all den Wundern, die ich sah;
Denn männiglich sei's kund:
Ich war, trotz meiner Jahre Last,
Zum erstenmal ein Schauspielgast.

Die Menschenpuppen däuchten mir
Mitunter wie von Holz.
Geschmückt mit Helm und Federzier
Erschien ein Ritter stolz;
Er machte Schritte, wie mein Hahn,
Und schnob die Andern grimmig an.

Nur gegen seine Dirne that
Er nicht so löwenwild;
Hart drängten Bosheit und Verrath
Ihn und das Frauenbild;
Doch standhaft schwur der junge Leu
Dem zarten Mägdlein Lieb' und Treu'.

Beim Wörtchen T r e u e fiel mir schnell
Mein treuer Pudel ein;
Weg war der ehrliche Gesell,
Mir schoß auf's Herz ein Stein.
Was fragt' ich nun nach jenem Bund?
Ich pfiff in Aengsten meinem Hund.

Und hundert stimmten, nah und fern,
Hell ein in meinem Ton.
Ei! sind die Pudel dieser Herrn
Auch eben jetzt entflohn? —
Doch nein! es ist wohl Artigkeit,
Die meinem Kummer Hülfe leiht.

So sprach ich mit mir selbst, ich Tropf,
Und pfiff und pfiff und pfiff,
Bis mir ein krauser Schwedenkopf
Rasch nach der Kehle griff.
»Herr!« schrie er mit entflammtem Blick,
»Was pfeift Ihr? Gilt es meinem Stück?«

»»Ihr schwärmt wohl?«« sagt' ich, »»welcher Wahn!
Mein Pfeifen, daß Ihr's wißt,
Geht Euer Machwerk gar nichts an,
Wenn es kein Pudel ist!«« —
Ja, 's ist ein Pudel! rief rundum
Mit Hohngeschrei das Publikum.

Gelächter ohne Maß erscholl
Durch's hohle weite Haus.
Das Männlein brach, darüber toll,
In neue Flammen aus;
Zornsprühend hob's die Hand empor,
Und zielte scharf nach meinem Ohr.

Ich aber faßt' es an der Brust,
Und drückt' es in den Staub.
Wie jubelte die Schadenlust!
Man ward dabei fast taub,
Und eher fand der Lärm kein Ziel,
Als bis der Bühne Vorhang fiel. —

O Seifenblase, Dichterruhm!
Ein Hauch — und du bist hin! —
Des Krauskopfs Schmach und Märtyrthum
Liegt mir doch schwer im Sinn.
Leicht büß' ich an demselben Ort
Die Schuld bei diesem Ehrenmord.

Denn hört, ich schreib' ein Trauerspiel,
Das ich mit Lust begann,
Weil man auf Bühnen jetzt so viel
Durch Pferde wirken kann.
Ein Goldquell im Theater springt,
Wenn dort ihr Eisentritt erklingt.

Tief in der edlen Rosse Geist
Drang meine Forschgier ein;
Drum, Freunde, darf ich mich wohl dreist
Der Roßspieldichtung weihn.
Ihr sollt, was nie zuvor geschehn,
Selbständig Pferde handeln sehn.

Des Schauspiels Rollen sind von mir
Im Marstall schon vertheilt.
Seht euch am Spieltag vor, daß ihr
Noch einen Platz ereilt!
Doch — eine Bitte von Gewicht:
Verlieret eure Pudel nicht!

---

40. Die Belagerung.

Vor alter Zeit ward eine Stadt
Von Feinden eingeschlossen,
Und Tag und Nacht mit einer Saat
Von Kugeln heiß begossen.
Die Mauer trotzte zwar dem Sturm,
Doch bald begann der Hungerwurm
In zwanzigtausend Magen
Mit scharfem Zahn zu nagen.

Wie Schatten lief das Volk herum
Und schrie: „Ergebt euch, Narren!
Der Hunger zieht mich schief und krumm;
Ich kann nicht länger harren!“ —
Da schritt mit Löwenmuth herbei
Ein Meister von der Schneiderei,
Gebietend: „Still, ihr Memmen!
Ich will dieß Unglück hemmen!“ —

Drauf ließ sich dieser kühne Held
In eine Bockshaut nähen,
Und sich als Bock vor aller Welt
Stracks auf der Mauer sehen.
Er meckerte vom hohen Wall
Auch so natürlich, daß der Schall,
Den weit und breit man hörte,
Die Feind' im Lager thörte.

„Ha!“ fluchten sie, „hol' euch die Pest!
Am klügsten wär's, wir gingen.
Nun läßt sich doch das Teufelsnest
Auch nicht durch Hunger zwingen,
Das Volk hat Fleisch noch, wie man spürt;
Seht, auf dem Wall umher spaziert
Ein wohlgenährtes Böckchen,
Und meckert wie ein Glöckchen!“

Sie brachen auf, und bald war schon
Kein Feind mehr in der Runde.
Doch Undank ist der Erde Lohn;
Denn seit derselben Stunde,
Da dieser Schneiderheld die Stadt
Als Ziegenbock befreiet hat,
Gefiel's dem rohen Haufen,
Die Schneider so zu taufen.

---

41. Das Weingericht.

Es lebte vor Zeiten ein lustiger König,
Der nimmer sich quälte mit Sorgen um's Land,
Und täglich so becherte, daß er oft wenig
Sein eigenes Selbst zu beherrschen verstand.

Einst tafelt' er köstlich mit seinen Magnaten,
Trieb mancherlei Kurzweil und gnädigen Spaß,
Und neckte sich viel mit dem dicken Prälaten
Sylvester, der schmunzelnd zur Linken ihm saß.

„Herr Abt, Ihr entseeltet manch ehrliches Tönnchen,
Und pranget jetzt selber in Tonnengestalt!
Nun sagt doch, Ihr weises, erfahrenes Männchen,
Welch' Weinchen Euch immer für's lieblichste galt?“

„„Schwer, Allerdurchlauchtigster! dünkt mich die Frage,
Und schlimm wird mein kurzes Gedächtniß bestehn;
Es müssen, bevor ich ein Endurtheil wage,
Die Weinchen jetzt nochmal die Musterung gehn.““

„Ei, wißt ihr nicht künstlich durch Blumen zu sprechen!
Ihr schleichet zum Ziele fein listig und krumm,
Und hängt Eurer langen Begierde zum Zechen
Den Mantel des kurzen Gedächtnisses um!

„Wohlan, dieser Pfaffenkniff soll Euch gelingen!
Mein Oberhofmundschenk mag deßhalb geschwind
So viel Nationen zur Musterung bringen,
Als ihm in dem Keller jetzt unterthan sind.

„Laßt heut' uns ein förmliches Weingericht halten!
Wir nehmen selbander den Richterplatz ein;
Und daß doch die Herr'n auch ein Aemtchen verwalten,
So mögen sie unsere Beisitzer sein.

„Den Wein, der vor andern uns lieblich wird munden,
Erklär' ich zum König dann durch ein Edikt;
Doch haben wir schofeln darunter befunden,
Der werde mit Acht und mit Banne bestrickt."

„„Herr König, Ihr redet ja trotz Salomonen!""
Rief fröhlichen Muthes der geistliche Mann,
Und schon trat mit Weinen von zehn Nationen
Der Oberhofmundschenk gehorsamst heran.

Als Richter und Schöppen das Werk nun begannen,
Da nippten sie, — ihnen zur Ehre sei's kund, —
Nicht faselnd und obenhin bloß von den Kannen,
Sie tranken gewissenhaft tief auf den Grund.

So klug und bedächtig erforschten und probten
Sie jegliches Weinchen zwar einige Mal;
Doch, was sie auch mäkelten, was sie auch lobten,
Kam's dennoch zu keiner einstimmigen Wahl.

Vor ihren hochglühenden Nordscheingesichtern
Rundtanzten indessen schon Fenster und Wand,
Und Becher und Humpen entstürzten den Richtern
Mit plätschernden Strömen aus zitternder Hand.

Auch hatten die Herren Gerichtsassessoren
— Sonst Helden bei Becher, wie Eisen und Stahl —
Ihr Gleichgewicht jetzt auf den Stühlen verloren,
Und fanden's erst wieder platt unten im Saal.

Der Mann mit der Kron' und der Mann mit der Glatze
Erhielten sich länger bei Ehren und Kraft;
Doch wurden sie sackvoll auch endlich vom Platze
Durch nüchterne Diener zu Bette geschafft.

Und so ward denn nun kein Edikt unterschrieben,
Das einen Monarchen der Weine bestellt.
Drum küre sich Jeder nach eignem Belieben
Den Wein, der ihm selber am besten gefällt!

---

42. Das Hemd des Glücklichen.

Ein König lag gefährlich krank,
Und gab sich selbst verloren.
Ihm half kein Pulver und kein Trank
Der trefflichsten Doktoren.
Ihr großer Kriegsrath vor dem Bett
War seinem Fieber ein Gespött.

Die Opern wurden eingestellt,
Es ruhten alle Geigen;
Man sah des Hofes feine Welt
Viel Schmerz mit Anstand zeigen,
Und sie verschrieb sich, wie es hieß,
Schon Trauerkleider aus Paris.

Dem alten Hofnarr'n schien sogar
Die Zunge weggeschnitten;
Er, der sonst schwatzte wie ein Staar,
Trat, wenn die Aerzte stritten,
In ihre Mitte wie ein Tropf,
Und wiegte still den Satyrkopf.

Einst aber fiel der Stummheit Schloß
Ihm plötzlich von dem Munde:
„Ihr Großperrücken", brach er los,
„Ihr taugt nur für Gesunde!
Trotz euerm Griechisch und Latein
Stellt, wo er will, der Tod sich ein!

„Vor euern Augen hat er schon
Die Majestät beim Kragen,
Und hört mit Lachen euer Drohn,
Ihn aus der Burg zu jagen;
Drum packt euch selbst! Es lebt ein Mann,
Der ihm die Spitze bieten kann.

„Er ist, was ihr allsammt nicht seid,
Ein großer Hexenmeister,
Und bannt, berufen weit und breit,
Die schlimmsten Höllengeister;
Auch prophezeit er auf ein Haar,
Und heilet Kranke wunderbar."

„Ei! was versteht ein Narr davon?"
Sprach stolz ein Mediziner.
„Pah!" rief der König, „schweig Patron!
Er ist mein klügster Diener;
Verachte, Hänsel, sein Geplärr,
Und schaff' mir deinen Zauberer!"

Des Meisters Siedelhütte stand
In einem nahen Haine,
Und schnell macht' er, an Hänsels Hand,
Sich auf die schwachen Beine.
Er war, wie Nestor, hochbejahrt,
Und ellenlang sein Silberbart.

Matt hustete die Majestät
Ihm ihren Gruß entgegen:
„Willkommen, würdiger Prophet,
Willkommen, mir zum Segen!
Sprich redlich, muß ich schon hinab
Vom hohen Thron in's tiefe Grab?“

„„Das kann ich,““ sprach der ernste Greis,
„„Nicht auf der Stelle sagen;
Ich muß zuvor mit stillem Fleiß
Drob die Planeten fragen;
Erst mit dem nächsten Morgenroth
Verkünd' ich Leben oder Tod.““ —

So trat er ab, und überließ
Die Hoheit ihren Sorgen;
Doch kam er treu, wie er verhieß,
Zurück am andern Morgen,
Und trug ein Buch in seiner Hand,
Deß Räthselschrift nur er verstand.

„„Herr König,““ sprach er, „„furchtbar steht
Der Tod Euch nach dem Leben;
Doch werden Eure Majestät
Sich stracks gesund erheben,
Wenn Euern Leib ein Hemd umschließt,
Deß Eigner volles Glück genießt.““

Die Schranzen lachten. — „Er ist toll!“
Lief ringsum das Geflüster;
Doch der Monarch sprach hoffnungsvoll
Zum Premierminister:
„Graf Sterz, das schlägt in Euer Fach,
Schafft solch ein Hemd in mein Gemach!

„Was sinnet Ihr und werdet bleich?
Ihr rühmtet ja noch heute:
Durch Eure Sorgfalt sei mein Reich
Voll hochbeglückter Leute!
Stellt doch von dieser großen Schaar
Nur einen Einzigen mir dar!“

Der Staatsmann schlich vom Krankenbett
Mit Wolken im Gesichte,
Verschloß sich in sein Kabinet,
Und fluchte der Geschichte.
Zehn Federn wurden wild zerknickt,
Und dann gerieth erst dies Edikt:

„Kund und zu wissen: Furchtbar steht
Der Tod Uns nach dem Leben;
Doch werden Wir, sagt ein Prophet,
Uns stracks gesund erheben,
Wenn Unsern Leib ein Hemd umschließt,
Deß Eigner volles Glück genießt.

„Wem also Noth und Kummer fremd,
Der wird ersucht in Gnaden,
Er leih' Uns fördersamst ein Hemd,
Wär's auch von grobem Faden;
Schlägt's an, so lohnen Wir's mit Gold,
Und bleiben dem Besitzer hold.“ —

Feucht von der Presse hing dies Blatt
Kaum an den Straßenecken,
Da sah man schon die halbe Stadt
Empor die Hälse recken;
Sie las den Brief, und goß ein Meer
Von bittern Glossen drüber her.

Die Armuth rief: „Daß Gott erbarm'!
Wir sind die rechten Leute!
An Lasten reich, an Hemden arm,
Sind wir des Elends Beute;
Der Steuerbote stürmt in's Haus,
Und schüchtern flieht das Glück hinaus.“ —

Manch Andrer las des Königs Schrift
Mit eingebißner Lippe,
Und dachte stumm, voll Gall' und Gift,
An seine Frau Xantippe,
Die ihm, als wär' es ihr Beruf,
Durch Zanksucht eine Hölle schuf.

Kurz, Jeder trug ein Kreuz von Blei
Tiefseufzend auf dem Rücken,
Und fand, daß es sein Werk nicht sei,
Ein Hemd nach Hof zu schicken.
Dort harrte man bei Tag und Nacht,
Und nicht ein Läppchen ward gebracht.

„Verdammt!“ rief der Minister aus,
„Das wird man hämisch deuten!
Spannt an!“ — Er fuhr von Haus zu Haus
Nun selbst zu solchen Leuten,
Die der gemeine Wahn der Welt
Für überirdisch glücklich hält.

Er fuhr zu Reichen, die mit Lust
In ihrem Golde wühlten;
Zu Großen, die mit hoher Brust
Schier Götterwürde fühlten;
Zu manchem jungen Ehepaar,
Das funkelneu verbunden war.

„Ihr Theuern,“ sprach er, „es entsteht
Bei Hofe viel Befremden,
Daß ihr nicht Seiner Majestät
Zu Hülfe kommt mit Hemden;
Bei Gott, wenn ihr nicht glücklich seid,
So ist's kein Kind der Sterblichkeit!“

Viel Herr'n und Damen wurden roth,
Ein andrer Theil erbleichte;
Sie trugen all' ein Päckchen Noth,
Doch scheuten sie die Beichte,
Und öffneten dem Grafen Sterz
Den Wäschschrank lieber als ihr Herz.

Man gab ihm Hemden ohne Zahl,
Sie faßte nicht sein Wagen,
Und in der Hofburg kaum ein Saal,
Wo sie, wie Berge, lagen.
Der König ließ sie durch die Bank
Sich rastlos anzieh'n und — blieb krank.

„Das dacht' ich!“ rief der treue Hans,
„Trotz weisen Excellenzen
Sag' ich, der Narr: nur eine Gans
Sucht Glück in Residenzen;
Da ist doch Alles blauer Dunst,
Und Affenspiel und Katzengunst!“

„Sehr wahr!“ fiel ihm sein Herr in's Wort,
„Mein Hans spricht klug und bieder;
Drum, Graf, macht Euch auf's Land sofort,
Und kommt nicht eher wieder,
Bis Euch der rechte Fund gelingt,
Und Ihr Gesundheitshemden bringt!“

Der Graf schnitt Hansen ein Gesicht,
Und brummte: „Bärenhäuter!“
Warb einen Hofherrn von Gewicht
Sich eilig zum Begleiter,
Und fuhr in's Kreuz und in die Quer
Vier Wochen lang mit ihm umher.

Ein blasender Trompeter ritt
Einher vor ihrem Wagen,
So ging's durch Dörfer, Schritt für Schritt,
Mit wiederholten Fragen:
„Ist nicht ein Glücklicher allda?“
Doch keine Stimme sagte Ja.

„Was hilft die Kreuzfahrt!“ rief der Graf,
„He! Kutscher, umgewendet!
Der Pickelhäring hat uns brav
In den April gesendet!
Das Volk denkt, wenn es Glück gesteht,
Wird flugs der Steuerfuß erhöht.“

„So ist's!“ bejahte der Gefährt',
„Man hat bei Wurst und Schinken
Nun auch des Kochs genug entbehrt,
Und fast will mich bedünken,
Daß der verwirrte Astrolog
Den guten König nur betrog.“

Drauf rollten denn die hohen Herrn
Der Königsstadt entgegen;
Sie suchten jetzt Fortunens Stern
Auf andern Seitenwegen,
Und fanden hier auch manches Stück
Des besten Schinkens, nur kein Glück.

Doch als sie einst beim Morgenstrahl
Die Fahrt begonnen hatten,
Erscholl aus einem Wiesenthal,
In eines Wäldchens Schatten,
Am Bord des Weges ein Gesang,
Der so in muntern Tönen klang:

„Juchhei! ich bin ein froher Wicht,
Als hätt' ich Fürstengüter;
Ich lach' euch kühn in's Angesicht,
Ihr stolzen Mammonshüter!
Juchhei! ich bin ein reicher Mann,
Der euern Bettel missen kann!“ —

„Ha! welche Stimme jubelt dort
Im Dunkel jener Buchen?
Dort trillert, auf mein Ehrenwort!
Der Phönix, den wir suchen!“
So sprach der Graf zum Herrn Kompan,
Und rief dem Kutscher zu: „Halt an!“

Aussteigend ließen sie waldein
Sich von dem Liede weisen,
Und sahen bald ein Bäuerlein
Aus seinem Milchnapf speisen.
Der Bursch, ein frisches junges Blut,
War lauter Leben, Kraft und Muth.

Mit welcher Seelenlust er aß!
Wie lachten Aug' und Stirne!
Und, was nicht übel war, ihm saß
Zur Rechten eine Dirne,
Wie Reben schlank, doch drall und rund,
Und wie ein Fisch im Bach gesund.

Er küßte sie, den Lauschern lief
Dabei der Mund voll Wasser.
„Das ist, bei meiner Ehre!“ rief
Der Graf, „ein rechter Prasser!
Er würzt mit Küssen seinen Schmaus,
Und lacht den reichsten Schwelger aus.“

Sie traten näher. „Ha! mein Freund,
Schmeckt's schon so früh am Morgen?
Du scheinst mir ein geschworner Feind
Von Grillen und von Sorgen!
Täuscht nicht die Sprache deines Blicks,
So sitzest du im Schooß des Glücks!“

»Da sitz' ich«, sprach die gute Haut,
»Mich nähren Arm' und Hände;
Und sagt mir, wo ich eine Braut
So schön, wie diese, fände?
Schaut sie mir freundlich in's Gesicht,
So tausch' ich mit dem König nicht!«

»Der arme König!« rief der Graf,
»Er liegt in Fieberketten;
Doch du kannst ihn vom Todesschlaf
Mit leichter Mühe retten:
Ein Hemd — sprach eines Zaubrers Mund —
Ein Hemd von dir macht ihn gesund!«

»Ein Hemd von mir?« — versetzte Veit
Mit staunenvollen Mienen —
»Es thut mir in der Seele leid,
Ich kann damit nicht dienen;
Ich habe vollauf Freud' und Glück,
Allein von Hemden nicht ein Stück.«

»Gott!« rief der Staatsmann und ward bleich,
»Der Glücklichste im Lande
Besitzt kein Hemd! — Das stürzt das Reich
Und mich in Noth und Schande!« —
Er sang betrübt dies Klagelied,
Als eben der Monarch verschied.

Friedrich von Schiller,

Deutschlands größter Volksdichter und vorzüglichster Dramatiker, mit vollem Namen Johann Christoph Friedrich, wurde nach seiner eigenen Angabe (s. Briefwechsel mit Körner 2. 133) am 10. November 1759, nach dem Marbacher Taufregister aber (wie Gust. Schwab im Leben Schiller's S. 34 nachweist) am 11. dieses in dem württembergischen Städtchen Marbach und zwar im Hause der Eltern seiner Mutter geboren. Diese, Elisabetha Dorothea, geborene Kodweis, eine sanfte, milde, sehr achtbare Frau, übte den ununterbrochensten Einfluß auf Gemüth und Geist des Knaben, der frühe schon die frommen und erhebenden alten Kirchengesänge durch sie kennen lernte. Kaum sechs Jahre alt, kam er 1765 nach Lorch. Der Vater, Johann Kaspar, württembergischer Offizier, war mit Abschluß des Hubertsburger Friedens (1763) auf die Dauer in die Heimath zurückgekehrt und hatte als herzoglicher Hauptmann seinen Standort zunächst in Ludwigsburg erhalten, von wo er als Werbeoffizier nach Schwäbisch-Gmünd beordert wurde mit der Erlaubniß, in dem Grenzorte Lorch zu wohnen. Im Hause des Diakonus Phil. Ulr. Moser erhielt Friedrich den ersten regelmäßigen Unterricht. Nicht selten weilte da der künftige Dichter in den Hallen der uralten und düstern Kirche bei den Gräbern der Hohenstaufen. Diese religiösen und geschichtlichen Eindrücke, aufgenommen in des Knaben Gemüth, waren vielleicht die ersten Fäden des magischen Gewebes der tragischen Darstellung, die der Genius in seiner Seele anlegte. Im Jahre 1768 zog die Schiller'sche Familie nach Ludwigsburg, dem damaligen württembergischen Versailles, indem der Vater der dortigen Garnison zugetheilt wurde. Hier besuchte Friedrich die lateinische Schule und erhielt auch, da man ihn zum Theologen bestimmt glaubte, Unterweisung im Griechischen und Hebräischen. In dieser Zeit sah er zum ersten Mal ein Theater, glänzend, wie es die Prachtliebe des Herzogs Karl erwarten ließ. Die Wirkung des Schauspiels auf den jungen Schiller wird als mächtig geschildert, so daß alle seine Spiele sich dieser neuen Welt zukehrten und er bis in sein vierzehntes Jahr dramatische Scenen mit ausgeschnittenen Puppen aufführte. Als 1770 der Vater zum Aufseher der künftigen Gartenanlagen und Baumschulpflanzungen bei dem herzoglichen Lustschlosse Solitüde ernannt und dahin versetzt wurde (gestorben daselbst am 7. Septbr. 1796 als Oberstwachtmeister und Inspektor der Baumschulen des Landes), übergab er den Sohn dem äußerst strengen Magister Joh. Friedr. Jahn, Rektor der Lateinschule, in Wohnung und Kost; die Einschüchterungen dieses Mannes verfehlten nicht, seinem Wesen etwas Aengstliches zu verleihen. Des Knaben poetisches Talent offenbarte sich zuerst in lateinischen Distichen; das erste Gedicht in deutscher Sprache verfaßte er 1772 am Tage vor seiner Konfirmation. In diesem Jahre sollte Schiller, bei seiner Neigung zum geistlichen Stande, in eine der Klosterschulen des Landes eintreten, erhielt jedoch im Januar 1773 eine Freistelle in der vom Herzog begründeten militärischen Pflanzschule auf der Solitüde, wo er sich, da er nicht Soldat werden wollte, 1774 für die nunmehr auch in den Lehrplan aufgenommene Rechtswissenschaft entschied. Bei der strengen pedantischen Zucht, welche in dieser Anstalt herrschte, konnte er sich mit wenig freiem Geist und frohem Sinn den Studien zu seiner allgemeinen Ausbildung hingeben, er lernte im ersten Jahre sehr wenig, nur im Lateinischen machte er Fortschritte, wogegen er im Griechischen gar nicht über die Anfangsgründe hinaus kam, so daß er z. B. die Lebensbeschreibungen des Plutarch, den er liebte, nur in der Uebersetzung lesen konnte.

Als 1775 (18. Nov.) die militärische Pflanzschule nach Stuttgart verlegt, zur hohen Karlsschule oder Karlsakademie erhoben und nun auch die Medizin unter die Lehrfächer aufgenommen war, entschloß sich Schiller für das Fach der Heilkunde, welches ihm durch die Psychologie in einer nähern Beziehung zur Poesie zu stehen schien. Die Schriften deutscher Dichter zu lesen, war den Karlsschülern verboten, sie wußten sich dieselben aber insgeheim zu verschaffen, und Schiller verwandte jede freie Minute auf schöne Literatur und Dichtkunst, sowie auf deren Hilfsmittel, die Geschichte. Außer Klopstock, Goethe und Lessing fesselten ihn besonders Schubart, Gerstenberg, Leisewitz u. A.; nicht selten wurden ihm Shakespeare (in Wieland's Uebersetzung) und andere nicht in den Studienplan des Instituts passende Werke durch die methodische Härte der Inspektoren weggenommen. Subordination war nämlich das Grundgesetz dieser berühmt gewordenen Anstalt; der Stock, die Degenklinge und die Trommel beinahe die einzigen äußerlichen Aufforderungsmittel zu den Studien. Trotzdem hatte Schiller seine poetische Kraft an einigen dramatischen Arbeiten versucht, betitelt „Der Student von Nassau“ und „Julian von Medicis“ (woraus einzelne Scenen in die „Räuber“ übergingen), welche, von ihm verworfen und vernichtet, nicht weiter bekannt geworden sind. Angeregt durch

Klopstock, schrieb er auch verschiedene lyrische Gedichte, von denen eine im Stil des Meisters verfaßte Ode „Der Abend" (in Haug's schwäbisch. Magazin; wieder abgedruckt in Viehoff's „Schiller's Gedichte erläutert rc." I., Stuttg. 1839) aus seinem sechzehnten Jahre herrührt, wogegen das wilde Pathos seines zweiten uns erhaltenen Gedichtes „Der Eroberer" 1777 (s. Viehoff I, 8) schon in die Bahn der Opposition einlenkte. Zwischen 1776 — 78 entwickelte sich zuerst in ihm der Trieb zum philosophischen Denken; die Schriften von Lessing, Garve, Mendelssohn und Rousseau wirkten auf ihn anregend, und die Philosophie wurde ihm schon damals, wie die Poesie, eine Herzensangelegenheit. (Die Geschichte dieser innern Entwickelung schildern seine „philosophischen Briefe", vgl. Briefwechsel m. Körner 1, 277.) Entwurf und Ausarbeitung der Hauptscenen seiner „Räuber" fällt zwischen 1778—1780. Im Jahre 1780, wo er gelegentlich eines Besuchs des Herzogs von Weimar in Stuttgart Goethe zum ersten Mal von Angesicht zu Angesicht sah, traten die poetischen Bestrebungen in den Hintergrund durch das angestrengte Studium der Medizin wegen der bevorstehenden Prüfungen. Seine Probeschrift: „Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen", worin er angeblich als Uebersetzung aus dem Englischen (Life of Moor, Tragedy by Krake. Act V. Sc. I.) eine Stelle aus seinen Räubern mittheilte (gedr. Stuttg. o. J.), genügte dem Herzog nicht; er ließ ihn erst Ende 1780 aus der Anstalt austreten, indem er ihn als Chirurgus, ohne Offiziersrang, einem Grenadierregimente in Stuttgart zutheilte.

Bereits 1781 waren **„Die Räuber,** ein Schauspiel" ohne des Verfassers Namen und auf eigene Kosten, d. h. mittelst erborgter zweihundert Gulden [angeblich zu Frankfurt und Leipzig; zwote Ausg. (in Tirannos) daselbst 1782, und zwote Ausg. mit dem nach rechts springenden zornigen Löwen, Frankf. a. M. bei Tob. Löffler; 3te Bühnen-Ausg. mit beiden Löwen, Mannh., T. Löffler (Schwan)] erschienen, das titanenhafte Erzeugniß der erbitterten Stimmung über die drückenden und beengenden Verhältnisse, denen er sich so lang hatte fügen müssen, und seiner daraus erwachsenen allgemeinen, bis zum Ingrimm gesteigerten Unzufriedenheit mit der Welt, später von ihm selbst als ein Ungeheuer bezeichnet und damit entschuldigt, daß klösterlicher Bildungszwang ihn mit Welt und Menschen nicht bekannt werden ließ. Der Intendant des Mannheimer Hoftheaters, Freiherr Wolfg. Herib. von Dalberg, hatte das Werk durch den Buchhändler Schwan daselbst, welchem als Mann von Geschmack und Urtheil der Dichter die einzelnen Bogen von der Presse weg hatte zugehen lassen, kennen gelernt und diesen veranlaßt, das Stück für die theatralische Aufführung umzuarbeiten. Am Tage der Aufführung (13. Jan. 1782) war Schiller mit dem Unterbibliothekar Petersen ohne Urlaub nach Mannheim gekommen und der seltene Erfolg der „Räuber", worin Iffland den Franz und Böck den Karl Moor spielten, ließ ihn an seinem Beruf zum dramatischen Dichter nicht länger zweifeln. Die Reise war so weit glücklich abgelaufen; doch hatte späterhin der Umstand, daß von Seiten eines angesehenen Graubündtners Klage wegen einer Stelle in diesem Trauerspiel war erhoben worden (sie lautet: „das Graubündtner Land ist das Athen der heutigen Gauner!"), den Herzog gegen ihn aufgebracht, der ihn nach Hohenheim beschied und ihm bei Strafe der Kassation und der Festung ferneres Komödienschreiben, überhaupt die Herausgabe von Schriften nicht medizinischen Inhalts, und jede Verbindung mit dem Ausland untersagte. Unterdessen legte er nichts destoweniger den „Fiesko" an, besorgte einen Musenalmanach „Anthologie auf das J. 1782" [gedr. anonym zu Stuttgart, angeblich „in der Buchdruckerei zu Tobolsko", meist aus Gedichten (40) Schiller's bestehend] und verband sich mit Abel und Petersen zur Herausgabe einer Vierteljahrschrift „Wirtembergisches Repertorium der Literatur" 1782, wovon aber nur drei Stücke auf Kosten der Herausgeber erschienen sind, welche u. a. eine Rezension der vorgenannten Anthologie, desgleichen eine namenlose Abhandlung Schiller's über die „Räuber" enthalten. Am 25. Mai ging er wieder heimlich und zwar in Begleitung der Frau Henriette von Wolzogen (geb. Marschalk von Ostheim) und einer Frau Vischer nach Mannheim und wohnte der zweiten Aufführung seines mit Begeisterung aufgenommenen Stückes bei; aber dießmal wurde das Geheimniß seiner Entfernung aus Stuttgart nicht bewahrt und der erzürnte Herzog bestrafte seinen Regimentsfeldscheer mit vierzehn Tagen Arrest auf der Hauptwache. Während dieses unfreiwilligen Aufenthalts bildeten sich im Kopfe des Dichters die Grundzüge einer Schilderung der Zustände am Hofe, in „Kabale und Liebe". Die immer entschiedenere Ungnade seines Fürsten bestimmte ihn endlich, um nicht in Hohenasperg das Loos Schubart's zu theilen, in Hoffnung auf Dalberg's Beistand zur Flucht.

Am 18. Sept. 1782 kam Schiller im Geleite seines Freundes, des Musikers Streicher, flüchtig nach Mannheim, hielt sich jedoch in Dalberg's Abwesenheit, und weil er einen Auslieferungsbefehl aus Stuttgart fürchtete, nur sieben Tage dort auf. Seinen „Fiesko" ließ er in den Händen des Regisseurs Meier für den Intendanten zurück und pilgerte sofort mit dem Freunde nach Darmstadt und Frankfurt (Sachsenhausen). Ein von Dalberg erbetener Vorschuß blieb aus, dagegen folgte ein Schreiben des Regisseurs, „Dalberg wolle keinen Vorschuß leisten, weil Fiesko in dieser Gestalt für das Theater nicht brauchbar sei und die Umarbeitung erst geschehen sein müsse rc." So begab sich denn Schiller nach Verlauf zweier Wochen mit seinem treuen Beistande Streicher, welcher die Wirthsrechnung mittelst einer inzwischen aus Stuttgart erhaltenen Baarsendung berichtigt hatte, über Mainz und Worms nach dem unweit Mannheim belegenen Flecken Oggersheim, wo er als Dr. Ritter einen längern Aufenthalt nahm, den „Fiesko" umarbeitete und seine „Louise Millerin" (Kabale und Liebe) entwarf. Zu seiner Bestürzung aber wies Dalberg, trotz Iffland's warmer Fürsprache, den Fiesko wiederholt zurück, und so sah sich der Dichter, der bereits seine Uhr hatte verkaufen müssen, in seiner Bedrängniß genöthigt, das Manuscript gegen ein geringes Honorar (fl. 100) dem Buchhändler Schwan in Mannheim zu überlassen, der es 1783 in die Welt schickte, betitelt: **„Die Verschwörung des Fiesko zu Genua,** ein republikanisches Trauerspiel". Da er sich nun zu Oggersheim vor dem Herzog Karl nicht mehr sicher glaubte, so beschloß er mit den übrigen Geldmitteln die weite Reise nach dem neuen und waldversteckten Zufluchtsorte, welchen ihm seine Freundin Henriette von Wolzogen schon früher edelmüthig eröffnet hatte, nämlich nach Bauerbach bei Meiningen. Diese Dame, seit 1774 Wittwe, hatte er durch ihre beiden ältesten Söhne, welche mit ihm zusammen der Karlsakademie als Zöglinge angehört hatten, um 1780 in Stuttgart kennen gelernt. Die Bekannten von Mannheim und auch Streicher, der seltene Freund in der Noth, gaben ihm noch bis Worms das Geleite. Ende November traf er mit der Post in Bauerbach ein; seine mütterliche Freundin kam jedoch erst um Neujahr aus Stuttgart auf dieses ihr Gut. Unter den Ruinen des alten Schlosses Henneberg vollendete Schiller gegen Ende Februar seine „Louise Millerin" (gedr. mit dem Titel **„Kabale und Liebe"**, Mannh. 1784) und legte den Plan zu „Dom Carlos" an nach St. Real's gleichnamiger Novelle und dem Drama Andronicus von Campistron, welches unter verändertem Namen die Geschichte des Don Carlos mittheilt und worauf ihn

schon in Stuttgart der Intendant Dalberg aufmerksam gemacht hatte. Unverhofft knüpfte dieser mit dem Flüchtling wieder Beziehungen an, bewarb sich um die „Louise Millerin" und veranlaßte ihn zur Rückkehr nach Mannheim, wo er am 27. Juli eintraf und am 20. August, vorläufig auf ein Jahr, als Theaterdichter angestellt wurde gegen ein Gehalt von fl. 500 und die Verpflichtung, drei Stücke (Fiesko, — Kabale und Liebe, — Don Carlos) während dieser Frist dem Theater zu liefern. 1774 am 17. Januar ging der „Fiesko" über die Bretter, sofort am 9. März „Kabale und Liebe", welche Trauerspiele, obwohl hinter dem wildgenialen Erstlingswerk zurückbleibend und einige Abhängigkeit von mehrern Kunstschulen verrathend, seinen Ruf noch mehr befestigten. Im gleichen Jahre wurden auch in Stuttgart die „Räuber" wiederholt gegeben. Durch Aufnahme in die vom Kurfürsten Karl Theodor gestiftete „kurpfälzische deutsche Gesellschaft" am 21. Februar 1784 erhielt der heimatlose Dichter ein neues Vaterland und eine gewisse Stellung, indem er dadurch die Rechte eines pfalzbaierischen Unterthanen erlangte und in Verbindung mit den angesehensten Männern und besten Gelehrten der Stadt und des Landes kam. Zu seinem Eintritte las er in öffentlicher Sitzung den Aufsatz: „Wie kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?", der nachher im ersten Hefte der rheinischen Thalia gedruckt erschien unter dem Titel: „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet." Bei mancherlei Plänen zu dramatischen Werken studirte er viel die französischen Tragiker, entschloß sich nach wiederholtem Schwanken für die Ausführung des „Don Carlos", und beschäftigte sich nebenher mit der Zeitschrift „Rheinische Thalia", unter welchem Titel er sie zuerst mit Ende des Jahres ankündigte, fortgesetzt als „Thalia" seit Frühling 1785 (Leipz. 1785—91, 12 Hefte, und als „neue Thalia", 12 Stücke, Leipz. 1792—93), worin er unter andern den „Geisterseher" (Thalia, 4—8. Heft), die 1786 verfaßten „philosophischen Briefe" und die musterhafte Erzählung „Der Verbrecher aus verlorner Ehre" mitgetheilt hat. Im Sommer 1784 hatte er zu Mannheim die geistvolle Frau Charlotte von Kalb (geb. Marschalk von Ostheim) „mit der großen, sonderbaren weiblichen Seele" kennen gelernt (mit der er später wieder in Weimar zusammentraf) und war herrlichst überrascht worden durch Sendungen aus Leipzig, welche sein Freundschaftsverhältniß mit dem Juristen Körner, dessen Braut, ihrer Schwester und dem Professor L. F. Huber anknüpften, Verbindungen, die für sein ganzes übriges Leben von höchst bedeutendem und wohlthätigem Einfluß werden sollten. Durch Empfehlungen des Kalb'schen Ehepaares und Dalberg's erlangte Schiller zu Anfang 1785 Zutritt bei dem Herzoge Karl August, dem Freunde der Dichtkunst und der Dichter, gelegentlich dessen Aufenthalts bei der landgräflichen Familie zu Darmstadt; das fürstliche Wohlwollen vergönnte ihm die Vorlesung des ersten Akts seines „Don Carlos" in hohem Familienkreise, welcher so günstig aufgenommen wurde, daß es bei der nachfolgenden Unterredung des Dichters mit dem Herzog nur einer leisen Anregung bedurfte, um eine öffentliche Anerkennung seines Talents zu erhalten; er titulirte ihn zum Rath. Dagegen wurde seine Stellung als Theaterdichter in Mannheim nach Ablauf des Vertrages nicht verlängert, er nahm dem Theater gegenüber eine unabhängigere und schärfere Sprache an, seine Urtheile in der „Thalia" machten böses Blut bei den Schauspielern, und der Aufenthalt daselbst wurde ihm mehr und mehr verleidet. Noch im selben Frühjahre wandte der Dichter der Stadt den Rücken, dessen „Seele nach neuer Nahrung, nach bessern Menschen, nach Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe dürstete." Nur ein innig verehrtes Wesen, Margaretha Schwan, soll seinem Herzen die Trennung sehr erschwert haben.

Am 17. April langte er nach einer beschwerlichen Reise in Leipzig an, wo er einige Zeit mit Körner's Familie zusammenlebte, der bereits als kursächsischer Appellationsgerichtsrath in Dresden weilte, den Sommer jedoch in dem ländlich einsamen Gohlis, in der Villa des Buchhändlers Göschen verbrachte. Daselbst entstand seine berühmte Hymne „an die Freude" (zuerst gedr. in der Thalia 1786, Heft 2). Die Beziehungen herzlicher Freundschaft wirkten wohlthätig auf sein Gemüth, auf die Veredelung und Verfeinerung seines Geschmacks und auf seine gesammte innere Entwicklung. Mit Weiße, dem Verfasser des Kinderfreundes, mit Oeser, dem kunstreichen Freunde Goethe's, mit dem Komponisten Hiller, dem Theaterdichter Jünger u. A. knüpfte er für ihn interessante und fördernde Verbindungen an. Die persönliche Bekanntschaft Körner's machte er erst um die Mitte des Sommers und folgte ihm nach seiner Verheirathung nach Dresden. Hier blieb er bis zum Juli 1787, abwechselnd auch in dem romantischen Tharand, meistens aber im gastlichen Hause des Freundes zu Loschwitz an den schönen Ufern der Elbe wohnend und in den Sommermonaten auf dem rebenbepflanzten Pavillon neben dem Fichtenwäldchen seiner Muße zum Dichten lebend. Hier führte er seinen „Don Carlos", die erste Frucht reiferer Welterfahrung und gründlicher Kunststudien, zu Ende; hier entwarf er das unvollendet gebliebene Schauspiel „der Menschenfeind" (1787) und sammelte zufolge des Studiums des Charakters Philipps II. die Materialien zur **„Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande"** (Leipz., Crusius, 1788); hier schrieb er den Band „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen" (Leipz. 1788) und brachte den durch Cagliostro's abenteuerliche Gaukelspiele hervorgerufenen, keineswegs als vollendet anzusehenden Roman **„Der Geisterseher"** (begonnen 1786, gedruckt Leipz. 1789) zum Abschluß. Das alles, nebst unterschiedlichen lyrischen Gedichten, entstand und sammelte sich in und bei Dresden. War er oft Wochen lang unter Büchern vergraben gesessen, dann stürmte er hinaus in die Natur, den Strom am liebsten im Gewittersturme befahrend, oder im Kreise der Freunde beim Becherklang der Mitternachtstunde entgegen wachend. Ein leidenschaftliches Verhältniß zu einem Fräulein von Arnim, welches er auf einem Maskenball kennen gelernt, hatte sich in den Appartements der Schauspielerin Sophie Albrecht weiter entsponnen und schien für des Dichters äußere Verhältnisse verderblich zu werden, weshalb die für ihn besorgten Freunde auf seine Entfernung drangen. Er ging nun (21. Juli) nach Weimar, wo er gegen seine anfängliche Absicht für's erste seinen Wohnsitz nahm; hier sah er Charlotte von Kalb wieder, welche ihn in mancherlei neue und einflußreiche Beziehungen brachte. Mit Herder und Knebel, namentlich aber mit Wieland kam er bald in ein freundschaftliches Vernehmen und schloß sich diesem im Oktober 1787 als Mitherausgeber des deutschen Merkur für die beiden nächsten Jahre an. Im Spätherbst 1787 besuchte er seine in Meiningen verheirathete ältere Schwester und Frau von Wolzogen, und erneuerte auf der Rückreise in Rudolstadt die zu Mannheim nur flüchtig gemachte Bekanntschaft mit Frau Oberhofmeisterin von Lengefeld und ihren beiden Töchtern. Zu Volkstädt bei Rudolstadt, in der Nähe dieses holden weiblichen Kreises, aus welchem ihn später seine Gattin beglückte, verlebte er im folgenden Jahre (September bis 18. Oktober) heitere Wochen. In diesem Kreise traf er auch zum ersten Male mit Goethe, nach dessen Rückkehr aus Italien, zusammen. Unterdessen war nach fünfjähriger Arbeit das Hauptwerk, womit die erste Periode seines Lebens ruhmvoll abschließt, sein durch weltumfassenden Ideengehalt glänzender **„Don Carlos"** (Leipz., Göschen, 1787) erschienen und in Mannheim aufgeführt worden; der deutsche Merkur brachte die „Götter Griechenlands" (1788), die „Künstler" (1789), Bruchstücke

aus der „Geschichte des Abfalls der Niederlande“ u. a. m.; die Thalia brachte von ihm in freier Uebertragung des Euripides „Iphigenie in Aulis“ und Scenen aus den „Phönizierinnen“ (entstanden unter den Einflüssen des Lengefeld'schen Hauses); die Jenaer Literaturzeitung enthielt von ihm Rezensionen u. s. w. Bei alle dem blieben seine äußern Verhältnisse fortdauernd sehr gedrückt; Mangel an haushälterischem Sinn, unumgängliche Ehrenausgaben und die Abzahlung alter Schulden ließen ihn zu keinem geordneten Budget kommen, wie er denn überhaupt bei seinen vorherrschend übersinnlichen Geistesanlagen dem Erfahrungsmaterial wenig zugeneigt war.

Unter seinen verschiedenen Zukunftsplänen sollte der, eine Professur der Geschichte zu erhalten, bald erfüllt werden. Der Abgang Eichhorn's von Jena führte die Möglichkeit näher herbei. Im April 1789 nahm Schiller zu Jena das Doktordiplom der Philosophie und konnte bereits im Mai, durch hochgestellter Gönner Einfluß, sein Lehramt als außerordentlicher Professor der Philosophie antreten. Es begann unter den günstigsten Auspicien; seine öffentliche Antrittsrede, vorzüglich von dem Unterschiede des Brodgelehrten und des philosophischen Kopfes handelnd, hielt er vor einem Auditorium von über vierhundert Personen, welche von überall herbeiströmten. Als jedoch die Neugierde befriedigt war, meldeten sich zum Privatkolleg keine vierzig Zuhörer, deren nur ein Drittel Honorar erwarten ließ. Der Herzog von Weimar bewilligte ihm noch im Dezember ausnahmsweise ein Jahrgehalt von 200 Thalern, und der Herzog Georg von Meiningen verlieh ihm zum neuen Jahr „wegen seines schriftstellerischen Ruhmes und seiner Gelehrsamkeit“ den Hofrathstitel. Am 22. Februar wurde Hofrath Schiller mit Charlotte von Lengefeld (Schwester der Frau Karoline von Wolzogen) in dem Dorfe Wenigenjena getraut. Die Ferien brachte er in seinem geliebten Rudolstadt zu, dann kehrte er zu seiner Häuslichkeit zurück. Während er nun im Beginn seiner historisch-philosophischen oder „metaphysisch-kritischen“ Zeitperiode (wie er sie selbst bezeichnete) seine „allgemeine Sammlung historischer Memoirs vom 12. Jahrh. bis auf die neuesten Zeiten, übersetzt“ ꝛc. (Bd. 1—23, m. Kpfrn. Jena 1790—1800) und seine **„Geschichte des dreißigjährigen Krieges“** (vollendet 1792, gedr. im histor. Kalender f. Damen auf 1791—93, Leipzig) anlegte, wozu ihn das Bedürfniß veranlaßte, mit allen Einzelheiten und Verhältnissen in Wallenstein's Leben bekannt zu werden, befiel ihn zu Anfang 1791 eine sehr heftige Brustkrankheit (Pleuropneumonia), welche, wenn sich auch während des Sommers eine Kur in Karlsbad wohlthätig erwies, seinen körperlichen Zustand für die ganze übrige Lebenszeit zerrüttete. So mußte er denn für längere Dauer seinem Lehrberuf und jeglicher anstrengender Thätigkeit entsagen, und doch war er auf den Ertrag seines Fleißes größtentheils hingewiesen, wenn er nicht auch unter dem Drucke gemeiner Sorgen leiden sollte. Da kam kurz vor Neujahr 1792 unerwartet Hilfe von Kopenhagen. Der Däne und Schriftsteller Jens Baggesen nämlich hatte unsern Schiller das Jahr zuvor in Jena kennen gelernt und dem Herzog Christian Friedrich von Augustenburg, wie auch dem Minister Grafen Ernst Heinr. von Schimmelmann, welche beide der „Don Carlos“ kaum erst mit Bewunderung erfüllt hatte, die kummervolle Lage des Dichters vorgestellt, und diese edelmüthigen Verehrer seines Genie's ließen ihm (durch Schreiben vom 27. Nov. 1791) in zartsinnigster Weise ein Jahrgehalt von 1000 Reichsthalern für die nächsten drei Jahre antragen, zugleich mit dem Vorschlag, nach Kopenhagen zu kommen, wo ihm eine entsprechende Anstellung erwirkt werden solle. Schiller nahm dieses Geschenk „großdenkender Herzen“ dankbar entgegen, das ihn zu rechter Zeit in Stand setzte, ganz den Entwürfen des Geistes zu leben. Die Einladung nach Kopenhagen lehnte er vorläufig in Betracht seines Gesundheitszustandes ab. Im April fühlte er sich wohl genug, um mit seiner Gattin die Körner'sche Familie in Dresden und Loschwitz zu besuchen, wo er bis in den Mai verweilte.

Heimgekehrt, begann bei leidlicher Gesundheit seine Thätigkeit von neuem und namentlich studirte er mit großem Eifer Philosophie. Durch seinen Freund Reinhold war er auf Kant's kritische Philosophie hingelenkt und näher mit ihr vertraut worden. Kant hatte die Idealitätslehre mächtig vorbereitet und eingeleitet, indem er der Subjectivität oder dem Noumenon den Sieg verschaffte über die Objectivität oder das Phänomenon; Fichte (seit 1793 in Jena) schritt auf der Bahn der Subjectivität und vollendete sie in der Philosophie als Idealismus; denselben Weg verfolgte mit der Zeit Schiller und schuf in der Poesie die ideale Kunst, er erschwang auf poetisch-philosophischem Wege kühn die Idealität, gehoben und befestigt durch Kant, und vollendete die ideale Ansicht des Lebens als Poet auf dem Gebiete der Kunst. Freilich aber äußerte die Kant'sche Philosophie in sofern auch einigen Nachtheil auf sein dichterisches und künstlerisches Schaffen, daß sie ihn zu sehr der objectiven Natur und Welt entzog, wozu seine innerste Natur und seine vereinsamende Erziehungs- und Lebensweise ohnehin vorherrschend mitgewirkt hatte. Schelling's Philosophie, welche offenbar den Real-Idealismus einführte, würde ihm, hätte er sie noch näher kennen gelernt, ersprießlicher geworden sein (vgl. Dr. Werber's Schrift „Zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Friedrich von Schiller's“ ꝛc. S 37 fg.) Im Winter 1791—92 las er ein Privatissimum über Aesthetik in seiner Wohnung und schrieb unterschiedliche Abhandlungen und ästhetische Betrachtungen z. B. „Ueber die tragische Kunst“ (1792), „Vom Erhabenen“ (1793), „Ueber Anmuth und Würde“ (1793) u. a. m. Im Spätsommer 1793 besuchte Schiller mit Gattin seine Eltern, Schwestern und Jugendfreunde in Schwaben (die Mutter hatte ihn bereits im September zu Jena nach achtjähriger Trennung wiedergesehen), verbrachte den August im nähern Umgang mit Dr. Gmelin zu Heilbronn und begab sich im September nach Ludwigsburg (und Solitude), ohne beim „Schwabenkönig“ anzufragen, dessen Tod er dort erlebte. Im März und April 1794 verweilte Schiller in Stuttgart, wo Dannecker seine Büste modellirte, bei welcher Gelegenheit er mit Cotta den Plan zu der Zeitschrift „Horen“ verabredete, welche bekanntlich das nähere Verhältniß zu Goethe vermittelte, das sodann durch ihr gemeinschaftliches Zusammenwirken zunächst in den „Horen“ (Tübing. 1795—97) und am „Musenalmanach“ (Neustrelitz 1796, Tübing. 1797—1800) immer fester und inniger wurde. Am 15. Mai 1794 kam er wohlbehalten nach Jena zurück, wo er bald auch mit dem welterfahrenen Wilhelm von Humboldt, dem geistreichen Aesthetiker und Kritiker, der aus Berlin nach dort übergesiedelt war, sich befreundete. Groß war der Einfluß dieses Gelehrten auf seine Weltanschauung, Geschmacksläuterung und schriftstellerischen Pläne. Der Musenalmanach für 1797 brachte die „Xenien“ und die vorzüglichsten seiner im Wetteifer mit Goethe entstandenen Romanzen und Balladen; die spätern Jahrgänge enthielten unter andern seine sogenannten kulturhistorischen Gedichte z. B. „Der Spaziergang“ (1795), „Das Eleusische Fest“ (1798) u. s. w. Nachdem ihn die Komposition des „Wallenstein“ — die erste Schicksalstragödie, welche in unserer Literatur als solche betrachtet werden wollte — seit 1793 beschäftigt, kamen am 12. Okt. 1798, bei Einweihung des neuhergerichteten Schauplatzes in Weimar, „Wallensteins Lager“, am 30. Jan. 1799 „Die Piccolomini“ und am 20. April „Wallensteins Tod“ zuerst in Weimar zur Aufführung; gedruckt erschien die Trilogie unter dem Titel **„Wallenstein,** ein dramatisches Ge-

dicht" (2 Thle. Tübing. 1800, 4. Aufl. 1805). Um 1799 entstand auch sein unvergleichliches „Lied von der Glocke" (zuerst im Musenalmanach für 1800). Außerdem erschienen von ihm kunsttheoretische und philosophische Abhandlungen, z. B. „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen", — „Ueber naive und sentimentalische Dichtung" (Horen 1795—96) u. a. Einen Ruf an die Universität Tübingen, der im Frühling 1795 an ihn erging, hatte er unbedenklich abgelehnt, um so mehr, als ihm von Weimar aus die Verdoppelung seines zeitherigen Gehalts für den Fall zugesichert war, daß der Zustand seiner Gesundheit ihm den schriftstellerischen Erwerb beeinträchtige. Drei Jahre später hatte er seine Ernennung als ordentlicher Professor in Jena erhalten.

Auf den Rath der Aerzte, welche die Bergluft für seine Gesundheit gefährlich erklärten, zog Schiller, der auch dem Theater nahe sein wollte, im Dezember 1799 nach Weimar. Er lebte hier mit Goethe, wie mit dem Herzog Karl August selber, im schönsten Vereine; auch sein weiterer Umgang erheiterte ihn. Der Herzog hatte sein Gehalt erhöht und bewies ihm sein Wohlwollen auch darin, daß er ihm 1802 in Anerkennung seiner hohen Verdienste beim Kaiser die Verleihung des Adels erwirkte. Gerade in diesem Jahre und an dem Tage (20. April), wo er sein neuerkauftes Wohnhaus bezog, starb seine Mutter in Cleversulzbach. Der Nationalkonvent in Paris hatte ihm bereits am 26. August 1792 das französische Bürgerrecht ertheilt neben mehrern andern berühmten Ausländern, „welche durch ihre Schriften und durch ihren Muth der Sache der Freiheit gedient und die Befreiung der Völker vorbereitet haben". Das Dekret, adressirt an „Sieur Gille, publiciste Allemand", war aber erst einige Jahre später an ihn gelangt. In Weimar nun schuf er die unsterblichen Hauptwerke seiner letzten Periode, nämlich **„Maria Stuart"** (begonnen 4. Juni 1791, aufgeführt 14. Juni 1800, gedruckt Tübing. 1801); die **„Jungfrau von Orleans"** (begonnen 1. Juli 1800, vollendet 16. April 1801, in Beisein des mit Hochbegeisterung empfangenen Dichters aufgeführt zu Leipzig 17. August 1801, gedruckt im Berliner Kalender 1802) und vor allen **„Wilhelm Tell"**, dieses Meisterstück der wahren Poesie der Geschichte (begonnen im August 1803, vollendet 18. Febr. 1804, dargestellt den 17. und 19. März 1804 zu Weimar, gedruckt Tübing. 1804), womit er seine dramatische Laufbahn besiegelte. Von „Demetrius" (vollendet 14. Jan. 1805), seiner letzten selbständigen Schöpfung, und dem „Warbeck" sind nur schöne Bruchstücke vorhanden. Weniger vollkommen sind die Nachahmungen; das zeigt sich, trotz des vollsten Glanzes und der ganzen Pracht der Schiller'schen Diction, in der antik behandelten Schicksalstragödie „Die Braut von Messina" (dargestellt 3. Juli 1803 in Lauchstädt, gedruckt Tübing. 1803) und stärker in dem, was von ihm aus der englischen, italienischen und französischen Literatur auf deutschen Boden verpflanzt wurde (Macbeth 1801, — Turandot 1802, — Der Parasit — Der Neffe als Onkel 1804) und mit Racine's „Phädra" (dargestellt 30. Jan. 1805) schließt. — Am 26. April 1804 reiste Schiller zur Aufführung seines „Tell" mit Frau und Kindern nach Berlin, am 1. Mai traf er daselbst ein. Diese Reise geschah aber nicht bloß zu seinem Vergnügen, sondern auch in der Absicht, seine ökonomische Lage im Hinblick auf die Zukunft seiner Kinder zu verbessern. Er wurde von Iffland auf's beste empfangen, der ihn auch mit der Aufführung der „Braut von Messina", der „Jungfrau von Orleans" und des „Wallenstein" erfreute, lernte Zelter kennen, erneuerte die Bekanntschaft der Jenaer Freunde Fichte, Hufeland, Erhardt, und sah sich überdies von Seite des Hofes geehrt, indem ihn Prinz Louis Ferdinand zur Tafel lud und die Königin Louise ihn sich vorstellen ließ. Von den glänzenden Anerbietungen, womit der Hof ihn an diese Stadt zu fesseln suchte, glaubte er jedoch absehen zu sollen, um so mehr, als ihm Herzog Karl August am 8. Juni seine Besoldung auf 800 Thaler erhöhte. Kränklich aus Berlin am 21. Mai zurückgekommen, durchlebte er so den Rest des Jahres. Er erholte sich indessen wieder und arbeitete an dem Drama „Demetrius". Alles war in froher Hoffnung für ihn, der, obwohl sehr angegriffen, kein Vorgefühl des nahen Todes hatte, vielmehr des nahen Frühlings sich freute, als er am 1. Mai, wahrscheinlich zu Folge einer Erkältung auf dem Heimweg aus dem Theater, in Todeskrankheit fiel. Am 9. Mai 1805, 6 Uhr Abends, führte ihn — mitten im Vorgefühl seiner geistigen Kraft und auf dem Höhepunkte seines dichterischen Wirkens — der Engel mit der umgekehrten Fackel in das Land der ewigen Freiheit. Und stille war das Herz, das allen hohen Tugenden zugestrebt, das der ganzen Menschheit geschlagen. Aber das deutsche Volk, dem Schiller in seiner idealen Größe als Mensch und Dichter ewig lebt, hat sein Andenken gesegnet, indem es ihn immer dankbarer als seinen Erwecker zu einer hohen, geistigen und freien Richtung und Erhebung erkannte und als einen der Wenigen verehrte und bewunderte, welche eine lebendige Welt ewiger Bildungen ausstreuen. Die hohe nationale Bewegung bei dessen hundertjähriger Geburtstagsfeier, diese allgemeine, alle Schichten des deutschen Volks bewegende, in allen Ländern Europa's und in Amerika begangene Schillerfeier, ist eben so ruhmvoll für den großen Dichter und Menschen, als für das deutsche Volk selbst, das sie so einmüthig und großartig begangen hat.

* * *

Karl Hoffmeister („Schiller's Leben" ꝛc., ergänzt und herausgegeben von Heinrich Viehoff. Th. 3. S. 77 ff.) hält es für höchst wahrscheinlich, daß zuerst Schiller, und nicht Goethe, auf den Plan verfiel, Balladen zu dichten. „Er bittet sich am zweiten Mai (1797) von Goethe den Text zum „Don Juan" aus, um daraus eine Ballade zu machen. Das ist im Briefwechsel das erste Wort zu dieser Idee, aus welcher die trefflichsten Gedichte in unserer Literatur hervorgingen. Der Gedanke in Bezug auf Don Juan blieb unausgeführt; Goethe aber dichtete, während eines Besuches in Jena, neben Hermann und Dorothea „die Braut von Korinth". Durch dieses herrliche Muster angespornt, und auch innerlich zu der neuen Gattung hingetrieben, schuf unser Dichter eine ganze Reihe von Balladen, *) viele noch im Laufe des sogenannten Balladenjahres 1797.

Ein vereinzelter Vorgänger dieser Balladenpoesie ist die „deutsche Treue" aus dem Jahre 1795, seit „Eberhard dem Greiner" das erste Gedicht dieser Art, aber an Lebendigkeit und Frische dem derben Kriegsliede von 1782 weit nachstehend. Es ist eine bloß referirende Erzählung, kein anschauliches Bild, und, seltsam genug, im elegischen Versmaße vorgetragen. Von ihm ist eine sehr große, durch dramatische Vorarbeiten ausgefüllte Kluft zu den eigentlichen Balladen.

---

*) Schiller bezeichnet diese Konzeptionen sämmtlich als Balladen, den Kampf mit dem Drachen ausgenommen; es sind wohl aber meistens Romanzen oder dramatisch belebte Freskoschildereien, welche eine mythisch-heroische und somit balladenhafte Unterlage haben.

Den Stoff zu denselben hat Schiller jedesmal aus der Geschichte oder aus der Mythe geschöpft. Die Quelle der ersten Ballade, des **Tauchers**, die in der ersten Hälfte des Juni, im Wetteifer mit Goethe's „Gott und die Bajadere" entstand, vermögen wir nicht genau zu bezeichnen. Es liegt ihr die Geschichte eines berühmten sizilianischen Tauchers zu Grunde, dem man seiner Fertigkeit im Schwimmen wegen den Namen Pescecola (Nikolaus der Fisch) gegeben hatte und über den Athanasius Kircher in seinem Buche von der unterirdischen Welt berichtet.*) Der Idee: Und der Mensch versuche die Götter nicht! ist das ganze Gedicht zugekehrt. Es stellt uns den Kampf des Menschen mit der furchtbaren Naturkraft vor Augen, und trägt daher den Charakter des Erhabenen. In kühnen, starken, mächtigen Tönen rauscht die Geschichte an uns vorüber, zwischen welchen jedoch auch viele einfache, naive Stimmen, die das Gedicht dem Volkstone annähern, hindurchklingen. Bei der Schilderung der Charybdis zeigt sich wieder Schiller's wunderbare Kunst, das Gelesene gleichsam in die Natur selbst zurückzusetzen. In dieser Geschichte — wie auch in der vom „Handschuh" — gibt sich der Held einer überlegenen Naturkraft hin, aber der Taucher kämpft gegen sie und unterliegt, dem Ritter droht sie nur in der Nähe. Daher hat dieses Stück einen tragischen Charakter. Eine allgemeine Idee läßt sich bei ihm nicht angeben. Eben deßhalb vielleicht nannte Schiller es nicht eine Ballade, sondern eine Erzählung. Am 23. Juni kündigte er seinem Freunde schon wieder eine Ballade an. Es war der **Ring des Polykrates**, als dessen Gegenstück Goethe die „Kraniche des Ibykus" liefern wollte. Die zu Grunde liegende Begebenheit fand Schiller bei Herodot (Buch 3, Kap. 39—44 und Kap. 125) berichtet. Aber was der Altvater der Geschichte kindlich und umständlich erzählt, das läßt unser Meister vor unsern Augen geschehen. Seine Kunst verwandelt das Vergangene in Gegenwärtiges, und faßt das weit auseinander Liegende in Einen Ort und Eine Zeit zusammen; nur von der drittletzten Strophe an ist die Begebenheit nothgedrungen in ein anderes Lokal und eine spätere, aber doch möglichst nahe Zeit verlegt. Die Idee, welche dem Gedichte zu Grunde liegt, beruht auf einem allgemeinen Menschengefühle, das sich indeß bei den Hellenen auf eigenthümliche Weise zu einer festen Weltbetrachtung ausgebildet hatte. Sie glaubten, in eines jeden Menschen Leben müsse Glück und Unglück sich das Gleichgewicht halten und, wie in allem Andern, so habe der Mensch auch in seinen Ansprüchen an das Glück ein Maß zu halten. Wer die ganze Fülle des Glücks in sich vereinigen wolle, ja wer sich nur für vollkommen glücklich halte, der trete übermüthig aus der dem Menschen bestimmten Schranke, und ziehe sich den Neid und die Rache der Götter zu, die selbst bedürftig und vielfach beschränkt seien. Schiller konnte diese hellenische Ansicht so treu darstellen, weil sie eigentlich, bis auf den Götterneid, sein Gefühl, seine Lehre war. Das tiefe, stete Bewußtsein der Abhängigkeit von einer höhern Macht, deren wir gerade dann am wenigsten versichert sind, wenn wir uns in ihrem vollsten Besitz wähnen, ist der religiöse Geist, welcher durch Schiller's sittlich-poetische Welt weht. In dieser Grundidee nun gehen die Charaktere des Polykrates und Amasis gleichsam auf; sie sind nur ihre Träger. Wir erfahren von ihnen sonst gar nichts, nicht einmal ihre Namen. Bei einem so überwiegenden Ideengehalte würde das Stück eine (subjectiv gehaltene) Romanze sein, wenn nicht die meisterhafte dramatische Behandlung des Stoffes es zu einem plastischen Bilde machte. Hierin liegt sein Poetisches.

Eine der nächsten Productionen waren die **Kraniche des Ibykus.** Auch Goethe trug sich eine Zeitlang mit dem Gedanken, diesen Stoff zu bearbeiten, bis er ihn, nicht, wie er später sagte, förmlich abtrat, sondern, nachdem Schiller seine Bearbeitung desselben vollendet, aufgab, ohne Zweifel, weil er diese Bearbeitung für zu meisterhaft hielt, um noch mit ihr wetteifern zu wollen. Ueber den Gegenstand fand unser Dichter bei den alten Schriftstellern (Suidas, Antipater Sidonius, Plutarch und in der griechischen Anthologie) nur dürftige Notizen. Wahrscheinlich wurde er durch seinen frühern Lieblingsschriftsteller Plutarch zuerst auf den Stoff geführt. Denn schon lange vorher, eh' er sich ihm zur Ballade gestaltete, schwebte ihm dieser Gegenstand vor (Briefwechsel mit Humboldt, S. 20). Er legte ihm aber in eigenthümlicher Weise eine höhere Idee unter. Ein anderer Dichter hätte vielleicht die Kraniche als Werkzeuge aufgefaßt, durch welche die Vorsehung die Mörder offenbar machte; die Ballade würde dann das planmäßige Eingreifen der Gottheit in's Menschenleben zum Behufe der vergeltenden Gerechtigkeit verkünden. Unser Dichter aber hat ein neues, eigenthümliches inneres Motiv, den Chor der Erinnyen, in den Gegenstand getragen. Der Eindruck, den dieser furchtbare Chor auf die Zuschauer macht, führt vornehmlich die Entdeckung der Mörder herbei. Daher ist auch das Erscheinen der Rachegöttinnen mit einer so großen Ausführlichkeit geschildert, und der Meister hat alle Flammen seiner Seele und alle Farbenpracht seines Pinsels in die Mitte getragen, und in ihr alle Theile der Dichtung unter einer Idee vereinigt, die selbst in der Mitte seines Wesens lag. Hier ist uns die überwältigende Wirkung auf das menschliche Gemüth dargestellt, welche in der Macht des Gesanges der Dichtkunst nur im Allgemeinen zugeschrieben wird. Die unwiderstehliche, alles Erlogene und Angekünstelte von unserm innern Menschen abstreifende Gewalt der unergründlichen Dichtkunst, seiner erhabenen Dichtkunst, ist uns hier in einem einzelnen Fall versinnlicht.

Gleichzeitig mit den „Kranichen" oder vielleicht schon vorher wurde der **Ritter Toggenburg** gedichtet. Nach Götzinger hat Schiller dabei eine tyrolische Sage (bekanntlich spielt eine ähnliche am Rheine, auf Nonnenwörth und Rolandseck) vor Augen gehabt. Er scheint seines bisherigen plastischen und grandiosen Balladenstyls müde gewesen zu sein, oder zur Abwechselung stellt er ein neues Genre auf. Hier nimmt er zuerst die Liebessehnsucht in ein solches Gedicht auf, und es waltet keine Grundidee, sondern nur ein Grundgefühl vor. Die früheren Balladen beschäftigen mehr die Anschauung, diese Romanze spricht ganz zum Herzen. Doch ist die einer irdischen Neigung abgewandte Jungfrau besser durchgeführt als der Ritter, von dessen Heftigkeit und Heldenmuth man es nicht begreift, wie diese Eigenschaften in eine bewegungslose Empfindsamkeit erstarren konnten. Aber ist es der Elegie nicht überhaupt eigen, daß sie allein die einsame, in sich befangene Empfindung hervorstellt, und alles Andere nur schwach und flüchtig zeichnet? Einen solchen elegischen Ton aber hat unsere Romanze, wie die bisherigen einen tragischen; und wenn diese letzteren mit Dramen zu vergleichen sind, oder sich doch dramatisch abschließen, so endigt sich dieses Stück durch das Stillleben des Einsiedlers gleichsam in eine Idylle. Da hier keine erhabene Idee und kein Kampf des

---

*) Auch Kant gedenkt in seiner „physischen Geographie" eines Tauchers Franz de la Vega aus Lierganes im Bisthum Burgos, der eine Amphibiennatur hatte.

Menschen mit der Natur und dem Schicksale, ja nicht einmal eine Handlung, sondern ein Gemüthszustand vorgeführt wird, so kann von Gedrängtheit, Energie und Pracht der Darstellung nicht die Rede sein. In schlichter und natürlicher Sprache hat der Dichter rein, wahr und rührend das sentimentale Gefühl einer Liebe niedergelegt, die, obgleich verschmäht, sich doch bis zum Tode getreu bleibt.*)

Die letzte und längste Ballade des Jahrs 1797 kündigte Schiller seinem Freunde Goethe am 22. September mit den Worten an: „Der Zufall führte mir noch ein recht artiges Thema zu einer Ballade zu, . . . sie ist überschrieben: **Der Gang nach dem Eisenhammer**, woraus Sie sehen, daß ich auch das Feuerelement mir vindizire, nachdem ich Wasser und Luft bereist habe". Die Fabel, welche diesem Gedichte zu Grunde liegt, findet sich in verschiedenen Gestalten. Schiller hat seinen Stoff wahrscheinlich aus einer französischen Quelle entlehnt, da er den Schauplatz der Geschichte, Zabern im Elsaß, Saverne nennt. Seine Dichtung gehört ganz der Volksvorstellung an. Die Frömmigkeit und Pflichttreue Fridolin's, zwei gemeinverständliche Begriffe, sind die Achsen des Stücks, einige sprüchwörtliche Redensarten in demselben sind recht aus dem religiösen Volkssinne herausgegriffen, und die ganze Ballade lehnt sich an das Sprüchwort an: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Da auch hier kein Ringen mit der Außenwelt, sondern nur eine Begebenheit dargestellt wird, und das tragische Pathos fehlt, so fließt die Erzählung ruhig, eben und in wunderbar einfacher Rede dahin. Es herrscht eine behagliche und in's Weite sich ausbreitende Entfaltung in ihr. Sie führt nicht sogleich mitten in die Handlung ein, wie der Taucher, der Ring des Polykrates, der Handschuh, der Ritter Toggenburg, sondern sie holt erzählend weiter aus, indem sie uns zuvor mit der Hauptperson und ihrer Lage näher bekannt macht — eine Form, die wir nicht leicht bei einem andern Schiller'schen Gedichte dieser Gattung wieder finden. Dann ersieht man auch die leidenschaftliche Lust, welche damals Schiller für die Darstellung äußerer Erscheinungen gefaßt hatte, aus der vortrefflichen Schilderung des Eisenwerks. Dieses lebendige Gemälde bildet ein Gegenstück zu der Beschreibung des Strudels im Taucher.

Seine späteren größern Konzeptionen im subjectiven Balladenstyl sind mit Ausnahme des „Grafen von Habsburg" aus der Ueberlieferung des klassischen Alterthums geschöpft, aber romantisch behandelt. —

Gewissermaßen als eine Fortsetzung und ein Seitenstück zu Kassandra ist das **Siegesfest** zu betrachten. Die acht ersten Zeilen in jeder Strophe sind meist episch, die folgenden vier eingerückten lyrisch, gleichsam ein Chorgesang in diesem lyrischen Drama, dessen Schauplatz der Strand des Hellespontos ist. Hier, auf den hohen Schiffen sitzend, feiern die siegestrunkenen, mit Beute beladenen Griechen vor der nahen Abfahrt nach der Heimath ihr wildes Fest der Freuden, zu welchem der Wehgesang der gefangenen Troerinnen einen erschütternden Kontrast bildet. Eine ganze Reihe griechischer Helden tritt sprechend und handelnd, jeder durchaus seinem Charakter gemäß, auf. Das Ganze kulminirt aber in den Worten der Hauptfigur des Gedichtes, der Prophetin Kassandra: „Rauch ist alles ird'sche Wesen" ꝛc. Ihr Spruch geht über Alles, was die Anderen gesagt haben, noch hinweg, wie über das ganze Menschenleben. Nur des gottlosen Teukros Wort, daß das Glück aus einer Tonne die Geschicke blind verstreue, berührt der Seherin Ausspruch, indem es die Uebermacht des Glückes über das Menschliche darthut. Es war bei Schiller Ueberzeugung und Gefühl, daß in den meisten Fällen Verdienst und Glück mit einander in Widerspruch stehen, und aus diesem Glauben wußte er sich, in der Erinnerung an die persönliche Würde, die des Glücks entbehren kann, zu jener mächtigen, überwältigenden Tragik zu erheben, die uns aus seinen Werken entgegenströmt.

Der **Graf von Habsburg** endlich, 1803 gedichtet, ist aus der Hauptquelle des „Tell", aus Tschudi entnommen. Der Dichter weicht aber von dem Chronisten schon in der Erzählung des Abenteuers (mitgetheilt in Viehoff's Kommentar zu Schillers Gedichten V S. 223 f.), das dem Grafen mit dem Priester begegnete, in Nebenumständen ab; alles Weitere aber, die ganze Scene in Aachen, das Auftreten des Sängers und dessen Identität mit dem Priester ist ganz seine Erfindung. Wie im Taucher und im Kampfe mit dem Drachen ist das Entlegene mit dem Gegenwärtigen zu einer scenischen Einheit verbunden, wodurch die ganze Ballade wieder die Gestalt eines dramatischen Gemäldes enthält. Außerdem ist hierdurch eine edle That und ihre Belohnung, die Prophezeiung des Priesters und ihre Erfüllung, in eine anschauliche, gleichsam in die Augen springende Verbindung gesetzt und damit die christlich-populäre Grundidee des Ganzen versinnlicht. Wie die Religionsvorstellungen, welche der Begebenheit zu Grunde liegen, ganz rein aus dem Sinne und nach den Worten Tschudi's und aus der Denkweise der Zeit wiedergegeben sind, so ist auch die Hauptidee des Ganzen ein objectiver Volksglaube und von der eigenen Ansicht des Dichters getrennt. Unvermischt gibt uns die Ballade diesen ganzen Inhalt wieder, und das eigenthümliche Verdienst des Dichters besteht nur in dessen kunstvoller Behandlung.

Vergleichen wir die späteren Romanzen, Hero und Leander, Kassandra und das Siegesfest, mit dem früheren Balladenkranze, so ist die große Verschiedenheit in die Augen springend. Dort ein mit dem Gedichte innigst verwobenes Grundmotiv, hier ein sich stark hervorhebender, überwiegender Ideengehalt; die früheren Balladen von einer kernhaften, höchst kunstvollen und vortrefflichen Form, diese Romanzen, weil der Dichter das Hauptgewicht auf den Inhalt legte, von weit schwächerer Behandlung; kurz jene Balladen ganz so plastisch und objectiv gehalten, wie der Wallenstein, dem sie zur Seite stehen; und diese Romanzen ganz so in subjective Lyrik gezogen, wie die drei gleichzeitigen Dramen (Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Braut von Messina), deren Seele sie athmen. Wie aber von der früheren Gruppe zwei Sprößlinge, der „Ritter Toggenburg" und „Des Mädchens Klage", in die späteren gehören, so tritt aus dieser ein Gebilde, „Rudolf von Habsburg", zu jener erstern Reihe zurück, gleichsam an der Hand des „Tell", der sich ja ebenfalls auf's Engste an Wallenstein anschließt.

---

*) Von dieser Dichtung sagt Franz Horn („Die schöne Literatur Deutschlands ꝛc. dargestellt." Berl. u. Stettin 1812. Bd. 1. S. 198): „Das reinste, klarste, bis in das Innerste vollendetste aller seiner Gedichte wurde von allen Kritikern übersehen. Ich meine die Ballade „Der Ritter Toggenburg", ein Gedicht, das keiner seiner Bildungsperioden, sondern der Poesie selbst angehört, von deren reinem, warmem Hauch es bis in das Tiefste durchdrungen ist. Es ist ein Kunstwerk, das, so lange die Heiligkeit der Liebe und der ewige Schmerz unerwiederter Neigung als wahr wird anerkannt werden, bleiben wird, unveraltet und zu allen Zeiten sprechend."

Der Literarhistoriker Julian Schmidt, welchem Karl Rosenkranz das Talent vindizirt, die negative Seite der Phänomene scharf zu fassen und lebendig zu schildern, schreibt (Geschichte d. d. Literatur &c., 2 Aufl. I., 65 f., 69 f.) u. a. über Schiller als Balladendichter: „Mit seinen Balladen hat Schiller die Bahn, welche den deutschen Dichtern durch Bürger vorgezeichnet war, verlassen. Bürger hatte sich der Weise des deutschen und englischen Volksliedes angeschlossen, und wenn er die Formen durch sorgfältige Ausführung erweiterte, aus der springenden, zerhackten Erzählung des Volksliedes eine kunstvoll ausgearbeitete Schilderung machte, so war doch schon durch die Stoffe wie durch den Ton die Verwandtschaft bedingt. Indem nun Schiller die durch Bürger überlieferte Form auf das griechische Alterthum anwandte, war damit plötzlich eine andere Weise der Bearbeitung nothwendig gemacht. Die Neigung, naturphilosophische und ästhetische Betrachtungen einzumischen, waltet auch hier ob, am deutlichsten in den Kranichen des Ibykus. Das Gedicht dürfte unter den Balladen die erste Stelle einnehmen, weil es geistvoll den fremdartigen Stoff dem allgemein menschlichen Gefühl vergegenwärtigt. Bekanntlich kommt nicht das ganze Verdienst dieses Gedichts Schiller zu; den Stoff verdankte er Goethe, der ihm auch bei der Bearbeitung einige technische Kunstgriffe an die Hand gab; das prachtvolle Citat aus Aeschylus ist fast wörtlich der Humboldt'schen Uebersetzung entlehnt. In der Erzählung tritt manches Moment nicht deutlich genug hervor und einige Härten der Form möchte man wegwünschen. Trotzdem ist es ein schönes Gedicht von schlagender und überzeugender Wirkung, wenn auch der Poesie eine bedenkliche Macht beigelegt wird, freilich mehr geistreich gedacht, als unmittelbar poetisch empfangen. Im harten Gegensatze gegen die Kraniche steht der Ring des Polykrates. In den Kranichen wird die griechische Anschauung von dem Eingreifen der seelenlosen Natur in den Lauf des Schicksals, in den Rathschluß der Götter nicht einfach erzählt, sondern unserm Gefühl verständlich gemacht; im Polykrates wird uns die fremdartige und zurückstoßende Idee von dem Neide der Götter gewissermaßen aufgedrungen, ohne daß unsere Einbildungskraft oder unser Gewissen darauf vorbereitet würde. Den Gedanken selbst hat Schiller im Wallenstein mit unvergleichlicher Hoheit ausgeführt, bei Goethe ist es geradezu der Lieblingsgedanke; denn das dämonische Wesen, das er als Werkmeister der Erde verehrt, hat von jener griechischen Eifersucht auf übermenschliches Glück mehr in sich, als von der Idee der christlichen Barmherzigkeit. Im Polykrates wird unsere Empfindung gar nicht angeregt, die Geschichte erscheint wie eine versificirte Anekdote, deren Sinn wir nicht verstehen. Einen schönen lyrischen Tonfall hat das Siegesfest, und der düstere Klang, der sich durch das Gelage der Griechen hindurchzieht, ist von einer wunderbaren poetischen Färbung, wenn auch den Empfindungen und Trinksprüchen alle Gruppirung fehlt. Dasselbe gilt von „Kassandra", einer glühenden poetischen Vision &c. Die „Bürgschaft" ist eine lebhafte Erzählung ohne höhern poetischen Werth. Die schwächste unter all diesen Balladen ist „Hero und Leander", wo man über der mühsam ausgeführten Farbe und über der Eintönigkeit des Rhythmus die Umrisse der Gegenstände ganz aus den Augen verliert. — In den Balladen, deren Stoff Schiller dem Mittelalter entlehnte, und deren Ausführung in dieselbe Zeit fällt, hat ihn trotz seiner Vorliebe für das Alterthum die Natur mehr begünstigt. Stellen wir z. B. den Gang nach dem Eisenhammer neben den Ring des Polykrates. Die sittliche Anschauung ist in beiden absurd, das Gottesurtheil in der mittelalterlichen Geschichte unsern Begriffen nicht weniger entgegengesetzt als der Neid der Götter, aber das Mittelalter bietet doch der Dichtung eine bestimmtere Farbe &c. Nach mittelalterlichen Begriffen handelte der Graf von Savern weise, als er durch den verhängnißvollen Tod Robert's sich von dessen Schuld überzeugen ließ, und in einem alten Volksliede, wo die Geschichte unbefangen erzählt wäre, würden wir sie uns gefallen lassen; aber bei dieser ausführlichen Beschreibung können wir das Gefühl, daß diese Art, sich von Schuld oder Unschuld zu überzeugen, absurd sei, nicht unterdrücken. Das Gelungenste ist die Beschreibung des Eisenhammers selbst, die freilich mit dem Sinn der Ballade nicht wesentlich zusammenhängt. In solchen Schilderungen ist unser Dichter von Niemand übertroffen. Seine Naturanschauung selbst war gering, er mußte sie sich erst durch Andere vermitteln lassen, aber dann war seine Phantasie sofort geschäftig, ein schönes Ganze daraus zu bilden. Die Tiefe des Meeres im Taucher, die Drachenhöhle im Kampf mit dem Drachen, die wilden Bestien im Löwengarten u. s. w., das alles sind Meisterwerke der beschreibenden Poesie. Freilich wird man in den meisten Fällen schwer nachweisen können, in wiefern diese Schilderung mit der Tendenz des Ganzen zusammenhängt. Fast in jeder dieser Balladen finden wir zwei Elemente, die zusammengeschweißt, aber nicht organisch aus einander hervorgegangen sind. Eine ganz isolirte Stellung nimmt der Ritter Toggenburg ein, eine Romanze im reinsten Styl, von einem Wohllaut und einer Harmonie der Stimmung, wie wir sie bei Schiller kaum wieder antreffen; doch finden wir es deshalb nicht gerechtfertigt, wenn man ihr vor den übrigen Balladen den Preis gibt. Die Empfindung ist zu schwächlich und geziert, als daß wir ihr einen höhern Preis als den einer geschickten poetischen Stylübung (sic!) zuerkennen dürften. Im Grafen von Habsburg scheint die unbedeutende Anekdote nur erzählt zu sein, um wieder der prachtvollen Stelle über die Macht des Gesanges Raum zu geben."

Gesammtausgaben seiner Werke.

Sämmtliche Werke. 12 Bde. Tübing. 1812—15. — 2te Aufl. 1818—19. — Taschenausgabe 18 Bde. Stuttg. u. Tübing. 1818—20; 1822—26, u. ö. — Prachtausg. in Einem Band, das. 1830; m. Portr. 1834; desgl. m. Stahlstichen nach Kaulbach, das. 1840. — Großoktav-Ausg., 12 Bde., m. Stahlst. das. 1835—36; desgl. 1844. — Duodez-Ausg., 12 Bde., das. 1847. — Neue Ausg. in 2 Bänden, ebd. 1858. — Desgl. 12 Bde., kl. Oktav, ebd. 1860. — Gedichte. Jubiläums-Prachtausgabe mit Photographien u. eingedruckten Holzschnitten. Stuttg. u. Augsb. 1860 fg.

Supplemente. Aus seinem Nachlaß im Einverständniß und unter Mitwirkung der Familie Schiller's herausgegeben von Karl Hoffmeister. 4 Bde. Stuttg. (Cotta) 1840—41. — Nachlese zu sämmtl. Werken von H. Döring. Zeitz 1834. — Nachträge, gesammelt und herausg. von Ed. Boas. 3 Bde. Stuttg. 1838—40.

Schriften zu seinem Leben.

Th. Carlyle, Schiller's Leben. Aus dem Englischen; eingeleitet von Goethe. Frankf. a. M. 1830.

(Karoline von Wolzogen), Sch's Leben. Verfaßt aus Erinnerungen seiner Familie und seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner. 2 Bde. Stuttg. (Cotta) 1830; 3te Aufl. 1850

(Andreas Streicher), Sch's Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim 1782—85. Stuttg. 1836.

Gustav Schwab, Sch's Leben in 3 Büchern. Stuttg. 1840; 2te (Titel-) Ausg. 1859.

Heinr. Döring, Fr. v. Sch., ein biograph. Denkmal. Jena 1841.
Herm. Kurtz, Sch's Heimathjahre. Stuttg. 1843 u. ö.
W. Wachsmuth, Weimar. Musenhof in den Jahren 1772—1807. Berl. 1844.
E. Köpke, Charlotte von Kalb und ihre Beziehung zu Schiller und Goethe. Berl. 1852.
A. Diezmann, Sch's Denkwürdigkeiten und Bekenntnisse über sein Leben. Leipz. 1854.
Schiller und Lotte. 1788. 89. Mit 2 Porträts und Facsimile. Stuttg. (Cotta) 1856.
Karl August's erstes Anknüpfen mit Schiller. Stuttg. (Cotta) 1857.
Emil Palleske, Sch's Leben und Werke. 2 Bde. Berl. 1858.
Kuno Fischer, Die Selbstbekenntnisse Sch's. Frankf. a. M. 1858.
J. W. Schäfer, Sch. und Margarethe Schwan. (Bremer Sonntagsbl. 1858, Nr. 46.)
August Spieß, Sch's Leben und Dichtungen. Mit des Dichters Bildniß in Stahlstich. Wiesbad. 1859.
Herm. Marggraff, Sch's und Körners Freundschaftsbund. (Als Einleitung zur 2. Ausg. von Sch's Briefwechsel mit Körner.) Leipz. 1859.
Schiller's Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie v. Wolzogen. Aus den Familienpapieren mitgetheilt. Mit 4 Portraits. Stuttg. (Cotta) 1859.
Emilie von Gleichen (geb. v. Schiller) und Ludw. Urlichs: Charlotte von Schiller und ihre Freunde, herausg., m. 4 Portr. und 2 Silhouetten. Cotta 1860.

Briefwechsel.

Briefw. mit dem Freiherrn Heribert von Dalberg in den Jahren 1781—85. Karlsr. 1819.
Briefw. zwischen Schiller und Goethe. 1794—1805. 6 Bde. Stuttg. (Cotta) 1828—29; 2te nach den Originalhandschriften verm. Aufl., 2 Bde., das. 1856.
Zwischen Schiller und Wilh. von Humboldt. Mit einer Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung von W. v. Humboldt. Stuttg. (Cotta) 1830.
Heinr. Voß, Mittheilungen über Goethe und Schiller in Briefen. Hgb. von Abr. Voß. Heidelb. 1834.
Zwischen Schiller und Körner. 4 Bde. Berl. 1847.
Auserlesene Briefe Sch's aus den Jahren 1781—1805, hgb. von H. Döring. Zeitz 1835.
Andenken an Bartholomäus Fischenich. Meist aus Briefen Fr. v. Sch's und Charlottens, hgb. von J. H. Hennes. Stuttg. u. Tüb. 1841.
Ungedruckte Briefe von Sch. (Goethe und Wieland), hgb. von Justizrath Bitkow. Bresl. 1845.
H. Düntzer, Schiller und Goethe, Uebersichten und Erläuterungen zu ihrem Briefwechsel. Stuttg. (Cotta) 1859.

Zur Kritik und Erläuterung.

Fr. Schütt, Geschichtliche Darstellungen zu Fr. v. Sch's dramatischen Werken. Karlsr. 1830.
W. E. Weber, Vorlesungen über Aesthetik, vornehmlich in Bezug auf Goethe und Schiller. Hannov. 1831.
Aug. Gloß, Mythologische, historische und geographische Anmerkungen zu Sch's Gedichten. Stuttg. 1836.
H. F. W. Hinrichs, Sch's Dichtungen nach ihren hist. Beziehungen und nach ihrem innern Zusammenhange. 3 Bde. Leipz. 1838—39.
Karl Hoffmeister, Sch's Leben, Geistesentwicklung und Werke im Zusammenhang. 5 Bde. Stuttg. 1838—42.
Heinr. Viehoff, Sch's Gedichte in allen Beziehungen erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt, nebst einer vollst. Nachlese und Variantensammlung zu denselben. 3 Bde. Stuttg. 1839—40.
W. Rob. Griepenkerl, Der Kunstgenius d. deutsch. Literatur des letzten Jahrhunderts. Leipz. 1846.
Karl Grün, Sch. als Mensch, Geschichtschreiber, Denker und Dichter. Leipz. 1849.
Kuno Fischer, Sch. als Philosoph. Vortrag, gehalten zu Jena am 10. März 1858. Frankf. a. M.
Heinr. Deinhardt, Beiträge zur Würdigung und zum Verständnisse Sch's. Stuttg. (Cotta) 1860.
J. L. Hoffmann, Fr. Sch's lyrische Dichtungen. Abhandlung (im Album d. liter. Vereins in Nürnberg f. 1861.) Nürnb.
Kuno Fischer, Sch. als Komiker. Vortrag, gehalten zu Jena am 30. Jan. 1861. Frankf. 1861.
A. Kuhn, Der Geistesgang Schiller's. Berl. 1863.
F. Th. Bratranek, Sch's Wallenstein u. Goethe's Egmont. Eine Parallele der Dichter. Stuttg. u. Augsb. 1863.

Festschriften:

Otto Elben, Das Schillerfest in Sch's Heimath Stuttgart, Ludwigsburg und Marbach am 8.—10. Novbr. 1859. Stuttg. 1859.
Jak. Grimm, Akad. Festrede zur Feier des 100jährigen Geburtstags Sch's. 2 Abdrücke. Berl. 1859.
Friedr. Vischer, Akad. Festrede &c. Zürich 1859.
Karl Grün, Schillerrede, gehalten zu Brüssel &c. Trier 1859.
Prof. Dr. Franz Hoffmann, Akademische Festrede zur Feier des 100jährigen Geburtstages Sch's. Würzb. 1859.
Alex. Jung, Sch. der Dichter der deutschen Nation. Eine Festrede. Königsb. 1859.
Prof. Dr. Werber, Zur 100jährigen Geburtstagsfeier Fr. v. Sch's. Ein Beitrag zur Charakteristik des Gefeierten mit Rücksicht auf Goethe. Freiburg i. B. 1859.
Julian Schmidt, Sch. und seine Zeitgenossen. Eine Gabe für den 10. Nov. 1859. Leipz.
Konstant Wurzbach von Tannenberg, Festgabe zur ersten Säkularfeier von Sch's Geburt 1859. Mit 40 Tafeln Abbildungen und Photo-Autobiographien. Wien 1859.
Verzeichniß der zur 100jährigen Geburtsfeier Sch's erschienenen Bücher, Kunstblätter, Kunstwerke, Musikalien, Denkmünzen &c., herausg. und verlegt bei Buchhändler Büchting. Nordhausen 1860. (Nachträge dazu von Herm. Marggraff in den Blättern f. liter. Unterhaltung, 8. Nov. 1860.)

43. Der Taucher.

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er sei ihm eigen.“

Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?“

Und die Ritter, die Knappen um ihn her,
Vernehmen's und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum drittenmal wieder fraget:
„Ist keiner, der sich hinunter waget?“

Doch alles noch stumm bleibt wie zuvor;
Und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsen Hang,
Und blickt in den Schlund hinab:
Die Wasser, die sie hinunter schlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schooße.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Fluth auf Fluth sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum,
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült,
Und geheimnißvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen; er zeigt sich nimmer.

Und stille wird's über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!“
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

Und würfst du die Krone selber hinein
Und sprächst: Wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König sein!
Mich gelüstete nicht nach dem theuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende, glückliche Seele.

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß gäh in die Tiefe hinab,
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem alles verschlingenden Grab. —
Und heller und heller, wie Sturmes Sausen,
Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt;
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzt es brüllend dem finstern Schooße.

Und sieh! aus dem finster fluthenden Schooß,
Da hebet sich's schwanenweiß,
Und ein Arm, und ein glänzender Nacken wird bloß,
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,
Und er ist's, und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und er athmete lang, und er athmete tief,
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es einer dem andern rief:
„Er lebt! er ist da! es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele.“

Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schaar;
Zu des Königs Füßen er sinkt,
Den Becher reicht er ihm knieend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
Und der Jüngling sich also zum König wandte:

„„Lang' lebe der König! Es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen!

„„Es riß mich hinunter blitzesschnell,
Da stürzt' mir aus felsigem Schacht
Wildfluthend entgegen ein reißender Quell:
Mich packte des Doppelstroms wüthende Macht,
Und wie einen Kreisel mit schwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen.

„„Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchsten schrecklichen Noth
Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff,
Das erfaßt' ich behend und entrann dem Tod;
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,
Sonst wär' er in's Bodenlose gefallen.

„„Denn unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finsterniß da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief:
Das Auge mit Schaudern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

„„Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers gräuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne.

„„Und da hing ich, und war's mir mit Grausen bewußt,
Von der menschlichen Hülfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede
Bei den Ungeheuern der traurigen Oede.

„„Und schaudernd dacht' ich's, da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
Lass' ich los der Koralle umklammerten Zweig;
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben,
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben.““

Der König darob sich verwundert schier,
Und spricht: „Der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst du's noch einmal und bringst mir Kunde,
Was du sahst auf des Meers tiefunterstem Grunde.“

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
‚Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel!
Er hat Euch bestanden, was keiner besteht,
Und könnt Ihr des Herzens Gelüste nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen.'

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein:
„Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell',
So sollst du der trefflichste Ritter mir sein,
Und sollst sie als Ehgemahl heut noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen.“

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt,
Und sieht sie erbleichen und sinken hin;
Da treibt's ihn, den köstlichsten Preis zu erwerben,
Und stürzet hinunter auf Leben und Sterben. —

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Wasser all',
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

---

44. Der Ring des Polykrates.

Er stand auf seines Daches Zinnen,
Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.
„Dies Alles ist mir unterthänig,“
Begann er zu Aegyptens König,
„Gestehe, daß ich glücklich bin.“ —

„„Du hast der Götter Gunst erfahren!
Die vormals deines Gleichen waren,
Sie zwingt jetzt deines Scepters Macht.
Doch Einer lebt noch, sie zu rächen:
Dich kann mein Mund nicht glücklich sprechen,
So lang des Feindes Auge wacht.““ —

Und eh' der König noch geendet,
Da stellt sich, von Milet gesendet,
Ein Bote dem Tyrannen dar:
‚Laß, Herr, des Opfers Düfte steigen,
Und mit des Lorbeers muntern Zweigen
Bekränze dir dein festlich Haar!

‚Getroffen sank dein Feind vom Speere,
Mich sendet mit der frohen Märe
Dein treuer Feldherr Polydor' —
Und nimmt aus einem schwarzen Becken
Noch blutig, zu der Beiden Schrecken,
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

Der König tritt zurück mit Grauen,
„„Doch warn' ich dich, dem Glück zu trauen,““
Versetzt er mit besorgtem Blick.
„„Bedenk', auf ungetreuen Wellen,
Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen,
Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück!““

Und eh' er noch das Wort gesprochen,
Hat ihn der Jubel unterbrochen,
Der von der Rhede jauchzend schallt.
Mit fremden Schätzen reich beladen,
Kehrt zu den heimischen Gestaden
Der Schiffe mastenreicher Wald.

Der königliche Gast erstaunet:
„„Dein Glück ist heute gut gelaunet,
Doch fürchte seinen Unbestand!
Der Kreter waffenkund'ge Schaaren
Bedräuen dich mit Kriegsgefahren,
Schon nahe sind sie diesem Strand.““

Und eh' ihm noch das Wort entfallen,
Da sieht man's von den Schiffen wallen,
Und tausend Stimmen rufen: Sieg!
Von Feindesnoth sind wir befreiet,
Die Kreter hat der Sturm zerstreuet,
Vorbei, geendet ist der Krieg!

Das hört der Gastfreund mit Entsetzen:
„„Fürwahr, ich muß dich glücklich schätzen,
Doch““, spricht er, „„zittr' ich für dein Heil.
Mir grauet vor der Götter Neide;
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu Theil.

„„Auch mir ist alles wohl gerathen,
Bei allen meinen Herrscherthaten
Begleitet mich des Himmels Huld;
Doch hatt' ich einen theuren Erben,
Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben,
Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.

„„Drum, willst du dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück den Schmerz verleihn.
Noch keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streun.

„„Und wenn's die Götter nicht gewähren,
So acht' auf eines Freundes Lehren
Und rufe selbst das Unglück her;
Und was von allen deinen Schätzen
Dein Herz am höchsten mag ergötzen,
Das nimm und wirf's in dieses Meer!““

Und jener spricht, von Furcht beweget:
„Von allem, was die Insel heget,
Ist dieser Ring mein höchstes Gut;
Ihn will ich den Erinnen weihen,
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen“ —
Und wirft das Kleinod in die Fluth.

Und bei des nächsten Morgens Lichte,
Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fürsten hin:
‚Herr, diesen Fisch hab' ich gefangen,
Wie keiner noch in's Netz gegangen,
Dir zum Geschenke bring' ich ihn.'

Und als der Koch den Fisch zertheilet,
Kommt er bestürzt herbeigeeilet,
Und ruft mit hocherstauntem Blick:
‚Sieh Herr, den Ring, den du getragen,
Ihn fand ich in des Fisches Magen,
O, ohne Grenzen ist dein Glück!'

Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
„„So kann ich hier nicht ferner hausen,
Mein Freund kannst du nicht weiter sein.
Die Götter wollen dein Verderben,
Fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben.““
Und sprach's, und schiffte schnell sich ein.

---

45. Ritter Toggenburg.

„Ritter, treue Schwesterliebe
Widmet Euch dies Herz.
Fordert keine andre Liebe,
Denn es macht mir Schmerz.
Ruhig mag ich Euch erscheinen,
Ruhig gehen sehn;
Eurer Augen stilles Weinen
Kann ich nicht verstehn.“

Und er hört's mit stummem Harme,
Reißt sich blutend los,
Preßt sie heftig in die Arme,
Schwingt sich auf sein Roß,
Schickt zu seinen Mannen allen
In dem Lande Schweiz;
Nach dem heil'gen Grab sie wallen,
Auf der Brust das Kreuz.

Große Thaten dort geschehen
Durch der Helden Arm;
Ihres Helmes Büsche wehen
In der Feinde Schwarm.
Und des Toggenburgers Name
Schreckt den Muselmann;
Doch das Herz von seinem Grame
Nicht genesen kann.

Und ein Jahr hat er's getragen,
Trägt's nicht länger mehr;
Ruhe kann er nicht erjagen,
Und verläßt das Heer;
Sieht ein Schiff an Joppe's Strande,
Das die Segel bläht,
Schiffet heim zum theuren Lande,
Wo ihr Athem weht.

Und an ihres Schlosses Pforte
Klopft der Pilger an,
Ach, und mit dem Donnerworte
Wird sie aufgethan:
,Die ihr suchet, trägt den Schleier,
Ist des Himmels Braut!
Gestern war des Tages Feier,
Der sie Gott getraut.'

Da verläßet er auf immer
Seiner Väter Schloß;
Seine Waffen sieht er nimmer,
Noch sein treues Roß.
Von der Toggenburg hernieder
Steigt er unbekannt,
Denn es deckt die edlen Glieder
Härenes Gewand.

Und erbaut sich eine Hütte,
Jener Gegend nah,
Wo das Kloster aus der Mitte
Düstrer Linden sah;
Harrend von des Morgens Lichte
Bis zu Abends Schein,
Stille Hoffnung im Gesichte,
Saß er da allein.

Blickte nach dem Kloster drüben,
Blickte stundenlang
Nach dem Fenster seiner Lieben,
Bis das Fenster klang,
Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich in's Thal herunter neigte,
Ruhig, engelmild.

Und dann legt' er froh sich nieder,
Schlief getröstet ein,
Still sich freuend, wenn es wieder
Morgen würde sein.
Und so saß er viele Tage,
Saß viel' Jahre lang,
Harrend ohne Schmerz und Klage,
Bis das Fenster klang,

Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich in's Thal herunter neigte,
Ruhig, engelmild.
Und so saß er, eine Leiche,
Eines Morgens da;
Nach dem Fenster noch das bleiche
Stille Antlitz sah.

---

46. Die Kraniche des Ibykus.

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Korinthus' Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibykus, der Götterfreund.
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund Apoll;
So wandert er an leichtem Stabe
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Akrokorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichtem Geschwader ziehn.

„Seid mir gegrüßt, befreundte Schaaren,
Die mir zur See Begleiter waren;
Zum guten Zeichen nehm' ich euch,
Mein Loos, es ist dem euren gleich.
Von fernher kommen wir gezogen
Und flehen um ein wirthlich Dach.
Sei uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!"

Und munter fördert er die Schritte,
Und sieht sich in des Waldes Mitte,
Da sperren auf gedrangem Steg
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
Zum Kampfe muß er sich bereiten,
Doch bald ermattet sinkt die Hand,
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter;
Wie weit er auch die Stimme schickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
»So muß ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint!«

Und schwer getroffen sinkt er nieder,
Da rauscht der Kraniche Gefieder;
Er hört, schon kann er nicht mehr sehn,
Die nahen Stimmen furchtbar krähn.
»Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben!«
Er ruft es, und sein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
Erkennt der Gastfreund in Korinth
Die Züge, die ihm theuer sind.
»Und muß ich so dich wieder finden,
Und hoffte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!«

Und jammernd hören's alle Gäste,
Versammelt bei Poseidons Feste;
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und stürmend drängt sich zum Prytanen
Das Volk, es fordert seine Wuth,
Zu rächen des Erschlagnen Manen,
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker fluthendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Thäter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
That's neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht.
Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedränget sitzen,
Es brechen fast der Bühne Stützen,
Herbeigeströmt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da,
Dumpfbrausend wie des Meeres Wogen;
Von Menschen wimmelnd wächst der Bau
In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen?
Von Theseus' Stadt, von Aulis' Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Asiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie,
Und horchen von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie,

Der streng und ernst, nach alter Sitte,
Mit langsam abgemeß'nem Schritte,
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber,
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden,
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrothe Gluth,
In ihren Wangen fließt kein Blut.
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwollnen Bäuche blähn.

Und schauerlich, gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Frevler schlingt.
Besinnungraubend, herzbethörend
Schallt der Erinnyen Gesang,
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:

»Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe! wer verstohlen
Des Mordes schwere That vollbracht!
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht.

»Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn, ohn' Ermatten,
Versöhnen kann uns keine Reu',
Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frei.« *)

*) Strophe 16 und 17 fast wörtliche Uebersetzung eines Chores aus Aeschylos' Eumeniden.

So singend, tanzen sie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt überm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich, nach alter Sitte
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langsam abgemess'nem Schritte,
Verschwinden sie im Hintergrund.

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet,
Und huldiget der furchtbarn Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht,
Die unerforschlich, unergründet,
Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
»Sieh da, sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus!« —
Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man in schwärzlichem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberziehn.

»Des Ibykus!« — Der theure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's von Mund zu Munde schnell:
»Des Ibykus? den wir beweinen?
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit dem? Was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?«

Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's, mit Blitzesschlage,
Durch alle Herzen: »Gebet acht,
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet selbst sich dar!
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!«

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Busen gern bewahren;
Umsonst! der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es gestehn die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Stahl.

---

47. Der Gang nach dem Eisenhammer.

Ein frommer Knecht war Fridolin,
Und in der Furcht des Herrn
Ergeben der Gebieterin,
Der Gräfin von Savern.
Sie war so sanft, sie war so gut;
Doch auch der Launen Uebermuth
Hätt' er geeifert zu erfüllen
Mit Freudigkeit, um Gottes willen.

Früh von des Tages erstem Schein,
Bis spät die Vesper schlug,
Lebt' er nur ihrem Dienst allein,
That nimmer sich genug.
Und sprach die Dame: »Mach' dir's leicht!«
Da wurd' ihm gleich das Auge feucht,
Und meinte, seiner Pflicht zu fehlen,
Durft' er sich nicht im Dienste quälen.

Drum vor dem ganzen Dienertroß
Die Gräfin ihn erhob;
Aus ihrem schönen Munde floß
Sein unerschöpftes Lob.
Sie hielt ihn nicht als ihren Knecht,
Es gab sein Herz ihm Kindesrecht;
Ihr klares Auge mit Vergnügen
Hing an den wohlgestalten Zügen.

Darob entbrennt in Roberts Brust,
Des Jäger's, gift'ger Groll,
Dem längst von böser Schadenlust
Die schwarze Seele schwoll;
Und trat zum Grafen, rasch zur That,
Und offen des Verführers Rath,
Als einst vom Jagen heim sie kamen,
Streut' ihm in's Herz des Argwohns Samen:

»Wie seid Ihr glücklich, edler Graf,«
Hub er voll Arglist an,
»Euch raubet nicht den goldnen Schlaf
Des Zweifels gift'ger Zahn;
Denn Ihr besitzt ein edles Weib,
Es gürtet Scham den keuschen Leib.
Die fromme Treue zu berücken,
Wird nimmer dem Versucher glücken.«

Da rollt der Graf die finstern Brau'n:
»Was redst du mir, Gesell?
Werd' ich auf Weibestugend bau'n,
Beweglich wie die Well'?
Leicht locket sie des Schmeichlers Mund;
Mein Glaube steht auf festerm Grund.
Vom Weib des Grafen von Saverne
Bleibt, hoff' ich, der Versucher ferne.«

Der andre spricht: »So denkt Ihr recht.
Nur Euern Spott verdient
Der Thor, der, ein geborner Knecht,
Ein solches sich erkühnt,
Und zu der Frau, die ihm gebeut,
Erhebt der Wünsche Lüsternheit.« —
»Was?« fällt ihm jener ein und bebet,
»Red'st du von einem, der da lebet?« —

»Ja doch, was Aller Mund erfüllt,
Das bärg' sich meinem Herrn?
Doch, weil Ihr's denn mit Fleiß verhüllt,
So unterdrück' ich's gern.« —
»Du bist des Todes, Bube, sprich!«
Ruft jener streng und fürchterlich,
»Wer hebt das Aug' zu Kunigonden?«
»Nun ja, ich spreche von dem Blonden.

»Er ist nicht häßlich von Gestalt,«
Fährt er mit Arglist fort,
Indem's den Grafen heiß und kalt
Durchrieselt bei dem Wort.
»Ist's möglich, Herr? Ihr saht es nie,
Wie er nur Augen hat für sie?
Bei Tafel Eurer selbst nicht achtet,
An ihrem Stuhl gefesselt schmachtet?

»Seht da die Verse, die er schrieb,
Und seine Gluth gesteht« —
»Gesteht!« — »Und sie um Gegenlieb',
Der freche Bube! fleht.
Die gnäd'ge Gräfin, sanft und weich,
Aus Mitleid wohl verbarg sie's Euch;
Mich reuet jetzt, daß mir's entfahren,
Denn, Herr, was habt Ihr zu befahren?«

Da ritt in seines Zornes Wuth
Der Graf in's nahe Holz,
Wo ihm in hoher Oefen Gluth
Die Eisenstufe schmolz.
Hier nährten früh und spat den Brand
Die Knechte mit geschäft'ger Hand;
Der Funke sprüht, die Bälge blasen,
Als gält' es, Felsen zu verglasen.

Des Wassers und des Feuers Kraft
Verbündet sieht man hier;
Das Mühlrad, von der Fluth gerafft,
Umwälzt sich für und für;
Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
Und bildsam von den mächt'gen Streichen
Muß selbst das Eisen sich erweichen.

Und zweien Knechten winket er,
Bedeutet sie und sagt:
»Den ersten, den ich sende her,
Und der euch also fragt:
Habt ihr befolgt des Herren Wort?
Den werft mir in die Hölle dort,
Daß er zur Asche gleich vergehe,
Und ihn mein Aug' nicht weiter sehe!«

Deß freut sich das entmenschte Paar
Mit roher Henkerslust;
Denn fühllos, wie das Eisen, war
Das Herz in ihrer Brust.
Und frischer mit der Bälge Hauch
Erhitzen sie des Ofens Bauch,
Und schicken sich mit Mordverlangen,
Das Todesopfer zu empfangen.

Drauf Robert zum Gesellen spricht
Mit falschem Heuchelschein:
»Frisch auf, Gesell, und säume nicht!
Der Herr begehret dein.«
Der Herr, der spricht zu Fridolin:
»Mußt gleich zum Eisenhammer hin,
Und frage mir die Knechte dorten,
Ob sie gethan nach meinen Worten?"

Und jener spricht: „Es soll geschehn!"
Und macht sich flugs bereit.
Doch sinnend bleibt er plötzlich stehn:
„Ob sie mir nichts gebeut?"
Und vor die Gräfin stellt er sich:
»Hinaus zum Hammer schickt man mich;
So sag', was kann ich Dir verrichten?
Denn Dir gehören meine Pflichten."

Darauf die Dame von Savern
Versetzt mit sanftem Ton:
„Die heil'ge Messe hört' ich gern,
Doch liegt mir krank der Sohn;
So gehe denn, mein Kind, und sprich
In Andacht ein Gebet für mich,
Und denkst du reuig deiner Sünden,
So laß auch mich die Gnade finden."

Und froh der vielwillkommnen Pflicht,
Macht er im Flug sich auf,
Hat noch des Dorfes Ende nicht
Erreicht im schnellen Lauf:
Da tönt ihm von dem Glockenstrang
Hellschlagend des Geläutes Klang,
Das alle Sünder, hochbegnadet,
Zum Sakramente festlich ladet.

„Dem lieben Gotte weich' nicht aus,
Find'st du ihn auf dem Weg!" —
Er spricht's und tritt in's Gotteshaus;
Kein Laut ist hier noch reg;
Denn um die Ernte war's, und heiß
Im Felde glüht der Schnitter Fleiß.
Kein Chorgehülfe war erschienen,
Die Messe kundig zu bedienen.

Entschlossen ist er alsobald,
Und macht den Sakristan;
„Das", spricht er, „ist kein Aufenthalt,
Was fördert himmelan."
Die Stola und das Cingulum
Hängt er dem Priester dienend um,
Bereitet hurtig die Gefäße,
Geheiliget zum Dienst der Messe.

Und als er dieß mit Fleiß gethan,
Tritt er als Ministrant
Dem Priester zum Altar voran,
Das Meßbuch in der Hand,
Und knieet rechts, und knieet links,
Und ist gewärtig jeden Winks;
Und als des Sanktus Worte kamen,
Da schellt er dreimal bei dem Namen.

Drauf als der Priester fromm sich neigt
Und, zum Altar gewandt,
Den Gott, den gegenwärt'gen, zeigt
In hocherhabner Hand:
Da kündet es der Sakristan
Mit hellem Glöcklein klingend an,
Und alles kniet und schlägt die Brüste,
Sich fromm bekreuzend vor dem Christe.

So übt er jedes pünktlich aus,
Mit schnell gewandtem Sinn;
Was Brauch ist in dem Gotteshaus,
Er hat es alles inn,
Und wird nicht müde bis zum Schluß,
Bis beim Vobiscum Dominus
Der Priester zur Gemein' sich wendet,
Die heil'ge Handlung segnend endet.

Da stellt er jedes wiederum
In Ordnung säuberlich;
Erst reinigt er das Heiligthum,
Und dann entfernt er sich,
Und eilt, in des Gewissens Ruh,
Den Eisenhütten heiter zu,
Spricht unterwegs, die Zahl zu füllen,
Zwölf Paternoster noch im Stillen.

Und als er rauchen sieht den Schlot,
Und sieht die Knechte stehn,
Da ruft er: „Was der Graf gebot,
Ihr Knechte, ist's geschehn?"
Und grinsend zerren sie den Mund,
Und deuten in des Ofens Schlund:
„Der ist besorgt und aufgehoben!
Der Graf wird seine Diener loben."

Die Antwort bringt er seinem Herrn
In schnellem Lauf zurück.
Als er ihn kommen sieht von fern,
Kaum traut er seinem Blick:
„Unglücklicher! wo kommst du her?" —
„Vom Eisenhammer." — „Nimmermehr!
So hast du dich im Lauf verspätet?" —
„Herr, nur so lang, bis ich gebetet.

„Denn, als von Eurem Angesicht
Ich heute ging, verzeiht!
Da fragt' ich erst, nach meiner Pflicht,
Bei der, die mir gebeut.
Die Messe, Herr, befahl sie mir
Zu hören; gern gehorcht' ich ihr,
Und sprach der Rosenkränze viere
Für Euer Heil und für das ihre."

In tiefes Staunen sinket hier
Der Graf, entsetzet sich:
„Und welche Antwort wurde dir
Am Eisenhammer? sprich!"
„Herr, dunkel war der Rede Sinn,
Zum Ofen wies man lachend hin:
Der ist besorgt und aufgehoben!
Der Graf wird seine Diener loben."

„Und Robert?" fällt der Graf ihm ein,
Es überläuft ihn kalt,
„Sollt' er dir nicht begegnet sein?
Ich sandt' ihn doch zum Wald!"
„Herr, nicht im Wald, nicht in der Flur
Fand ich von Robert eine Spur." —
„Nun", ruft der Graf und steht vernichtet,
„Gott selbst im Himmel hat gerichtet!"

Und gütig, wie er nie gepflegt,
Nimmt er des Dieners Hand,
Bringt ihn der Gattin, tiefbewegt,
Die nichts davon verstand:
„Dieß Kind, kein Engel ist so rein,
Laßt's Eurer Huld empfohlen sein!
Wie schlimm wir auch berathen waren,
Mit dem ist Gott und seine Schaaren."

---

48. Das Siegesfest.

Priams Veste war gesunken,
Troja lag in Schutt und Staub,
Und die Griechen, siegestrunken,
Reich beladen mit dem Raub,
Saßen auf den hohen Schiffen
Längs des Hellespontos Strand,
Auf der frohen Fahrt begriffen
Nach dem schönen Griechenland.
Stimmet an die frohen Lieder!
Denn dem väterlichen Herd
Sind die Schiffe zugekehrt,
Und zur Heimath geht es wieder.

Und in langen Reihen, klagend,
Saß der Trojerinnen Schaar,
Schmerzvoll an die Brüste schlagend,
Bleich mit aufgelöstem Haar.
In das wilde Fest der Freuden
Mischten sie den Wehgesang,
Weinend um das eigne Leiden
In des Reiches Untergang.
Lebe wohl, geliebter Boden!
Von der süßen Heimath fern
Folgen wir den fremden Herrn.
Ach wie glücklich sind die Todten!

Und den hohen Göttern zündet
Kalchas jetzt das Opfer an;
Pallas, die die Städte gründet
Und zertrümmert, ruft er an,
Und Neptun, der um die Länder
Seinen Wogengürtel schlingt,
Und den Zeus, den Schreckensender,
Der die Aegis grausend schwingt.
Ausgestritten, ausgerungen
Ist der lange schwere Streit,
Ausgefüllt der Kreis der Zeit,
Und die große Stadt bezwungen.

Atreus' Sohn, der Fürst der Schaaren,
Uebersah der Völker Zahl,
Die mit ihm gezogen waren
Einst in des Skamanders Thal,
Und des Kummers finstre Wolke
Zog sich um des Königs Blick;
Von dem hergeführten Volke
Bracht' er wen'ge nur zurück.
Drum erhebe frohe Lieder,
Wer die Heimath wieder sieht,
Wem noch frisch das Leben blüht!
Denn nicht alle kehren wieder.

Alle nicht, die wieder kehren,
Mögen sich des Heimzugs freun;
An den häuslichen Altären
Kann der Mord bereitet sein.
Mancher fiel durch Freundestücke,
Den die blut'ge Schlacht verfehlt!
Sprach's Ulyß mit Warnungsblicke,
Von Athenens Geist beseelt.
Glücklich, wem der Göttin Treue
Rein und keusch das Haus bewahrt!
Denn das Weib ist falscher Art,
Und die Arge liebt das Neue.

Und des frisch erkämpften Weibes
Freut sich der Atrid, und strickt
Um den Reiz des schönen Leibes
Seine Arme hochbeglückt.
Böses Werk muß untergehen,
Rache folgt der Frevelthat;
Denn gerecht in Himmelshöhen
Waltet des Chroniden Rath.
Böses muß mit Bösem enden;
An dem frevelnden Geschlecht
Rächet Zeus das Gastesrecht,
Wägend mit gerechten Händen.

Wohl dem Glücklichen mag's ziemen,
Ruft Oileus' tapfrer Sohn,
Die Regierenden zu rühmen
Auf dem hohen Himmelsthron!
Ohne Wahl vertheilt die Gaben,
Ohne Billigkeit das Glück,
Denn Patroklus liegt begraben,
Und Thersites kommt zurück!
Weil das Glück aus seiner Tonnen
Die Geschicke blind verstreut,
Freue sich und jauchze heut,
Wer das Lebensloos gewonnen!

Ja, der Krieg verschlingt die Besten!
Ewig werde dein gedacht,
Bruder, bei der Griechen Festen,
Der ein Thurm war in der Schlacht.
Da der Griechen Schiffe brannten,
War in deinem Arm das Heil;
Doch dem Schlauen, Vielgewandten
Ward der schöne Preis zu Theil.
Friede deinen heil'gen Resten!
Nicht der Feind hat dich entrafft,
Ajax fiel durch Ajax' Kraft.
Ach, der Zorn verderbt die Besten!

Dem Erzeuger jetzt, dem großen,
Gießt Neoptolem des Weins:
Unter allen ird'schen Loosen,
Hoher Vater, preis' ich dein's!
Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.
Tapfrer, deines Ruhmes Schimmer
Wird unsterblich sein im Lied;
Denn das ird'sche Leben flieht,
Und die Todten dauern immer.

Wenn des Liedes Stimmen schweigen
Von dem überwundnen Mann,
So will ich für Hektor'n zeugen,
Hub der Sohn des Tydeus an, —
Der für seine Hausaltäre
Kämpfend, ein Beschirmer, fiel —
Krönt den Sieger größ're Ehre,
Ehret ihn das schön're Ziel!
Der für seine Hausaltäre
Kämpfend sank, ein Schirm und Hort,
Auch in Feindes Munde fort
Lebt ihm seines Namens Ehre.

Nestor jetzt, der alte Zecher,
Der drei Menschenalter sah,
Reicht den laubumkränzten Becher
Der bethränten Hekuba:
Trink ihn aus den Trank der Labe,
Und vergiß den herben Schmerz!
Wundervoll ist Bacchus' Gabe,
Balsam für's zerrißne Herz!
Trink ihn aus den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Balsam für's zerrißne Herz,
Wundervoll ist Bacchus' Gabe.

Denn auch Niobe, dem schweren
Zorn der Himmlischen ein Ziel,
Kostete die Frucht der Aehren,
Und bezwang das Schmerzgefühl.
Denn so lang die Lebensquelle
Schäumet an der Lippen Rand,
Ist der Schmerz in Lethe's Welle
Tief versenkt und festgebannt.
Denn so lang die Lebensquelle
An der Lippen Rande schäumt,
Ist der Jammer weggeräumt,
Fortgespült in Lethe's Welle.

Und von ihrem Gott ergriffen,
Hub sich jetzt die Seherin,
Blickte von den hohen Schiffen
Nach dem Rauch der Heimath hin.
Rauch ist alles ird'sche Wesen;
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen;
Nur die Götter bleiben stät.
Um das Roß des Reiters schweben,
Um das Schiff die Sorgen her;
Morgen können wir's nicht mehr,
Darum laßt uns heute leben!

---

49. Der Graf von Habsburg.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht
Im alterthümlichen Saale,
Saß König Rudolf's heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge;
Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal,
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
‚Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren.'

Und sieh'! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare;
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
Doch sage, was ist des Kaisers werth
An seinem herrlichsten Feste?" —

‚Nicht gebieten werd' ich dem Sänger,' spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde,
‚Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.'

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Auf's Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern;
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn;
Voran kam der Meßner geschritten.

„Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demuth entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durch's Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluthen geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte;
Und beiseit legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.

„Was schaffst du? redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet;
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen.

„Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier,
Der andre die Reise vollführet.
Und am nächsten Morgen, mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet.

„Nicht wolle das Gott, rief mit Demuthsinn
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und mag'st du's nicht haben zu eignem Gewinnst,
So bleibt es gewidmet dem göttlichen Dienst;
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut,
Und Seele und Athem und Leben.

„So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren Euch bringen hier und dort,
So wie Ihr jetzt ihn geehret!
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch blühen sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus,
Und glänzen die spät'sten Geschlechter!" —

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er dem Sänger in's Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell,
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und Alles blickte den Kaiser an,
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten. *)

Friedrich von Matthisson

wurde den 23. Januar 1761, vier Wochen nach dem Ableben seines Vaters, eines preußischen Feldpredigers, zu Hohendodeleben bei Magdeburg geboren und 1770 von seinem Oheim, einem Diaconus der Stadt Großensalza, adoptirt. Als dieser 1771 starb, versah an dem abermals Verwaisten der Großvater zu Krakau, in der Nähe von Hohendodeleben, Vaterstelle, bis er 1773 als Freischüler im Pädagogium von Klosterbergen Aufnahme fand. In der Absicht, Theologie zu studiren, ging er 1778 nach Halle, vertauschte diese aber bald mit Philologie und schöner Literatur. Nach seinem Abgange von der Universität weilte er (1780 bis Ostern 1781) bei einem Oheim mütterlicher Seite zu Koswig, worauf er als Lehrer im Philanthropin Basedow's zu Dessau eintrat. Diese Anstalt verließ er 1784, um sich den Söhnen einer liefländischen Gräfin (Sievers) in Altona als Erzieher zu widmen. Als nach ihrem Tod der älteste Bruder derselben (Gotthard Graf

*) Tschudi, der uns diese Anekdote überliefert hat, erzählt auch, daß der Priester, dem dieses mit dem Grafen von Habsburg begegnet, nachher Kaplan bei dem Kurfürsten von Mainz geworden und nicht wenig dazu beigetragen habe, bei der nächsten Kaiserwahl, die auf das große Interregnum erfolgte, die Gedanken des Kurfürsten auf den Grafen von Habsburg zu richten.

von Manteuffel) seinen Wohnsitz nach Heidelberg und Mannheim verlegte, folgte Matthisson mit den Zöglingen nach. 1787 begab er sich zu Viktor von Bonstetten, den er in Heidelberg näher kennen gelernt, in die Schweiz und beschäftigte sich zu Nyon am Genfersee, wo dieser eben als Landvoigt eingesetzt worden war, mit älterer Literatur und einigen Zweigen der Naturwissenschaft. Nach zweijährigem Aufenthalte daselbst übernahm er eine Erzieherstelle in einem Bonstetten befreundeten Handlungshause zu Lyon. In diese Zeit fällt sein Freundschaftsbündniß mit dem ihm geistig verwandten Dichter J. G. v. Salis-Sewis, Stadtvoigt zu Chur, und mit Friederike Brun. Familienverhältnisse halber in die Heimath zurückgekehrt, erhielt er 1794 vom Landgrafen von Hessen-Homburg den Hofrathstitel, sowie aus Jena das Diplom als Ehrenmitglied der naturforschenden Gesellschaft. Im folgenden Jahre trat er in anhalt-dessauische Dienste als Lektor und Reisegeschäftsführer der regierenden Fürstin, in deren Gefolg' er Italien, Tyrol und die Schweiz bereiste. 1801 erhielt er den Titel als markgräflich badischer Legationsrath, wurde 1809 vom Könige Friedrich von Württemberg in den Adel erhoben und trat 1812 als geheimer Legationsrath, Hoftheater-Oberintendant und Oberbibliothekar in württembergische Dienste. Bereits 1810 hatte er sich mit einer Tochter des Garteninspektors Schoch zu Wörlitz verheirathet. Der 1816 erfolgte Tod des Königs veränderte seine Lage weiter nicht, als daß er in Ansehung seines Berufs weniger mit dem Hofe in Berührung kam; doch besuchte er 1819 nochmals Italien im Gefolge des Herzogs Wilhelm von Württemberg. Den Rest seiner Tage verbrachte er seit dem Frühjahr 1828 zu Wörlitz im Schoch'schen Familienkreise, nachdem er ganz aus dienstlichen Verhältnissen in Stuttgart geschieden war, wo er sich seit dem 1824 erfolgten Ableben seiner Frau nie mehr recht heimisch gefühlt hatte. In Wörlitz starb unser Elegiker am 12. März 1831.

* * *

Matthisson gehört nur insofern in dieses Buch, als er mit dem Gedichte „Das Fräulein im Thurme", dem einzigen, das er im Balladentone geschrieben, den Beweis liefert, wie seine weibisch-passive, sentimental-kokette Natur sich über die bei ihm stereotyp gewordene Wehmüthelei und Sehnsüchtelei, die er von dem empfindsamen Bonstetten geerbt hatte, niemals zu erheben vermochte. Seine Meisterschaft im Kopiren von Natursituationen, der Glanz und die Schönheit seiner Darstellung, wie der Wohllaut und die edle, feine und gebildete Sprache derselben, erfreuten sich lange des allgemeinen Beifalls, in den selbst Friedrich Schiller (s. dessen kleinere prosaische Schriften, Th. IV, S. 268) einstimmte. Aber einen Stoff plastisch zu gestalten und Personen in sicherer Individualität hervortreten zu lassen, war unserm Mondscheinlandschafter, der seine Gefühle am liebsten in französischer Geziertheit zur Schau trug, versagt.

Er erinnert uns (schreibt Gervinus, V. 586 ff.) überall an die Elegiker des 17. Jahrhs., und wäre es nur durch seine Anthologie (1803 ff.), eine Beschäftigung, die bei ihm, wie bei Raßmann, W. Müller und Andern, sehr sprechend jene allgemeine Passivität dieser Periode ausdrückt. Matthisson ist von all diesen elegischen Dichtern und ähnlichen der bekannteste, weil formell jene duftige Mondscheinspoesie voll sanfter Schwermuth, voll beschaulicher Schwärmerei, voll Natursinn und weicher melancholischer Anklänge bei ihm am weitesten gerückt ist, weil er den musikalischen Tonfall „kunstreicher Eurhythmie und metrischen Wohllauts" am geschicktesten handhabt, mit dem er die dunklen Empfindungen schnell gefangen nimmt, an die sich die Leser lyrischer Gedichte bald verloren geben, wenn kein Sachinhalt und keine bildliche Anschauung die Phantasie aufruft. Er hatte seiner idyllischen Landschaftspoesie mehr als Tiedge Leben gegeben, indem er die Natur mit Feen und Elfen bevölkerte, aber doch erweitert dies nicht seine Sphäre; er hält uns in einer noch ängstlicheren Beschränkung als die verwandten Dichter der Idylle. Schiller hat ihm theoretisch seine ganz richtige Stelle angewiesen, obwohl er bei Anwendung der Theorie viel zu günstig gestimmt war. Er fühlte sich bei jener Hinweisung aus dem Gedränge der Welt in die melancholische Einsamkeit und nach der leblosen Schöpfung nicht anders als bei den Geßner und Aehnlichen, die er so trefflich zurückwies; allein er ließ sich von seinem Wohlgefallen an dem züchtigen und reinen Elemente dieser Dichtung verführen, die Hoffnung auszusprechen, daß es nur von dem Dichter abhängen werde, seine Landschaften auch mit Figuren zu beleben und auf diesen reizenden Grund handelnde Menschheit aufzutragen. Der Erfolg hat diese Hoffnung nicht gerechtfertigt, und von Nichts liegen auch diese Naturen entfernter als vom handelnden Leben, die, wie Tiedge, Matthisson, sein Freund J. G. v. Salis-Sewis und der spätere Ernst Schulze, bei dem diese weiche und schlaffe Dichtungsweise an Schmelz und Duft sich bis zum Verschmelzen und Verduften verfeinert, vielmehr ihre Sehnsucht nach dem Grabe richten, wenn sie in ihren idyllischen Zufluchtsorten selbst noch an den Drang der äußern Welt gemahnt werden.

Schriften.

Lieder. Breslau 1781; verm. Aufl., Dessau 1783.
Die glückliche Familie. Schauspiel. Dessau 1783.
Gedichte. Mannh. 1787. — Herausg. von Füßli, Zürich 1791. 94. 97. (Nachtrag 1799.) 1802. 3. Vollst. Ausg., 2 Bde., Tübingen 1811. — Zürich 1813. 21. 31. 33. 38.
Briefe. 2 Thle. Zürich 1795—96. Verb. Ausg. in 1 Bd., das. 1802.
Alin's Abenteuer. Stuttg. u. Tübingen 1799.
Erinnerungen. 5 Bde. Zürich 1810—16.
Schriften. Ausgabe letzter Hand. 8 Bde. Zürich 1825—29. (Supplementband: M's Leben von H. Döring. Zürich 1833.)
Literarischer Nachlaß, nebst einer Auswahl von Briefen seiner Freunde. (Herausg. von F. R. Schoch.) 4 Bde. Berl. 1832.

Gab heraus:

Reliquien eines Freidenkers (worunter über die Orakel) Berlin 1781.
Schriften von Karl Viktor von Bonstetten. Zürich 1793.
Gedichte von Friederike Brun, geb. Münter. Zürich 1795.
Briefe von K. V. von Bonstetten. (Mit Matthisson's Selbstbiographie.) Zürich 1827.
Lyrische Anthologie. 20 Thle. Zürich 1803—1807. (Die 17 ersten Theile enthalten Beispiele von 187 Dichtern, von Rudolf Weckherlin bis Christian Schreiber; Th. 18—20 enthalten Nachträge von 15 andern Dichtern und Ergänzungen zu 38 früher vorgeführten.)

50. Die Elfenkönigin.

Was unter'm Monde gleicht
Uns Elfen flink und leicht?
Wir spiegeln uns im Thau
Der sternenhellen Au;
Wir tanzen auf des Baches Moos',
Wir wiegen uns am Frühlingssproß
Und ruhn in weicher Blumen Schooß.

Ihr Elfen auf den Höhn,
Ihr Elfen an den Seen,
Zum thaubeperlten Grün
Folgt eurer Königin!
Im silbergrauen Spinnwebkranz,
Umflimmert von des Glühwurms Glanz,
Herbei! herbei zum Mondscheintanz!

Ein Schleier, weiß und fein,
Gebleicht im Sternenschein
Auf kühler Todtengruft.
Umwall' euch leicht, wie Duft!
Durch Moos und Schilf, durch Korn und Hain,
Bergauf, thalab, waldaus, feldein,
Herbei! herbei zum Ringelreihn!

Uns wölbt der Nessel Dach
Ein sichres Tanzgemach;
Ein weißer Nebelflor
Umschleiert unser Chor;
Wir kreisen schnell, wir schweben leicht,
Ein finstres Gnomenheer entsteigt
Dem Erdenschooß und harft und geigt.

Das Mark vom Schmetterling,
Den eine Jungfrau fing,
Das Hirn der Nachtigall,
Stärkt uns zum leichten Ball.
Wir schlürfen froh bei Rundgesang
Und Flötenton und Saitenklang
Aus Blumenkelchen Göttertrank.

Herbei! herbei zum Tanz
Im grauen Spinnwebkranz!
Schnell rollt der Elfen Kreis
Im zirkelrunden Gleis!
Wo ist ein Fuß, der nimmer glitt?
Wir Elfen fliehn mit Zephyrschritt,
Kein Gräschen beuget unser Tritt!

---

51. Das Fräulein im Thurme.

Ein Fräulein klagt' im finstern Thurm,
Am Seegestad' erbaut;
Es rauscht' und heulte Wog' und Sturm
In ihres Jammers Laut.

Rosalia von Mortimer
Hieß manchem Troubadour
Und einem ganzen Ritterheer
Die Krone der Natur.

Doch ehe noch ihr Herz die Macht
Der süßen Minn' empfand,
Erlag der Vater in der Schlacht
Am Sarazenerstrand.

Ihr Ohm, ein Ritter Manfry, ward
Zum Schirmvogt ihr bestellt;
Dem lacht' in's Herz, wie Felsen hart,
Des Fräuleins Gut und Geld.

Bald überall im Lande ging
Die Trauerkund' umher:
„Des Todes kalte Nacht umfing
Die Rose Mortimer!“

Ein schwarzes Todtenfähnlein wallt
Hoch auf des Fräuleins Burg;
Die dumpfe Leichenglocke schallt
Drei Tag' und Nächt' hindurch.

„Auf ewig hin, auf ewig todt,
O Rose Mortimer!
Nun milderst du der Wittwen Noth,
Der Waisen Schmerz nicht mehr!“

So klagt' einmüthig Alt und Jung,
Den Blick von Thränen schwer,
Vom Frühroth bis zur Dämmerung,
Die Rose Mortimer.

Der Ohm in einem Thurm sie barg,
Erfüllt mit Moderduft;
Drauf senkte man den leeren Sarg
Wohl in die Vätergruft.

Das Fräulein horchte still und bang
Der Priester Litanei'n;
Trüb in des Kerkers Gitter drang
Der Fackeln rother Schein.

Sie ahnte schaudernd ihr Geschick,
Ihr ward so dumpf und schwer;
In Todesnacht erstarb der Blick,
Sie sank und war nicht mehr.

Des Thurms Ruinen an der See
Sind heute noch zu schaun.
Den Wandrer faßt in ihrer Näh'
Ein wundersames Graun.

Auch mancher Hirt verkündet euch,
Daß er bei Nacht allda
Oft, einer Silberwolke gleich,
Das Fräulein schweben sah.

Joh. Chph. Friedrich Haug,

der bedeutendste Epigrammendichter nach Logau, Sohn des Pfarrers, nachmaligen Professors und Stiftspredigers Balthasar Haug zu Stuttgart, war den 19. März 1761 zu Niederstotzingen (nicht Niederstolzingen oder Niederstolpingen, wie man gewöhnlich liest) im Württembergischen geboren. Seine gelehrte Vorbildung erhielt er auf der Schule in Ludwigsburg und dem Gymnasium in Stuttgart. 1776 in die Karlsakademie aufgenommen, ergriff er nach vollendetem philologischen und philosophischen Kurse das Studium der Rechtswissenschaft und machte im Ganzen so bedeutende Fortschritte, daß er viele Preismedaillen bei den Prüfungen erhielt, wodurch er sich den akademischen Orden und die Gunst des Herzogs erwarb, welcher ihn 1783 zum Sekretär beim geheimen Kabinet ernannte. Dem Herzog Ludwig Eugen, Karls Regierungsnachfolger, ward er durch seine Stellung näher gebracht. Unter Friedrich Eugen erhielt er das Amt eines Sekretärs beim geheimen Rathe (nachmals Staatsministerium), das er elf Jahre lang bekleidete. König Friedrich ernannte ihn im Juli 1816 zum Bibliothekar an der öffentlichen Büchersammlung und ertheilte ihm den Charakter als Hofrath. So war ihm nun in dieser behaglichen Stellung vergönnt, den Musen, welchen er bisher die Erholungsstunden gewidmet, auch im Alter zu dienen. Er starb, nachdem er noch 1827 das nördliche Deutschland bereist hatte, den 30. Jan. 1829.

* * *

Auf die Ausbildung seines Geistes waren in den akademischen Jahren seine Jugendfreunde, der unsterbliche Schiller, so wie der nachmalige Bibliothekar und Biograph Schiller's, der als Sprachforscher bekannte Petersen, nicht ohne Einfluß, und Schubart zeichnete den Jüngling aus. Zu seinen ältesten und vertrautesten Freunden gehörte Matthisson, der bis in das letzte Jahr seines Lebens neben ihm der Bibliothek vorstand. — In dem Seelenvermögen Haug's war das Hervorstechendste der Witz, jener wunderbare Wortwitz, der aus der Aehnlichkeit der Klänge mit Blitzesschnelle die überraschendsten Gedanken, die treffendsten Urtheile, die scherzhaftesten Wendungen über Gegenstände aller Art hervorzulocken wußte. Kein Wunder, daß unter den vielerlei Produktionen seiner leichten Feder, neben Oden, Minneliedern, Fabeln, Versuchen in Romanzen (letztere ein wenig glückliches Talent verrathend) das scherzende Gelegenheitsgedicht, besonders aber das Epigramm weit hervorragt. Doch wurde die Spitze des Epigramms in seiner Hand nie zum verwundenden Stachel; die Persönlichkeit seines Witzes war der Art, daß der Getroffene von Herzen mitlachen mußte. Der Witz, der so leicht verfeindet, machte ihn zu Jedermanns Freund. Am bekanntesten sind seine „Hyperbeln auf Wahl's ungeheure Nase"*), deren unten einige als besonders charakteristisch mitfolgen. Auch als Improvisator war Haug im Kreise seiner Freunde geschätzt, hat viel an gelehrten Zeitungen, Taschenbüchern rc. gearbeitet, auch längere Zeit an Herausgabe des stuttgarter „Morgenblattes für gebildete Stände" (seit 1807) Theil genommen. (Vgl. N. Nekrolog d. Deutschen, Jahrg. V. S. 130.)

Schriften.

Sinngedichte. Von Fr. Hophthalmos. Frankf. u. Leipz. 1791.
Hundert Hyperbeln auf Herrn Wahl's große Nase. Stuttg. 1804.
Zweihundert Hyperbeln auf Herrn Wahl's ungeheure Nase, in erbauliche hochdeutsche Reime gebracht. Brünn 1822; 2te Orig.-Ausg., St. Gallen 1841; 3te Aufl. das. 1850.

---

*) Optischer Betrug.

Als du jüngsthin schlummertest im Grase,
Ragte himmelan die Wundernase,
Und die Dorfbewohner weit umher
Zählten staunend einen Kirchthurm mehr.

* Rath.

Willst du, wie die Braminen pflegen,
Auf deine Nasenspitze seh'n,
So kann es, der Entfernung wegen,
Nur durch ein Teleskop gescheh'n.

* List.

Dir hat zum Glücke jüngst ein Dieb,
Der schlau sein Gaunerwesen trieb,
Die Dose vor der Nase weggenommen.
Der Vorsprung war zu groß. Er mußt' entkommen.

* Dannecker an Wahl's Gattin.

Das Nasenprodigium deines Mann's —
Darstellen soll ich's in Marmor dir.
Zwar scheint's unmöglich; allein ich kann's,
Verschreibst du ganz Carrara mir.

Epigramme und vermischte Gedichte. 2 Bdchn. Berl. 1805.
Hundert Epigramme auf Aerzte, die keine sind. Zürich 1806; 2te Aufl. 1820.
Epigrammatische Anthologie. Herausg. mit F. Ch. Weisser. 10 Bdchn. Zürich 1807—9.
Taschenbuch dem Bacchus und Jocus geweiht. Stuttg. o. J.
Almanach poetischer Spiele für d. J. 1815 und 1816. Mit Kpfrn. Frankf. a. M.
Huldigungen den Würdigsten des schönen Geschlechts in 200 Epigrammen. Tübing. 1817.
Poetischer Lustwald. Sammlung von Gedichten älterer, großentheils jetzt unbekannter Dichter. Tübing. 1819.
Magische Laterne. Brünn 1820.
Panorama des Scherzes. 2 Bdchn. Brünn 1820.
Neujahrsbüchlein für das Arbeitskästchen holder Frauen und Jungfrauen. Brünn 1820.
Zweihundert Fabeln für die gebildete Jugend. Ulm 1823; 2. Aufl. Brünn 1824.
Bacchus, Antimomus, Jocus und Sphinx. Ulm 1823.
Charaden und Logogryphen. Eine Centurie. Stuttg. o. J.
Spiele der Laune und des Witzes, in Epigrammen und versificirten Anekdoten. Tübing. 1826.
Gedichte. 2 Bde. Leipz. 1827. N. Aufl. mit d. Bildniß des Verf. nach Danneckers Basrelief. Stuttg. 1840.
Fabeln für Jung und Alt. In 6 Büchern. Heidelb. 1828.
Auserlesene Sammlung der besten deutschen Gesellschaftslieder. (Auch unter d. Titel: Heidelberger Commersbuch.) Heidelb. (1828.)

---

52. Adelstan.

Ein stilles Mahl begann.
Besiegt von König Adelstan
Saß König Udalrick,
Und eine Wehmuthsthräne rann;
Er dachte sein Geschick.

Ach, keine Rettung mehr!
Vernichtet war die Gegenwehr,
Durch Feindes Uebermacht
Geschlagen sein Spartaner-Heer.
Er floh in tiefer Nacht.

Die Fessel klirrt. Geschwind! —
Mit seiner Harf' und seinem Kind
Verließ er Thron und Land;
Ihm folgte treu sein Hofgesind,
Und treu sein Ritterstand.

„Ist auch mein Reich dahin,
Wohl mir, daß ich geborgen bin!
Geliebte Tochter, du!
Du Harfe, süße Trösterin,
Fielst Adelstan nicht zu!"

Iduna hört's und schwieg.
So bang, so stürmisch wallend stieg
Und sank ihr Busen nie;
Ach, sie verwünschte nur den Sieg,
Den Sieger liebte sie!

Ein stilles Mahl begann.
Besiegt von König Adelstan
Saß König Udalrick,
Und eine Wehmuthsthräne rann;
Er dachte sein Geschick.

Da tönte Harfenklang,
Und mit den Zaubertönen drang
Ein Trostlied in sein Ohr.
Der König sprach: „O habe Dank!
Wo bist du? — Tritt hervor!"

„„Mein König, sei gegrüßt!""
So rief der Harfenspieler traut,
In weißem Bart und Haar,
„„Heil dir, Iduna, schöne Braut!
Willkommen, Ritterschaar!

„„Nicht um ein Lorbeerreis,
Du Harfenkönig! wagt ein Greis
Den Saitenkampf mit dir;
Doch, wenn ich siege, gib zum Preis,
O, gib Iduna mir!""

Der König wundernd spricht:
„Ein Lorbeerreis gilt Sängern viel,
Und solcher Lohn sei Pflicht;
Doch wenn du siegst im Harfenspiel,
Iduna geb' ich nicht."

„„Nicht um ein Lorbeerreis,
Du Streiterfahrner! wagt ein Greis
Den Waffenkampf mit dir;
Doch, wenn ich siege, gib zum Preis,
O, gib Iduna mir!""

Der König wundernd spricht:
„Ein Kranz genügt der Tapferkeit,
Und solcher Lohn sei Pflicht;
Doch wenn du siegst im Waffenstreit,
Iduna geb' ich nicht."

„„Vergib den stolzern Ton:
Dein Reich und deiner Väter Thron
Erobern will ich dir;
Doch, König, zum verdienten Lohn,
O, gib Iduna mir!""

„Ist dein Erbot nicht Hohn,
Eroberst du mir Reich und Thron,
Von Lieb' und Muth beseelt:
So bist, o Harfner, du mein Sohn,
Wenn — dich Iduna wählt."

Iduna bebt und weint:
„Unmöglich, seid mein erster Freund!
Verzeihung, Biedermann!
Ich liebe meines Vaters Feind,
Den König Adelstan.'"

„„O süßer Himmelslaut!
Fort, Greisenhülle! — Hört und schaut!
Ja, Reich und Thron sind dein!
Seht Adelstan! — O meine Braut!
Iduna, bist du mein?'"

---

53. Die drei Ritter.

Drei Ritter tafeln und trinken Wein.
‚Laßt hören!' ruft Gaddo, ‚hier von uns Drei'n—
Weß Liebe mag wohl die feurigste sein?

‚Ein Knappe des Grafen Theodorich,
Liebt' ich das Fräulein; es liebte mich,
Und bat: O schwinge zu Ehren dich!

‚Da zog ich wohl manchen Schlachtenzug;
Mein Roß mich immer zum Siege trug,
Daß mich der König zum Ritter schlug.

‚Nun kehr' ich zur Holden, zu Minneglück
Mit Wunden und Beut' und Lorbeern zurück.
Der Lieb' ist gelungen das Wagestück.' —

»Ja«, spricht der Zweite, »du liebest sehr;
Doch, Ritter, verzeiht! ich liebe mehr,
Denn keine Gräfin ist mein Begehr.

»Ihr wißt, daß ich stamme vom Herzog Aquin,
Und reich an Burgen und Schätzen bin;
Doch meine Herzbraut ist . . . Schäferin.« —

„‚Ja'", spricht nun Robert, „‚du liebest sehr;
Doch, Ritter, verzeih! ich liebe mehr,
Mir fällt der Palm' Erringen nicht schwer.

„‚Mein Liebchen entriß mir Verrätherei,
Es weint in Kloster-Einsiedelei;
Doch bleib' ich auf immer der Nonne treu.'" —

Er sprach's, die nassen Blicke gewandt;
Ihm drückten Aquin und Gaddo die Hand:
„Du liebst, wie Keiner im deutschen Land!"

Karl Philipp Conz,

geboren den 28. Oktober 1762 zu Lorch im württembergischen Jaxtkreise, wo sein Vater Amtsschreiber war. Dieser starb frühzeitig; aber der Stiefvater (Hopf) gewann bald den geistreichen Knaben lieb und sorgte, viele bereitwillige Opfer bringend, für eine gute Erziehung. Den ersten Grund seiner Bildung legte er in Schorndorf, durchlief sodann die niedern theologischen Seminarien zu Blaubeuern und Bebenhausen und trat 1778 in das höhere Seminar zu Tübingen ein, wo er sich 1783 die Würde eines Doktors der Philosophie erwarb. Nachdem er eine Zeit lang Vikarsdienste zu Adelberg, Welzheim und Havelstein aushülfsweise versehen, übernahm er 1789 eine Stelle als Repetent beim Tübinger Stifte. In diese Periode seines Lebens fällt ein Ausflug in die Schweiz und eine längere Reise durch Deutschland. Hierauf versah er seit 1790 bis 1804 als Diakonus nach einander die Predigtämter an der herzoglichen Karlsakademie in Stuttgart, seit 1793 zu Vaihingen (wo er sich mit Christiane Dorothee Volz, der Tochter des Prälaten zu Bebenhausen, vermählte) und seit 1798 zu Ludwigsburg, und machte sich durch poetische, historische und andere Arbeiten vortheilhaft bekannt. Im Jahre 1804 ernannte ihn die Regierung zum ordentlichen öffentlichen Professor der klassischen Literatur an der Universität Tübingen und übertrug ihm 1812 auch die Obliegenheiten eines Professors der Beredsamkeit. Nach einiger Zeit trat er auch als ordentliches Mitglied in die philosophische Fakultät ein, deren Dekanat er mehrmals zu verwalten hatte. Um seine durch anhaltende Geistesanstrengung geschwächte Gesundheit zu stärken, hatte Conz wiederholt das Wildbad besucht, aber 1826 schien ihn die Heilquelle nicht mit dem frühern Erfolg entlassen zu haben; sein Zustand wurde bedenklich und deutete auf eine allgemeine Gefäßsystemserschlaffung. Dennoch setzte er seine Arbeiten ohne Unterbrechung bis zehn Wochen vor seinem Tode fort, der am 20. Juni 1827 erfolgte. (Vgl. N. Nekrolog d. Deutschen V, 621 ff.)

Seine originelle Persönlichkeit veranschaulicht Gustav Schwab (Schiller's Leben, Stuttg. 1840, S. 462) recht plastisch anschaulich: „Viele Männer unsers Schwabenlandes von mittlerm Alter erinnern sich von ihren Tübinger Studentenjahren her recht wohl eines mit Fett gepolsterten Kopfes, dem die Wangen zu Mund und Augen kaum Platz ließen. Der ganze dicke Leib rührte sich nur schwerfällig, und die Lippen brachten, in Gesellschaft oder auf dem Katheder, Töne hervor, die mit Mühe sich zum Artikulirten steigerten. Aber wenn der Mann in's Feuer kam, und die blauen Augen freundlich zu leuchten begannen, so lösten sich die Worte allmälig verständlicher von der sich überschlagenden Zunge; feine Bemerkungen, gewürzte Scherze,

sprühende Funken Geistes, selbst tiefere Gedanken und gelehrte Untersuchungen ließen sich unterscheiden, und man konnte dem stammelnden Lehrer der Beredsamkeit das Zeugniß des alten Poeten nicht versagen: „In uns waltet ein Gott, sein regend Bewegen erwärmt uns!"

* * *

Phil. Conz, dessen vertrauter Bekanntschaft mit den Schätzen des klassischen Alterthums wir viele gediegene Abhandlungen, geschmackvolle Umdichtungen, wie auch schätzbare Mittheilungen der Resultate seines Studiums der ältern und neuern Philosophie zu verdanken haben, schließt sich als feierlicher Lyriker zunächst der Klopstock-Schiller'schen, als Balladendichter der Herder-Bürger'schen Richtung nicht ohne Selbständigkeit an. Sein Versuch im historischen Drama („Konradin von Schwaben") war ziemlich unbeachtet geblieben; mehr Aufmerksamkeit und Beifall fanden einige Jahre später seine lyrischen Beiträge in Stäudlin's schwäbischem Musenalmanach und in Wieland's deutschem Merkur, so wie die erste Sammlung seiner Gedichte 1792. Wenn dieselbe auch nicht gerade durch Neuheit und Tiefe der Ideen hervorragt, so treten doch Schärfe des Gedankens, Kraft des Gemüths, Feinheit und Zartheit der Empfindung um so eigenthümlicher hervor, als eine gewisse Schwerfälligkeit, mit der er sich in d·n Formen bewegt, nicht zu verkennen ist. In seinen Romanzen und Balladen (die vorzüglichern sind erst seit 1814 im Morgenblatt, im Taschenbuch für Damen u. a. O. veröffentlicht) bildet das romantische Moment den Grundcharakter. Sie gehören, was sinnige Wahl des Stoffs, Wärme der Farbengebung, Vergegenwärtigung der Handlung und dramatisches Leben der Schilderung anlangt, mit zu den bei weitem bessern ihrer Zeit, und sind schon darum aller Beachtung werth, weil in ihnen überall der Geist der deutschen Volkspoesie erfreulich waltet. Bei solchen Vorzügen sieht man gerne ab von den seltenern Mängeln kunsteinheitlicher Ausführung und objektiver Klarheit, zumal auch der technischen Verschönerung und Abrundung. Daß er es war, welcher in treuer Hingebung an den Musendienst auch Kerner, Schwab u. A. in denselben einführte und ihrer Geschmacksrichtung, selbst in Benützung der mittelalterlichen und sagenhaften Stoffe (so sind z. B. Uhland's „Kastellan von Couci" und „Des Ritters Herz" von Conz, beide nach Konrad's von Würzburg Erzählung, desgleichen der „Graf von Calwe" von Conz und Kerner's „Graf Olbertus von Calw" eng verwandte Bearbeitungen) den Weg bahnte, ist von unsern Literarhistorikern, welche überhaupt die Verdienste dieses Mannes noch kaum beachteten, ganz übersehen worden. Am eingehendsten würdigt ihn K. L. Cholevius (Geschichte d. deutsch. Poesie nach ihren antiken Elementen, Leipz. 1856, II. 421 fg.). Er schreibt u. a.:

Ph. Conz, zuerst durch Klopstock angeregt, suchte mit Schiller und Herder in das innere Heiligthum der hellenischen Musen vorzudringen. Sein Phantasieflug nach Griechenland (schon 1782 gedichtet) ist den Göttern Griechenlands ähnlich. Die Weltenkönigin Urania, die großen und heitern Gestalten der Olympier, die edle Einfalt der Philosophen, die Aspasien der besseren Zeit, die wackeren Helden schildert Conz mit aller Sehnsucht nach jener Welt des Großen, Reinen und Schönen, doch ohne das Christenthum herabzusetzen. Vor Allen fesselte ihn Herder, und dies hatte einen wesentlichen Einfluß sowohl auf seine Ansicht des Alterthums, als auf seine Studien und Dichtungen. In dem Parke zu Weimar gedenkt er mit Ehrfurcht der großen Dichter, aber Plato-Herder hebt er feierlich hervor, von dem ein anderes Geschlecht rühmt, daß er Gesundheit des Geistes und Fülle des Lebens verleiht, dem die goldene Peitho auf der Lippe thront, die Charitinnen in der Seele wohnen. Gleich Herder erweiterte er seinen Gesichtskreis nach allen Seiten. Ihn beschäftigten Andreä, Weckherlin, das Ritterwesen, der Orient, vorzüglich jedoch die klassische Philosophie und Dichtkunst; daher seine Uebersetzungen aus Seneca, Tyrtäus, Aeschylus, Aristophanes 2c. In seinen Gedichten schildert er oft die Natur und zwar mit den sanften Farben des Südens. Selene, die blinkenden Sterne, das abendliche Rauschen der Wipfel, die blauen Gewässer verbinden sich zu anmuthigen Bildern, denen Conz, nach Herder's Wahlspruch das Gute zum Schönen fügend, zugleich eine symbolische Bedeutsamkeit zu geben sucht. Die Ungunst des Schicksals hatte seinen Frohsinn zu sanfter Freude gemäßigt, Plato und die Stoa den Schmerz zu milder Trauer geläutert 2c. Mit den griechischen Dichtern stets befreundet, liebte er es, in seine Darstellung antike Erinnerungen einzuflechten; doch will er nicht gelehrt scheinen, und er braucht auch aus der Mythologie nur die eingebürgerten Gottheiten der Natur und die ethischen Symbole. Wenn er die Nemesis, die Eumeniden, ihre Bewachung des Maßes besingt, so mahnt dies an Herder, welcher die Verehrer der griechischen Formenschönheit so gern auf den bedeutsamen Inhalt hinwies, welchen die alten Dichter in diese schönen Formen und in die Spiele der Phantasie gelegt. Zu Herder's Vorliebe für die Verbindung einer sinnigen Symbolik mit dem Epischen und Lyrischen stimmen auch die Paramythien, die allegorischen Gedichte und die elegischen Distichen. Humboldt fand in den alten Maßen die Prosodie nachläßig, sonst sind die Verse fließend und die Sprache hat viel Wohllaut.

Schriften.

Konradin von Schwaben. Trauerspiel. Tübing. 1782.
Schilderungen aus Griechenland. Reutl. 1785.
Ueber den Geist und die Geschichte des Ritterwesens älterer Zeit, vorzüglich in Rücksicht auf Deutschland. Gotha 1786.
Moses Mendelssohn, der Weise und Mensch. Lyrisch-didaktisches Gedicht in vier Gesängen. Stuttg. 1787.
Schicksale der Seelenwanderungs-Hypothese unter verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeiten. Königsb. 1791.
Nicodem Frischlin, der unglückliche würtemb. Gelehrte und Dichter. Frankf. a. M. 1791.
Gedichte. Tübing. 1792. — Zürich 1806. — Neue Aufl., 2 Bde., Tübing. 1818—19. — Neueste Sammlung, Ulm 1824.
Analekten oder Blumen, Phantasien und Gemälde aus Griechenland. Leipz. 1793.
Abhandlungen für die Geschichte, und das Eigenthümliche der spätern stoischen Philosophie, nebst einem Versuch über christl. Kantische und stoische Moral. Tübing. 1794.
Timoleons Rückkehr nach Korinth. Ein dramat. Gedicht. Tübing. 1801.
Rhapsodien moralischen und religiösen Inhalts. Tübing. 1801.
Morgenländische Apologen oder Lehrweisheit Jesu in Parabeln und Sentenzen. Tübing. 1803.

Nachrichten von dem Leben und den Schriften Rudolph Weckherlins, ein Beitrag zur Literaturgesch. d. 17. Jahrhds. Ludwigsb. 1803.
Benedikts von Spinoza theolog. polit. Abhandl., übersetzt. Das. 1805.
Aristophanes' Plutos, metrisch verdeutscht m. Anmerkungen. Tübing. 1807. (Dessen „Frösche“ im Neuen Attischen Museum, II. Heft 2.)
Aeschylos' Agamemnon, Eumeniden, die Perser, die Sieben von Theben und gefesselter Prometheus. In der Versart der Urschrift verdeutscht. Tübing. 1815—19. (Die Choephoren, metrisch verdeutscht 1811.)
Biblische Gemälde und Gedichte. Frankf. a. M. 1818.
Psyche. Stunden der Weihe für das höhere Leben. Tübing. 1819.
Kleine prosaische Schriften vermischten Inhalts. 2 Bde. Tübing. 1821—22. — Neue Sammlung: oder Miscellen für Literatur und Geschichte. Ulm 1825.
Außerdem: Nachbildungen der Kriegslieder des Tyrtäus (1783), mehrerer Schriften des Seneca (1790—91), Plautus in Wielands Merkur (1801), des Lukrez (1805), einiger Reden des Cicero u. a.; gelehrte Beiträge in Hauff's „Zeitschrift für klassische Literatur“, dessen „Philologie“ ꝛc.

---

54. Die Windsbraut.

Schön Anni ging heim um Mitternacht
Wohl von dem lustigen Tanz.
In den Wolken der Geist des Windes wacht,
Durch zerrissen Gewölk scheint Mondesglanz.

‚O weh', wie haucht's so schaurig daher!
Wie ist so wüst der Weg!
Vom Dörfchen scheint kein Lämpchen mehr;
O wär' ich hinüber den Felsensteg!'

Und unter dem Felsen saust und braust
Der Strom durch Waldesschluft,
Und die Tannen und Eschen der Wind zerzaust,
Und hohl wiederhallt's aus der Bergeskluft.

‚O wär' ich bei meiner Mutter doch
Daheim im warmen Bett!
O daß ich dem lockenden Ruf zum Tanz
Doch nicht gefolget hätt'!

‚Was fuhr vorüber? Welch ein Gesicht!
Aus der Wolke grinst's zuhand.
O weh! mein Traum aus letzter Nacht —
Da zupft' und rupft' mich's am Gewand!'

Und als sie auf dem Hügel steht,
Da zischt und gischt es laut,
Und wirbelt empor sie in die Luft,
Und zischt: „Bist meine Braut!“

Sie ringt, bis ihr die Sinnen vergehn,
Und Athem stockt und Mund.
Es wirbelt umher sie in die Luft
Im drehenden Kreis umher zur Stund',

Und nieder dann am Strom vorbei
Hinab zur Felsenschluft.
Es ächzen und krächzen die Raben drein,
Und bang das Echo ruft.

Die Mutter, die Mutter, sie bangt daheim,
Schickt Boten aus noch spät.
Die Fackeln, sie kommen leer zurück,
Als schon der Hahn gekräht.

„Mein Kind, o Gott! mein einziges Kind
Verloren in finstrer Nacht!“ —
Als Betglock' klang und die Nacht brach an,
Da hatt' auch sie's vollbracht.

Um Mitternacht vom Hügel herab
Rauscht's oft wie Windeslaut,
Und vom Felsen hallt's, und vom Strom erschallt's:
‚Ich bin des Windes Braut!'

---

55. Der fremde Spielmann.

Was rennen die Straßen auf und ab
Die Väter, die Mütter so bange?
„Schon sank hinunter der Sonnenschein,
Schon grauet die Nacht von den Bergen herein;
Wo bleiben die Kinder so lange?“

Als jetzt die Abendglock' erklang
Mit dumpf verhallenden Tönen,
Der Pförtner die Thore zu schließen begann,
Da wuchs bis zur Verzweifelung an
Das tief bekümmerte Sehnen.

Ein Spielmann kam gezogen daher,
Gar bunt und seltsam geschmücket;
Schön weht ihm vom Hute die Feder, ein Band
Wallt von der Schulter, in seiner Hand
Eine goldene Harf' man erblicket.

Er rührte die Saiten, das klang so süß,
So wunderneu in den Ohren;
Es rauschte der Töne bezaubernde Fluth,
Daß sich in berückender Wollust Gluth
Die Sinne dem Hörer verloren.

Und als das Städtchen ab und auf
Er wandelte spielend und singend,
Da sammeln sich all' die Kindlein zu Hauf
Wohl durch das Städtchen ab und auf,
Ihm nach mit Entzücken sich dringend.

Und immer, immer gedrängter die Schaar,
Und wirbelnder immer die Saiten;
Es tanzten, es sangen und sprangen empor
Die Knaben und Mädchen in hellem Chor,
Ein Wunder vor allen Leuten.

So zog mit dem Trupp er hinab an's Thor;
Ob schalten, ob baten die Alten,
Was auch die Mutter vom Fenster schrie:
»Geht nicht vor's Thor, o bleibet doch hie!«
Doch keines ließ sich mehr halten.

Und an dem Thor ein grauer Mann
Mit wunderbarlichen Falten
Dreimal hohl rufend, ein Warner, schrie:
»O Kinder, Kinder bleibt doch hie!«
Doch keines ließ sich mehr halten.

Zu dem Thore sie stürmen all' hinaus;
Voran mit Singen und Klingen
Der Spielmann eilet, sie hinterher;
Bald tönen die Saiten so dumpf und schwer,
Daß Aengsten ihr Herz durchdringen.

Er führt sie an einen Wald so graus;
Jetzt ringen umsonst sie zu fliehen.
Weh! überqualmet von schweflichtem Duft,
Weit gähnend eröffnet sich eine Kluft;
Hinunter die Klänge sie ziehen.

Und rasch die Kluft jetzt zusammen sich schlang
Unter kläglichem Heulen und Weinen.
O weh! wie brach jetzt voll Jammer und Schmerz,
Als die Kund' erscholl, manch Mutterherz
Um die armen verlorenen Kleinen! —

Ein Wanderer, der mit Entsetzen es sah,
Erzählt' es früh morgens mit Thränen.
Nichts fanden die Sucher; der Waidmann allein
Hört oft im Grauen der Nacht dort ein Schrei'n
In dumpfen, verlorenen Tönen.

---

56. Der Schäfer und Kaiser Rothbart.

Sein lustiges Lied auf einem Berg
Ein Schäfer sang, da trat ein Zwerg,
»Sa, sa! la, la, la, la!«
Da trat ein Zwerg flink vor ihn hin:
,Auf, folge mir!' so bat er ihn,
,Und laß die Schafe da!'

»Die Schafe verlaufen sich mir zur Stund.«
,Die Schafe, die hütet dir dein Hund,
Der Gang soll dich nicht reu'n!' —
»Nun, Wächter, rühr' dich! Gute Hut!«
Er folgt dem Zwerg mit getrostem Muth
In eine Höhl' hinein.

Da saß, den Scepter in der Hand,
Ein Greis an den Marmeltisch gebannt,
Und nickt', als wollt' er ihn grüßen.
Gewachsen war durch den Tisch der Bart,
Der wallt' und wallete rothbehaart
Dem Kaiser bis zu den Füßen.

„‚Lang' ihm des Goldes!'‟ sprach zum Zwerg
Der Greis, — „‚Du! fliegen um den Berg
Die Raben noch stets dort oben?'‟

Der Schäfer zu dem Greise sprach:
»Nicht lassen noch die Raben nach,
Und fliegen stets noch dort oben.«

„‚Sechshundert Jahre schlummr' ich doch,
Und fliegen stets die Raben noch,
So muß ich fort noch schlafen
An hundert Jahr'; dann weicht die Nacht,
Dann herrsch' ich wieder mit neuer Macht! —
Jetzt geh' zu deinen Schafen!'‟

Der Schäfer trug den Schatz mit fort
Und fand die Schaf' am alten Ort,
Und sang: »Sa, sa! la, la!«
Er sann die Nacht wohl her und hin,
Nicht wich das Bild aus seinem Sinn,
Das unter'm Berg er sah.

Und als ihn weckt die Morgenluft,
Ein Adler zucket durch die Luft,
In's Thal die Raben fliehn.
Er rief in Ahnung hoch erfreut:
»Kommst du? O komm doch, gute Zeit,
Und raff' die böse hin!«

57. Gesanges Macht.

Der Sänger zieht am Liederfeste
Mit wonnetrunknem, heiterm Blick,
Bewundert von dem Schwarm der Gäste,
An Ehrengaben reich zurück.
Ihn trägt ein Roß voll Muth und Feuer,
Der Hoffnung Farb' ist sein Gewand;
Von rother Schärpe hängt die Leier
Herab vom silberfarbnen Band.

Noch schwärmen ihm um seine Ohren
Die Schmeichelreden süßer Frau'n;
In ihrer Reize Mai verloren,
Kann man sein irrend Auge schau'n.
Des Waldes Grund hat ihn empfangen,
Und in der Tannen Dämmergrün
Zieht recht ein sehnendes Verlangen
Nach dem Verlassenen ihn hin.

O selig, wer zum Preis des Schönen
Die liedersüße Harfe weiht,
Und wen mit des Gesanges Tönen
Der Geist der Lieder süß erfreut!
Er trägt sein Glück in seinem Herzen,
Und wie er Andre hold entzückt,
Ist unter Freuden, unter Schmerzen,
Er durch sich selber hoch beglückt.

Jetzt wird des Waldes Dunkel dichter,
Und öde rings die Einsamkeit;
Hinsterben schon des Tages Lichter,
Matt durch den hohen Forst verstreut.
Da faßt ihn ein unheimlich Grausen
Mit einmal ungelegen an;
Verworrne Stimmen hört er sausen
Seitab von der umengten Bahn.

Und plötzlich aus dem Dickicht springen
Nun Räuber mit gezückter Wehr,
Und Schwerter blinken, Stöße dringen,
Und Flüche schwirren um ihn her.
Geraubt wird alle seine Habe,
Ihm abgerissen das Gewand;
Die Leier selbst mit jeder Gabe
Der Ehre sieht er sich entwandt.

Und was er fleht ums nackte Leben,
Unmenschlich schleppen sie ihn fort,
Ihm selber noch den Tod zu geben;
Die Tiger rührt kein Schmeichelwort.
In seiner Blüthe soll er sterben;
Des Waldes tiefste Felsenschlucht
Soll ihn verschlingen, ihn verderben,
Von keinem Menschentritt besucht.

Dem Untergang jetzt zu entrinnen
Am Rand der ungeheuren Noth,
Schickt ihm entschlossenes Beginnen
Und schneller Rettung Rath ein Gott.
Er fleht, er ringt die wunden Hände:
„Und soll ich sterben? Eines doch
Gewähret vor dem nahen Ende
Dem unschuldvollen Sänger noch!

„Die Leier, gebt sie mir zurücke!
Daß ich nach Sitte bei Gesang
Zu Gott auf kurze Augenblicke
Noch sende meines Herzens Dank.
In seine Hut möcht' ich das Leben
Empfehlen, das mir soll entflieh'n;
In Tönen mög' es dann entschweben
Zum Schöpfer aller Harmonie'n.

„Ihr zögert? Brecht dies starre Schweigen!
Denkt an den Tod, an das Gericht!
Seid meines Schwanenliedes Zeugen,
Und weigert mir die Bitte nicht!“
Sie reichen finster ihm die Leier,
Und schließen dicht um ihn den Reihn,
Und er mit wunderbarem Feuer
Greift in die Saiten muthig ein.

Und wie die Wirbeltöne rauschen,
Erhebt er schmelzenden Gesang;
Der Wilden starre Ohren lauschen,
Schon halb erweicht, dem Zauberklang;
Und immer süßer rauscht die Fülle
Des Wohlklangs unter seiner Hand,
Und löset in des Kreises Stille
Der eh'rnen Herzen rauhes Band.

Als so die Runzeln sich entbreiten,
Schnell wechselt er so Lied, als Klang,
Und stürmt mit einmal in die Saiten
Beherzten, kriegrischen Gesang.
Er singt des Krieges freies Leben,
Des grünen Waldes frische Luft,
Des Mannes unverdroßnes Streben,
Die brave That entschloßner Brust.

Er singet von den kühnen Recken,
Die in des Kampfes Ungemach
Die Schande nimmer durfte decken,
Die mit des Schildes Ehrendach
Die Unschuld wollten frank beschützen,
Und für sie ließen Gut und Blut,
Daß vor der Heldenwaffen Blitzen
Erbleichen mußte frevler Muth.

»Nein! solchen Männern ohne Grauen
Will ich zu sicherm Unterpfand
Mein junges Leben froh vertrauen!«
Ruft er, den Räubern zugewandt.
»Den frommen Sänger wollt ihr tödten?
Es war nur Schimpf, was ihr gethan.«
Da tritt sie alle Schamerröthen
Und helle Reue plötzlich an.

Ein wildes Hurrah hört man schallen,
Ganz umgewendet ist ihr Sinn.
„Zieh, reich begabet von uns Allen,
Zieh frei, wie du's verdienest, hin!"
Sie füllen ihm auf's Neu' die Hände
Mit Geld und Gut im Augenblick,
Und führen an des Waldes Ende
Ihn im Triumphe froh zurück.

---

58. Der Bettler.

Es wandert ein Bettler umher im Land,
Er wandert in's Dörflein dort zur Hand:
»Die Gastfreiheit wollen wir ehren!«
Er bettelt das Dörflein auf und ab
In zerrißnem Gewand um kleine Gab',
Und Niemand will ihn erhören.

‚Zu Ilse, dem reichen, geh', wende dich dort,
Der ist der Reichste in unserem Ort,
Da laß nur fein dich begaben!
Hoch geht es heut dorten, der schlachtet heut,
Dort wird gefiedelt, dort wird geschalmeit
Vor lustigen Mädels und Knaben.'

Und als er zu Ilse, dem reichen, sich wandt',
Da hört' er die Fiedler, da tanzten zu Hand
Die lustigen Mädels und Knaben.
»Glück zu, Glück zu! Nun helfe dir Christ,
Als du der Reichst' im Dorfe bist,
Und wollest mich freundlich begaben!«

„Und willst um ein Würstlein du tanzen allhier,
Ei, lumpiger Bettelmann, wag' es mit mir!"
Rasch schwang er ihn unter den Haufen,
Da ging es wie Wetter hinauf und hinab,
„Das nimm zur Bescherung, das nimm dir zur Gab'!"
Und stieß ihn hinweg aus dem Haufen.

Herr Ils' und die Gäste verschlossen das Haus
Und lachten den lumpigen Bettelmann aus,
Laut schallend ihm hinter dem Rücken.
Der Bettelmann zog verdrossen fort
Durch Schnee und durch Regen hinaus zu dem Ort,
Und wollte nicht um sich mehr blicken.

Wohl außen am Dorf — daß Gott erbarm'!
Wohnt in armer Hütt' ein Hirte so arm;
Der Bettler, er klopft an die Thüre:
»Mach' auf, um Gottes willen, geschwind!
Wie schneidet der Frost nicht in Regen und Wind,
Mach' auf, daß ich hier nicht erfriere!«

Kaum hörte der Alte das klägliche Schrei'n,
So ruft er: ‚Komm, ehrlicher Bettler, herein!
O wehe, wie bist du durchgossen!
Komm her an den Ofen, dort kleide dich aus!
Wem Armuth der Koch ist und Kellner im Haus,
Hält ihr nicht die Thüre verschlossen.'

Hin tritt der Bettelmann vor das Kamin
Und hängt den tropfenden Laken dort hin,
Fest an den Ofen geducket,
Und in seidenem Hemd, schaut! sitzt er da.
Ei, als ihn Hausmütterchen Liese nun sah,
Wie steht sie vor Staunen verzucket!

Doch faßt sie sich bald und — weidlich hinaus,
Sie schlachtet die einzige Henn' in dem Haus,
Sie rühret die Gerst' an dem Feuer;
Sie sputet sich, bringt auf die reinliche Streu'
Vom Brautbett die Pfulben und Linnen herbei,
Und bettet ihm flugs in die Scheuer.

Als das Essen vorüber, die Nacht war hin,
Als jetzt der grauende Morgen erschien,
Auf hub sich der Gast nun behende.
Was zog er aus der Tasche zum Dank?
Ein Beutelchen, voll von Golde so blank,
Das drückt' er dem Weib in die Hände.

»Nimm hin dies und denk' an den gastlichen Freund!«
»»O nein doch, beim Himmel! so war's nicht gemeint.««
Doch hatt' er sich schnell ihr entwunden.
Sie rufet dem Mann: »»Ach, dacht' ich's doch gleich,
Da sieh nur, da fasse, wie sind wir so reich!««
Doch der Gast war mit einmal verschwunden.

Kaum war ein Monat gegangen in's Land,
Was trabt auf der Straße, was lärmet zu Hand,
Was schallt und was knallt vor der Hütte?
Es schnauben die Ross' und die Hunde der Jagd,
Ein Reiter steigt ab in fürstlicher Tracht,
Und Diener voll adlicher Sitte.

Und viele Barone umstehen das Haus,
Es rufen die Diener den Hirten heraus;
Er naht sich voll Angst und voll Scheue.
»Hast du vergessen den Bettelmann schon,
Hat er dein nicht vergessen. Empfahe den Lohn
Für deine gastfreundliche Treue!

»Doch einer noch fehlet« — Horch, welch ein Geschrei!
Dort führen Herrn Ilse die Schergen herbei.
Der Fürst jetzt, zum Reichen gewendet,
Ruft: »Kennest du wohl, du vermessener Gauch!
Den schnöde behandelten Bettelmann auch,
Der als Herr dich und Richter besendet?

„Wie du mich getanzt aus dem Hofe hinaus,
So tanz' ich dich heute aus Hof und aus Haus
Vor meinen Baronen dort allen.
Jetzt fühle, wie Armuth und Hohn dabei thut!
Zur Buße, du Kärgling, sei alle dein Gut
Und Hab' an den Hirten verfallen.

„Fort, ducke dich unter dies ärmliche Dach,
Und wie du geschmähet hast, dulde jetzt Schmach!
Dies mög' auch die Anderen lehren,
Ein warnend Exempel! Drum prüft' ich mein Reich
Als Bettler, und komm' jetzt als Herrscher zu euch.
Die Gastfreiheit wollen wir ehren.“

59. Die Finnenhochzeit.

In König Sumblus Hallen erhub sich Freudenspiel,
Es saßen da der Recken und edlen Degen viel,
Der König in der Krone mit Edelstein geschmückt;
Bei ihm die schöne Tochter im Brautschmuck man erblickt.

Zur Hand der Vogt von Sachsen als Bräutigam ihr saß.
Ei, was da nicht von Freuden und Lust ein Uebermaß!
Es strömt in goldnen Schalen der purpurrothe Wein, —
All' Sorg' und trübe Schwere, sie müssen vergessen sein.

Da tritt herein ein Harfner, gar wunderseltsam gestaltet,
Vermummt, mit grauendem Barte, und Rock und Mantel veraltet:
„Willkomm zu hohen Freuden, willkommen schöne Maid!
Willkomm, Herr König in Trauer! Willkomm, Herr Bräut'gam zu Leid!“

„„Was, Leid im Freudensaale? Du wunderlicher Gast!
Setz' dich, und wenn du getrunken und satt gegessen dich hast,
So freu' dich mit den Freudigen, und nimm das Wort zurück!
Wo nicht, so eile, du Schlimmer, von hinnen im Augenblick!““

So Sumblus zu dem Gaste. Gar seltsam tritt's ihn an.
Der Gast: „Was ihr euch freuet, das ist nur alles ein Wahn;
Was oft mit Freude begonnen, ist bald in Leid zerstoben.
Man soll, hört' ich oft sagen, den Tag vor'm Abend nicht loben!“

„„Wie, bist du krank an Sinnen, und doch ein Harfner gut?
Wie, bannt dir nicht die Harfe der Sorge schweren Muth?
Auf, greife zu den Saiten! Laß frisch ein Lied uns hören!
Ein neues Lied, ein munteres Lied! So wollen wir daß dich ehren!““

Rasch schlug er in die Saiten, er sang von einer Braut,
Die einem edlen König ein König hätt' getraut,
Und hätt' sie ihm gesichert fest in die rechte Hand,
Und dann in falschen Treuen den Sinn schnell abgewandt.

„O wer auf Weibertreue und Männerschwüre baut,
Dem Sande und dem Wasser der seinen Fuß vertraut!
Ich mochte nimmer zagen mit flammenheißem Muth
Vor Lanzen und vor Pfeilen, vor Schwertern roth von Blut.

„Acht übermuthe Recken warf hin mein Schwert zumal,
Neun streckte meine Lanze voll wilden Grimms zu Thal:
Und soll jetzt so gehöhnet vor Braut und Rittern stehn,
Und einem fremden Bräutigam vermählt die m e i n e sehn?

„O du viel falscher Vater, o du viel falsche Braut!
O du viel falscher Bräutigam!“ so schrie er wild und laut.
Den König kam ein Zagen, die Braut ein Zittern an,
Als mit gezücktem Schwerte mit eins den Harfner sie sahn.

Weg warf er Bart und Larve, enthüllte sein Gesicht:
Gorm war's, der edle König, entflammt von Zornes Licht;
Und alle die Recken im Saale, die fuhren erschrocken auf,
Als auf den Vogt von Sachsen er fuhr in grimmigem Lauf.

Und eh' sie sich mochten besinnen, lag Heinz schon todt im Blut.
»Da lieg nun, Ungesunder, und feire die Hochzeit gut!«
Und rasch die Braut aus dem Saale er aufhub löwenstark,
Und fort vom Finnenfeste sie führte nach Dänemark.

---

60. Friedrich von Baden.

Wo Zähringens Burg zum Himmel strebt,
Vom Ruhm der Ahnen hehr umschwebt,
Da weilt so gern
Des Nachts ein Stern;
Der Stern, er blickt so thränenschwer,
Ihm neigen sich Sterne rings umher.

Und über dem Stern ein Heldenbild!
Des Jünglings Arm hält einen Schild;
Des Schildes Feld
Ist weiß erhellt,
Drin steht geschrieben, wie Blut so roth:
»Die Treue halt' ich bis in den Tod!«

Das ist des edlen Friedrich's Bild,
Das ist der Freundestreue Schild,
Den Ruhm der Schlacht
Und Ehre bewacht,
Seit in der Jugend Morgenroth
Den Bund er schloß auf Noth und Tod.

O! als er auszog in das Feld,
Das Herz von Hoffnung kühn geschwellt,
Wie manches Ach
Folgt' ihm jetzt nach!
Wie manche Wolke trat herein
Um lichter Augen Sonnenschein!

Des Hofes Blumen traurig stehn;
Die Mutter will vor Gram vergehn,
Der Ahnung Schmerz
Zerreißt ihr Herz;
Doch festen Sinns für Konradin
Seh'n Alle Friedrich's Seele glühn.

Der kecke Wurf, er ist gewagt.
Der Muth des Rechts, der Ehre Macht
Reißt stürmend fort
Von Ort zu Ort
Des Banners freudekühnen Lauf;
Der kleine Hauf schwillt wachsend auf.

Das schöne Land, schon liegt es da,
»Willkomm!« schallt's durch Italia;
Mit Huldigung
Naht Alt und Jung;
Dem Heerzug öffnen feierlich
Der alten Roma Pforten sich.

Bei Saitenspiel und Paukenklang
Welch herrlicher Triumphempfang!
Die Tücher wehn
Von Höhn zu Höhn,
Und frische Blumenketten ziehn
Von Haus zu Haus sich duftend hin.

Balkon und Dächer angefüllt,
Und ob dem Tyndaridenbild,
Wo Held und Held
Zum Freund gesellt,
Wie weilt voll süßer Rührung nicht
Der zarten Frauen Huldgesicht!

Jetzt bricht sie los, die kühne Schlacht!
Der Sieg, treu auf das Recht bedacht,
Hilft deutschem Arm;
Der Söldner Schwarm
Kehrt vor der Helden Schwert und Blick
Geschlagen sich zur Flucht zurück.

Weh! wie sich wendet eine Hand,
So dreht sich auch des Glückes Stand.
Trau', Deutscher, nicht,
Wo Wälschmann ficht!
Gespannt hat schon sein Netz Verrath,
Zur Rettung ist es schon zu spat. —

In armer Tracht, am Meeresstrand,
Wer irret dort? — Beut goldnes Pfand
Um schnelle Fahrt!
Denn nimmer spart
Verrath jetzt neue Mordgefahr;
O fleuch, du treues Bruderpaar!

Fort müssen sie gefangen ziehn,
Und Alles hin, und Alles hin!
Erloschen fern
Der letzte Stern!
Dem Glücke folgt der wälsche Sinn;
Nur Einen Freund hat Konradin!

Das ist des treuen Friedrich's Haupt,
Und ob es auch die Mordaxt raubt:
Er stirbt vereint
Mit seinem Freund,
Ein Märtyrer des edlen Ruhms,
Des Rechts, der Treu', des Heldenthums.

O solches Mordes ew'ger Schmach
Verhülle sich der Ehre Tag!
Mit blut'gem Stift
Sei ihre Schrift
Geschrieben in der Zeiten Buch,
Und hänge sich an sie der Fluch!

Dich aber, Badens junger Held!
Verherrlicht noch das Sternenfeld.
Mit Konradin
Wird ewig blühn
Dein Name durch die fernste Zeit,
Und Herzen mahnen weit und breit.

Wo Zähring's Burg gen Himmel strebt,
Vom Ruhm der Ahnen hehr umschwebt,
Da weilt so gern
Des Nachts ein Stern;
Der Stern, er blickt so thränenschwer,
Ihm neigen sich Sterne ringsumher.

Und über dem Stern ein Heldenbild,
Des Jünglings Arm hält einen Schild,
Des Schildes Feld
Ist weiß erhellt,
Drin steht geschrieben blutigroth:
„Die Treue halt' ich bis in den Tod!"

Johann Peter Hebel,

der vorzüglichste deutsche Dialektsdichter und Volksidylliker, wurde den 10. Mai 1760 zu Basel geboren.
Sein Vater, Schutzbürger und Webermeister zu Hausen bei Schopfheim, im badischen Markgräflerlande,
war früher zu Basel in Kriegsdienste getreten und als Diener des Majors, nachherigen Brigadiers Iselin,
den eidgenössischen Fahnen nach Flandern, an den Niederrhein und nach Korsika gefolgt, worauf er sich mit
der, gleichfalls in der Iselin'schen Familie dienenden Ursula Oertlin aus Hausen verheirathete, und ge-
wöhnlich während des Sommers, wo der Webestuhl ruhte, mit seiner Frau Haus und Gartenarbeit bei der
alten Herrschaft zu Basel verrichtete. Kaum fünfzehn Monate alt, verlor der junge Hebel seinen Vater,
und die Obsorge für den heranblühenden Knaben war nun der ächt frommen Mutter allein überlassen.
Vom sechsten bis zum zwölften Lebensjahre besuchte dieser die Ortsschule zu Hausen abwechselnd mit der
lateinischen Schule zu Schopfheim. Außerhalb der Lehrstunden mußte der künftige Kirchenrath und Prälat
zur Winterzeit das der Mutter nothwendige Holz im Walde zusammenlesen und nach Hause bringen, oder
Steine für den Schmelzofen zu Hausen zerschlagen, um so dieselbe mit seinem kleinen Verdienste zu unter-
stützen, während er des Sommers im Iselin'schen Hause zu Basel freundlichere Tage verlebte. Da sich der
Knabe zur Theologie hingezogen fühlte, vertraute ihn die Mutter jetzt ganz den Händen seines Lehrers, des
damaligen Diakonus Obermüller, zu Schopfheim an. Kurz darauf starb sie auf der Rückreise von Basel
unter den Jammerlauten des verwaisten Söhnleins, welches der Kranken entgegen gekommen war. Der
lateinischen Schule zu Schopfheim allmälig entwachsen, kam er im Mai 1774 in die, damals unter dem
Namen „Gymnasium illustre" blühende Anstalt nach Karlsruhe. Die fehlenden Mittel ersetzte der Beistand
freundlicher Gönner. Unter der väterlichen Leitung des damaligen Hofdiakonus August Gottlieb Preuschen
machte der mit den trefflichsten Anlagen ausgestattete Jüngling rasche Fortschritte, und konnte schon nach vier
Jahren als einer der vorzüglichsten Schüler das Gymnasium verlassen.
Am 8. Mai 1778 trat Hebel in die Reihe der akademischen Bürger von Erlangen, bestand 1780 die
Prüfung zu Karlsruhe und ward unter die Kandidaten der Theologie aufgenommen. Hierauf versah er
eine Hauslehrerstelle bei dem Pfarrer Schlotterbeck zu Hertingen und leistete, nach erlangter Ordination
1782, auch in kirchlichen Geschäften Aushilfe. Im März des folgenden Jahres wurde Hebel zum Präzep-
torats-Vikarius am Pädagogium in Lörrach ernannt. In dieser kleinen, aber freundlichen Stadt am Aus-
gang des Wiese-thals, mit großartigen und reizenden Umgebungen, verlebte er acht und ein halbes Jahr
und wirkte mit reichem Segen in seinem Berufe, als man höhern Orts, allmälig immer mehr von der aus-
gezeichneten Fähigkeit überzeugt, die er als Schulmann bewies, seine Berufung an das Karlsruher Gym-
nasium beschloß. Er wurde im Spätjahr 1791 mit dem Prädikat eines Subdiakonus als Lehrer dahin
berufen. Mit dem Lehramte war ihm die Predigt zur Dienstpflicht gemacht. Markgraf Karl Friedrich
fehlte nur selten bei seinen Kanzelvorträgen, was zur Folge hatte, daß er 1784 zum Hofdiakonus befördert
ward. In dieser Stellung verblieb er bis zum Jahre 1798, wo er die Professur der Dogmatik und
hebräischen Sprache, der er seit seiner Anstellung in Karlsruhe mit Eifer obgelegen, am Gymnasium erhielt.
So war er, wenn auch spät, den Sorgen der Nahrung entrückt. Mit besonderer Liebe und glücklichen
Erfolgen hatte er sich auch dem Studium der Naturgeschichte zugewendet, so daß der Ruf seiner vorzüglichen
Kenntnisse in diesem Gebiete durch seine Freunde und Verehrer sich selbst im Auslande verbreitete. Den
1. März 1799 ward er von der mineralogischen Gesellschaft in Jena zum Ehrenmitglied, und den 9. Mai
1802 von der Gesellschaft der Aerzte und Naturforscher Schwabens zum korrespondirenden Mitglied ernannt.

Höher aber begann nunmehr sein Ruhm von einer andern Seite zu leuchten, als zu Anfang 1803 die erste, im Subscriptionsweg veranstaltete Ausgabe seiner 1801—2 entstandenen alemannischen Gedichte erschien, das Ergebniß seiner zum leisen Heimweh gesteigerten Sehnsucht nach dem poesiefrischen Thal der von ihm gefeierten Wiese. Der Eindruck, den dieselben überall hervorbrachten, war außerordentlich. Von allen Seiten strebte man, dem herrlichen Sänger Beweise höchster Achtung zu bezeigen. Am 12. Dezember 1805 ward er zum Kirchenrath, kaum 3 Jahre später zum Direktor des neuen Lyzeums ernannt (1808—1814). Seit dieser Zeit suchte er vorzugsweise als Volksschriftsteller zu wirken. Er behandelte Anekdoten, Geschichte, Naturhistorie, moralische und religiöse Sätze auf populär ansprechende Weise, um sie dem Kopfe und Herzen des Volkes zugänglicher zu machen. Von solcher Art sind die Lesestücke des badischen Landkalenders, genannt der rheinländische Hausfreund, desgleichen das Schatzkästlein des rheinländ. Hausfreundes, und die für die Jugend bearbeiteten biblischen Geschichten. Im Jahre 1809 wurde Hebel Mitglied der evangelischen Kirchen- und Prüfungskommission, und 1814, von der Direktion des Gymnasiums abtretend, Mitglied der evangelischen Ministerial-Kirchensektion. Fünf Jahre später (1819) stellte ihn Großherzog Ludwig als Prälaten an die Spitze der Geistlichkeit, ertheilte ihm zu Neujahr 1820 das Ritterkreuz des Zähringer Löwen-, und am 5. September desselben Jahrs das Kommandeurkreuz dieses Ordens. Vermöge der erhaltenen Würde wohnte Hebel den Landtagen von 1819—20, 1822 und 1825 bei, um evangelischerseits die Angelegenheiten der Landeskirche und der Schulanstalten zu vertreten, während dieses katholischerseits von dem Generalvikar Frhr. von Wessenberg geschah. Bereits 1821 hatte er von der theologischen Fakultät zu Heidelberg, aus freiem Antrieb, das Doktordiplom erhalten. Von einer Reise nach Mannheim, wo er, schon etwas leidend, der öffentlichen Prüfung des Lyzeums berufshalber beigewohnt, war er den 16. September 1826 in Schwetzingen angekommen, um sich von dort einige Tage später zur Prüfung des Gymnasiums nach Heidelberg zu begeben, als er sich ernstlich unwohl fühlte. Es war ein erneuerter Anfall eines mehrjährigen, in Folge seiner sitzenden Lebensweise entstandenen, sonst wenig von ihm beachteten Uebels. Sein Zustand verschlimmerte sich rasch; er starb daselbst im Hause eines alten Freundes, unverheirathet, den 22. September 1826.

* * *

Hebel, zwischen naiver und elegischer Idyllik die Mitte haltend, ein durch eigenthümlichen Geist ausgezeichneter Dichter mit virtuoser Beherrschung des Ideenkreises und seltenem Verständniß des Naturgemüthes seiner schwarzwälder Heimath, findet zu manchen seiner anthropomorphisch belebten und mimisch lebendigen kleineren Darstellungen gerne Ton und Form des romanzenartigen Volksliedes, z. B. in „Sonntagsfrühe, — Hans und Verene, — Ueberraschung im Garten“ u. a., voll klarer frischer Naivetät; seine Scenen, Bilder und Erzählungen enthalten mehrfach auch die der Ballade zustehenden Motive: geheimnißvolle Natursymbolik, Naturgewalt, den sittlichen Willen umgarnend, Dämonismus ꝛc., z. B. „Gespenst an der Kanderer Straße“ u. a., doch gibt er ihnen, seinem Gefühle folgend, eine vorwaltend lyrische Gestaltung mit Hinneigung zur Moral, die sich an die mitunter plastisch scharf gezeichneten Charaktere seiner epischen Figuren und an die Handlung anknüpft.

J. Hillebrand („Die deutsche National-Literatur“ ꝛc. III., 117 f.) findet diesen freundlichen Dichter vor Andern anziehend durch die Art, wie er das Idyll seiner eigenen Persönlichkeit in dem seiner Heimat aufgehen läßt. „Aus dem Rheinwinkel gen Basel zu im badischen Oberlande gebürtig, zeigt er sich innigst verwachsen mit der von Goethe geschilderten, dort waltenden „Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannichfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen, ihrer Geschwätzigkeit und Darstellungsgabe, ihren zudringlichen Gesprächsformen und ihrer neckischen Sprachweise.“ Alles dieses weiß Hebel uns in seinen Dichtungen mit naiver und doch ästhetisch freier Gemüthlichkeit zu veranschaulichen, überall das Menschliche mit freundlich-ernster Liebe umfassend und schildernd. Nicht leicht möchte das Höchste und Gewöhnlichste, was das Leben durchzieht, das Göttliche und Irdische, das Sittliche und Natürliche, Freud und Leid, Wehmuth und Heiterkeit, Engel und Menschen, kunstloser und gefälliger mit einander vereint und verwebt worden sein, als in seinen Dichtungen. Ueber Allem schwebt ein eigenthümlicher Humor, dessen Ungezwungenheit und treuherzige Geschwätzigkeit den schalkhaften Beobachter menschlicher Schwächen und Thorheiten durchblicken läßt. Mit diesem Humor führt er sich bei dem niederen Volke zutraulich ein, während er sich zugleich durch ihn auf die Stufe poetischer Weltauffassung erhebt, deren Ideen er in dem Spiegel seiner provinziellen Volksthümlichkeit schauen läßt. Goethe rühmt an ihm besonders die Art, wie er den Charakter der Volkspoesie darin sehr gut getroffen, daß er „durchaus, zarter oder derber, die Nutzanwendung ausspricht, das Fabula docet mit so viel Geschmack anbringt, daß, indem er die unteren Stände belehrt, den ästhetisch Genießenden nicht verletzt.“ Die Kunst, womit Hebel Himmel und Erde sammt ihren Erscheinungen und Gestalten zu personifiziren und persönlich sprechen zu lassen versteht, ist wohl nirgends ungezwungener geübt worden. Daß er in den Gedichten den schwäbischen Volksdialekt gebraucht, der bei seiner natürlichen Derbheit ungemein viel Treuherzigkeit hat, gibt diesen Dichtungen nur ein um so eigenthümlicheres Gepräge, mit dem sie eben wie Kinder aus der Provinz in die Gesellschaft des Gebildeten und Vornehmen treten, die sich an ihrer Naivetät erfreuen. Wenn die „alemannischen Gedichte“, die wohl in keiner Literatur ein Gegenstück finden werden, alle kindlich-milden Natur- und Lebensgeister um uns spielen und die Welt in den Bilderkasten idyllischer Bescheidenheit und Glaubensinnigkeit sehen lassen, wenn darin Alles gleich menschlich vertraulich redet, der Fluß und die Blume, die Sterne und die Thiere, wenn die Jahreszeiten, jegliche in ihrer eigenthümlichen Farbe und Tracht vor uns treten, dann wieder Feste und Arbeit, Gegenwart und Zukunft, Gott und seine Engel besungen und mit den lieblichsten Lichtern des Familienthums umgeben werden, so bietet das Schatzkästlein des rheinl. Hausfreundes die einfachste Ansprache an das Volk, indem es mit dem Tone der redlichen Theilnahme das neckende Lächeln des Humors ohne altkluge Lehrabsicht auf's ungezwungenste verbindet. So wie nun Hebel einerseits an Claudius anknüpft, mit Jung-Stilling und Maler Müller die Dorfnatürlichkeit gemein hat, in der provinziellen Idylle und Sprachnaivität aber sich neben Voß stellt, den Ersten an reiner Unbefangenheit, die beiden Andern an Bedeutsamkeit und Mannichfaltigkeit der Motive, so wie (Müllern z. B.) an reiner Bildung, Vossen an Gefälligkeit, ächter Laune und beweglicher Phantasie übertreffend, so leitet er andererseits zu den sogenannten Dorfgeschichten und den Volkskalendern der Gegenwart hinüber, von denen jene zum Theil auf gleichem geographischen Boden und aus ähnlicher provinzieller Umgebung erwachsen sind,

Beiden wiederum in Poesie und naiver Kunst meist überlegen. Auerbach's Dorfgeschichten aus dem Schwarzwalde erinnern durch ihre Naturfrische an Hebels Erzählungen, stehen ihnen aber an dichterischer Färbung im Ganzen nach.

Berthold Auerbach („Deutsches Familienbuch“ Bd. II., S. 296., Karlsr. 1844) betrachtet Hebel gleichfalls als den Urheber der modernen volksthümlichen Poesie. „Zwar ist nicht zu leugnen, daß auch er viel fremdartige Empfindungen in die alemannische Sprache eingekleidet hat; dies ist aber doch nur die große Minderzahl. Das tiefste Leben und Denken des Volkes hat er aufgeschlossen, und zwar in seiner wirklichen und wahrhaften Gestalt. Die Dichtungen, die man vor ihm in den Kreis des Volkslebens versetzte, jene geschminkten, kokett naiven Idyllen, hat er verdrängt, und wenn auch nicht immer die volle Derbheit, doch die wirkliche Erscheinung des Volkes in ihr poetisches Recht eingesetzt. Da ist nichts mehr von Damon und Phyllis und dem unwahren antiken Arkadienwesen; diese Menschen stehen auf rauhen nägelbeschlagenen Sohlen auf dem wirklichen Lebensboden. Aus dem Volke, aus einem Herzen, das seine tiefsten Jugendeindrücke im Volke selber empfangen, sind darum diese Gedichte wieder in's Volk übergegangen und bilden einen unvergänglichen Schatz im Leben, wie in der Schrift 2c.“

Schriften.

Alemannische Gedichte für Freunde der ländlichen Natur und Sitten. Karlsr. 1803; 2te Aufl. 1804; 8te Aufl. das. 1843. (In's Hochdeutsche übersetzt von J. G. Scheffner. Königsb. 1811. 1817; desgleichen von Fr. Girardet. Leipz. 1821; von J. V. Adrian. Stuttg. 1824; von Frhr. von Budberg. Heidelb. 1827; von R. Reinick. 3te Aufl. m. Holzschn. von L. Richter. Leipz. 1859.)
Der rheinländische Hausfreund oder neue Kalender mit lehrreichen Nachrichten u. lustigen Erzählungen. Karlsr. 1808—11; 3. Aufl. Stuttg. 1827.
Rheinischer Hausfreund. Karlsr. 1814—15.
Schatzkästlein des rheinl. Hausfreundes. Stuttg. u. Tübing. 1811; 3te Aufl. das. 1827. — Ausgabe mit 60 Holzschn. Stuttg. 1846. — Neueste Ausg. das. 1858.
Biblische Geschichten. Stuttg. 1822; 2te Aufl., 2 Bde. 1824 — Neue Aufl. das. 1853.
Sämmtliche Werke. 8. Bde. Karlsr. 1832—34. (Bd. 5—8 enth. „Predigten und vermischte Aufsätze.“) Desgl. 8 Bde. 1838. N. Ausg. 5 Bde. 1843; desgl. 3 Bde., ebd. 1846—47. Desgl. 3 Bde. m. Bildniß Facsimile u. Musikbeilagen. Karlsr. 1853.

Zur Charakteristik:

W. v. Goethe, sämmtl. Werke Bd. XXXIII, S. 166 ff.
J. G. Schultheiß, H's Leben, beschrieben. Heidelb. 1831.
G. G. Gervinus, Geschichte d. d. Dichtung V (1853), S. 66 ff.
Friedrich Becker, J. P. Hebel. Festgabe zu seinem hundertsten Geburtstage. Briefe H's an Freund und Freundin; dichterische Grüße an sein Andenken; über die Basler Mundart; Basler Helgen. Basel 1860.

---

61. Sonntagsfrühe.

Der Samstig het zum Sunntig gseit:
„Jez hani alli schlofe gleit,
Sie sin vom Schaffe her und hi
Gar sölli [1] müed und schlöfrig gsi,
Und 's goht mer schier gar selber so,
I cha fast uf ke Bei' me stoh.“

So seit er, und wo's Zwölfi schlacht,
Se sinkt er aben in d' Mitternacht.
Der Sunntig seit: „Jetz isch's an mir!“
Gar still und heimli bschließt er d' Thür.
Er düselet [2] hinter de Sterne no,
Und cha schier gar nit obsi [3] cho.

Doch endli ribt er d' Augen us,
Er chunnt der Sunn an Thür und Hus;
Sie schloft im stille Chammerli,
Er pöpperlet am Lädemli;
Er rueft der Sunne: „d' Zit isch do!“
Sie seit: „I chumm enanderno. [4]“

Und lisli uf de Zeche goht
Und fründli uf de Berge stoht
Der Sunntig, und 's schloft alles no;
Er sieht und hört en niemes goh;
Er chunnt ins Dorf mit stillem Tritt,
Und winkt im Guhl [5]: „Verroth mi nit!“

Und wemmen endli au verwacht,
Und gschlofe het die ganzi Nacht,
Se stoht er do im Sunneschi',
Und luegt eim zu de Fenstern i
Mit sinen Auge mild und gut,
Und mittem Mejen [6] uffem Hut.

Drum meint er's treu, und was i sag,
Es freut en, wemme schlofe mag
Und meint, es seig no dunkle Nacht,
Wenn d' Sunn am heitere Himmel lacht.
Drum isch er au so lisli cho,
Drum stoht er au so liebli do.

---

[1] sölli = sehr. — [2] düsele = halbschlafend gehn. — [3] obsi = über sich, aufwärts. — [4] enanderno = einander nach, alsbald. — [5] Guhl = Hahn. — [6] Meje = Blüthenzweig, Blumenstrauß.

Wie glitzeret uf Gras und Laub
Vom Morgethau der Silberstaub!
Wie weiht e frische Maieluft,
Voll Chriesiblueſt[7] und Schlecheduft!
Und d' Immli sammle flink und frisch,
Sie wüsse nit, aß 's Sunntig isch.

Wie pranget nit im Garteland
Der Chriesibaum im Maiegwand!
Gel-Veieli und Tulipa,
Und Sterneblume nebe dra,
Und gfüllti Zinkli[8] blau und wiiß,
Me meint, me lueg ins Paradies.

Und 's isch so still und heimli do,
Men isch so rüeihig und so froh!
Me hört im Dorf kei Hüst und Hott;
E gute Tag, und Dank der Gott,
Und 's git gottlob e schöne Tag,
Isch alles, was me höre mag.

Und 's Vögeli seit: „Frili io!
Potz tausig, io, do isch er scho!
Er dringt mer scho im Himmelsglast
Dur Bluest und Laub in Hurst[9] und Nast!"
Und 's Distelzwigli[10] vorne dra
Het 's Sunntigröckli au scho a.

Sie lüte weger 's Zeiche scho,
Der Pfarrer, schint's, well zitli cho.
Gang, brechmer eis Aurikli ab,
Verwüschet mer der Staub nit drab,
Und Chüngeli[11], leg di weidli[12] a,
De muesch derno ne Meje ha!

---

[7] Chriesibluest = Kirschblüthe. — [8] Zinkli = Hyazinthen. — [9] Hurst = Strauch, Gebüsch. — [10] Distelzwigli = Distelfink. — [11] Chüngeli = Gundel. — [12] weidli = hurtig.

62. Die Ueberraschung im Garten.

„Wer sprützt mer alli Früeih mi Rosmeri?
Es cha doch nit der Thau vom Himmel si,
Suſt hätt der Mangeld au si Sach,
Er stoht doch au nit unterm Dach.
Wer sprützt mer alli Früeih mi Rosmeri?

„Und wenn i no so früeih ins Gärtli spring,
Und unterwegs mi Morgeliedli sing,
Isch näumis[1] g'schafft. Wie stöhn iez reihewis
Die Erbse wieder do am schlanke Ris
In ihrem Bluest! I chumm nit us dem Ding.

„Was gilts, es sin die Jumpferen usem See!
Me meint zwor, 's chömm, wie lang scho, keini meh;
Suſt sin sie in der Mitternacht,
Wenn Niemes meh als d' Sterne wacht,
In d' Felder use g'wandelt usem See.

„Sie hen im Feld, sie hen mit frummer Hand
De brave Lüte g'schafft im Garteland,
Und isch me früeih im Morgeschimmer cho,
Und het iez wellen an si Arbet go,
Isch Alles fertig gsi, — und wie scharmant!

„Du Schalk dört hinte, meinsch, i seh di nit?
Jo, duck die numme[2] nieder, wie de witt!
I ha mers vorgstellt, du würschs sy.
Was falle der für Jeſten[3] i? —
O lueg, vertritt mer mini Setzlig nit!"

„„O Kätterli, de hesch's nit solle seh!
Jo, dine Blueme hini z'trinke ge,
Und wenn de wotsch, i ging für di dur's Füür,
Und um mi Lebe wär mer di's nit z'thüür,
Und 's isch mer o gar sölli wohl und weh.""

So het zuem Kätterli der Fridli g'seit,
Er het e schweri Lieb im Herze treit,
Und hets nit chönne sage juſt,
Und es het au in siner Bruſt
E schüüchi[4] zarti Lieb zuem Fridli treit.

„Lueg, Fridli, mini schöne Blüemli a,
'S sin numme alli schöne Farbe dra!
Lueg, wie eis geg'nem andre lacht
In siner holde Früehligs-Tracht,
Und do sitzt scho ne flißig Immli dra!"

---

[1] näumis = etwas. — [2] numme = nur. — [3] Jeſten = Launen; Muthwillen. — [4] schüüch = scheu.

„„Was helfe mer die Blüemli blau und wiiß?
O Kätterli, was hilft mer's Immlis Fliiß?
Wärsch du mer hold, i wär im tiefste Schacht,
I wär mit dir, wo au kei Blüemli lacht,
Und wo kei Immli summst, im Paradies!““

Und d'rüber hebt si d'Sunne still in d'Höh,
Und luegt in d'Welt, und seit: ‚Was mueß i seh
In aller Früeih'? — Der Fridli schlingt sie Arm
Um's Kätterli, und 's wird em wohl und warm;
Druf het em 's Kätterli e Schmüeßli ge.

---

63. Hans und Verene.

Es gfallt mer nummen eini,
Und selli gfallt mer gwis!
O wenni doch das Meidli hätt,
Es isch so flink, so dundersnett,[1]
So dundersnett,
I wär im Paradies!

'S isch wohr, das Meidli gfallt mer,
Und 's Meidli hätt i gern!
'S het alliwil e frohe Mueth,
E Gsichtli het's, wie Milch und Bluet,
Wie Milch und Bluet,
Und Auge wie ne Stern.

Und wenni 's sieh vo witem,
Se stigt mer's Bluet ins Gsicht;
Es wird mer übers Herz so chnapp,
Und 's Wasser lauft mer d' Backen ab,
Wohl d' Backen ab;
I weiß nit, wie mer gschicht.

Am Zistig[2] früeih bim Brunne
Se redt 's mi frei[3] no a:
‚Chumm, lüpf[4] mer Hans! Was fehlt der echt[5]?
Es isch der näume[6] gar nit recht,
Nei gar nit recht' —
I denk mi Lebtig dra.

I ha 's em solle sage,
Und hätti 's numme gseit!
Und wenn i numme richer wär,
Und wär mer nit mi Herz so schwer,
Mi Herz so schwer,
S gäb wieder Glegeheit.

Und uf und furt iez gangi,
'S wird iäten im Salat,
Und sag em's, wenni näume cha,
Und luegt es mi nit fründli a,
Nit fründli a,
So bini morn[7] Soldat.

En arme Kerli bini,
Arm bini, sel isch wohr;
Doch hani no nit Unrechts tho,
Und sufer gwachse wäri io,
Das wäri io,
Mit sellem hätts ke G'fohr.

Was wispelt in de Hürste,
Was rüehrt si echterst dört?
Es visperlet, es ruuscht im Laub.
O bhüetis Gott der Her, i glaub,
I glaub, i glaub,
Es het mi Näumer[8] ghört.

‚Do bini io, do hesch mi,
Und wenn de mi denn witt, —
Ich ha's scho siderm Spöthlig[9] gemerkt,
Am Zistig hesch mi völlig bstärkt,
Io völlig bstärkt —.
Und worum seischs denn nit?

‚Und bisch nit riich an Gülde,
Und bisch nit riich an Gold,
En ehrli G'müeth isch über Geld,
Und schaffe chasch in Hus und Feld,
In Hus und Feld,
Und lueg, i bi der hold!'

„O Vreneli, was seisch mer,
O Vreneli, isch so?
De hesch mi usem Fegfüür g'holt,
Und länger hätti 's nümme[10] tolt[11],
Nei nümme tolt,
Io, frili willi, io!“

---

[1] dundersnett = überaus nett. — [2] Zistig = Dienstag. — [3] frei (außer der gewöhnlichen Bedeutung) = sogar. — [4] lüpfe = in die Höhe heben. — [5] echt (echter, echterst) = etwa, doch, wohl, als Frage. — [6] näume = irgendwo. — [7] morn = morgen. — [8] Näumer = Jemand. — [9] Spöthlig = Spätling, Spätjahr. — [10] nümme = nicht mehr. — [11] tolt (von tolte, ertragen) = erduldet.

64. Der Mann im Mond.

,Lueg, Müetterli, was isch im Mo'?'
„He, siehschs denn nit, e Ma!"
,Jo wegerli[1], i sieh ne scho,
Er het e Tschöpli[2] a.

,Was tribt er denn die ganzi Nacht?
Er rüehret io kei Glied!'
„He, siehsch nit, aß er Welle[3] macht?"
,Jo, ebe dreiht er d'Wied[4].

,Wär i, wie er, i blieb dehei,
Und machti d'Welle do.'
„He, isch er denn us üser Gmei'?
Mer hen scho selber so.

„Und meinsch, er chönn so, wie ner well?
Es wird em, was em g'hört.
Er gieng wol gern; der sufer Gsell
Muß schellewerche[5] dört."

,Was het er bosget[6], Müetterli?
Wer het en bannt dörthi?'
„Me het em gseit der Dieterli,
E Nütznutz isch er gsi.

„Ufs Bete het er nit viel gha,
Ufs Schaffen o nit viel,
Und öbbis[7] muß me triebe ha,
Sust het me langi Wil.

„Drum, het en öbbe nit der Vogt
Zur Strof ins Hüsli gspert,
Sen isch er ebe z'Chander g'hockt,
Und het d' Butelli g'lert."

,Je, Müetterli, wer het em's Geld
Zu so me Lebe geh?'
„Du Närsch, er het in Hus und Feld
Scho selber wüsse z'neh'.

„Ne mol, es isch e Sunntig gsi,
Se stoht er uf vor Tag,
Und nimmt e Beil, und tummlet si,
Und lauft in Lieler Schlag.

„Er haut die schönste Büechli um,
Macht Bohnestecke drus,
Und treit sie furt, und luegt nit um,
Und isch scho fast am Hus.

„Und ebe goht er uffem Steg,
Se ruuscht em öbbis für:
Jez, Dieter, gohts en andre Weg!
Jez, Dieter, chumm mit mir!

„Und uf und furt; und sider isch
Kei Dieter wit und breit.
Dört obe stoht er im Gibüsch
Und in der Einsemkeit.

„Jez haut er jungi Büechli um,
Jez chuuchet[8] er in d' Händ;
Jez dreiht er d' Wied, und leit sie drum,
Und 's Sufe het en End.

„Se gohts dem arme Dieterli,
Er isch e gstrofte Ma!"
,O bhüetis Gott, lieb Müetterli,
I möchts nit mittem ha!'

„Se hüet di vorem böse Ding,
'S bringt numme Weh und Ach!
Wenn's Sunntig isch, se bet und sing,
Am Werchtig[9] schaff di Sach!"

[1] wegerli = wahrlich. — [2] Tschöpli (Deminut. von Tschope, aus dem Italienischen Giubba?) = Kamisölchen mit Ermeln; Jüppchen. — [3] Welle = Bündel von Reisern, Stroh rc. — [4] Wied = Weide zum Binden. — [5] schellewerche = öffentliche Arbeit strafweise verrichten. — [6] bosge = Bosheit verüben. — [7] öbbis = etwas (öbbe, öbben, etwa; öbber, Jemand). — [8] chuuche = hauchen. — [9] Werchtig = Werktag.

65. Gespenst an der Kanderer Straße.

,S git Gspenster, sell isch us und isch verbei!
Gang nummen in der Nacht vo Chander hei,
Und bring e Ruusch! De triffsch e Plätzli a,
Und dört verirrsch. I setz e Büeßli[1] dra.

Vor Ziten isch nit wit von sellem Platz
E Hüsli gsi; e Frau, e Chind, e Chatz
Hen g'othmet drin. Der Ma het vorem Zelt
Si Lebe g'lo im Heltelinger Feld.

[1] Büeßli = Zehnkreuzerstück. Pièce.

Und wo sie g'hört: ‚Die Ma lit unterm Sand!'
Se het me gmeint, sie stoß der Chopf an d'Wand;
Doch holt sie d' Pappe no vom Füür und blost,
Und gits im Chind, und seit: „Du bisch mi Trost!"

Und 's wärs au gsi. Doch schliicht e mol mi Chind
Zur Thüren us, und d' Muetter sitzt und spinnt,
Und meint, 's seig in der Chuchi, rüeft und goht,
Und sieht no iust, wie's uffem Fueßweg stoht.

Und drüber lauft e Ma, voll Wi und Brenz[2],
Vo Chander her an's Chind, und überrennt's,
Und bis sie 'm helfe will, sen ischs scho hi,
Und rüehrt si nit — e flösche[3] Bueb ischs gsi.

Jez rüstet sie ne Grab im tiefe Wald,
Und deckt ihr Chind, und seit: „I folg der bald!"
Sie setzt si nieder, hüetet's Grab und wacht,
Und endli stirbt sie in der nünte Nacht.

Und so verwest der Lib in Luft und Wind;
Doch sitzt der Geist no dört, und hüetet's Chind
Und hütigs Tags, de Trunkene zum Tort,
Goht Chand'rer Stroß verbei an selbem Ort.

Und schwankt vo Chander her e trunkne Ma,
Se siehts der Geist si'm Gang vo witem a,
Und füehrt en abwärts, seig er, wer er sei;
Er loßt en um kei Pris am Grab verbei.

Er chunnt vom Weg, er trümmlet[4] hüst und hott[5],
Er bsinnt si: Vini echterst, woni sott?
Und luegt und lost[6], — und mauet öbbe d' Chatz,
Se meint er, 's chreih e Guhl[7] an selbem Platz.

Er goht druf dar, und über Steg und Bruck,
Se maut sie eben all'wil witer z'ruck;
Und wenn er meint, er seig iez bald dehei,
Se stoht er wieder vor der Weserei[8].

Doch, wandle selli Stroß her nüchteri Lüt,
Se seit der Geist: „Ihr thüent mi'm Büebli nit!"
Er rüehrt si nit, er loßt si ordeli
Passieren ihres Wegs. V e r s t ö h n t d e r m i ?

---

[2] Brenz = Branntwein, Gebranntes. — [3] flösch = schwammicht von Leibeskonstitution. — [4] trümmle = sich auf einem Punkt herum bewegen; unstät gehen. — [5] hüst und hott = links und rechts. — [6] lose = horchen. — [7] Guhl = Hahn. — [8] Weserei = Verrechnungsstelle bei den Eisenhütten; dabei errichtete Weinschenke.

Johann Martin Usteri

wurde in Zürich im April 1763 geboren. Sein Vater war ein angesehener und begüterter Kaufmann. Während des Besuchs der öffentlichen Schulen zeigte der Knabe keine besonderen Anlagen, noch weniger Fleiß, nur am Zeichnen fand er großes Gefallen, wozu ihn die reiche Kupferstichsammlung seines Vaters anregte. Statt niederzuschreiben, was der Lehrer diktirte, zeichnete er, jedoch ohne Arglist, diesen selbst oder seine Mitschüler, oder Fratzengesichter in seine Hefte. Diese Unaufmerksamkeit und Zerstreuung, oder vielmehr Beschränkung auf seinen besondern Ideenkreis, da seine Phantasie frühe schon mit den verschiedensten Bildern aus der heimatlichen Geschichte erfüllt war, begleitete ihn durch alle Lehrklassen, wo er gewöhnlich der Unterste auf der letzten Bank saß.

Nachdem er die Schulen verlassen, mußte er für den kaufmännischen Stand sich vorbereiten und Comtoirdienste verrichten. Indessen fand er doch hinreichend Muße für Kunst und schöne Literatur, und komponirte mit achtzehn Jahren frei und meisterlich Skizzen zu Bodmer's „historischen Erzählungen aus der Schweizergeschichte", zu dessen „Die Denkungsart und Sitten der Alten zu entdecken", desgleichen zu dessen Uebersetzung „Altenglischer Balladen aus Percy's Reliques etc." Mit zwanzig Jahren entließ ihn sein Vater aus der Schreibstube und schickte ihn, damit er Welt- und Menschenkenntniß sich erwerbe, auf Reisen. Er lernte Deutschland, die Niederlande und Frankreich kennen, sammelte auf der königlichen Bibliothek zu Paris Materialien für seine Lieblingsstudien, kopirte die Zeichnungen des Manessischen Koder und kehrte 1784 nach Zürich zurück, wo er in die Handlung seines Vaters trat und sich 1786 verheirathete. Während der ersten Gährungsepoche in Frankreich löste sich 1790 zufolge großer Verluste, bald nach dem Tode der Eltern, die Handelsverbindung seines Hauses auf; eine spätere traf um 1804 ein ähnliches Schicksal. Zwar arbeitete sich Usteri mit großer Anstrengung aus einer schwankenden Lage heraus; aber überzeugt, daß er für derlei Geschäfte nicht der Mann sei, entsagte er 1803 denselben auf immer und wandte sich mehr und mehr den öffentlichen zu. Während der helvetischen Regierung hatte er bereits die Stelle eines Obereinnehmers für den Kanton Zürich bekleidet. Bei Einführung der neuen Verfassung 1803 ward er in den großen Rath, 1810 aber in den Stadtrath gewählt und verwaltete für diese Behörde das Seckelmeisteramt. Im Jahre 1815 in den kleinen Rath befördert, arbeitete er bei der Finanz- und Abgaben-Kommission, wurde Censor der belletristischen Schriften, Mitglied des Erziehungsrathes, Präsident der Kunstschul-Aufsicht und der Bürgerschule, Mitaufseher des Collegii alumnorum u. s. w.

Die „Künstlergesellschaft", gebildet 1787 auf Veranlassung seines Oheims Heinrich Usteri, hatte ihn 1803 zum Vorsteher gewählt, er blieb es auch bis an sein Lebensende, die Seele, der Mittel- und Stützpunkt

des Vereins. Mit seinem allbekannten Liede „Freut euch des Lebens“ beschenkte er 1793 zuerst die Gesellschaft; andere Künstlerlieder folgten. An den öffentlichen, alljährlich durch denselben Verein veranstalteten Kunstausstellungen nahm er den lebhaftesten Antheil und zierte dieselben bis 1806 mit seinen Arbeiten. Hier sah das Publikum zuerst seine Scenen: Vater Unser eines Unterwaldners, — Muttertreue, — Kindesliebe u. a., zart gedachte und zierlich ausgeführte Werke, die nicht blos Usteri's Kunsttalent, sondern auch sein Bestreben, die edelsten Gefühle der Menschen durch sinnvolle Darstellungen zu beleben, bethätigten und später durch geschickte Künstler gestochen und allgemein verbreitet wurden. Er stiftete dann die „Allgemeine Künstlergesellschaft“, die sich im Mai 1806 unter seinem Vorsitz zum ersten Mal in Zofingen versammelte. Leidend, begab er sich im Frühling 1827 nach Rapperswyl, wo er sich während des Sommers herzustellen glaubte; aber seine Kränklichkeit nahm täglich mehr überhand und mit ihr eine allgemeine Schwäche; sein Ende kam den 29. Juli 1827.

* * *

Die Kunst, welcher das schöne Leben Usteri's gehuldigt hat (vgl. Schweizer Monatschronik 1827, Nr. 8, S. 177), sollte nicht nur erfreuen, sondern auch belehren und bessern. Damit erhielten so viele seiner Beschäftigungen jene vaterländische Tendenz, die den Verdiensten des Geschichtsforschers und des Vorstehers oder Mitarbeiters öffentlicher Anstalten und freiwilliger Vereine zu Grunde liegt. Wenn er mit seltener Gründlichkeit, richtigem Urtheil und geübtem Geschmack die Geschichte, Denkart, Sitten und Kunstverhältnisse des Mittelalters, sowie der ihm folgenden Jahrhunderte erforscht hat, so geschah es nicht, um davon einzig nur treue Schilderungen zu liefern, sondern um zugleich, was darin löblich und gut ꝛc., in anziehender Dichtung oder in reizendem Bilde aufzuführen, um einfache Sitten, männlichen Ernst, religiöse Denkart und jede Tugend der Vorzeit, als die Dinge, welche jegliche Zeit verschönern und Jedem, der sie erwirbt, wohlthätig sind, darzustellen. Ein großer Freund der Jugend, in deren Kreisen er sich selbst jugendlich fühlte, hat er eben diese Jugend auch am liebsten in die Hallen vaterländischer Vorzeit geführt, zum Anblick der Bilder verdienstvoller Ahnen, und um ihr deren rühmliche Thaten zu erzählen. So entstanden seine vieljährigen Jugendgaben in den „Neujahrsblättern“ von manchen der Zürcherischen Gesellschaften, unter denen die köstliche Reihe der „Kriegsgeschichten der alten Schweiz“, bis zur Heldenschlacht von Näfels vorgerückt, fast noch seine letzten Stunden beschäftigt hat und die Wahl des Kurortes bestimmen half, wo er die lebendige Anschauung der klassischen Gegend sich erfrischen mochte, die ihm für seine letzten Tage allerdings auch noch Erheiterung gebracht hat.

Am nächsten steht Hebel und Voß noch Joh. Martin Usteri (vgl. Gervinus, Gesch. d. d. Dichtung, V, 68), der die Relation, die wir vielfach zwischen der Schweiz und Norddeutschland fanden, fortsetzt, indem er lange nach der Zeit, da Bodmer (1796) Balladen aus Percy übersetzte, in Zürich noch ein Gegenstück zu den göttinger Lyrikern bildet, bald den Ton des Claudius, den er kennen gelernt hatte, bald Bürger's und Vossens anschlägt, romantische Neigungen in seinen altdeutschelnden Erzählungen verräth und die Idylle zu seiner Lieblingsdichtung nahm. Ein bescheidener und harmloser Mann, hielt er mit seinen Dichtungen, wie mit seinen Zeichnungen, zurück; denn er war auch Maler und, wie Voß im Hainbunde, die Seele eines Künstlervereins, in dem man Geßner verehrte, wie Klopstock in Göttingen ꝛc. Er gehört in die Reihe malerischer Dichter: seine beiden größeren Idyllen sind auf Bilder berechnet, er hat Zeichnungen entworfen oder entwerfen wollen, woran die Idyllen sich erzählend festhalten. Sein zeichnendes Talent aber neigte sich zu Genrebildern nach dem Geschmacke Hogarth's und Chodowiecki's, er hat ganze humoristische Romane in Bildern komponirt. Dies macht nun, daß seine beiden Gedichte (der Vikari und der Herr Heiri) ganz eigen zwischen der Idylle und der komischen Epopöe in der Mitte liegen, die wir der Idylle Gegensatz genannt haben; sie neigen weit mehr zu der komischen Karrikatur als zu der Elegie, die sonst leicht mit der Idylle verschmolzen wird. Diese Eigenheit erklärt das Land der Entstehung, diese Mischung ist eine Art Nothwendigkeit in der Schweiz, wo die Konvenienz des Pfahlbürgerthums dicht neben der Ländlichkeit liegt und das Widersprechende sich die Hand reicht, die einfache Natur und der Despotismus des „Bruuchs“. Geßner entfloh diesem Zwiespalt nach Arkadien; Usteri verließ den verehrten Meister und behielt den Zwiespalt bei. Er trat auf den naiven Standpunkt der Idylle, blieb mit ihr in der Heimat und in dem Volksdialekt, tadelte alle Kunst, die sich um fremde Empfindung rankt und die Ideale anderer Zeiten nachahmt, er schilderte die Natur, wie sie ist, wie Voß auf das Sittliche ganz gerichtet. Es blickt denn auch Stadt und Land, Einfalt und Verkehrtheit treulich abgeschildert durch. Das gewandte Maß des Hexameters, das hier die mangelnde Poesie verdecken zu wollen scheint, und das sich bei diesen unklassischen Erzählern übrigens in der That als unentbehrlich für allen ächten Laut der Natur erweist, bildet deutlich den Schweizeraccent ab, und die Häufung der Daktylen und die verwickelten, in klarer Prosa abfließenden Perioden versinnlichen trefflich die geläufigen Zungen der Städterinnen; alles Eigenthümliche des Idioms bis auf die französischen Brocken ist genau beobachtet. Aber die kleinstädtische Leere und Geschwätzigkeit scheint nur zu treu abgeschildert und wie ergötzlich einzelne Züge sind, so ist doch das Ganze durch unendliche Breite ermüdend und abstumpfend geworden.

Usteri's Gedichte (urtheilt Heinr. Kurz, Handb. d. poet. Nationalliteratur ꝛc. Zürich 1840—42, Abth. III, 186 f.) sind von einer bezaubernden Natürlichkeit, wie man sie nur in der vom Getümmel des Lebens abgeschiedenen Alpenwelt finden kann. In den meisten herrscht eine so liebenswürdige Laune voll gutherziger Schalkheit, daß sie uns ein heiteres Lächeln wohl abgewinnen kann, so oft wir sie auch lesen. Usteri zeigt sich auch in seinen Dichtungen als bildender Künstler; alle Charaktere und Situationen sind (oft nur mit leisen, aber immer mit sprechenden Zügen) so trefflich gezeichnet, daß uns sogleich die lebendigste Anschaulichkeit zu Theil wird. — — Die Welt der Idylle hat auch ihr Unglück, das den Menschen desto schrecklicher ergreift, weil er nur ein einziges Glück kennt, das Glück des Gemüths, das Glück der unvergänglichen Anhänglichkeit an den geliebten Gegenstand. Von der ergreifendsten Wirkung ist „'s arm Elseli uf der Yseflub“, das unbestreitbar zu den schönsten Balladen gehört, welche die deutsche Poesie aufzuweisen hat. Alles darin ist vortrefflich, besonders die einfache, aber künstlerisch durchdachte Anordnung und Entwicklung. Schon beim Beginn des Gedichtes werden wir in die ernste, ahnungsvolle Stimmung versetzt, die nothwendig ist, wenn wir die erschütternde Auflösung mit ganzer Seele fassen wollen; die Endzeilen der ersten Strophe, welche mit ihren dumpfen, klagenden Lauten durch das ganze Gedicht hindurchtönen, er-

halten das Gemüth in fortwährender Spannung, die von der fortschreitenden Handlung immer mehr gesteigert wird und auch mit dem Ende des Gedichts nicht aufhört. Wir brauchen nicht erst auf die hohe Anschaulichkeit und malerische Kraft dieser Ballade aufmerksam zu machen; sie wird sich Jedem unwillkürlich zum festen Gemälde gestalten &c.

Von ihm:

Dichtungen in Versen und Prosa. Nebst einer Lebensbeschreibung des Verfassers. Herausg. von David Heß. 3 Bde. Berl. 1831; 2te Aufl., Leipz. 1853. (I. Leben. Vermischte Gedichte, Gelegenheitsgedichte. Balladen. Zeit bringt Rosen; eine Erzählung. Der Schatz durch den Schatz. Biographie Hans Breidbachs des Goldschmieds von Fryburg. Thomann zur Lindens Abentheuer auf dem großen Schießen zu Straßburg 1576. — II. Künstlerlieder. Lieder in Schweizer Mundart. De Vikari; ländliche Idylle in Zürcher Mundart. Gott bescheert über Nacht; eine Erzählung. — III. De Herr Heiri; städtische Idylle in Zürcher Mundart. Der Erggel im Steinhuus.)

Ueber ihn:

Neuer Nekrolog d. Deutschen. Jahrg. V. S. 731 ff. — Liter. Centralblatt, Leipz. 1853, Nr. 44.

---

66. Der Storch von Luzern.

Was rennt durch die Straße die ängstliche Schaar?
Was deutet das dumpfe Getöse?
Horch! furchtbar verkünden vom Thurm die Gefahr
Des Feuerhorns gräßliche Stöße,
Und näher und ferner, Gass' aus und Gass' ein,
Hört lauter und lauter man: Feuer! jetzt schrei'n.

Und fürchterlich über die Giebel erhebt
Sich wirbelnd die rothbraune Säule;
Und, Hülfe zu bringen, die Menge nun strebt,
Verachtend in muthiger Eile
Die stürzenden Balken, die sengende Gluth,
Und rettet die Menschen, und rettet ihr Gut.

Ach, aber wer ist dort die weiße Gestalt,
In rauchende Wolken versunken?
Wo wilder es wirbelt und qualmet und wallt,
Durchzuckt von hellleuchtenden Funken?
Die Störchin, die arme, umkreiset ihr Nest —
Die hülflosen Jungen, die halten sie fest.

Und Mitleid ergreift alle Menschen, man sucht
Durch Werfen von Steinen und Stecken,
Durch lautes Gelärme den Vogel zur Flucht
Vom rauchenden Giebel zu schrecken.
O eitles Beginnen! Wo sparet der Muth
Der Mutter, beim sterbenden Kinde, das Blut?

Und schwärzer und dichter bricht's oben hervor,
Hoch schlagen die leuchtenden Flammen;
Schon züngeln sie prasselnd am Reisig empor,
Bald stürzt jetzt der Giebel zusammen:
Und Hoffen und Hülfe die Störchin verläßt,
Sie sinkt, ihre Flügel verbreitend, auf's Nest.

Und — Jesus Maria! schallt's ängstlich, und kalt
Durchschauert's die Menge, denn oben
Erblickt sie im Rauch eines Jünglings Gestalt,
Den sprühende Funken umtoben;
Es hat sein hochschlagendes Herz ihn gemahnt,
Und kühn durch die Flammen den Weg ihm gebahnt.

Und Tausende beten: Belohne den Muth!
Und jauchzen: Das Ziel ist errungen!
Hoch hält er empor die gerettete Brut,
Und es folget die Mutter den Jungen —
Und jubelnd von brennender Leiter er springt,
Und jubelnd die Menge den Helden umringt.

Und wo er jetzt wandelt, in Stadt und in Land,
Ihm lohnende Blicke begegnen;
Es schütteln ihm Männer die kräftige Hand,
Die Herzen der Frauen ihn segnen.
Ha, böt' ihm ein König für das einen Thron,
Er lachte wohl über den ärmlichen Lohn!

Es haben die Bücher die männliche That
Mit Freuden der Nachwelt verkündet;
Doch — ungern erzähl' ich es — Niemand noch hat
Den Namen des Thäters ergründet;
Doch fehlt uns darüber auch jeder Bericht,
Im Buch der Vergeltung da fehlet er nicht!

---

67. 'S arm Elseli uf der Iseſluh.

Hoch oben uf ſchwindliger Höchi,
Hoch uf ſäber Wand ſo chahl,
Dert gſeht me-n-es Meitſcheli ſitze,
Das ſtirret ſo trüeb i's Thal.
Und de ganze Tag
Tönt eiſtert ſy Chlag:
„'S währt au ſo lang!
O, wie wird's mir ſo bang!“

Dert, a ſäbe ſtotzige Wände,
Dert ſammlet ſyn Liebſte 's Gras,
Was anderi fürched und flieched,
Das achtet de Hans für Gſpaß.
Aber keis Seil! —
Und 's iſt dert ſo ſteil! —
Herr, ſchick ihm du
Doch es Engeli zu!

Und 's Elſeli ghöret e johle,
'S tönt wyt dur das Thal ſy Stimm;
Es ghört e vom Schätzeli ſinge,
Und weißt, was er ſingt, gilt ihm.
Aber keis Seil! —
Und 's iſt dert ſo ſteil! —
Herr, ſchick ihm du
Doch es Engeli zu!

Und es hät's zu der Höchi da tribe,
Um fründtli ſyn Hand z' epfah,
Und daß er em gleitiger chömmi,
Faht's dobe-n-au z' ſinge-n-a.
Aber ſys Gſang
Tönt leider nüd lang.
'S währt au ſo lang,
Und es wird em ſo bang!

Und 's ſingt em ſo truurigi Liedli,
Und freudigi ſingt er druuf;
'S tönt abe von Liebi — und Liebi
Tönt's wider vom Elſeli uuf.
Aber ſys Gſang
Wird ängſtli und bang.
„'S währt au ſo lang!
Ach, es währt ſo lang!“

Und ‚Jeſes! — o Jeſes!‘ g'hört's ſchreye,
Und 's chrachet dur d' Tannen ab —
Und tüüfer — und tüüfer — es rolled
D' Stei nahe-n-uf's Hanſelis Grab!
'S Elſeli lyt da,
De Tod iſt em nah —
Fründtlichi Leut
Händ's mit Thräne hey treit.

Wie's wider zum Leben erwachet,
Luegt's Alles ſo gſtuunig a;
Von Allem, was ebe bigegnet,
Hät's Bſinnig zum Glück verlah.
'S wartet ihm nah,
Es redt Alli a:
„Iſt er jetzt da? —
Ach! iſt er jetzt da?“

Und wo denn die ſchwyged und weined,
Schlycht's wider zur Wand ſo chahl,
Sitzt dert a ſys Plätzeli ane,
Und ſtirret ſo trüeb i's Thal:
„'S währt au ſo lang!
Wie wird's mir ſo bang!
'S währt au ſo lang!
O, wie wird's mir ſo bang!“

Und früeh, eh das Lerchli noh ſinget,
So ſitzt's ſcho uf ſäbem Stey,
Und z' Nacht, wenn die Sternli erglimmed,
So füehrd ſi's truurig hey.
Und de ganz Tag
Tönt eiſtert ſy Chlag:
„'S währt au ſo lang,
O, wie iſt mir ſo bang!“

Friederike Sophie Christiane Brun

erblickte den 3. Juni 1765, zu Gräfentonna im Herzogthume Gotha das Licht. Ihr Vater Dr. Balthasar **Münter**, Verfasser „geistlicher Lieder" und „Kantaten" voll Innigkeit und Kraft, übernahm schon einige Wochen nach ihrer Geburt das Predigtamt an der deutschen Petrigemeinde zu Kopenhagen, wohin sie an der Brust ihrer Mutter gelangte. Des Vaters Unterricht und die Lektüre der besten Schriftsteller und Dichter begründeten ihre Bildung. Als sie zur Jungfrau heran reifte, knüpfte sich ein Band der Liebe zwischen den Geschwistern Stolberg und dem Münter'schen Hause; da erwachten die ersten poetischen Töne in ihrer Brust. Günstig für die Entwicklung ihres Geistes wirkte eine Reise, die sie mit ihren Eltern im Sommer 1782 nach Gotha machte, der Geburtsstadt ihrer Mutter. Auf dem Wege dahin, in Hamburg, Göttingen, Braunschweig, Weimar u. s. w., sah sie die Würdigen von Angesicht, die schon längst ihre Seele entflammt hatten. Zwischen der hochherzigen Gattin Herder's und ihr hat nur der Tod die Bande hienieden gelöst. Bald nach der Rückkehr vermählte sie sich mit dem nachmals dänischen Konferenzrath Konstantin Brun, der viele Jahre in Petersburg als dänischer Konsul gewirkt hatte und kürzlich erst als administrirender Direktor der königlich ostindischen Kompagnie in Kopenhagen vorstand. Sie begab sich hierauf mit ihrem Gatten nach Petersburg. Von dort heimkehrend, wurde sie im Winter 1783/84 durch die unübersteiglichen Eisgürtel, welche um die Belte sich schlugen, an zwei Monate in Hamburg zurückgehalten, wo sie des täglichen Umgangs mit Klopstock sich erfreute. Im strengen Winter 1788/89 verlor sie plötzlich das Gehör, ohne es je wieder zu erlangen. Jung und lebensfroh, mußte sie jetzt der geselligen Unterhaltung entbehren, die sie bisher so geliebt hatte. Ersatz und Trost gewährten ihr ihre Kinder, das Studium der Geschichte des Alterthums und der Künste, und namentlich die Poesie. Willkommene Zerstreuung fand sie im Jahre 1791, als sie ihren Gemahl nach Paris und durch das südliche Frankreich nach Genf begleitete. In Lyon schloß sie mit Matthisson, in Genf mit Bonstetten den Bund der Freundschaft. Der Frohsinn, der sie in jener Zeit beseelte, wurde in Kopenhagen durch heftige Nervenleiden getrübt. Ihr Schmerz steigerte sich durch das 1793 (5. Oktober) erfolgte Ableben ihres Vaters. Zu ihrer Erholung besuchte sie im Frühling 1795 in Begleitung ihrer ältesten Kinder die Schweiz und Italien. In Karlsbad kam sie zu der Herzogin Louise von Anhalt-Dessau in nähere Beziehungen; mit ihr, Matthisson und Bonstetten verlebte sie in Rom, Lugano und den Alpengegenden genußreiche Tage. Der Winter entfloh den Freunden in Rom, wo sie auch Friederike Zoëga, Fernow und Angelika Kaufmann kennen lernte. Gestärkt durch die Bäder von Ischia, sah sie im Spätherbst 1796 Kopenhagen wieder und weilte daselbst bis Frühling 1801. In diesem Jahre genoß sie abermals die milde Luft von Genf und Pays de Vaud, wo sie sich dem Kreise der Necker, Frau von Staël, Familie Huber u. A. anschloß. Zunehmende Kränklichkeit führte sie wiederholt über die Alpen, nach Rom. Zu den Freunden, die sie hier wiederfand, gesellte sich auch noch die Familie Humboldt. Seitdem war sie meistens auf Reisen im Süden, 1807 auch in Neapel. Als sie im Spätjahre 1810 wieder in der Heimath anlangte, fand sie ihre Mutter nicht mehr unter den Lebenden. Seitdem blieb Kopenhagen oder ihr nahebei gelegener lieblicher Landsitz Sophienholm fast der bleibende Aufenthalt unserer vom äußern Glück reich begünstigten Dichterin, der Mutter der Gräfin Ida von Bombelles. Das Jahr 1817 raubte ihr die vieljährige treue Freundin von Staël, und so sah sie nach und nach auch ihre theuersten Freunde Bonstetten, Matthisson, Baggesen, die Grafen Stolberg, Schimmelmann, Bernstorff u. A. von der irdischen Laufbahn scheiden, bis auch sie, die Abnahme ihrer physischen Kräfte immer mehr fühlend, am 26. März 1835 in die Ewigkeit folgte. (Vgl. Nekrolog d. Deutschen. XII. S. 312 ff. Weimar 1837.)

* * *

Diese literarisch gebildete, gelehrte Dichterin trat zuerst auf in Wieland's deutschem Merkur 1787 und im Voßischen Musenalmanach 1789. Sie hat sich, ob an ihr auch manches von Matthisson's affektirter Empfindsamkeit und Künstelei in Styl und Sprache haftet, mehrfach als denkende Künstlerin gezeigt, wenn auch nicht eben in großen Konzeptionen von reifer Erfindung, doch in ihrer Ansicht des Lebens, in ihrem Blick auf die Welt, in der Art und Weise, wie die Natur, die Menschengesellschaft und die Weltbegebenheiten ihr Talent in Thätigkeit zu setzen pflegten. Am glücklichsten ist sie, wo sie ihre Individualität rein ausspricht, und das geschieht besonders im Lied und in der Elegie; weniger gelungen sind die Stücke, in denen sie sich zu hohen Reflexionen über Kunst, Natur und Gottheit versteigt. — Im Lyrischepischen hat sie einige Mal, wie in den hier mitgetheilten, vom Studium der Percy'schen Relicks zeugenden Proben, ihr Darstellungstalent bewährt; besonders empfiehlt sich die Ballade „**Frau Ellen**" durch epische Anschaulichkeit und malerische Gestaltung der Scenerie; sie würde übrigens noch bedeutend gewonnen haben, wenn die Darstellerin ihre Kraft mehr auf Anfang und Mitte konzentrirt, den Ausgang aber kürzer berührt und in sagenhaftes Dunkel gehüllt hätte.

O. L. B. **Wolff** (in seiner „Encyklopädie der d. Nationalliteratur" ꝛc.) gesteht ihr tiefes Gefühl, eine edle und gebildete Sprache und wahrhaft gediegene Kenntnisse, so wie einen hellen Blick und eine reiche Lebenserfahrung zu, welche aus ihren Schriften sprechen. Ihr Ruf würde jedoch bleibender sein — urtheilt er ganz richtig — wenn sie nicht eine treue Freundin und gewissermaßen zu fleißige Schülerin Matthissons, sich diesen zu sehr zum Muster genommen und dadurch in eine süßliche und pretiöse Manier verfallen wäre, welche sie auf Abwege leitete und den hohen Werth verringerte, den ihre warme Menschenliebe, ihre wahren und reinen Empfindungen, ihre Freude an allem Edlen und Schönen ihr bereitet haben. Vielen ihrer Gedichte fehlt daher der Nerv ächter Begeisterung; auch ist von ihren Prosaleistungen, trotz des Schönen, das sie bieten, der Vorwurf der Gesuchtheit und der geleckten Glätte auf Kosten der Einfachheit und Kraft nicht wohl abzuweisen.

Schriften.

Cyana und Amandor. (Eine Schweizergeschichte. Hamburg 1792.
Gedichte. Herausg. von Friedr. Matthisson. Th. I. Zürich 1795; 4te Aufl. 1806. Th. II. (auch unter dem Titel: Neue Gedichte ꝛc.), Darmst. 1812. Th. III. Bonn 1820.
Prosaische Schriften. (Reise durch das südliche Frankreich, über Genf durch die Schweiz.) Bd. I.—II. Zürich 1799. — Bd. III.—IV. (Auszug aus einem Tagebuche über Rom. Die Reise in die Schweiz 1795—96.) Zürich 1800.
Tagebuch einer Reise durch die östliche, südliche und italienische Schweiz. Kopenh. 1800.
Episoden aus Reisen durch das südliche Deutschland, die Schweiz, Genf und Italien 1801—3, mit einem Anhange vom J. 1805. Bd. I. Zürich 1807; Bd. II. 1809; Bd. III. Heidelb. 1816; Bd. IV. Leipz. 1818 (auch u. d. T.: Sitten- und Landschaftsstudien von Neapel und seinen Umgebungen, in Briefen und Zuschriften, nebst spätern Zusätzen ꝛc., herausg. von Hofrath Böttiger).
Briefe aus Rom über die Verfolgung, Gefangennehmung und Entführung des Papstes Pius VII. Dresden 1818; 2te Aufl, das. 1820.
Wahrheit aus Morgenträumen, oder Kindheit und erste Jugendgeschichte, und Ida's ästhetische Entwickelung. Aarau 1824.
Römisches Leben. 2 Thle. Leipz. 1833.

---

68. Die sieben Hügel.

Auf grüner grüner Haide
Stehn sieben Hügelein,
Es flüstern Wind' im schaurigen Thal,
Es tanzen Elfen auf mondlichem Strahl.
Singt, Mädlein, auf grüner Haide,
Singt: »Leide! Leide! Leide!«

Im tiefen Wiesengrunde
Glänzt fern ein Weiher hell,
Es klagen Unken aus tiefem Moor,
Es steigen Gebilde so dunstig empor.
Singt, Mädlein, auf grüner Haide,
Singt: »Leide! Leide! Leide!«

Hier war vor grauen Jahren
Ein König, reich und groß;
Er war gezogen in Krieg und Schlacht,
Hatt' nicht der sieben Töchterlein dacht.
Singt, Mädlein, auf grüner Haide,
Singt: »Leide! Leide! Leide!«

Die sieben Jungfraun wallten
Im hohen Buchenhain,
Es rauschte das Meer mit nichtigem Schaum,
Es sauste der Sturm im luftigen Baum.
Singt, Mädlein, auf grüner Haide,
Singt: »Leide! Leide! Leide!«

Es schwellen weiße Segel
Vom Kulla-Felsen her —
Ach, Starno kommt, der wilde Held!
O König! wie hast du dein Haus bestellt?
Singt, Mädlein, auf grüner Haide,
Singt: »Leide! Leide! Leide!«

An's weiße Sandgestade
Steigt schnell das Kriegesheer.
Die Jungfraun fliehen Berg ab und an,
Verfolgt von Reiter, von Roß und Mann.
Singt, Mädlein, auf grüner Haide,
Singt: »Leide! Leide! Leide!«

„Wir sahn euch schnell und sicher,
Ih' weißen Vögelein!
Zu Spott und Hohn wir fangen euch aus;
Der Vater kann finden das leere Haus!“
Singt, Mädlein, auf grüner Haide,
Singt: »Leide! Leide! Leide!«

Wie Blätter vor dem Sturme
Entfloh'n die Mägdelein,
Doch dicht am wehenden Schleierlein
Verfolgten die Reiter sie hintendrein.
Singt, Mädlein, auf grüner Haide,
Singt: »Leide! Leide! Leide!«

Da glänzt im Abendstrahle
Der kühle Weiher hell,
Drein hüpften die Mägdlein leicht und schön,
Und wurden nimmermehr gesehn. —
Singt, Mädlein, auf grüner Haide,
Singt: »Leide! Leide! Leide!«

Auf grüner grüner Haide
Stehn sieben Hügelein,
Dort ruhn die Jungfraun im kühlen Moos,
Dort klagen die Vöglein im Maigesproß.
Singt, Mädlein, auf grüner Haide,
Singt: »Leide! Leide! Leide!«

---

69. Frau Ellen.

Nicht sterben zu können, o bitterstes Weh
Von allem Weh auf der Erde!
Nicht sterben zu können, o schaudrige Höh'
Von Menschenqual und Beschwerde!
Die Nächte so bang,
Die Tage so lang,
Und nirgends Tröstung vorhanden,
Nicht Hoffnung, noch Ruh!
Das Grab schließt sich zu —
Frau Ellen, sie hat es erfahren!

Frau Ellen war schön wie der blühende Mohn,
Doch ohne Duft war die Blüthe;
Die lächelnde Lipp' umschwebte der Hohn,
Ihr Aug', es strahlte nicht Güte.
Wie die Palme schlank,
Mit dem Herrschergang
Und mit schleeschwarz glänzenden Haaren,
Doch es scheucht' ihr Blick
Die Sehnsucht zurück.
Frau Ellen, sie hat es erfahren!

Frau Ellen, sie waltete frei und kühn,
Die Wittfrau im prächtigen Hause.
Manch wackeren Freier läßt stolz sie ziehn,
Denn nur s i e will herrschen im Hause;
Doch kam nun die Zeit,
Wo's manche gereut,
Die kindlos, wie sie, war geblieben.
So öde der Saal,
So schaurig das Thal!
Frau Ellen, ach, könntest du lieben!

Frau Ellen, sie baut eine Kirche so schön,
Doch nur sich selber zu Ehren;
Hoch läßt sie den künstlichen Bau erstehn,
Drob läßt sie den Bauer beschweren.
Es waltet darin
Kein heiliger Sinn,
Drum hat sie den Lohn schon empfangen!
Schon steht der Altar
Mit Kerzen so klar —
Frau Ellen, sie wird es erfahren!

Und zu des hochstrahlenden Altars Licht
Naht nun Frau Ellen mit Prangen;
Nicht Demuth umschleiert ihr Angesicht,
Hoch glühen ihr Augen und Wangen.
Sie knieet dahin
Mit weltlichem Sinn,
Denn himmelab strebt ihr Gedanke:
„Laß, Gott in den Höhn,
Mein Leben bestehn,
So lange mein Kirchlein wird stehen!“

„„Frau Ellen, Frau Ellen! was habt Ihr erfleht!““
Ruft der fromme Priester voll Grauen:
„„O Vater, verwirf ihr frevelnd Gebet,
Und laß dein Antlitz sie schauen!““
Doch sie geht dahin
Mit muthigem Sinn,
Fast hofft sie ein Leben ohn' Ende;
Voll weltlicher Lust
Die schwellende Brust —
Frau Ellen, du wirst es erfahren!

Frau Ellen, sie kehrt in den hohen Saal
Zum schön bereiteten Feste;
Entgegen wimmeln ihr allzumal
Die längst geladenen Gäste.
Bei Speis' und bei Trank,
Bei Sang und bei Klang,
Thut bald der Abend sich neigen —
Frau Ellen im Reih'n
Bei der Kerzen Schein
Sie thut noch gar stattlich sich zeigen.

Und also vergehet nun Jahr auf Jahr,
Die Tage sie folgen den Tagen.
Längst flohen sie Schönheit und Anmuth zwar,
Doch nicht will Frau Ellen verzagen;
Denn dem Reichthum baar
Folgt der Schwelger Schaar,
Noch leben auch traute Verwandte,
Und in voller Kraft
Ist die Dienerschaft
Um die Herrin glänzend geschaaret.

Es steigen die Jahre, schon sinket herab,
Was mit ihr einst fröhlich geblühet;
Es öffnet sich friedlich das stille Grab
Für die, so sich um sie gemühet;
Ach, der Schwestern Schaar,
Der Gebrüder Paar,
Es schwinden Vettern und Tanten.
Sie steht nun allein
Im nächtlichen Schein,
Denn dahin sind alle Verwandten.

Noch lebt der Pfarrer so gut und fromm,
Der die Kirch' einst hatte geweihet;
Er liegt zu sterben, sanft ruft er: „„O komm,
Wohl hast du dein Irrsal bereuet!““
Ihr Herz war verschrumpft,
Die Seele verdumpft
Und taub für die Stimme der Liebe.
In des Irrsals Nacht,
Des Unglaubens Schacht,
War Frau Ellen tief eingefahren!

„„Fahr wohl denn, du arme verirrte Frau!
Mein Auge, bald thut es sich schließen.
Erweich' sie, o himmlischer Gnadenthau!
O möchten die Thränen ihr fließen!“ “
Sanft sank er dahin,
Mit kindlichem Sinn;
Frau Ellen sie sah ihn nicht sterben.
Auf Leben bedacht,
Läßt sie unbeacht,
Daß Leben sie führt zum Verderben.

Allein sitzt Frau Ellen im hohen Saal,
Das Bild der entflossenen Tage;
Hochalt, aber kräftig, voll tiefer Qual,
Zu stolz noch zur mindesten Klage.
Der Miethlinge Schaar,
Noch gehorcht sie zwar,
Doch nicht mit treuem Gemüthe.
Frau Ellen sitzt kalt
Wie Marmorgestalt. —
Ach, Frau Ellen hat es erfahren!

Nun schwinden die Sinne, das Auge umflirrt
Ein Gewebe düsterer Schleier;
Die Oeffnung des Ohrs umsaust und umschwirrt
Eintönig ein traurig Geleier;
Das Gefühl erdumpft,
Der Geschmack erstumpft,
Kaum tragen verknöcherte Kniee.
Von der Welt gewandt,
An's Leben gebannt — —
Frau Ellen, du hast es erfahren!

Sie verschmäht die Speis', sie verschmähet den Trank,
Sie schwindet dahin wie ein Schatten,
Doch wird sie nicht schwächer, sie wird nicht krank,
Nichts kann ihr das Leben ermatten!
Man strömet herzu,
Läßt nicht Rast noch Ruh,
Das furchtbare Wunder zu schauen:
Sie blicket so starr
Auf die fremde Schaar,
Und Alles erblickt sie mit Grauen.

Frau Ellen läßt zimmern den Sarg so lang
Aus des Waldes ältester Eiche:
„Drein sollt ihr mich legen, nicht todt noch krank,
Daß darin ich einsam verbleiche! —
Hinter'm Hochaltar
Mich setzt auf die Bahr',
Laßt den Pfaffen die Seelmessen singen! —
Jede Christnacht kommt
Er zu sehen, wie's frommt!“ —
Ach Frau Ellen, du wirst es erfahren!

Und die Christnacht kam, und in tiefem Schnee
Ruht das Land im Leichengewande —
Frau Ellen, sie richtet sich in die Höh':
„Ist die Kirche noch immer im Stande?“
Sie empfängt den Wein,
Sie empfängt das Brot,
Sie empfängt die Labung der letzten Noth.
Ach, sie stürbe gern!
Todesschlaf ist fern.
O, du hast das Leben erfahren!

Und die Christnacht kommt, und die Christnacht geht,
Und Alles sich freut in der Runde,
Es wird den Kindlein der Lichtbaum erhöht
Zu der festlich heiligen Stunde.
Der Pfarrer so bang
Geht die Kirch' entlang,
Er besteigt des Hochaltars Stufen,
Und hinter'm Altar
Hört er furchtbar klar
Schon Frau Ellens Stimme sich rufen.

Ach, sie hebt den schweren Deckel empor,
Sie erhebt sich zwischen sechs Brettern:
„Kein Mitleid für mich in der Heiligen Chor,
Denn mich selbst, ach! wollt' ich vergöttern!
Trefft, Blitze, den Bau!
Laßt zur Schreckensschau
In Asche mich Aermste verlodern!“
Drauf die Aermste schweigt,
Und zurück sich neigt,
Sie kann nicht im Sarge vermodern!

Denn die Kirche fest wie ein Felsen steht,
Auch sie kann nicht wanken noch weichen;
Kein Steinchen davon auseinander geht,
Und Frau Ellen kann nicht erbleichen!
O bitterstes Weh,
O schaudrige Höh,
Nicht sterben, nicht sterben zu können!
Viel mildere Qual,
In Fegfeuers Thal
Sich rein von der Sünde zu brennen!

Gottl. Adolf Ernst von Nostiz und Jänkendorf,

geboren den 22. April 1765 auf dem väterlichen Gute See in der Oberlausitz, erhielt eine treffliche, ganz auf die Entwicklung seiner Geistesanlagen berechnete Erziehung. Noch nicht sechzehn Jahre alt, studirte er zu Leipzig die Rechte und Staatswissenschaften und erprobte nebenher im freundschaftlichen Kreise sein Talent für Poesie und schöne Künste. Sehr jung trat er als Finanzrath in den Staatsdienst. Kränklichkeit, die Verwaltung seiner Güter, und Vorliebe für seine Heimath, die Lausitz, zogen ihn jedoch bald aus der Hauptstadt Sachsens dorthin zurück, wo er zuerst als Landesältester des Budissiner Kreises, dann als Oberamtshauptmann der ganzen Provinz und seit 1795 als Präsident der oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz durch Wort und That mancherlei Gutes und Dankenswerthes zur Ausführung brachte. Im Jahre 1806 wurde er Oberkonsistorialpräsident und Mitglied der Revisionskommission der Verfassung der Universität Leipzig; 1809 trat er als wirklicher Konferenzminister in den geheimen Staatsrath des Königs. Als solcher wirkte er bei den Ausgleichungen der Kriegsentschädigungen und 1821 bei Einführung des neuen Strafgesetzbuches für das Heer mit, besorgte die oberste Leitung der Landesarmenkommission, half die Irrenheilanstalt auf dem Sonnenstein, 1824 in Braunsdorf eine Landeswaisenanstalt und die Freischule in Dresden mitbegründen oder zweckmäßig einrichten u. s. w. Nachdem er 1822 an der Begründung der neuen konstitutionellen Verfassung für Sachsen thätigen Antheil genommen, wurde ihm mit Beibehaltung seines vorigen Titels und Rangs als Konferenzminister und Ordenskanzler in dem neugeschaffenen Staatsrath der Vorsitz übertragen. Gelegentlich seiner Jubiläumsfeier, am 21. April 1835, überreichte ihm die philosophische Fakultät zu Leipzig das Ehrendiplom eines Doktors der Philosophie. Er starb am 15. Oktober 1836 auf seinem Gute Oppach.

* * *

Er schrieb meistens unter dem Namen Arthur von Nordstern, vielleicht, weil er zu dem in Berlin 1803 gestifteten „Bunde vom Nordstern" in Beziehung stand, jener Verbrüderung strebsamer Jünglinge, die sich bemühte, durch gemeinsames künstlerisches Wirken die von der romantischen Schule angeregten Ideen im eigentlichen Volk zu verbreiten (s. Jul. Schmidt, Geschichte der d. Literatur rc. II, 182). Chamisso, Varnhagen, Wilh. Neumann, Ed. Hitzig, L. Robert u. A. bildeten diese, von Fouqué ganz besonders begünstigte Genossenschaft, der auch Heinrich Kleist (dessen Trauerspielfragment „Robert Guiskard" den Namen gemein hat mit der Hauptfigur in Nostiz' Ballade „Der Luftkönig") nahe stand. Nostiz ist ein Lyriker und Epiker von Phantasie, Vielseitigkeit des Geistes, schöner und reiner Empfindung und Feinheit des Geschmacks. Eine liebenswürdige humane Grundlage der Weltansicht tritt uns in seinen Darstellungen entgegen, worin er Zartheit mit Kraft des Styls und Wohlklang im Versbau verbindet. Der Ballade und volksthümlichen Sage wendet er sich mit Vorliebe zu, ohne daß ihn immer die Klarheit seiner Anschauung vor Abwegen in das Traum- und Nebelgebiet der Romantik bewahrt. Mehr als die Darstellung elegischer oder auch in's Schauerliche eingreifender Gefühle gelingt ihm die Behandlung des Naiven.

Schriften.

Gesänge der Weisheit, Tugend und Freude für gesellige Kreise. Dresd. 1802.
Griechische und römische Mythen, in Briefen an Emilie. Frei nach dem Französischen. Dresd. 1802—4.
Valeria. Novelle nach Florian. Das. 1803.
Liederkreis für Freimaurer. Leipz. 1815.
Kreis sächsischer Ahnenfrauen. Das. 1816.
Blicke der Vernunft in das Jenseits. Görlitz 1833.
Zerstreute Gedichte in Becker's „Taschenbuch z. geselligen Vergnügen" (1802—21), Friedr. Kind's „Harfe" (1815 u. ff.), Th. Hell's „Penelope" (1819—22), dessen „Abendzeitung", in der Wiener „Aglaja", u. a.
Auch schrieb er eine Epopöe „Irene" in 5 Gesängen; einen Roman „Georg", und übersetzte Byron's „Harald."

---

70. Das Riesenspielzeug.

Hoch auf der Burg Nideck, im Elsaß gelegen,
Von Strömen und Felsen umwallt,
Da hauste vor Zeiten ein stattlicher Degen,
Ein Burgherr in Riesengestalt.
Die Söhne und Töchter, dem Ahnherrn entsprossen,
Verbreiteten dann sich nach Sachsen bis Nossen;
Das zeigt eine Rippe, an Ketten geschlossen,
Vom Riesenfräulein, acht Jahre nur alt.

Die Tochter von Nideck wohl einstmals Verlangen,
Zu schau'n nach den Thälern, erfaßt;
Mit Schritten, als kämen die Thürme gegangen,
Bis Hasloch spaziert sie in Hast.
Dort steht sie, bergab zu den Feldern gestiegen,
Viel Bauern auf Aeckern arbeiten mit Pflügen;
Das sah sie noch nimmer, das schafft ihr Vergnügen,
Das scheint ihr ein Spielwerk, so recht für sie paßt.

»Ei«, ruft sie, die Emsigen fernher erreichend,
»Das gefällt mir, das nehm' ich mir mit!«
Und gemach über's Feld mit der Hand hinstreichend,
Fängt sie alles, was ging und ritt.
Die Bauern, die Rosse, die Ochsen, die Pflüge
Faßt sie in der Schürze, gespreitet zur Gnüge,
Und springt, als ob Nichts oder Leichtes sie trüge,
Den jähen Fels aufwärts in Einem Schritt.

Ihr Vater, der Ritter von Nideck, sie schaute:
„,Wie bist du so fröhlich im Sinn?
Was trägst in der Schürze, mein Töchterlein, Traute,
Was hast du so Zappliches drin?'"
Auf thut sie die Schürze; ach, welche Gestalten!
Die Thiere sich auf den Beinen kaum halten,
Die drehenden Bauern, verkrochen in Falten,
Kaum wissen sie selbst, woher und wohin.

»Ei, Vater, gar artiges Spielding ich bringe!
So schön hatt' mein Lebtag ich's nie!«
Sie stellt auf den Tisch all' die niedlichen Dinge,
Die Bauern, die Pflüge, das Vieh.
Es klopft in die Hände und tanzt die Erfreute;
Es wackeln, es wirbeln die Thiere, die Leute;
Doch der Vater befahl ihr, herab die Beute
Zu tragen, denn das sei kein Spiel für sie.

Sie weinte; nicht mochten die Thränen ihr frommen.
Der Ritter sprach: „,Kram' Alles ein
Fein sacht und setz' hin, woher du's genommen!
Der Bauer kein Spielzeug darf sein;
Denn baut er nicht Aecker und Reben und Wiesen,
So müßten auf Schlössern, wohl herrlich gepriesen,
Verhungern die stattlichen Ritter und Riesen;
Sie hätten nicht Brod, nicht Milch und nicht Wein."

---

71. Der Luftkönig.

In der Blüthenwölbung Raume,
Wo, vom neuen Lenz verjüngt,
Sich an dem Kastanienbaume
Krokus in das Weinlaub schlingt;
Wo das Grün der Gartenhaine
Die umwallte Burg versteckt,
Liegt auf moosumgrüntem Steine
Graf Guiscardo hingestreckt.

Kränze nicht, die für ihn grünen
Von Turnieren, nicht der Sieg,
Der im Kampf mit Ghibellinen
Glorreich zu ihm niederstieg;
Nicht Besitz beglückter Auen,
Nicht der Jagden früh're Lust,
Nicht die Gunst der holden Frauen
Stillt die vielbewegte Brust.

Seltsam Sehnen in der Seele,
Mit der Seele selbst erwacht,
Trieb ihn oft zur Felsenhöhle
Fort beim öden Grau'n der Nacht.
Lauschend an dem Meergestade,
Folgend dem Gewitterzug,
Schauend in die Wolkenpfade,
Aufwärts ihn dies Sehnen trug.

Wie aus dieser niedern Oede,
Die nur todte Stoffe zeigt,
Aufgelöst, vergeistigt, jede
Fein're Urkraft aufwärts steigt,
Der entfesselte Gedanke
Sich empor zum Lichtkreis drängt:
Strebt Guiscardo aus der Schranke,
Die den freien Geist umzwängt.

Was den Jüngling sonst ergriffen,
Stärker jetzt die Brust erfaßt:
In die Lüfte hinzuschiffen,
Fort zu schweben sonder Rast,
Zu durchwallen ferne Räume,
Die der Wolkenstrom durchfließt,
Zu erfassen das Geheime,
Das den innern Sinn erschließt.

Ruhig wallt der See in stäter
Silberfluth am Gartenhain,
Zieht, hoch über ihn der Aether,
Wie gediegnes Silber rein;
In der Blüthenwölbung Blättern,
Noch vom letzten Strahl besonnt,
Rauscht es, denn in nah'nden Wettern
Flammt der Abendhorizont.

Wie sich hier die Wolken drücken,
Dort sich trennen mit Gewalt,
Zeigt sich vor Guiscardo's Blicken
Eine hehre Luftgestalt,
Auf dem dunkeln Wolkensitze
Wie ein Gluttyrann erhöht,
Die im nächsten Zackenblitze
Donnerrauschend untergeht.

Und die Blitze nicht mehr zücken,
Und die Donner sind verhallt.
Wieder naht Guiscardo's Blicken
Eine hehre Luftgestalt,
Ruhend auf dem Regenbogen
Ueber'm See, von ihm umschränkt,
Die, wie magisch fortgezogen,
Sich zur Blüthenwölbung senkt.

Früher schon in Jugendträumen,
Dann in Mannesbrust geahnt!
Lichtgestalt in Wolkensäumen,
Die durch Gluth sich Pfade bahnt!
Augen, gleich Sapphirenbläue,
Um die Stirn ein Purpurband
Und, als Preis erprobter Weihe,
Feuerlilien in der Hand.

Ach, er will die Lilien fassen —
Doch ihn straft ihr ernster Blick,
Und in tiefe Wolkenmassen
Flieht das holde Bild zurück.
Aus den unermeßnen Weiten,
Seinem Herzen doch so nah,
Scheint der Ruf herab zu gleiten:
Ewig liebt Aëria!

Und er stürzt, wie hingegossen,
Auf der Blüthenwölbung Grün:
„Göttliche, dem Licht entsprossen,
Nein, du darfst mir nicht entfliehn!
Du, nicht Ideal geblieben,
Deren Glanz das Auge sah!
Ewig wird Guiscardo lieben,
Ewig wie Aëria.

„Der in unerforschter Weise
Mit dem Arme, nie gelähmt,
Ewig diese Wolkenkreise,
Luft und Sturm bewegt und zähmt:
Herrscher in den Nebelhallen,
König in dem Luftrevier!
Laß empor, empor mich wallen
Zu Aëria, zu dir!

„Längst belastet mich die Schwere,
Die mich zu der Erde zieht;
Eine reine Aethersphäre
Ist mein heimisches Gebiet!
Laß vor dir das Knie mich beugen,
Welcher thront im Lichtazur!
Dir geb' ich mich ganz zu eigen,
Dir, Luftkönig, gilt mein Schwur!“

Jach, als ob die Erde risse
Sich aus festen Fugen los,
Schwankt der Boden; Finsternisse
Brechen ein; gespenstergroß
Lagern Wolken, wie gediegen,
Ausgangwehrend hier und dort
Um Guiscardo sich, und fliegen
Mit dem Tiefverhüllten fort,

Kreisen niedrig erst, dann heben
Sie sich stolzen Flugs empor,
Zum Vereinen, zum Verweben
Mit der Schwesterwolken Flor.

Eine magisch rein erhellte
Luft empfängt im Wolkensee
Den Erstaunten; Zembla's Kälte
Packt ihn an in grauser Höh'.

Diese Welt, auf welcher Babel
Stolz das Haupt zum Himmel trägt,
Täglich einen frommen Abel
Kain's Hinterlist erschlägt,
Recht und Wahrheit betteln müssen,
Während Stolz und Laster prunkt:
Tief lag sie zu seinen Füßen,
Wie ein düstrer Schattenpunkt.

Von dem Luftstrom an zwei Seiten
Wagerecht gehalten, weilt
In den unermeßnen Weiten
Allgemach das Fahrzeug, theilt
Sich, wie in zerrißnen Schleiern,
Die Guiscardo's Stirn umwehn;
Einsam scheint im ungeheuern
Luftraum er allein zu stehn.

Da erblickt er Säulenhallen,
Deren Raum kein Blick ermißt,
Aufgebaut von Lichtkrystallen,
Ueberwölbt von Amethist,
Leitend zu dem zeltgespannten
Luftpalast, der hoch entsteigt
Aus dem Grund von Diamanten,
In die Sterne sich verzweigt.

Denn die jenem Raum Entflammten
Glänzen dort im Urlicht rein,
Sind, wenn sie der Erd' entstammten,
Nur ein blasser Wiederschein;
Sie verglänzen und verrauchen,
Während dort in's Aetherlicht
Iris und Morgana tauchen
Brust und Flammenangesicht.

Fort zu dieser Strahlenzone
Wird der Jüngling schnell entrückt,
Dahin, wo vom Wolkenthrone
Ernst Luftkönig auf ihn blickt.
Nebelnächte, Morgenröthen
Sieht er kommen, sieht er fliehn,
Alle Sterne und Planeten
Vor ihm auf- und niederziehn.

Zwei und dreißig Fürsten liegen,
Still gewärtig seines Winks,
Vor dem Thron; gebeut er, fliegen
Diese rechts und jene links;
Doch sein Zürnen zieht die Zügel
Straff, ein Winken seiner Hand
Bändigt Launen, lähmt die Flügel,
Ruft sie ab von Meer und Land.

Vier der Aeltesten verbreiten
Sein Gebot von Pol zu Pol.
Nebel sinken dort, es streiten
Wolken, tönend wild und hohl.
Vor der Schwelle liegt in schwerer
Fessel, willenlos und stumm,
Typhon, er, der Weltzerstörer,
Und der Pestverbreiter Smum.

Auf dem dunkeln Wolkensitze
Wie ein Gluttyrann erhöht,
Ragend aus der Flammenspitze,
Die sein greises Haupt umweht,
Ruft er: „„Auf zu mir zu steigen,
Ziemt nicht sterblicher Natur;
Doch mir gabst du dich zu eigen,
Und mir galt dein Frevelschwur.

„„Gnügt's euch nicht, euch zu bekriegen?
Zu durchwühlen Berg und Kluft?
Selbst das Meer in's Joch zu schmiegen?
Strebt ihr auch in's Reich der Luft?
Unersättlich ist, verderblich
Nach dem Höhern euer Drang!
Und doch ist nur das unsterblich,
Was dem Leben sich entrang.

„„Streng sind meines Reich's Gewalten,
Und mir bleibt, wer mir verfiel!
Willst du ewig Schwur mir halten?
Oder war dein Schwur nur Spiel?
Keine Rückkehr steht dir offen,
Wenn du zweimal frei gewählt!
Treue ist nur da zu hoffen,
Wo sich Gleich und Gleich vermählt.

„„Blick' empor!"" — Auf Wolkenwogen
Eine hehre Lichtgestalt,
Ruhend auf dem Regenbogen,
Langsam ihm vor überwallt;
Augen gleich Sapphirenbläue,
Um die Stirn ein Purpurband
Und, als Preis erprobter Treue,
Feuerlilien in der Hand.

Ach! ihr Blick hüllt sich in Trauer!
Ach! ihr Blick fällt niederwärts!
Und ein ahnungsvoller Schauer
Legt sich um Guiscardo's Herz.
Doch ist fest sein Sinn geblieben,
Und er ruft begeistert: „Ja!
Ewig wird Guiscardo lieben!
Ewig wie Aëria!"

Tief verhallt in Wolkensäulen
Wie ein Donnerschlag dies Wort.
Zwei und dreißig Fürsten eilen
Auf der Stürme Flügeln fort.
In der Blüthenwölbung Raume
Fand beim nächsten Morgenroth,
Wie erdrückt vom bösen Traume,
Man den Jüngling bleich und todt.

Aloys Wilhelm Schreiber,

geboren am 12. Oktober 1765 in dem badischen Dorfe Kappel-Windeck nächst Bühl, unterhalb der Burgruine Alt-Windeck, legte den Grund seiner gelehrten Bildung auf dem Gymnasium zu Baden und auf der Universität Freiburg. Nachdem er 1784 eine Zeitlang am Badener Gymnasium als Lehrer gewirkt, übernahm er 1788 zu Mainz in der Familie des badischen Staatsministers Grafen von Westphalen eine Hofmeisterstelle. Als Schriftsteller schon bekannt, kam er durch mancherlei Verbindungen nach Rastatt zur Zeit des dortigen Kongresses und redigirte gemeinschaftlich mit dem hannöver'schen Ministerresidenten von Schwarzkopf das Kongreß-Handbuch (1798). Im Jahre 1800 erhielt er eine Anstellung als Professor der klassischen Literatur an dem neubegründeten Lyceum in Baden, 1805 aber die Professur der Aesthetik an der Universität Heidelberg. Hier hielt er sich zu Voß und den Anhängern einer freiern Geistesrichtung; doch mußte er auch den Schaden dieser in Verspottung der damals aufwuchernden mystischen Poesie sehr heitern Voßischen Abendgesellschaften (um nur an die gegen Görres, Schelling, Schlegel u. A. gerichtete „Comœdia divina" Schreiber's, so wie an den „Karfunkel- oder Klingklingel-Almanach" Baggesen's zu erinnern) in mancherlei Anfeindungen ertragen, welche Heidelberg's Professoren, immer mehr gegen einander erbittert, ausübten und erduldeten. Görres nannte Voßens Haus nur die Fuchshöhle. Es blieb der Zwiespalt nicht auf das Gebiet der Literatur beschränkt und mischten sich noch ganz andere Leidenschaften ein. In Unannehmlichkeiten sah sich Schreiber auch durch die „Lebensbeschreibung des Großherzogs Karl Friedrich von Baden" (Heidelb. 1805) verwickelt, indem er in derselben die Universität gehöhnt haben sollte. Müde dieser Parteireibungen und des akademischen Lebens überhaupt, hielt er um die seit Posselt's Tod offene Stelle eines badischen Historiographen an, die ihm auch, nebst Verleihung des Charakters als Hofrath, 1813 zu Theil wurde. Er nahm nun seinen Wohnsitz in Karlsruhe, wo er eine „Geschichte des Großherzogthums

Baden für Schulen" (Karlsr. 1815), eine „Geschichte der Herzoge von Zähringen", ferner ein Buch „Deutschland und die Deutschen bis zum Tode Karls des Großen" (Karlsr. 1824), u. a. schrieb, auch vielbesuchte Vorlesungen über Geschichte, schöne Literatur und Kunstgegenstände hielt. Unerwartet wurde er 1826 auf Befehl des Großherzogs Ludwig pensionirt und wählte nun das ihm von früher lieb gewordene Thal von Baden zum Aufenthalt. Hier setzte seiner vielseitigen literarischen Thätigkeit im Felde der Sagensammlung, besonders auch der topographischen Darstellung, der Tod ein Ziel am 21. Oktober 1841.

* * *

Wenn Schreiber's „Lehrbuch der Aesthetik" von nicht gewöhnlichem philosophischen Scharfsinn und reicher Kenntniß des weiten Kunstgebietes ein ehrenwerthes Zeugniß gibt; wenn die von ihm herausgegebenen „Gedichte Ulrichs von Hutten", sowie seine eigenen kräftigen und schwunghaften Gesänge zur Zeit des Befreiungskampfes, einstimmend in den schallenden Chor der Kriegs- und Siegeshymnen aller Zungen, unter dem Titel „Eisenblätter" (worin der „Schlachtgesang der Walkyren" *), zum Beleg einer hellen und patriotischen Geistesrichtung, und wenn ferner mehrere seiner historischen Arbeiten und die Sagensammlungen im novellistischen und metrischen Rahmen als Kriterium seines von eben diesem Patriotismus befeuerten Forschungsgeistes dienen können, so wird der Tadel der Schreibseligkeit, der diesen allerdings sehr fruchtbaren Autor zu treffen pflegt, in Betracht dieser und mancher praktischen Vorzüge seiner Schriften mehr in den Hintergrund treten müssen. Aber auch in seinen übrigen dichterischen Erzeugnissen offenbart sich ein Talent, das mitunter den Flügel des Genius erhebt. Es gelingt dem Dichter, Empfindungen mit einfacher Treue und Wahrheit auszusprechen, das im eigenen Herzen Erfahrene und Erlebte in objectiver Anschauung anmuthig zu vergegenwärtigen. Manche seiner (in ihren Formen mitunter zu weichen und elegisch gefärbten) epischen Lieder und Balladenbilder bekunden eine glücklich gestaltende Phantasie, z. B. das Nordlandsbild vom „Meister Oluf" und die tiefgreifende Konzeption vom „ewigen Juden." In der Behandlung kleiner historischer Stoffe und Sagen vorzugsweise glücklich, läßt er jedoch auch nicht selten das Element höherer Besonnenheit und plastischer Bestimmtheit vermissen, indem seine gern in der Dämmerung volksthümlichen Bewußtseins streifende Phantasie aus dem wahrhaftigen und vollen Leben der Wirklichkeit in das Gebiet zweckloser Romantik, der Traumgaukelei und Irrlichterei sich verirrt. — Seine Versuche im Drama sind mehr oder weniger mißrathen.

Schriften.

Dramaturgische Blätter. 6 Bde. Frankf. a. M. 1788—89.
Scenen aus Faust's Leben. Offenbach 1792.
Launen, Erzählungen und Gemälde. Frankf. a. M. 1793.
Romantische Erzählungen. 2. Bde. Frankf. a. M. 1795.
Launen und Träume eines Mannes, der weder Kosmopolit noch Spießbürger ist. Das. 1796.
Reisen meines Vetters auf seinem Zimmer. 2 Bde. Bremen 1797.
Skizzen und Erzählungen. Leipz. 1804.
Fiesko's Verschwörung wider die Doria im J. 1548. Dramatisch bearbeitet. Zürich 1804.
Die Malerei. Dortmund 1804.
Comoedia Divina. Mit 3 Vorreden von Peter Hammer, J. Paul und dem Herausgeber. Heidelb. 1808.
Lehrbuch der Aesthetik. Heidelb. 1809.

---

*) Schlachtgesang der Walkyren.

Fort, aus dem Felsenhaus,
An den Tag, an die Sonne hinaus!
Es klirren die Geschosse,
Blut wittern die Rosse.
Mit den Speeren öffnet des Berges Bauch,
Es beginne die Schlacht im Morgenhauch!

Sagt, wo soll das Schlachtfeld sein?
Vom Belt bis zum Rhein! —
Die Adler, sie schreien;
Wir Schwestern, wir weihen
Zum Felde des Siegs das deutsche Land,
Wo die Freiheit stets ihren Rächer fand.

Wo, wo soll das Schlachtfeld sein?
Bis zur Seine hinein! —
Die Adler, sie schreien;
Wir Schwestern, wir weihen
Zum Todtenfelde das wälsche Land,
Wo ihr Grab die heilige Freiheit fand.

Schwinget den Runenstab!
Tausend aus jedem Grab,
Mit der klaffenden Wunde,
Mit dem Fluch im Munde,
Sie schweben von Osten und Westen herbei,
Und dreimal: Weh! ist ihr Feldgeschrei.

Im Gebraus, im Gesaus der Schlacht,
In der Todesnacht,
Kreiset, ihr Geister!
Um den Tyrannenmeister,
Grinset ihn an mit hohlem Blick,
Heischt euer Blut von ihm zurück!

Wo in der Tiefe der Berggeist ruht,
Da ist ein See von Thränen und Blut,
Da hinein ist geflossen,
Was des Drängers Schwert vergossen.
Die Erde sammelt's in ihren Schooß,
Der See ist schaurig und tief und groß.

Wenn die Schlacht sich neigt,
Wenn der Donner schweigt,
Soll, der Letzte von Allen,
Der Dränger fallen!
Dann führen wir ihn zur grausigen Fluth,
Zum See von Thränen, zum See von Blut!

Taschenbuch für Reisende am Rhein und durch seine Umgebungen. Heidelb. 1812; 4te Aufl. 1836. — Daraus ward besonders abgedruckt:
Auswahl der interessantesten Sagen an den Gegenden des Rheins, der Vogesen und des Schwarzwalds. Heidelb. 1819.
Sagen aus den Rheingegenden, dem Schwarzwald und den Vogesen. Heidelb. 1839. 3te Aufl. Frankf. a. M. 1848.
Gedichte und Erzählungen. Heidelb. 1812.
Eichenblätter (enth. außer Siegesliedern die einaktigen Dramen: „Marbod und Herman, oder der erste deutsche Bund" und „Kriegers Heimkehr", dieses zur Friedensfeier für die Mannheimer Bühne verfaßt). Heidelb. 1814.
Herbstrosen. Karlsr. 1815.
Die Kaisergräber im Dom zu Speyer. Karlsr. 1815.
Poetische Werke. 3 Bde. Tübing. 1817—18.
Handbuch für Reisende nach Baden im Großherzogthum, in das Murgthal und in den Schwarzwald. Nebst einer Auswahl der interessantesten Sagen aus dem alten Alemannien 2c. Heidelb. 1818.
Myrthen- und Cypressenkränze. 2 Bdchn. Stuttg. 1820.
Vollständiges Handbuch für Reisende in die Schweiz, Tyrol, Salzburg, durch Würtemberg und Bayern 2c. Als Fortsetzung des Handb. f. Reisende am Rheine 2c. Heidelb. 1836.
Novellen. 2 Bdchn. Karlsr. 1839.
Auch gab er das Heidelberger Taschenbuch für 1810 und 1811 (Mannh.) und den Almanach Cornelia für 1816—40, sowie die Sagen aus Baden und der Umgegend (Karlsr. 1834) heraus.

---

72. Die Jungfrau auf Windeck.

Es stehn zwei alte Thürme
Hoch unter Schutt und Graus,
Der Berggeist und die Stürme,
Die ziehn da ein und aus.

Durch den zerfall'nen Bogen
Stieg ich als Knab' hinan;
Die wilden Blumen zogen
Mich wunderbarlich an.

Da trat aus dem Gemäuer
Ein zartes Jungfräulein,
Sie sah im weißen Schleier
Fast wie ein Engel drein.

Sie trug aus grünen Weiden
Ein Körblein in der Hand,
Sie pflückte Moos und Haiden,
Und was sie sonst noch fand.

Da rief es aus dem Boden;
Sie wurde lilienbleich
Und sprach: „Nur still, ihr Todten!
Ich komm', ich komme gleich."

Die weiße Haiderose
Die steckte sie in's Haar,
Die Dolden und die Moose
Bot sie mir freundlich dar.

Mich überlief ein Schauer,
Ich wurde heiß und kalt;
Schnell an der Epheumauer
Verschwand jetzt die Gestalt.

Das Bild ist mir geblieben,
Noch seh' ich sie vor mir, —
Ach, könnt' ein Schatten lieben,
Ich ging' alsbald zu ihr!

---

73. Der Rittertanz.

Es irret ein Waidmann, keck und jung,
In des Bergwalds schaurigen Gängen,
Er ruft die Gefährten vom Felsensprung
Mit des Hornes schmetternden Klängen.

Die Nacht ist da, die Gefährten sind fern,
Rings herrschen Grausen und Schweigen;
Durch die Wipfel leuchtet kein milder Stern,
Und kein Pfad will dem Auge sich zeigen.

Bisweilen nur hört man, tief im Forst,
Der Wildniß ächzende Stimmen —
Die Trümmer der Burg im Tannenhorst,
Die wagt er jetzt kühn zu erklimmen.

Bald steht er im öden Rittersaal,
Die Furcht, die weiß er zu höhnen,
Und lustig läßt hinab in's Thal
Noch einmal sein Hifthorn ertönen.

Da wandeln zur Thür zwölf Lichtlein herein,
Der Waidmann sieht sie mit Grauen —
Es wallen hinter den Lichtlein drein
Zwölf stattliche Ritter und Frauen.

Der Vorderste winket dem Waidmann zu,
Ein lustiges Stücklein zu blasen;
Der Waidmann gehorcht, und es schweben im Nu
Die Gestalten dahin auf dem Rasen.

Auch die Lichtlein fangen zu hüpfen an,
Und folgen den zierlichen Schritten —
Da plötzlich hört man krähen den Hahn
In des Wiesengrunds schlummernden Hütten.

Und alles hält still und schaut empor,
Die Nacht, sie will schon zerrinnen,
Vor dem Waidmann neigt sich der Frauen Chor
Und geht mit den Rittern von hinnen.

Der Jüngling steht wie im schweren Traum,
Und kann die Furcht nicht bezwingen,
Bis in des Saales verwachsenem Raum
Die Vögel erwachen und singen.

---

74. Der Mummelsee.

Hoch auf dem Tannenberge
Da ist ein schwarzer See,
Und auf dem See da schwimmet
Ein Röslein weiß wie Schnee.

Es kommt ein Hirtenknabe
Mit seinem Haselstab:
‚Das Röslein muß ich haben,
Das Röslein brech' ich ab!'

Er zieht es mit dem Stabe
Wohl an den Binsenrand,
Doch aus dem Wasser hebet
Sich eine weiße Hand.

Sie zieht das Röslein nieder
Tief in den dunkeln Grund:
»Komm, lieber Knab', ich mache
Dir viel Geheimes kund!

»Im See am Boden wurzelt
Das Röslein, das du liebst,
Da will ich dir es brechen,
Wenn du dich mir ergiebst.«

Den Knaben faßt ein Grauen,
Er eilt hinweg vom See;
Doch immer ist sein Sinnen
Das Röslein weiß wie Schnee.

Er irret durch die Berge,
Der Gram das Herz ihm frißt, —
Und Niemand weiß zu sagen,
Wo er geblieben ist.

---

75. Meister Oluf.

Meister Oluf, der Schmied auf Helgoland,
Stand noch vor dem Amboß um Mitternacht;
Laut heulte der Wind am Meeresstrand,
Da pocht es an seiner Thür mit Macht:

»Heraus, heraus! Beschlag mir mein Roß,
Ich muß noch weit, und der Tag ist nah!«
Meister Oluf öffnet der Thüre Schloß,
Ein stattlicher Reiter steht vor ihm da.

Schwarz ist sein Panzer, sein Helm und Schild,
An der Hüfte hängt ihm ein breites Schwert;
Sein Rappe schüttelt die Mähne gar wild,
Und stampfet mit Ungeduld die Erd'.

»»Woher so spät? Wohin so schnell?«« —
»Auf Nordernei kehrt' ich gestern ein;
Mein Pferd ist rasch, die Nacht ist hell,
Vor der Sonn' muß ich in Norwegen sein!«

»»Hättet Ihr Flügel, so glaubt' ich's gern.«« —
»Mein Rappe läuft wohl mit dem Wind;
Doch bleichet schon da und dort ein Stern,
Drum her mit dem Eisen, und mach' geschwind!«

Meister Oluf nimmt das Eisen zur Hand,
Es ist zu klein, doch dehnt es sich aus,
Und wie es wächst um des Hufes Rand,
Da fassen den Meister Angst und Graus.

Der Reiter sitzt auf, es klirrt sein Schwert:
„Nun Meister Oluf, gute Nacht!
Wohl hast du beschlagen Odin's Pferd;
Ich eile hinüber zur blut'gen Schlacht!“

Der Rappe schießt fort über Land und Meer,
Um Odin's Haupt erglänzet ein Licht;
Zwölf Adler fliegen hinter ihm her,
Sie fliegen schnell und erreichen ihn nicht.

---

76. Der ewige Jude.

Von des Hügels kahlem Rücken
Wankt ein hagrer Greis herab,
Wandelt fort mit stieren Blicken
Ueber Bäche ohne Brücken;
Nimmer ruht sein Wanderstab.

Unter Bäumen sieht er blinken
Einen Quell im Abendlicht,
Aus dem Quelle will er trinken,
In den Schatten will er sinken,
Doch ihn treibet das Gericht.

Eine Blume will er pflücken,
Laben sich an ihrem Duft;
Nieder kann er sich nicht bücken,
An sein Herz kein Wesen drücken,
Denn der Geist der Rache ruft.

Unter abgestorbnen Eiben
Ueber Gräber geht sein Lauf:
„Wird es denn mich ewig treiben,
Darf ich auch bei euch nicht bleiben,
Nimmt auch hier mich Keiner auf?“

Und die alten Gräber dröhnen,
Geisterstimme ruft ihm zu:
‚Gott läßt nimmer sich verhöhnen,
Eile fort, ihn zu versöhnen!
Störe nicht auch unsre Ruh!'

Und er geht mit Angst und Beben,
Sieht zerknirscht den Himmel an;
Eine Wolke sieht er schweben,
Sieht ein Wetter sich erheben,
Und ihn faßt ein Hoffnungswahn.

Nacht erwacht, die Donner schallen,
Plötzlich zuckt ein Strahl herab, —
Freudig hört er's um sich hallen,
Aber, ach! in Staub zerfallen
Ist ihm nur sein Wanderstab.

Und er irrt mit scheuem Tritte
Immer weiter ohne Plan,
Und es suchen seine Schritte
Keine Heimath, keine Hütte;
Er gehöret Niemand an.

Unter alten Zwillings-Eichen
Sieht er jetzt ein Denkmal stehn —
Weh, es ist des Mittlers Zeichen!
Aengstlich will er ihm entweichen,
Will ihn auch im Stein nicht sehn.

Doch, es drängt ihn, hinzuwallen
Zu dem heil'gen Angesicht,
Auf die Kniee kann er fallen,
Und mit schwacher Stimme lallen:
„Floß für mich dein Blut denn nicht?

„Ach! in deiner Todesstunde
Raubt' ich dir die kleine Rast;
Mit der Frevler Schaar im Bunde
Höhnt' ich dich aus frechem Munde
Unter deines Kreuzes Last!

„Dein Gericht hat schwer getroffen;
Ewig irrt mein Wanderstab
Ohne Ruhe, ohne Hoffen.
Ach! kein Arm ist für mich offen,
Und kein Himmel, und kein Grab!“

Sieben goldne Strahlen reihen
Jetzt sich um des Mittlers Haupt:
„„Wer gefehlt hat, darf bereuen,
Und mein Antlitz Keiner scheuen,
Der mich liebt und an mich glaubt!

„„Alle sind zu mir berufen,
Alle durch des Vaters Huld.
Hättest an des Kreuzes Stufen
Früher du zu mir gerufen,
Längst getilgt wär' deine Schuld!““

Und der Wandrer sieht die Wunden,
Und das Blut, das ewig wallt;
Plötzlich ist sein Geist entschwunden,
Und vom Leben losgebunden
Kniet am Kreuze die Gestalt.

Georg Philipp Schmidt von Lübeck.

Dieser herzinnige Liederdichter und Elegiker, geboren am 1. Januar 1766 in Lübeck (der Heimath Geibel's, der die künstlerische Verwandtschaft mit ihm nicht verleugnet), einem alten Kaufmannsgeschlecht entstammt, genoß einer sorgfältigen Erziehung im Hause seiner Eltern, worauf er an das Gymnasium seiner Vaterstadt übertrat. Gerade um diese Zeit trieb der Göttinger Dichterverein seine schönsten Blüthen, dessen reges Kunststreben zur Förderung ächt nationaler Richtung in der poetischen Literatur (bekanntlich als Fortsetzung der Klopstock'schen und Herder'schen Lebens- und Kunstansichten unter Einwirkung des griechischen Alterthums sich kund gebend) nicht ohne günstigen Einfluß auf die Gemüther des jüngern Nachwuchses bleiben konnte. Auch Schmidt fühlte sich dadurch zu einzelnen poetischen Versuchen begeistert, durch die er bald an Hans Wilhelm von Gerstenberg, dem Sänger des „Skaldenliedes", des „Ugolino", der „Ariadne auf Naxos" u. s. w., der seit 1775 dänischer Resident und Konsul zu Lübeck war, einen freundlichen Gönner und wohlmeinenden Lehrer fand. Mit zwanzig Jahren bezog er die Universität und widmete sich zuerst zu Jena, dann zu Göttingen 1786—90 der Rechts- und Finanzwissenschaft, die er jedoch, aus Familienrücksichten, gegen seine Neigung mit der Theologie vertauschen mußte, bis der Tod seiner Eltern, die ihm ein ansehnliches Vermögen hinterließen, ihn zum Herrn seiner Wahl machte. Nun erwachte in ihm der Drang in die Ferne; er wollte die Welt kennen lernen, aber nicht als müßiger Tourist, sondern einem Berufe folgend, der überall Stoff zu seiner Thätigkeit findet, so weit es nach Sterblichkeit riecht, als Arzt nämlich, weshalb er wiederholt nach Jena sich begab. Hier ward er mit der Dichterin Sophie Mereau (später verehelichten Brentano, Herausgeberin des Göttinger Musenalmanachs für 1803) bekannt, in deren Hause er mit dem ältesten Sohne Herder's zusammentraf; dadurch kam er mit Herder selbst in Berührung. Auch lernte er um dieselbe Zeit Schiller, Goethe und Wieland kennen, deren warme Theilnahme seine Neigung zur Dichtkunst neu belebte und ihm zur vollern Klarheit über sein Wollen und Streben verhalf.

Im Jahre 1795 begab er sich nach Kopenhagen, wo er achtzehn Monate im freundschaftlichen Verkehr mit der gräflich Reventlow'schen Familie und dem derselben verschwägerten Grafen Christian von Stolberg verweilte. Nachdem er hierauf Schweden besucht, in Kiel aber 1797 den Doktorgrad erworben und wieder einige Zeit in seiner Vaterstadt zugebracht hatte, bereiste er Deutschland, kam bis Warschau, und folgte sodann 1799 einem Rufe des Grafen Ludwig Reventlow, des Begründers zahlreicher philanthropischer Anstalten, nach Erollaburg in Fühnen, wo er, nach drei glücklich verlebten Jahren, den Entschluß faßte, in dänische Staatsdienste zu treten. Mit dem dänischen Indigenat lebte er nun als Sekretär bei Reventlow's Schwager, dem Staats- und Finanzminister Grafen von Schimmelmann, als Freund dieses angesehenen Mannes (des edelmüthigen Gönners unsers großen Schiller) in fortwährendem Verkehr mit den gebildetsten Männern der Hauptstadt. Seit 1806 zum Direktor mehrer Bank- und Kommerz-Institute in Altona ernannt, traf er wieder mit dem schon früher ihm befreundeten gemüthlichen „Wandsbecker Boten" Matthias Claudius zusammen, welcher, seit 1788 als Revisor der holsteinischen Bank allda, im nahen Wandsbeck wohnte. An dem politischen Schicksale seines Aufenthalts in Altona nahm Schmidt während der Elbsperre und des Kontinentalsystems als Mitglied mehrer Ausschüsse, sowie bei der neuen Bürgerbewaffnung als Divisionsmajor wirksamen Antheil. Nach der neuen Organisation der Bankanstalten im J. 1818 wurde er Direktor der Bank und Justizrath daselbst, wie er schon früher (1813) erster Administrator der Reichsbank zu Kiel und Verwalter für die Herzogthümer Schleswig und Holstein gewesen war. Nachdem er noch elf Jahre dem Staate gedient, zog er sich 1829, für seine amtlichen Verdienste mit dem Danebrogorden belohnt, in die Ruhe zurück. Im Jahre 1846 besorgte er noch, als einundachtzigjähriger Greis, die Herausgabe der dritten, seinem Freunde dem Konferenzrath und Professor H. Chr. Schumacher in Altona gewidmeten Auflage seiner Gedichte *), und entschlief zu Ottensee am 28. Oktober 1849.

* * *

*) Das nachstehende Lied schrieb er den 1. Januar 1845:

Am achtzigsten Geburtstage.

Wo sind sie, die den muntern Knaben
Am Traveufer spielen sahn?
Die Söhne haben sie begraben,
Urenkel spielen auf dem Plan.

Wo sind sie, die mit mir gesessen
In Schulen auf der letzten Bank?
Ach, ihre Namen sind vergessen,
Seit ihr Gebein in Staub versank.

Wo sind die Jünglinge der Saale,
Und von der Leine? Tief im Schacht
Verträumen sie die Ideale;
Katheder-Weisheit, gute Nacht!

Wo sind die Mädchen auf der Wiese,
Die rothen Rosen, meine Lust?
Sie blühen weiß im Paradiese
An keines Jünglings warmer Brust.

Wo ist der Freund, der weggerissen
Aus einem seligen Verein,
Mit mir hat eingetunkt den Bissen,
Der mit mir trank den Freudenwein?

Wo sind aus jenen fernen Tagen
Der Vogel, der im Walde sang,
Das schnelle Roß, das mich getragen,
Der Hund, der mir entgegen sprang?

Wo bin ich selbst? Weg sind die Haine
Von Rosen schön im Morgenthau,
Ich seh' mich um, und steh' alleine
In einer öden Abend-Au.

Wo bin ich, wenn vom Mai umfangen
Die neuen Blumen auferstehn?
Ich bin im Stillen weggegangen,
Die alten wiederum zu sehn.

Schmidt von Lübeck gehört zu unsern vorzüglichsten Lyrikern, wenn auch die Männer, welche sich hauptsächlich die Aufgabe gestellt haben, unsere Nationalliteratur und die Entwicklung ihrer Geschichte zu behandeln und die hervorragenden Talente nach ihrer wahren Bedeutung zu würdigen, ihn kaum nennen, meistens sogar übergehen. Freilich, für die Geschichte der Poesie hat er keinen besondern Werth, neue Kunstformen hat er nicht geschaffen, seine Lieder sind auch nicht Erzeugnisse einer mächtigen Begeisterung; aber sie tragen die Merkmale einer eigenthümlichen Weltanschauung, sie gewinnen das Herz und erfreuen durch wahre und innige Empfindung, Naturandacht und heitere Lebensphilosophie im Geleite der Grazien, der Sittlichkeit, des Wohllauts. Mehrere sind volksthümlich geworden, z. B. Citherbubens Morgenlied („Fröhlich und wohlgemuth wandert das junge Blut“ ꝛc.), des Fremdlings Abendlied („Ich komme vom Gebirge her“ ꝛc.), besonders das beliebte „Von allen Ländern in der Welt das deutsche mir am besten gefällt“ ꝛc. Im Epischen hat er sich nur wenig versucht; seine Individualität ist zu lyrisch, um sich in einer objectiven Darstellung zu verleugnen. Was er darin schuf, gehört meistens dem Bereiche der ideellen Poesie an, doch stimmt er auch den Ton der Volksballade, z. B. in „Susanna“, glücklich an. Hin und wieder sehen wir das poetische Moment von der ethisch-didaktischen Tendenz fast unterdrückt, z. B. im „Klosterbruder“, wogegen die Romanze von der „Hand Gottes“, welche in der Grundidee und Versinnlichung der in rascher Aufeinanderfolge an Einen Ort und in Eine Zeit ächt künstlerisch zusammengedrängten Begebenheiten an Schiller's Ring des Polykrates erinnert, in weit höherm Grade die Anschauung beschäftigt. Ein lebendiges Bild erhebenden Gottesvertrauens entrollt sich uns in der Romanze „Paul Gerhard“, mit sicherer Individualisirung und sprechenden, der Situation angemessenen Zügen. Bekanntlich widersetzte sich Paul Gerhard als Diakonus in Berlin einem Religionsedikte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm des Großen, weshalb er 1666 seine Predigerstelle aufgeben mußte. Auf seiner Reise nach Sachsen dichtete er das Lied: „Befiehl du deine Wege“ ꝛc.

Die Wiener „Jahrbücher der Literatur“, Band CIX (1847), erkennen seinen Gedichten einen Vorzug zu, welchen man an den meisten Produkten der modernen Lyrik, so vorzüglich sie in anderer Beziehung sein mögen, häufig vermißt, den nämlich, daß sie einen deutlich ausgeprägten Charakter an sich tragen und eine bestimmte Kunstform einhalten. Der Charakter seiner Poesie ist: weiser Lebensgenuß aus inniger Ueberzeugung von der Richtigkeit alles Irdischen; die Kunstform, in welche der Dichter seine Weltansicht faßt: — die Elegie. Nicht leicht dürfte man einen Lyriker finden — liest man daselbst — welcher die elegische Species so rein und innig repräsentirt und alle Nebenarten derselben auf so ansprechende Weise vertritt, als Schmidt von Lübeck. Das sanfte Wiegen zwischen Lust und Unlust, diese süße Wehmuth, dieses harmonische Spiel gemischter Empfindungen trifft nicht bald Jemand besser als er; dazu kommt noch eine seltene Glätte der Form, eine Melodie des Verses und eine Ungezwungenheit und Korrektheit im Ausdrucke, welche vergessen läßt, daß diese Poesien schon vor mehr als einem halben Jahrhundert entstanden sind. „Ich komme vom Gebirge her“, dieses Muster einer Elegie, ist von Franz Schubert komponirt; „deutscher Gruß an Deutsche“ ist noch immer ein Lieblingslied der deutschen Universitätsjugend. Mit besonderer Vorliebe und besonderm Glück behandelt der Dichter die symbolische Dichtungsart, die man nach allen ihren Nuancen bei ihm vertreten findet; ferner bedeutungsvolle Allegorien, welche eine tiefe Lebenswahrheit oder einen beherzigenswerthen Erfahrungssatz durch eine Reihe von kunstreich verbundenen klaren Sinnbildern so darstellen, daß die einzelnen Merkmale des Ganzen als Symbole für die einzelnen Momente der Idee gelten können. Eigentlicher Sinnbilder, welche zwischen Allegorie und Parabel mitten inne stehen, enthält seine Sammlung mitunter wahre kleine Meisterstücke ꝛc.

Von ihm:

Lieder. Herausg. von H. Ch. Schumacher. Altona 1821; 2te verm. Aufl., das. 1826. — 3te vom Verfasser selbst besorgte Ausgabe, das. 1847.
Historische Studien. Altona 1827.
Ueber Kaspar Hauser. 2 Hefte. Altona 1831.

77. Der Klosterbruder.

Der Jüngling zog den Pfortenring:
„Gott geb' Euch, Vater, Frieden!
Das Glück, wonach ich lange ging,
Ich fand es nicht hienieden,

„Und kehre, hier in frommer Ruh
Dem Himmel nun zu leben,
Der argen Welt den Rücken zu,
Der ich mich blind ergeben.

„Ach! in der Welt ist nichts als Schuld,
Als Reue, Haß und Thränen.
Was bleibt dem Armen, als Geduld,
Und sich hinaus zu sehnen?

„Er läßt dahinten nichts zurück
Als Dornen und Cypressen;
Sein bestes Theil, sein schönstes Glück,
Ist Scheiden und Vergessen.

„Drum, guter Vater, laßt mich ein
In diese Klostermauern,
Da will ich still und friedlich sein
Und, bis ich sterbe, trauern!“

„„Mit nichten, Jüngling! Nimm den Stab,
Und wand're frohen Muthes!
Es muß hienieden auf und ab
So Böses sein, als Gutes.

„„Des Menschen Herz sei stark und fest,
Zu lieben und zu hassen;
Denn wisse: wer die Welt verläßt,
Ist bald von ihr verlassen.

„„Ob rings der Himmel noch so grau,
Und noch so schwarz die Wellen,
So muß der Wimpel grün und blau
Am Lebensschifflein schwellen.„„

„O frommer Greis, vernimm mein Leid,
Und ehre meine Schmerzen!
Es ziemt sich wohl das Trauerkleid
Für die gebrochnen Herzen.

„Der Hoffnung Veilchen sind erstickt,
Verbleicht die hellen Farben,
Der Unschuld Lilien geknickt —
Der Freude Rosen starben.

„Der Vater liegt auf ferner Flur
Vergraben tief im Sande,
Und Freund und Liebchen brach den Schwur,
Und zog in fremde Lande.

„Dies grobe, dürftige Gewand,
Des Fremdlings milde Gabe,
Der Knotenstock in meiner Hand,
Ist Alles, was ich habe.

„Des Baumes Wölbung ist mein Haus,
Mein Bette Rasenfläche,
Des Feldes Wurzeln sind mein Schmaus,
Mein Trank des Waldes Bäche.

„Und einsam muß ich, stumm und kalt,
Das Thal hinunter wallen;
Es werden von dem Thurme bald
Die Sterbeglocken schallen.

„Dann wird von keinem Angesicht
Des Mitleids Thräne fließen;
Der Liebe Blumen werden nicht
Auf meinem Grabe sprießen.„

„„O guter Jüngling, traure nicht!
Die Welt geht auf und nieder,
Die Blume welkt, das Glück zerbricht,
Und beide kehren wieder.

„„Wie Fels der Gram im Herzen liegt —
Vernimm des Greises Worte:
Die Wolke zieht, der Vogel fliegt,
Und bleibt an keinem Orte.

„„Drum nicht an schnöden Erdentand
Den feigen Sinn gebunden!
Des Liebchens Schwur, des Freundes Hand,
Sind selten treu befunden.

„„Der Wind vom Meere kommt und haucht,
So sind des Menschen Sorgen;
Auf Erden Weniges man braucht,
Und braucht es nur bis morgen.

„„Denn morgen oder über Nacht
Wird uns das Grab gegraben, —
Was ist es dann, ob ausgelacht,
Ob ausgeweint wir haben?

„„Ob du gebettelt an der Thür,
Ob Tausenden geboten: —
Man zieht das Glöcklein für Gebühr,
Und wirft dich zu den Todten.„„

78. Kinderwelt.

Der König stand, der Page sprang,
Es rauschten auf die Pforten,
Und Glockenspiel und Cymbelklang
Erschallt an allen Orten.

Wie schimmert das kristallne Schloß
Auf hohem Sonnenberge!
Der König schwingt sich auf das Roß,
Den Bügel halten Zwerge.

Wie funkelt es von Fuß zu Kopf!
Wie blitzen Helm und Schienen!
Wie strahlen an dem Säbelknopf
Smaragden und Rubinen!

Es hält der blanke Rittersmann
Den rosenfarbnen Zügel;
Der Schimmel hebt sich himmelan
Und schwingt die blauen Flügel.

Was weint die schöne Königin
Dort an der Marmortreppe?
Auf, auf, ihr Mohren! hurtig hin,
Und tragt die Atlas-Schleppe!

Hinauf das goldne Ringelhaar
Die zarten Elfen klettern;
Sie trocknen ihr das Aeuglein-Paar
Mit Mandelblüthen-Blättern.

Was will der Blick, wie Mondesstrahl?
Was will das holde Winken?
Hinweg, und stürb' ich tausendmal,
Zu Füßen ihr zu sinken!

O Wonne, Wonne! seh' ich nicht
Die Wolken aufgeschlossen,
Und Purpurgluth und Rosenlicht
Am Himmel ausgegossen?

Es kommen junge Seraphin,
Wie Schwäne weiß, geflogen;
Sie weben einen Baldachin
Aus Duft und Regenbogen.

Wie baden im Orangenduft
Die lichtumstrahlten Engel!
Sie tanzen schwebend in der Luft,
Und halten Lilienstengel.

---

79. Susanna.

Es kaum begann zu tagen,
Susanna ging von Haus:
„Hinaus ist er getragen,
Und ich muß auch hinaus!"

Sie lief durch Markt und Gassen:
„Ade, geliebter Ort!
Ich muß dich nun verlassen,
Susanna wandert fort."

Sie kam zur Kirchhofs-Linde,
Sie warf sich auf das Grab,
Und riß die Trauerbinde,
Und riß den Schleier ab.

Wie flatterten die Locken!
Wie seufzte sie so tief!
Da läuteten die Glocken,
Da war's, als ob was rief.

Sie kam zur krummen Brücke,
Sie ging hinab in's Feld:
„Er kommt nicht mehr zurücke,
Drum weiter in die Welt!"

Sie sprang durch Wald und Weiden
Wie das gejagte Reh:
„O Gott, wie thut das Scheiden,
Wie thut's im Herzen weh!"

Sie sprang durch Moor und Gründe,
Bis matt sie liegen blieb;
Doch ach, wie Fluch und Sünde
Es sie von dannen trieb!

Sie schweifte viele Meilen,
Die Erde schien ihr leer;
Sie durfte nirgend weilen,
Und kam zuletzt an's Meer.

Sie saß so bang am Rande,
Die Luft war schwül und roth:
„Ich bin hier fremd im Lande,
Und wäre lieber todt!"

Da thät die Woge schwellen
Und brausen hoch empor,
Da stieg aus grünen Wellen
Der Wassermann hervor —

Das gelbe Haar voll Perlen,
Das Auge sanft und blau,
Der Leib so schlank wie Erlen,
Die Rede Honigthau.

Er neigte, halb gehoben,
Den Wasserlilienstab:
„„Was willst du länger droben?
Komm, liebe Maid, herab!

„„Denn draußen ist es schwüle,
Und rauh der Weg und weit;
Mein Kämmerchen ist kühle,
Das Bettchen steht bereit.

„„Komm, reiche mir die Hände,
Und dieser Ring ist dein!
Dann bist du sonder Ende
Das traute Liebchen mein.

„„Mit Muscheln und Korallen,
Auf Meeresgrund gepflückt
Im Hause von Kristallen,
Ist meine Braut geschmückt.

O habe, Kind, Vertrauen,
Und fasse mich nur an!""
Sie schauderte vor Grauen,
Des Herzens Blut gerann.

Sie schwankte hin und wieder
So leichenstarr und blaß;
Der Blick flog auf und nieder,
Das Auge war nicht naß.

Er schmeichelte so süße,
Sie blieb, wie träumend, stehn;
Es war, als ob die Füße
Nicht weiter konnten gehn.

Sie stand hinabgebogen,
Da faßt er das Gewand, —
Sie fühlt sich fortgezogen,
Und reichte schnell die Hand.

80. Die Hand Gottes*).

Zum Herrscher sprach der fromme Mund:
„„Was da gesäugt vom Weibe,
Dem sei das Wort des Höchsten kund,
Er spricht: Es ist der alte Bund,
Daß nichts auf Erden bleibe;
Und es zerbricht, wie Glas, sein Schelten
Den Königsscepter dreier Welten.““

Und als der Seher redend stand,
Da kam heran der Bote:
„Ein Wetter Gottes ging durch's Land,
Des Reiches Saaten sind verbrannt,
Versengt erstirbt die Schote;
Und giftiger Insekten-Regen
Zerfraß des Oelbaums kargen Segen!“

Und ehe noch der letzte Ton
Der Rede war verklungen,
Da kam der Woge rauher Sohn,
Dem Untergange kaum entflohn,
In banger Hast gesprungen:
„Herr, deine Flotten sind genommen,
Vom Norden kam der Feind geschwommen!“

Und als das Wort gesprochen war,
Erschien sofort ein Dritter:
„Der Hölle Reich ist offenbar,
Es sprengte, Herr, der Sclaven Schaar,
Zehnhundert Mann die Gitter,
Und ihrer Rotte frühe Horden
Sind ausgesandt, den Schlaf zu morden!“

Und als Entsetzen rings sich regt,
Kam neue Kunde wieder:
„Der Todesengel trifft und schlägt,
Was des Verderbers Zeichen trägt,
Mit Pfeilen Gottes nieder;
Und der Geschlechter Myriaden
Sie fallen, wie gemähte Schwaden!“

Und kaum gesagt, als todtenbleich
Ein Diener bringt die Märe:
„Verloren, Herr, ist Kron' und Reich!
Es stürmen, wilden Wettern gleich,
Heran Rebellen-Heere,
Und wie im Winde Spreu zerstoben,
Flieh'n deine Starken, wo sie toben!“

Und als das Schreckenswort noch schwebt,
Erscholl es an den Schranken:
„Der Herr im Zorne sich erhebt,
Der Erde Veste hat gebebt,
Und ihre Säulen wanken,
Und der Paläste Marmorhallen
Sind vor dem Herrn in Staub zerfallen!

Und drauf der König also spricht:
„„Wer mag dem Höchsten rathen?
Der Blitze schickt und sie zerbricht,
Er sitzt in Wolken zu Gericht
Und wägt der Väter Thaten;
Und geht das Reich mit uns zu Ende,
So fallen wir in Gottes Hände.““

*) Im Jahre 1804 lag die Hand Gottes schwer auf Spanien, welches nach einander mit Mißwachs, Krieg, Aufruhr, Pest und Erdbeben heimgesucht ward. A. d. V.

81. Paul Gerhard.

Zu Brandenburg einst waltet
Der Kurfürst weit und breit;
Doch neue Lehre spaltet
Des Glaubens Einigkeit.
Es steuern wohl Gesetze
Verbotenem Geschwätze,
Wie das Edikt es nennt;
Doch wird es ihm gelingen,
Den freien Geist zu zwingen
Des Sängers, der die Furcht nicht kennt?

Er stand an heil'ger Stätte,
Der Kirche heller Stern,
Durch Lehren und Gebete
Verkündigend den Herrn:
»Und laß dir nimmer grauen,
Mußt droben Dem vertrauen,
Deß Name Zebaoth;
Und ob des Himmels Schranken
Und alle Vesten wanken:
Ein' veste Burg ist unser Gott!«

Der Kurfürst aber sandte,
Da kam der fromme Mann;
Des Fürsten Auge brannte,
Und zürnend hub er an:
„‚Wer nur den eignen Grillen,
Nicht des Gesetzes Willen
Zu folgen, weise fand,
Der hat — es sei gesprochen!
Hat Ehr' und Amt verbrochen,
Und meidet fortan Stadt und Land!'"

Der Greis versetzt bescheiden:
»Mir ziemt's, das strenge Recht,
Gebieter, zu erleiden,
Mir, dem geringen Knecht.
Wie mag ich anders lehren,
Das Reich des Herrn zu mehren,
Als wie geschrieben steht?
Es bleibt gerecht sein Wille,
Ich will ihm halten stille« —
Und drauf verneigt er sich und geht.

Und wehrt daheim dem Jammer,
Und alles legt er ab,
Und nimmt aus seiner Kammer
Die Bibel und den Stab.
Die Mutter, blaß vor Harme,
Das jüngste Kind im Arme,
Das zweite bei der Hand —
So tritt er an die Schwelle
Und blickt hinauf in's Helle,
Und meidet fröhlich Stadt und Land.

Wer geht im fernen Thale
Den müden Pilgergang
Im heißen Sonnenstrahle
Die flache Haid' entlang? —
Sie wallen froh im Glauben,
Als blühten ihnen Lauben,
Der fremden Erde zu;
Und als der Tag verflossen,
So beut, im Wald verschlossen,
Ein gastlich Dach dem Häuflein Ruh.

O schau' den süßen Schlummer
Der Kleinen auf der Bank!
In's Mutterherz der Kummer,
So viel es kämpfte, sank:
‚Wer wird sich doch der Armen
Im fremden Land erbarmen
Und ihr Vertreter sein?
Wer wird das Herz erweichen?
Die harten Menschen reichen
Den Hungrigen für Brod den Stein!'

Der fromme Dichter lächelt:
»Sie stehn in Gottes Hut!«
Des Glaubens Palme fächelt
Ihm Freudigkeit und Muth;
Und wo sich solche Blüthe
Entfaltet im Gemüthe,
Ist nimmer fern das Glück.
Er geht hinaus in Eile
Und bringt, nach kleiner Weile,
Des Trostes goldnes Lied zurück:

»Befiehl du deine Wege,
»Und was das Herze kränkt,
»Der allertreusten Pflege
»Deß, der den Himmel lenkt!«
Da däucht es ihren Sinnen,
Als ob die Furcht von hinnen,
Und alle Sorge flöh';
Denn kaum das Lied vernommen,
Ist über sie gekommen
Der Friede Gottes aus der Höh'.

Sie schwören still, und schauen
Hinaus in Wald und Nacht,
Und über dunkeln Auen
Der Sterne goldne Pracht;
Sie schwören, ob die Wellen
Bis an die Seele schwellen,
Zu trauen für und für;
Und als der Schwur vollzogen
Und himmelan geflogen,
Da steht die Hülfe vor der Thür.

Denn draußen scharrt im Sande
Bereits des Rosses Fuß;
Es bringt aus Sachsen-Lande
Der Bote diesen Gruß:
„‚Dem Sänger Heil und Frieden!
Ich bin hieher beschieden
Durch Kurfürst Christian;
Er will den Dulder ehren,
Den, treu im Thun und Lehren,
Die Engel Gottes wandeln sahn.

„‚Er hat dich auserkoren,
Zu weiden eine Heerd;
Und was du dort verloren,
Sei dreifach dir gewährt!
Wohlauf! es graut der Morgen,
Dahinten laß die Sorgen,
Und reiche mir die Hand!
Es winken uns die Gränzen;
Eh' wieder Sterne glänzen,
Umfängt dich Freund und Vaterland.'"

Christian Jakob Salice-Contessa,

geboren den 24. Februar 1767 zu Hirschberg in Schlesien, der Sohn eines aus Oberitalien entstammten Kaufmanns, besuchte nach erhaltener Vorbildung im elterlichen Hause eine Zeitlang das katholische Gymnasium in Breslau, erlernte dann auf seines Vaters Wunsch die Handlung in Hamburg und machte, nach mehrjährigem Aufenthalte in der Welthandelsstadt, 1788 Reisen durch Frankreich, England und Spanien. Heimgekehrt, verheirathete er sich 1791 mit Johanna Helena Hedwigis aus Gleiwitz und übernahm 1793, nach seines Vaters Ableben, dessen Handlung, die er mit geschäftiger Umsicht verwaltete. Aber von seinem lebhaften Geiste getrieben, ließ er sich mit einigen Freunden in eine der Regierung verdächtige Verbindung ein, die für ihn im Jahre 1797 einjährige Staatsgefangenschaft in Spandau und Stettin zur Folge hatte. Seiner Vaterstadt wiedergegeben, leitete Contessa die Direktion der Zuckerraffinerie zu Hirschberg, und versah nebenbei auch das Amt eines Schulvorstehers. Im Jahre 1810 wählten ihn die Stadtverordneten zu ihrem Vorsteher. Besonders thätig bewies er sich 1813 bei Organisirung der Landwehr als städtischer Kommissär. Als er sich bald nachher auf seinem bereits 1812 gekauften Klostergute Liebenthal in die Stille des Landlebens zurückzog, erhielt er, in Anerkennung seiner Verdienste um das allgemeine Wohl, vom Könige von Preußen das Patent als Kommerzienrath. Seit dem Jahre 1819, in welchem er den Posten eines Direktors der Zuckerraffinerie niederlegte, lebte er, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, theils auf seinem Landgute, theils in seiner Vaterstadt. Schmerzlich traf ihn 1825 die Trauerkunde von dem Tode seines jüngeren Bruders Karl Wilhelm. Er ermannte sich indeß über diesen Verlust, und nahm die ihn treffende ehrenvolle Wahl zum Landtagsdeputirten an, schwerlich ahnend, daß auch ihm das Ende seines Lebens nahe war. Als er von einer Geschäftsreise nach Neuhaus bei Lübben in der Niederlausitz, wo er Ernst v. Houwald besucht hatte, am 31. August wieder auf sein Landgut zurückkehrte, befiel ihn ein heftiges Fieber, dem er am 11. September 1825 erlag.

* * *

Sein früh erwachtes Talent für Poesie reifte durch die Lektüre der vorzüglichsten Dichter und Prosaisten seiner Zeit, sowie durch den Umgang mit Freunden von ausgezeichneter Bildung. Er hat sich mehr als Romanschriftsteller (z. B. „Der Freiherr und sein Neffe") denn als Lyriker einen Namen gemacht. Eine Sammlung seiner wenig allgemein bekannt gewordenen Gedichte, 1826 veröffentlicht, spricht durch Einfachheit, individuelle Wahrheit, tiefe Gemüthlichkeit und eine oft stille Andacht zum Herzen, während seine Darstellungen überhaupt eine reine Sprache, Gedankenanmuth und eine Fülle von klaren Bildern kennzeichnet. Ein ansprechendes descriptives Talent bekundet der „Schiffbrand."

Schriften.

Das Grabmal der Freundschaft und Liebe. Ein Roman. Bresl. und Hirschb. 1792.
Hedwig von Wolfstein, Trauerspiel. Bresl. 1794.
Dramatische Scenen und historisch-romantische Gemälde. Bresl. 1804
Almanzor, eine Novelle. Leipz. 1808.
Dramatische Spiele. Herausg. mit Karl Wilhelm Contessa. Hirschb. 1812–1814.
Des Dichters Ahnungen und die Leipziger Völkerschlacht. Zwei Gedichte. Hirschb. 1815.
Alfred, Schauspiel. Hirschb. 1818.
Drei Erzählungen. Frankf. a. M. 1823.
Der Freiherr und sein Neffe. Roman. Bresl. 1824.
Gedichte. Herausg. von W. L. Schmidt. Hirschb. 1826.

---

82. Der Schiffbrand.

Die Sonne spiegelt sich im Meer,
Der Wind haucht leisen Athem drüber,
Nach Süden zieht von Norden her
Am Himmel leicht Gewölk vorüber,
Und, wie die Wolken oben ziehn,
Zieht unten flink ein Schiff dahin:
Das Schiff mit Allen, die es faßt,
Das Schiff trägt reiche schwere Last.

Schwer ist das Herz, das nothgebeugt
Vom alten Vaterland sich trennet;
Die Hoffnung, die zum neuen fleugt,
Die Hoffnung hab' ich reich genennet.
Und solcher Herzen trägt es viel,
Das Schiff, zu solcher Hoffnung Ziel.
Weit hinten liegt das Vaterland,
Und vorwärts ist der Blick gewandt.

So stehn sie, Frau'n und Männer, dort,
Und leichter will das Herz fast schlagen;
Der frische Wind hat nach dem Port
Die Hoffnung schon voraus getragen,
Die schmückt das unbekannte Land,
Weit über'm Meer den fremden Strand,
Mit ihren reichsten Farben aus,
Und baut der Lieb' ein neues Haus.

„Glück auf der heitern Fahrt! Glück auf!
Schaut muthig vorwärts in die Ferne!
Bald winken, grüßend euerm Lauf,
Der neuen Heimath neue Sterne.“ —
Glück auf! — Wer sprach, hat's gut gemeint;
Gut ist der Wind, die Sonne scheint,
Und fromm zu Willen selbst das Meer;
Doch anders kommt's von Oben her.

„Gut ist der Wind und fromm das Meer —
Glück auf zur Fahrt!“ — Weh! weh euch Armen!
Hört ihr den Ruf vom Raume her?
„Horch' du! Was ist das! Hab' Erbarmen,
Herr Gott und Vater steh' uns bei!
Der Ruf erklingt wie Feuerschrei!
Ja, Feuer ruft es unten dort —
Jetzt oben! — Feuer! Schreckenswort!“

Das Wort schlägt ein in jede Brust
Wie Wetterstrahl aus heiterm Himmel;
Des grausen Worts sich nur bewußt,
Stürzt nach der Treppe das Getümmel:
Da wogt schon, wie ein Heer zum Kampf,
Herauf, heran der schwarze Dampf;
Da streckt — aus schwarzem Graus hervor —
Die Flamm' ihr roth Panier empor.

Zurück! Nicht Rettung mehr ist hier!
Nach auf dem Fuße rast das Feuer,
Ein losgelaßnes wildes Thier,
Ein hungrig wüthend Ungeheuer!
Hilf Gott! Jetzt wankt der große Mast!
Jetzt krachend nieder stürzt die Last —
Zertrümmert wird das große Boot,
Der letzte Retter aus der Noth.

Da bricht dem Härtesten der Muth,
Verzweiflung ringt die bleichen Hände;
Ob Tod im Meer, ob in der Gluth,
Die grause Wahl nur bleibt am Ende.
„Doch halt! Was zagen, starren wir?
Zwei Boote ja stehn uns noch hier!
Hinab, hinein! und faßt der Raum
Zum dritten Theil die Menge kaum.

„Hier gilt die Kraft, hier gilt das Glück,
Gilt's, wer das Leben sich erränge!“
Und vorwärts wogt und wogt zurück
Im Kampf das wüthende Gedränge,
Und Manchen trifft schon hier der Tod
— Der bleiche Retter aus der Noth —
Durch Zufalls Hand, durch Bruders Hand;
Ein Richter lebt, dem ist's bekannt.

Und sieh' dort! Mann und Weib, die stumm
Zum Himmel ihre Hände heben!
Zwölf Kinder halten sie ringsum
— Ein blasser Todtenkranz — umgeben.
Zwölf Kinder! — Herr, hast du's gehört,
Was dort das stumme Fleh'n begehrt?
Gabst du dem Weib den Muth, die Kraft,
Aus starrer Angst emporgerafft?

Sieh', in's Gedränge stürzt sie sich,
Zwei Kinder hoch in ihren Armen:
‚Barmherzigkeit, ja nicht für mich!
Nur mit den Kindern habt Erbarmen!‘
Das Mutterherz, es macht ihr Bahn,
Geborgen sieht sie in dem Kahn
Die Kleinsten stehn, und eilt und faßt
Und trägt herbei die neue Last.

Der Vater folgt, das Glück hält Stand;
Die Größern jetzo nach den Kleinen —
Der Schiffsherr beut die Retterhand,
Denn er gedenkt daheim der Seinen;
Zwei Kinder nur sind noch zurück,
Da wendet abwärts sich das Glück;
Voll sind die Boote; wild und kalt
Droht neuen Andrang die Gewalt.

„‚Die zwei,‘“ ruft jener, „‚rett' ich doch!
Schnell gebt sie mir!‘“ — Doch fester ketten
Die zwei sich an die Aeltern noch:
„Mit Euch nur wollen wir uns retten!
Nein, Vater, Mutter! nur mit dir,
Mit Euch nur leben, sterben wir!“
Die Boote stoßen ab, und schwer
Und langsam rudern sie in's Meer.

‚Fahrt hin! fahrt wohl! Preis, Herr, sei dir,
Der sie doch wahrt vor grausem Ende!‘
So ruft die Mutter, und nach ihr
Dort strecken weinend sie die Hände —
Sie hört des Kleinsten banges Schrein:
„Zu mir, zu dir, mein Mütterlein!“
Brich nur in Todesluft und Schmerz,
Du reiches, armes Mutterherz!

Doch schneller wird der Boote Lauf —
Ein Segel taucht dort aus den Fluthen,
Ein weißbeschwingter Engel, auf!
„‚Ja, Rettung aus den Todesgluthen
Trägt es den Brüdern noch heran!
Setzt euren letzten Athem dran,
Rasch, rascher schlagt die Ruder drein!
Sie müssen noch gerettet sein!

„‚Ha seht, es kommt, es fliegt herbei!
Schon ist es nah'! — Da horch! im Rücken —
Horch, dumpf und gräßlich war der Schrei!‘“
Und als sie zitternd rückwärts blicken,
Da seh'n sie über'm Schiff mit Graun
Den Rauch sich hoch zur Säule baun
Und gluthroth senken sich zum Meer,
Und jetzt — seh'n sie das Schiff nicht mehr.

Und unten prasselt's, zischt und braust,
Wie wenn sich Gluth und Fluth gefunden,
Jetzt hoch empor die Flamme saust,
Und jetzt im Nu ist sie verschwunden —
Da wird es stille rings umher,
In weiten Kreisen bebt das Meer,
Die schwarze Säule steht allein
Hoch über'm Grab — der Leichenstein.

Und jetzt ist auch das Fahrzeug nah,
Im Flug zur Rettung ist's gekommen,
Schon hat es hülfreich alle da
Die bleichen Schiffer aufgenommen,
Und nach der schwarzen Säule dort
Geht es im raschen Laufe fort,
Und Furcht und Hoffnung lebt und starrt,
Was hinter'm Vorhang auf sie harrt.

Da rollt der Wind ihn in die Höh'. —
Jetzt — jetzt! — — Das Schiff, es ist verschwunden!
Ein heitrer Spiegel ruht die See,
Und keine Spur wird mehr gefunden.
Wohl kreuzt das Fahrzeug auf und ab,
Umsonst! — verschlossen bleibt das Grab;
Des nimmersatten Abgrunds Schooß
Läßt seine Beute nicht mehr los.

Die reichen Hoffnungen, sie ruhn
Begraben dort mit Schiff und Habe;
Leicht sind die schweren Herzen nun,
Auch Schuld und Kummer liegt im Grabe.
Aus Ird'schem waren sie gezeugt,
Und alles Irdische verfleugt.
Die Lieb' allein in deiner Brust,
Du Aelternpaar! das sich mit Lust,

Mit Todeslust dem Tode weiht,
Auf daß die Kinder nur ihm leben, —
Sie wird sich über Erd' und Zeit
Aus dunkeln Abgrunds Schooß erheben;
Sie kam von Gott, sie geht zu Gott,
Die ew'ge Liebe selbst ist Gott.
Und — Herz, laß keinem Zweifel Raum,
Und Wiedersehn, es ist kein Traum!

Karl Wilhelm Salice-Contessa,

geboren zu Hirschberg am 19. August 1777, erhielt, gleich seinem Bruder Christian Jakob, eine sorgfältige Erziehung und bezog 1794 das Pädagogium in Halle, wo er vier Jahre lang mit Ernst von Houwald zusammen wohnte. Im Jahre 1798 verließ er diese Anstalt, um auf der Universität Erlangen seine Studien fortzusetzen, kehrte aber 1799 nach Halle zurück. Im Winter 1800 begab er sich nach Paris, wo er längere Zeit weilte. Nachdem er sich im Sommer 1802 zu Halle mit Johanna Jahn verheirathet, privatisirte er zu Weimar. Der Tod trennte diese Ehe frühzeitig. Er ging nun 1805 nach Berlin, wo er, in der günstigen Lage, keine öffentliche Anstellung suchen zu müssen, die Muße seines Privatlebens neben Musik und Malerei vorzugsweise auf alte und neue Literatur, Mineralogie und Geschichte verwendete. 1808 vermählte er sich mit Henriette Nauendorf. Als ihm 1816 auch diese Gattin starb, verließ er Berlin und nahm mit seinem sechsjährigen Söhnchen in Houwald's Hause zu Sellendorf in der Niederlausitz seinen Aufenthalt, dem Freunde 1822 nach Neuhaus bei Lübben folgend. Indessen kam er öfters nach Berlin zurück, besonders angezogen durch E. T. A. Hoffmann, den er 1814 näher kennen gelernt hatte, sowie durch den Kreis von Literaten und Künstlern, welchen dieser geniale Schriftsteller um sich zu versammeln pflegte. Im Herbst 1824 war er wieder dort eingetroffen, dießmal jedoch, um gegen ein bedenkliches Leiden, welches sich zu Folge einer Lungenentzündung in ihm entwickelt hatte, Heilung zu finden. Noch einmal kehrte er im folgenden Frühjahre zu Freund Houwald zurück, aber er wünschte seine Kur in Berlin zu vollenden und starb daselbst am 2. Juni 1825. (Vgl. Houwald's Vorrede zum 1. Band seiner sämmtl. Schriften.)

* * *

Er ist als gemüthlich-heiterer Lustspieldichter am bekanntesten. Es waren nicht bloß Worte aus Freundes Herzen, wenn sein Biograph Theod. Amad Hoffmann über sein Lustspiel „Das Räthsel" (zuerst in Weimar aufgeführt) den Ausspruch that, „es werde gewiß auf dem Repertoire jeder deutschen Bühne bleiben, die glücklich genug sei, ein Publikum vor sich zu versammeln, dem der Sinn für den feinen gemüthlichen Scherz nicht gebreche; wenn er ferner über dessen Erzählungen „Meister Dietrich", — „Vergieb uns unsere Schuld" u. a. äußerte, „man werde ihnen neben dem Verdienste, mit die ersten in dieser Gattung gewesen zu sein, auch dasjenige wohl nicht bestreiten, daß sie von keiner ähnlichen Leistung der spätern zahllosen Nachfolger übertroffen worden." Meisterhaft hat Hoffmann in seinen „Serapionsbrüdern", wo er ihn unter dem Namen Sylvester aufführt, sein anspruchloses, gutmüthiges Wesen geschildert. — Seine lyrischen Produkte scheinen uns in der musikalischen Stimmung gediegener, als die seines Bruders. Besonders gelingt ihm die

Darstellung idyllischer Lebensscenen. In der gefällig abgerundeten poetischen Erzählung „Das Kind" hat er einen Ton gefunden, der, weil aus dem Innersten des Gemüths hervorgeklungen, auch wieder das Gemüth ergreift; es offenbart sich darin das Vermögen, menschliche Zustände lebendig zu fühlen und innerlich anzuschauen.

Schriften.

Erzählungen. 2 Thle. Dresden 1819.
Sämmtliche Schriften. Herausg. von Ernst von Houwald. Taschenausgabe in 9 Bändchen. Mit des Verfassers Bildniß. Leipz. 1826.

---

83. Das Kind.

Es sitzt in seines Schlosses Hallen
Der Freiherr wohlgemuth beim Schmaus;
Die Becher klingen, Lieder schallen,
Die Diener laufen ein und aus.

Da schleicht sich durch die offne Pforte
Ein zartes Knäblein still herein,
Und tritt zum Herrn mit leisem Worte:
‚Mich hungert, Herr, gedenk auch mein!'

„Wer ist das Kind? Ist bei dem Feste
Vielleicht dein Vater auch nicht weit?"
Er fragt die Diener, fragt die Gäste,
Doch keiner weiß und gibt Bescheid.

Und Alle schau'n, in Lust befangen,
Den süßen Mund, das goldne Haar;
Hold thronend über zarten Wangen
Der dunkeln Augen herrlich Paar;

Die klaren Blicke voll Vertrauen,
Die lächelnd rings im Kreise gehn;
Und Allen dünkt, je mehr sie schauen,
Sie sehen einen Engel stehn.

Von allen Seiten strömt die Gabe,
Ein Jeder will der Erste sein.
„Von wannen kommst du, schöner Knabe?
Wer darf sich dein als Vater freun?"

‚Den Vater hab' ich nie gesehen;
Wir sind nur arm, und er ist reich!
Weit, weit, viel Tage mußt' ich gehen;
Ist meine Mutter nicht bei euch?

‚Am Waldessaum, auf grünen Auen
Saß meine Mutter weinend da:
Auf Menschen darf ich nicht mehr bauen,
Doch Gott ist den Verlaßnen nah!

Ich hörte meiner Mutter Klagen,
Und ach! es schmerzte mich so sehr;
Ich lief, ihr Blumen zuzutragen
Zum Kranz, daß sie nicht weinte mehr.

‚Da sah ich, Blumen in den Händen,
Im Walde einen Knaben stehn,
Er zeigte mir die bunten Spenden,
Und winkte mir, mit ihm zu gehn.

‚Ich folgte willig ihm und heiter,
Er sah so schön und freundlich drein,
Und weiter führt' er mich und weiter,
Stets tiefer in den Wald hinein.

‚Auf Einmal war er mir verschwunden;
Die Nacht zog finster sich heran,
Und nirgend ward ein Weg gefunden,
Die Bäume starrten wild mich an.

‚Ich rief wohl laut der Mutter Namen;
Stumm war der Wald, wie sehr ich rief.
Ich lief zurück, woher wir kamen;
Stets blieb der Wald, wie sehr ich lief.

‚Ermattet sank ich endlich nieder,
Und unter Thränen schlief ich ein;
Da kam im Traum der Knabe wieder,
Und hieß mich frischen Muthes sein.

‚Zur Mutter wollt' er bald mich führen,
Beschrieb mir deutlich Weg und Steg;
Und als sich kaum der Tag ließ spüren,
Fand er mich auch schon auf dem Weg.

‚Ich sah viel Leute, die ich fragte,
Ob es noch weit sei bis nach Haus,
Doch kam da Keiner, der mir's sagte,
Und Mancher lachte wohl mich aus.

‚Doch kamen auch, die mich begabten,
Die, freundlich mild für mich bedacht,
Mit Trank und Speise mich erlabten,
Und die mich bargen vor der Nacht.

‚Allein kaum regt der Tag sich wieder,
So heißt er auch mich weiter gehn,
Und ich ging frisch Berg auf, Berg nieder,
Wie ich den Weg im Traum gesehn.

‚Und wollt' mir's oft auch bange werden,
Rief ich, wie Mutter mich's gelehrt,
Zum Vater Himmels und der Erden,
Der fromme Kinder gern erhört.

‚Da schien's, die Bäume sprächen leise
Von holden Dingen mir in's Ohr;
Es schwatzten mir auf ihre Weise
Die Bächlein von der Mutter vor;

‚Die Blumen boten süße Düfte,
Die Wiesen zeigten mir ihr Grün;
Und fernher durch die blauen Lüfte
Hört' ich vertraute Lieder ziehn.

‚So hab' ich nun nach langem Treiben
Das hohe, schöne Haus erreicht,
Und hier, o Herr, hier laß mich bleiben,
Dies Haus hat mir der Traum gezeigt!' —

Und als das Kind darauf nun schweigend
Die Hand des Freiherrn bittend faßt,
Ruft er, gerührt sich zu ihm neigend:
»Sei mir willkommen, kleiner Gast!

»Du bist vom Himmel mir gekommen,
Ein Engel führt dich bei mir ein;
Ist dir die Mutter auch genommen,
Ich will fortan dein Vater sein!«

Er hebt ihn auf mit nassen Blicken,
Er drückt ihn fest an seine Brust,
Und durch sein Herz im Fluge zücken
Die Strahlen nie gekannter Lust. —

Die Mär' läuft schnell von Mund zu Munde,
Der Herr schickt selber Boten aus;
Doch nirgends regt sich sichre Kunde,
Die Boten kehren leer nach Haus.

Da zieh'n neun Tage schnell vorüber;
Und Jenem wird mit jedem Tag
Das Kind, mit jeder Stunde lieber,
Daß er es nicht mehr missen mag.

Als aber wiederum der Abend
Erröthend durch die Thäler geht
Und, an der Frische sich erlabend,
Der Freiherr auf dem Altan steht:

Da plötzlich nach den hohen Stufen
Eilt rasch der Knabe von ihm fort,
Er hört ihn fröhlich jauchzend rufen:
‚Siehst du nicht meine Mutter dort?'

Und siehe, durch des Thores Bogen
Tritt schnell ein junges Weib dort ein.
Schon ist der weite Hof durchflogen,
Schon stürzt sie in's Gemach herein.

„‚Mein Kind, mein Sohn! hab' ich dich wieder!
Mein Himmel, meiner Augen Licht!'"
Sie wirft sich weinend vor ihm nieder,
Und deckt mit Küssen sein Gesicht.

»Maria!« ruft der Freiherr bebend,
»Maria, du! Dein Kind bei mir!«
Und sie, ernst lächelnd sich erhebend:
„‚Die du genannt, sie steht vor dir.

„‚Maria ist's, die du verließest,
Die du in Elend, Schmach und Hohn
Aus ihrer Unschuld Himmel stießest,
Und dieser Knabe ist dein Sohn!

„‚Doch nicht zu rechten bin ich kommen,
Nicht dir zu klagen mein Geschick;
Hast du auch Alles mir genommen,
Ich fordre blos mein Kind zurück.'" —

„Maria, laß es meinen Händen!
Verlange, wähle, fordre dir!
Schnell sollen Gram und Noth dir enden,
Und reich begabt ziehst du von hier."

„‚Bewahr' dein Gold und deine Gaben,
Der Mutter ist ihr Kind nicht feil;
Ich hab' ihn wieder, meinen Knaben,
Und jede Wunde ist nun heil.

„‚Die Nacht der Schmerzen ist verschwunden,
Des Himmels Abglanz leuchtet mir;
Mein theures Kind ist wiederfunden!
Leb' wohl! Verziehen sei auch dir!

„‚Dem Kind, das aus der fernen Weite
Den Weg durch fünfzig Meilen fand,
Dem steht Gott schützend selbst zur Seite,
Und ferner wahrt's auch seine Hand.'"

Sie wendet scheidend sich zur Pforte,
Fest an das Herz gedrückt ihr Kind;
Da naht mit freundlich sanftem Worte
Der Freiherr, und umfaßt sie lind:

„Kannst du die Regung noch verkennen,
Die dir aus meinen Thränen spricht?
Du sollst dich nimmer von ihm trennen,
Doch trenn' auch ich von ihm mich nicht.

»Du bist mein Weib, von Gott erkoren,
Der mir das Kind hieher gesandt;
O Mutter, die mein Kind geboren,
Reich' mir verzeihend deine Hand!" —

An seine Brust sinkt sie hinüber;
Ein heller Schein füllt das Gemach.
‚Dort', ruft das Kind, ‚fliegt er vorüber!'
Und schaut dem Engel jauchzend nach.

August Wilhelm von Schlegel,

geboren den 8. Sept. 1767 in Hannover, stammte aus einer berühmten Familie, denn der Vater Johann Adolf, ein allgemein geschätzter Kanzelredner, hatte auch als Dichter Theilnahme gewonnen und war besonders durch seine deutsche Bearbeitung der Werke des Humanisten Batteux berühmt; der Oheim Johann Elias steht noch höher, indem er selbst als Jüngling, und noch der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts angehörig, vornehmlich als Dramatiker eine bessere Zeit hervorzurufen rühmlich mitwirkte. Unser Schlegel erhielt seine erste Schulbildung durch Hauslehrer und besuchte dann das Gymnasium seiner Vaterstadt. Wir finden schon in den ersten Jünglingsjahren bei ihm eine große Leichtigkeit der Auffassung für die Wissenschaften und besonders für Sprachen, die er „als die goldene Brücke zu den Schätzen der Poesie" zu betrachten schien. In Göttingen, wohin er 1786 ging, studirte er anfangs Theologie, vertauschte diese aber bald mit Philologie, wurde Mitglied des von Heyne geleiteten philologischen Seminars und erhielt 1787 als Mitbewerber um einen akademischen Preis für eine lateinisch geschriebene Abhandlung „über homerische Geographie" das Accessit. 1788 fertigte er das treffliche Register zu Heyne's Virgil und wurde ein Jahr später unter die Mitarbeiter an den göttingischen Anzeigen aufgenommen. Einen bedeutenden Einfluß auf die Ausbildung und Richtung seines dichterischen Talents hatte G. A. Bürger, an dessen Musenalmanach und Akademie der schönen Redekünste er mitarbeitete. Von Göttingen ging er nach Amsterdam, wo er in einem ansehnlichen Handlungshause als Hofmeister eintrat und bis tief in's Jahr 1795 verweilte. Zurückgekehrt, habilitirte er sich nach wiederholten Besuchen in Jena, hielt Vorlesungen, nahm seit 1796 an Schiller's Horen, sowie später an dessen Musenalmanachen lebhaften, und besonders an der allgemeinen Literaturzeitung bis 1799 den thätigsten Antheil, kam in vertraute Beziehungen zu Goethe, wie er sich auch mit Fichte, Wilh. von Humboldt, Novalis u. A. in Verbindung setzte.

Im Jahre 1797 begann er die metrische Verdeutschung des Shakespeare, und es ist ihm hoch anzurechnen, daß er mit einem Uebersetzertalente, das für alles Schöne der Erde geeignet war, nach wenigen fast nur zur Uebung angestellten anderweitigen Versuchen (z. B. den Uebersetzungen aus Dante) sich alsbald zu dem größten und schwersten Dichter wandte, weil dieser ihm der nothwendigste schien. Wenn auch manche Verstöße dieser etwas versüßlichten Uebersetzung nicht zu leugnen sind, so war es doch Schlegel, der uns zum Erstenmal den britischen Dichtergenius als Dichter in deutscher Sprache vorführte, so daß Shakespeare — freilich durch die thätige Beihülfe Tieck's, der ihn ergänzt hat — nunmehr wie ein deutscher Dichter vor uns steht. — Vom Fürsten von Rudolstadt zum Rath ernannt, wurde Schlegel 1798 auch außerordentlicher Professor an der Universität Jena. In diesem Jahre verband er sich mit seinem Bruder Friedrich zur Herausgabe der ästhetisch-kritischen Zeitschrift „Athenäum" (Bd. I—III., Berl. 1798—1800), welche mit großer Bestimmtheit eine neue Richtung der Poesie ankündigte, mit scharfer Kritik das Alltägliche und Gemeine züchtigte und die Keime wahrer Bildung in empfänglichen Gemüthern zu wecken suchte. Da auch kühne Ansichten und Ironie nicht fehlten, wurden die Brüder in manche literarische Fehde verwickelt, unter denen sich die mit Kotzebue nach Berlin fortzog, wo dieser mit Merkel den „Freimüthigen" herausgab, während Schlegel die „Zeitung für die elegante Welt" von Spazier für seine Kritiken wählte. Kotzebue hatte nämlich gegen Friedrich Schlegels „Lucinde" den „Hyperboreischen Esel" geschrieben, der in Leipzig aufgeführt wurde und in welchem ein junger Literat die Grundsätze der Lucinde wörtlich citirt, bis er von dem wohlgesinnten Fürsten zur Kur in's Irrenhaus geschickt wird (vgl. Jul. Schmidt's Literaturgesch. I, 413). Dagegen schrieb August Wilhelm Schlegel mit vielem Witz die bekannte „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten Kotzebue bei seiner gehofften Rückkehr in's Vaterland" (1801), den er auch in den Terzinen „Kotzebue's Reisebeschreibung" (s. Poet. Werke II., 237) geistvoll persiflirte, wie er auch noch später in dem „Paradiesgärtlein für Garlieb Merkel" (Köln 1806) diesen Schildknappen Kotzebue's den Stachel seines Spottes empfinden ließ. Außer den „Chakteristiken und Kritiken" (2 Bde., Königsb. 1801), welche in diese polemische Periode fallen, erschien von ihm noch die erste Ausgabe seiner „Gedichte" (Tübing. 1800), unter welchen besonders die Sonette viele Nachahmer erweckten. Nach erfolgter Trennung von seiner Gattin Karoline, einer Tochter des Theologen Michaelis in Göttingen, sehen wir nun Schlegel in Berlin, damals der Mittelpunkt für die neue literarische (romantische) Schule. Hier kündigte er für den Winter Vorlesungen an über schöne Literatur und Kunst, denen im Laufe der nächsten Jahre sich andere anschlossen. Mit Ludwig Tieck vornehmlich verbunden, mit dem er gemeinschaftlich den Musenalmanach auf 1802 herausgegeben, verfolgte er die Tendenz dieser Schule in unabhängiger Strebsamkeit. Namentlich eröffnete er hier seine eigentlichste Uebersetzerkunst mit Calderon („Spanisches Theater", 2 Bde., Berl. 1803–9), und trat seine universalliterarische Thätigkeit an mit Herausgabe der „Blumensträuße der italienischen, spanischen und portugiesischen Poesie" (Berl. 1804). Vom Frühling 1804 bis zum Jahre 1818 lebte er großentheils im Auslande, zumeist in Gesellschaft der Frau von Staël-Holstein (geborne Necker), mit der er in Berlin sich befreundet hatte, indem er bald auf ihrem Landsitze zu Koppet am Genfersee wohnte, bald sie auf ihren Reisen und ihrer Flucht vor Napoleon begleitete, der sie wie eine Macht respektirte. So kam er nach Italien und Frankreich, dichtete 1805 zur Feier der Staël die Elegie „Rom", und schrieb 1807 zu Paris in französischer Sprache eine Art Ehrenrettung des Euripides, indem er dessen Phädra mit jener des Racine verglich, eine Abhandlung, welche unter den französischen Literatoren als Angriff auf ihre dramatische Dichtung ein ungewöhnliches Aufsehen erregte. Im Jahre 1808 hielt er seine berühmten „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur" in Wien, die bald nachher gedruckt (3 Theile, Heidelb. 1809—11; neue Aufl. 1817) und fast in alle gebildeten Sprachen übersetzt wurden. Von Wien aus besuchte er seine Anverwandten, Lehrer und Freunde in Hannover, Göttingen und Kassel. 1811 in Folge einer Denunciation des Präfekten von Genf aus Frankreich verbannt, zog er sich nach der Schweiz zurück, die ihm aber auf die Dauer keinen Schutz gewähren konnte, worauf er im Sommer 1812 der flüchtigen Frau von Staël über Stockholm nach England folgte.

Als Europa sich gegen Napoleon erhob, griff auch er gegen ihn zur Waffe des Worts in deutscher und französischer Sprache und begleitete den Kronprinzen von Schweden (Bernadotte) als Kabinetssekretär auf

dem Feldzuge von 1813—14. Er verfaßte die meisten Proklamationen dieses Fürsten, welcher den von Ferdinand III. seinem Urältervater für sich und seine männliche Nachkommenschaft verliehenen Reichsadel erneuerte. Nach Napoleons Sturz holte er seine Freundin aus England ab und verbrachte die nächsten Jahre abwechselnd in Italien, der Schweiz und Frankreich, seinen Lieblingsstudien, namentlich dem Sanskrit, hingegeben. Der Tod der Frau von Staël, der 1817 zu Paris erfolgte, führte ihn wieder nach Deutschland. Im Jahre 1818 ward er als ordentlicher Professor an die Universität Berlin berufen, doch zog er Bonn vor und übernahm daselbst mit hoher Genehmigung das Lehramt der Kunstgeschichte und Literatur. Neben seinen Vorlesungen widmete Schlegel sich nun vorzüglich der indischen Sprache und Literatur, zu deren Begründung und Ausbreitung er in Deutschland sehr wesentlich mitgewirkt hat. Seiner orientalischen Studien halber kam er mehrmals wieder nach Frankreich und 1823 auch wieder nach England. 1827 hielt er zu Berlin während eines längern Aufenthalts Vorlesungen über Theorie und Geschichte der bildenden Künste. Seine 1819 vollzogene Heirath mit der Tochter des Kirchenraths Paulus, welche Ehe schon im nächsten Jahre wieder getrennt wurde, schien eine seltsame Uebereilung, wie seine satyrischen Beiträge zum Wendt'schen Musenalmanach und seine herbe Kritik der römischen Geschichte Niebuhr's (in den Heidelb. Jahrbüchern 1818) ihm wenig Freunde erwerben konnten. Gegen die Beschuldigung, daß er unter die „sündhaften Mitbündner des Mysticismus" gehöre, das heißt des Kryptokatholicismus, glaubte er sich durch eine Brochüre „Berichtigung einiger Mißdeutungen" (Berl. 1828) vertheidigen zu sollen. In seinen letzten Jahren nahm er noch an der Redaction der Werke Friedrich's des Großen Antheil. Durch mehrere hohe Orden und den preußischen Geheimerathstitel geehrt, starb er am 12. Mai 1845 in Bonn.

* * *

Bevor wir A. W. Schlegel's dichterischen und schriftstellerischen Charakter durch einige Urtheile beleuchten, mag es am Platze sein, die von seinem Bruder und ihm begründete sogenannte **Romantische Schule**, deren eigentlicher Aesthetiker er war, etwas näher zu betrachten. Wir wählen zu diesem Behufe — (da Gervinus über dieselbe ein zu strenges Gericht hält, indem er an aller Romantik, der alten wie der neuen, einen Wurm nagen sieht: die Verflüchtigung des Lebensmarkes in Transscendenz und Idealismus; da uns ferner mit Hettner's Reduction der ganzen Schule auf einen einzigen Begriff auch nicht gedient ist (s. dessen „Die romantische Schule", Braunschw. 1850) und Eichendorff's Darstellung („Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neuern romant. Poesie in Deutschland", Leipz. 1847), als eines der Häupter der Schule, selbstverständlich als eine befangene nicht maßgebend sein kann) — die gediegene und unparteiische Charakteristik derselben von A. F. C. Vilmar („Geschichte d. deutsch. National-Literatur, II. Marb. 1852, S. 335 fg.). Er schreibt: Erst in der neuesten Zeit wurde diese Schule, deren Koryphäe Friedrich Schlegel, in die heftigsten Parteifragen des Tages hineingezogen. Wurde doch vor wenig Jahren es ernstlich darauf angelegt, den Ausdruck „romantisch" geradezu zum Schimpfworte zu machen; es sollte derselbe eine neue, bequeme Parteilosung sein für alles das, was man sonst Frömmelei, Scheinheiligkeit, Jesuitismus, Pfaffenherrschaft — was man sonst Obskurantismus, Geistestyrannei, Gewissenszwang und politischen Despotismus genannt hatte. Die Zeit der höchsten Blüthe Goethe's und Schiller's rief in ihren Umgebungen, in Weimar und Jena, ein so belebtes, aufgeregtes und wahrhaft geniales Zusammensein der verschiedensten Geister hervor, wie nach Schiller's eigener Bemerkung ein solches vielleicht in Jahrhunderten nicht wiederkehrt: die Poesie drang mit Macht in die Wissenschaft, in die bildende Kunst, in das Leben. Von der Vermischung der Poesie mit dem Leben, welche damals in Weimar und besonders in Jena statt fand, wird uns allerdings nichts Rühmliches berichtet — noch weniger Rühmliches, als der Minnesänger Ulrich von Liechtenstein unter fast gleichen Umständen von sich selbst erzählt; es war aber doch der Gedanke lebendig geworden, es müsse die Poesie wieder aus den Büchern, aus der Papierwelt hinaus in die wirkliche Welt strömen, sich in den Verkehr des Lebens mischen, die Gesellschaft durchdringen und sie von allem Niedrigen, Gemeinen, Philisterhaften säubern — es mußte dieser Gedanke da lebendig werden, wo das Leben schon wirklich zur Poesie geworden war, wo der seltenste Verein einer großen Zahl geistig bedeutender, wissenschaftlich hochstehender, dichterisch begabter Männer in ihren frischen Jugendjahren auf einem verhältnißmäßig so engen Raume zusammengedrängt war, in Jena, wo zu gleicher Zeit Reinhold und Fichte, Schelling und Hegel, Woltmann, Thibaut und Hufeland, Voß, die beiden Humboldt und die beiden Schlegel, Steffens und Brentano — und wer nennt und zählt die Namen alle — lehrend und lernend, anregend und strebend sich zusammengefunden hatten. Und dieser Gedanke, die Einheit der Poesie mit dem Leben zu begreifen, zu verkündigen, herzustellen — dieser Gedanke ist in der That einer der allgemeinsten Grundgedanken der neuen Schule, die bald, und zumeist von ihren Gegnern, die romantische Schule genannt wurde; ein Gedanke, welcher mit der zu gleicher Zeit emporblühenden Naturphilosophie auf das Genaueste verwandt war. Der Dichter wurde gleichsam zur höchsten Potenz, gleichsam zum Ideal der Zeit gemacht — alle die mannigfaltigen Erscheinungen des Lebens, der Kunst, der Wissenschaft sollte er in sich aufnehmen, in sich sammeln und in der reinsten Gestalt aus dem eigenen Ich wiederstrahlen lassen — ein Satz, gegen den schwerlich viel einzuwenden sein wird, und der nur an Herder, Goethe und Schiller, vor allen an Goethe, gelernt werden konnte. Aus diesem Gedanken der Einheit der Poesie und des Lebens erklärt sich am ungezwungensten und einfachsten, erklärt sich fast nothwendig, wie diese neue Schule so Eines Sinnes dem Mittelalter ihre Liebe zuwandte; mit Recht pries sie die Zeit des Volksepos und der Minnesänger des 13. Jahrhunderts als eine solche, in welcher ihr Ideal, wenn nicht ganz und gar, wenigstens in bei weitem höherm Grade verwirklicht war als in der Zeit, in welcher sie lebte und in welcher wir leben; hier eine dem todten Papier angehörende, dem stummen Leser anheimfallende Dichtung, dort der lebendige, fröhliche Gesang, welcher das bunte, heitere, farbenreiche Leben mit seinen hellen Klängen nach allen Seiten hin begleitete und durchtönte. Daher erklärt sich die bei so vielen Gliedern dieser neuen Schule so stark ausgeprägte und zu so köstlichen Früchten in Arnim und Brentano und in den Brüdern Grimm gereifte Neigung für das Volkslied, das Volksmärchen, die Volkssage und das Volksmäßige überhaupt. Mit diesem Gedanken war nothwendig verknüpft und sogar eine nothwendige Bedingung der Existenz desselben, die Fähigkeit, alle poetischen Stoffe gelten zu lassen, sich anzuempfinden, denselben sich anzuschmiegen — eine Fähigkeit, die wieder vor allem an Goethe, und weiter rückwärts an Herder gelernt werden konnte; daher begreift sich das von der romantischen Schule als eigentlicher Beruf geübte Aufschließen der bis dahin noch verborgenen Schätze der älteren romantischen Poesie und das Ver-

schmelzen der Formen derselben mit dem deutschen Geiste, in eben der Weise, wie bisher die antike Form mit dem deutschen Dichtergeiste sich vermählt hatte; so daß geradezu behauptet werden muß: liegt der Charakter unserer zweiten klassischen Dichterperiode in ihrer Universalität, in dem innigen Verschmelzen des deutschen Geistes mit dem fremden, so ist diese neue s. g. romantische Schule ein nothwendiges Ergänzungsglied derselben. Es mußte aber ferner eben jener Gedanke der Einheit des Lebens mit der Poesie, als der höchsten Vollendung der letztern, diejenigen, welche denselben faßten und verfolgten, dahin führen, die Bedingungen dieser Einheit aufzusuchen, und sehr bald mußte sich die Ueberzeugung aufdringen, daß zu einer solchen Einheit der Poesie und des Lebens auch Einheit der Sitte, Einheit der Sprache, der Lebensanschauungen, des Strebens, und vor allem Einheit des Glaubens im Volke erfordert werde: das ist es, was die Häupter der romantischen Schule mit ihrer „symbolischen Weltansicht“ bezeichneten, welche sie der neueren Zeit ab- und der älteren zusprachen; das ist es, was einen Novalis so entschieden zurück zum christlichen Glauben drängte, das ist es, was einen Friedrich Schlegel, welcher diese symbolische Weltansicht, diese innere Einigung und Befriedigung seit den Zeiten der Reformation verloren, zerstört, vernichtet wähnte, der katholischen Kirche zuführte; das ist es, wodurch die romantische Schule, aus rein poetischem Bedürfniß, zurückgeleitet wurde zu der Anerkennung der alten Staatsformen, zur Anerkennung der altehrwürdigen Königsherrschaft und der Vasallentreue, als dem feststehenden Symbol aller weltlichen Würde, Ehre und Größe, — Dinge, welche freilich nicht ihrer Zeit, noch weniger den spätern Geschlechtern zusagen wollten.

Berücksichtigen wir dieß, so wird die oft wiederholte Behauptung: es habe die romantische Schule eigentlich gar keine positive, sondern nur eine negative, kritische Wirksamkeit geäußert, als habe sie sich von dem Streben der Zeit losgesagt, ja sich demselben entgegengesetzt, sich als eine völlig unhaltbare darstellen. Wenn auch die poetische Schöpferkraft mehrerer ihrer Häupter und vieler ihrer nächsten Anhänger nicht bedeutend gewesen ist, so ist doch so viel allgemein zugestanden, daß seit dem Auftreten dieser Schule bis auf den heutigen Tag die gesammte Lyrik mit einziger Ausnahme der allerjüngsten, der Tendenzlyrik, sich in den Formen, und zum weit überwiegenden Theil auch in den Stoffen dieser Schule bewegt hat; es ist allgemein zugestanden, daß von ihr und von ihr allein die neue Wissenschaft der Literaturgeschichte ausgegangen ist; zugestanden, daß einzig und allein aus den Bestrebungen der romantischen Schule die neue Blüthe unserer bildenden Kunst, vor allem unsere Malerei, hervorgesproßt, — zugestanden endlich, daß die neue, großartige, eine Welt von niegeahnten Ideen erschließende deutsche historische Sprachforschung Jakob und Wilhelm Grimm's allein auf dem Boden dieser Schule gewachsen ist. Allerdings liegen diese Resultate zum großen Theil auf andern Gebieten als auf dem der Poesie, — gerade dieser Umstand aber scheint eine nicht ganz zu verschmähende Bestätigung des Grundsatzes zu sein, auf dem die romantische Schule ruhete; sie hat in eben jenen Künsten und neuen Wissenschaften die Poesie mit einer Energie und Fruchtbarkeit in das Leben geworfen, wie es bis dahin vielleicht noch niemals der Poesie vergönnt gewesen ist.

Aber allerdings hat diese Schule auch ihre und zwar sehr bedeutende kritische Seite. Es war das Bestreben lebendig geworden, sich der großen Erscheinungen in der Poesie bewußt zu werden, — sich vor Allem Goethe's Poesie zum vollen Verständniß zu bringen, — mithin strebte man, diese Erscheinung von den andern Erscheinungen abzusondern, und die letztern in ihrer Ungleichartigkeit mit dem Höchsten und Reifsten was vorhanden war, in ihrer Abweichung von der lebendigen obersten Regel, in ihrem Gegensatze gegen das Musterbild und Ideal aufzuweisen. Man strebte dahin, die Dichtung Goethe's in die Welt einzuführen, dieselbe geltend und zwar allein geltend zu machen und, was hiermit nothwendig verknüpft war, die falschen Richtungen des Geschmackes, in welchen damals die weit überwiegende Masse des Publikums begriffen war, nachdrücklich und von allen Seiten zu bekämpfen. Dieser verkehrten Geschmacksrichtungen aber fanden sich in jener Zeit nicht wenige &c. &c., ihnen stellte sich die Schule der Schlegel und Tieck entgegen (besonders richtete sie sich gegen die Sentimentalität der Lafontaine'schen Haus- und Familienromane, sowie des bürgerlichen Schauspiels, gegen diese weichliche, inhaltsleere, unwahre Rührung, die sich dem Leben entfremdet, und schon darum nach dem Grundsatze der romantischen Schule das gerade Gegentheil von ächter Poesie war; gegen die Weichheit der bloßen Naturschilderungen eines Matthisson, die sie verspottete; gegen die Erbärmlichkeit des Kotzebue'schen Bühnenwesens, die sie schonungslos aufdeckte und mit den schärfsten Streichen verfolgte; gegen die monströsen und widrigen Produkte eines Cramer, Spieß und Schlenkert und sonstige rohe und widerwärtige Auswüchse, vgl. hierzu Gervinus, Gesch. d. d. Dichtung, V. Leipz. 1853, S. 531). Doch blieb allerdings die Kritik der romantischen Schule nicht bei diesen untergeordneten Erscheinungen stehen, an denen sie der Lesewelt den Geschmack zu verleiden suchte und den Besseren wirklich verleidet hat; sie richtete sich auch gegen höher stehende Dichtungen, wie namentlich bei A. W. v. Schlegel auch gegen Schiller, dessen dramatische Figuren ihm, und nicht ganz mit Unrecht, der lebendigen Wahrheit, der Wärme, der Fülle zu ermangeln schienen: die Einheit der Poesie mit dem Leben, um auf diesen Satz nochmals zurückzukommen, schien in ihnen nicht vollzogen. Daß auf diesem Wege nachher unter manchen unbefähigteren Anhängern der Schule es für eine ausgemachte Wahrheit galt, Schiller sei gar kein Dichter, war eine der beklagenswerthen Uebertreibungen, wie sie jede neue, energisch auftretende Zeitrichtung erzeugt, und die sich zuletzt selbst vernichten. Daß diese Schule überhaupt sich überschätzte, und selbst Goethe, von dem sie doch ausgegangen war, zu überfliegen dachte, daß sie in Novalis und Tieck die eigentliche Offenbarung der Poesie proklamirte, war eine Vermessenheit, die sich an ihr selbst am meisten gerächt hat.“ — Ein allgemeinerer Fehler, welchen man der kritischen Thätigkeit der romantischen Schule oft, und nicht mit Unrecht, vorgeworfen hat, ist der, daß sie zu wenig einfache Natürlichkeit, zu wenig unmittelbare Wahrheit in sich getragen habe, daß ihre Kritik zu sehr ein bloß geistreiches Spiel, zu viel Ironie gewesen sei. Und es läßt sich allerdings nicht leugnen: sehr oft dringt sich uns die Ueberzeugung, wenigstens die Wahrscheinlichkeit auf, daß die Romantiker das Volksmäßige, das Heilige, überhaupt das Positive, von dem sie reden, weniger selbst besessen, weit mehr als etwas Fremdes anerkannt, gelobt und gepriesen, — daß sie an diesen Dingen ihre Freude gehabt hätten, aber nur in so weit, als sie sich nicht selbst unmittelbar und ganz dabei betheiligten. Es scheint mitunter, als suchten sie das Alte, das Volksmäßige, das Heilige, nicht um sich in die alten, volksmäßigen, heiligen Gesinnungen voll und ganz hineinzutauchen, sondern um des neuen Reizes willen, den eben das Alte, um des Kontrastes willen, den das Volksmäßige gegenüber unserer modernen Kultur gewährte, um des Geheimnißvollen und Wunderbaren willen, mit dem das Heilige geschmückt war. Ist auch der Vorwurf, „sie hätten eigentlich an alle Stoffe ihrer Schule selbst nicht ge-

glaubt", ein ungerechter, so ist doch nicht zu leugnen, daß z. B. in Tieck's Phantasus die Naturkraft der Märchenpoesie durch die nebenher gehende künstlerische Reflexion, durch die eingestreueten geistreichen Konversationen einer vornehmen, die Märchen sich nur anempfindenden, modernen Gesellschaft sehr bedeutend geschwächt, wo nicht gelähmt wird. Auf dem Boden einer solchen, wenn gleich halb unbewußten Ironie können keine gesunden, kräftigen, lange Lebensdauer in sich tragenden und reiche Fruchtbarkeit in sich schließenden Dichtungsbäume emporwachsen, und der Mangel an poetischer Produktivität, den man der romantischen Schule so oft vorgehalten hat, findet in dieser Richtung ihrer kritischen Thätigkeit zum großen Theile seine Erklärung.

Betrachten wir nun A. W. v. Schlegel's folgenreiche schriftstellerische Thätigkeit im Allgemeinen, und seine Leistungen im Gebiete der Romanzendichtung insbesondere.

Jos. Hillebrand (Die deutsche Nationalliteratur rc. III. S. 260 f.) urtheilt über ihn u. a.: „Weniger philosophirend und phantasirend als sein Bruder, übertrifft er diesen an Vielseitigkeit der Kenntnisse, an Gediegenheit philologischer Bildung, sowie an Klarheit und Plastik der Darstellung; wobei er freilich oft an die Kälte und herzlose Dürre streift, welche ihm Schiller vorwarf, dem er seinerseits „kalte abgezirkelte Eleganz" beilegte. Zur Romantik verhielt er sich daher fast nur formell, und ihre Grundfarbe, die Mystik, wollte ihn wenig kleiden. Doch redet er ihr, wo sich Gelegenheit findet, eifrig das Wort (besonders in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur). Seine schönen Talente, die in Sprache und Kritik ihren rechten Schauplatz hatten, fanden von Kindheit an die glücklichste Pflege, durften in der günstigen Witterung einer fruchtbar einwirkenden Umgebung sich entfalten und unter den Einflüssen vielseitig fördernder Welterfahrungen reifen und gedeihen rc. — Als produktiver Schriftsteller ohne Originalität und lebendige Energie vermochte A. W. Schlegel weder in der Dichtkunst noch in irgend einem Zweige der eigentlichen Wissenschaft einen selbstständigen Standpunkt zu gewinnen. Als Dichter bewegt er sich im Ganzen im Elemente geistreicher Reflexion, wobei ihm seine sprachliche Gewandtheit und Bildung vorzüglich zu Statten kommt. Nur selten ist das Herz bei seinen lyrischen Poesien von Grund aus betheiligt. Nur in den Klageliedern über den frühen Tod seiner Stieftochter Augusta Böhmer dringt der Herzenston reiner hervor rc. Bei Schlegel's poetischen Versuchen ist die technisch-formelle Seite die Hauptsache. Hierin besaß er eine Art Virtuosität, mit der es ihm gelang, sich der antiken wie modernen rhythmischen Verhältnisse gleichmäßig zu bemächtigen und dieselben auf unser Idiom mit Glück zu übertragen. Es erklärt sich hieraus namentlich, wie er nicht nur in der Uebersetzung den fremden Rhythmus mit Erfolg sich aneignete, sondern auch gerade im Fache des Sonett's sich vornehmlich auszeichnen konnte. Dieses war Schlegels Stolz, so daß er sich selbst dessen Meister und Musterdichter nennen mochte. Und in der That gebührt ihm hier das Verdienst höherer Ausbildung, selbst oft poetischer Gelungenheit. Wenn er später noch im deutschen Musenalmanache mit epigrammatischen Pfeilen gegen Dichter und Kritiker zu Felde zog und dabei selbst Schiller's nicht eben schonte, so möchte man sich versucht fühlen, darin eher die Stimme eines unwilligen Abschieds von der Muse, als den ächt kritischen Zorn über die Mißhandlung derselben von Seiten ihre schlechten Freunde zu vernehmen. Sein bekannter dramatischer Versuch, Jon, den er während seines Aufenthalts in Berlin dichtete, trägt die Physiognomie der poetischen Impotenz, welche durch alle „interessanten Aufsätze darüber" in der Zeitung für die elegante Welt und durch die daran sich knüpfende literarische Fehde nicht verdeckt werden kann. Gerade die höhere Anstrengung, die hier gefordert wurde, ließ diese Schwäche um so deutlicher merken rc. Sein eigentlicher Ruhm gründet in der literar-historischen Kritik. Hierzu war er ebenso sehr durch Talent als Ausbildung und vielseitige Studien berufen. Wir thun wohl nicht zu viel, wenn wir ihm in diesem Bezuge die Ehre geben, der nächste Urheber der ganzen folgenden literaturgeschichtlichen Bewegung geworden zu sein, indem er die Grundsätze der durch Schiller und Goethe neu begründeten Aesthetik in die kritische Auffassungsweise der Literatur vor Andern hinüberführte. Nicht bloß in Deutschland wirkte er mit sichtbarem Erfolg, auch auf das Ausland (z. B. durch seine Charakteristik Shakespeare's auf England und durch die des italienischen Drama auf Italien) erstreckte sich seine kritische Bewegung. Neben Deutschland wurde indeß Frankreich am bedeutsamsten davon berührt. In letzterer Beziehung setzte er gewissermaßen fort, was Lessing bereits angefangen. Er that dieß nicht minder durch den Einfluß, welchen er auf das berühmte Werk der Frau v. Staël („über Deutschland") ausübte, als durch besondere Schriften, die er zum Theil selbst in französischer Sprache verfaßte. Die französische Romantik der Gegenwart hat ihre erste Einleitung dort zu suchen und scheint dem Widerspruche, welchen damals die strengen Anhänger des altklassischen Regimes Schlegeln entgegen stellten, ein Dementi geben zu wollen rc. Schlegel's Leistungen im Fache der Uebersetzung sind im Allgemeinen so anerkannt und unbestritten, daß darüber hier wenig zu bemerken bleibt. Zunächst haben wir darauf hinzuweisen, wie er, in dieser Hinsicht in Herder's Fußstapfen tretend, einerseits den welt-literarischen Standpunkt der deutschen Literatur vermitteln half, dann, daß er dadurch eine Hauptstütze der neuen Romantik wurde, indem er nicht bloß ihrer Universalität, sondern namentlich auch (durch die Wahl der übertragenen Werke) den romantischen Grundstimmungen, dem Humor, der Mystik, der phantastischen Kunstwillkür und der formellen Vielseitigkeit willkommen vorarbeitete. Daß Shakespeare und Calderon ihm besonders nahe lagen, begreift sich leicht. Wurde er hinsichtlich des Ersteren selbst von Engländern des „Ultra-Shakespeareanismus" beschuldigt, so darf es in Beziehung auf den Letzteren nicht befremden, wenn er ihm „den reinsten und potenzirtesten Styl des Romantisch-Theatralischen" zuzuschreiben kein Bedenken trägt" rc. rc. Schlegel's Studien der Sanskrit-Literatur, welche besonders in dem Werke seines Bruders „Ueber die Sprache und Weisheit der Inder" neue Empfehlung erhalten hatten, findet Hillebrand einerseits in dessen Sprachtalent und philologischen Sympathien, andererseits in den verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen der Romantik und den indischen Anschauungen begründet. Wir weisen auf jene Studien, schließt er, nur deßhalb hin, um das literarische Bild des Mannes vollständig zu zeichnen, der, wie er auch geirrt haben mag, immer unvergängliche Verdienste im Reiche unserer Nationalliteratur ansprechen darf.

Heinrich Kurtz (Handbuch der poetischen Nationalliteratur der Deutschen rc. III., S. 325 ff. Zürich 1840—1842) sieht in Schlegel's epischen Dichtungen den deutlichsten Beweis, „daß er kein schaffendes Dichtertalent besaß, während in den lyrischen Poesien der Mangel desselben bei der Fülle von Gedanken, die ihm zu Gebote standen, und bei der vortrefflichen Sprache leichter verborgen bleiben konnte." Für sein bestes episches Gedicht erklärt er die Warnung. „Hier ist die Einheit der Handlung vollkommen gehalten, die Charaktere haben sämmtlich plastische Anschaulichkeit, und die Begebenheit entwickelt sich lebendig

und ergreifend durch dramatische Behandlung des Stoffes. Als besonders gelungen muß das allmälige Hervortreten des ewigen Juden hervorgehoben werden, was gewiß von viel größerer Wirkung ist, als wenn er sogleich und entscheidend eingegriffen hätte. Es wird sein geisterhaftes Wesen durch den starren, erschütternden Blick vortrefflich gezeichnet; der Leser wird von grauenvoller Ahnung ergriffen, die den nachfolgenden Worten des Wanderers höchst bedeutendes Gewicht gibt. Dagegen sind die Strophen, in welchen die Lästerer ihre frechen Thaten erzählen, wohl zu grell gehalten. Der Dichter hätte uns ihre Gottlosigkeit wohl auch darstellen können, ohne gerade zum trivialsten Ausdruck seine Zuflucht nehmen zu müssen, der immer verletzt, auch da, wo er dem geschilderten Charakter entspricht" rc. Höchst lobenswerth findet er auch die Erhörung „in Bezug auf Darstellung, dramatische Lebendigkeit und schöne Zeichnung der Charaktere", doch vermuthet er, es sei, wenn auch nicht aus dem Spanischen übersetzt, doch wenigstens dem Spanischen nachgebildet. „Die Sibylle ist, als Allegorie betrachtet, nicht ohne Werth; ihre Deutung liegt in der letzten Strophe; eine weitere Ausführung, wie sie in der ersten Gestalt des Gedichts gegeben war, hielt der Dichter mit Recht für überflüssig." — Ueber die Romanzen „Pygmalion" und „Arion" spricht er sich also aus: „Wenn auch der Einfluß der Griechen und Römer, ja selbst Schiller's nicht zu verkennen ist, so ist doch Auffassung und Komposition durchaus selbständig. Der größte Fehler des Gedichtes Pygmalion scheint darin zu liegen, daß es keinen wahrhaft epischen Gang hat; es werden uns nicht Thatsachen, nicht Handlungen vorübergeführt, es werden keine Begebenheiten erzählt oder gar durch dramatische Behandlung zur höchsten Anschaulichkeit gebracht, sondern in den meisten Strophen nur Empfindungen in lyrischer Weise dargestellt; oder wo auch wirkliche Erzählung vorhanden ist, so erscheint diese nicht als poetische Darstellung der Handlung, sondern vielmehr als Reflexion des Dichters. Nicht viel besser ist Arion. Wenn auch die Anordnung nicht so ganz verwirrt ist, wie beim Pygmalion, so ist dies mehr dem Stoffe als dem Dichter zuzuschreiben, denn wo der vorliegende Stoff sich nicht ganz von selbst gestaltet, wie in den ersten Strophen, herrscht auch da Verwirrung; der Leser wird ohne Noth vom Schiffe nach Korinth und von dort wieder in's Schiff transportirt. Die später eingeschobenen Strophen (16—18) schaden der Klarheit der Auffassung, dem Fortschreiten der Handlung, ohne sich durch irgend einen bedeutenden Grund rechtfertigen zu lassen. Außerdem ist die dem Mythus zu Grunde liegende Idee von der Macht des Gesanges, ob sie gleich dem Dichter gewiß vorschwebte, ob er gleich eigentlich diese darzustellen suchte, durchaus nicht zur Anschauung gebracht worden; es scheint vielmehr, als ob das ganze Gedicht da hinaus liefe, zu zeigen, wie das Verbrechen endlich doch von der Strafe ereilt werde. Der Gesang Arions ist höchst unbedeutend; die Vorbereitungen ließen etwas viel Größeres erwarten, und so findet man sich nur desto mehr getäuscht. So wenig diese beiden Romanzen den Anforderungen entsprechen, die man an Gedichte dieser Art machen, so wenig man insbesondere mit der Komposition zufrieden sein kann, welche, weit entfernt die einzelnen bedeutsamen Begebenheiten und Zustände durch eine kunstvolle Anordnung hervorzuheben, vielmehr aller anschaulichen Klarheit ermangelt, so läßt sich doch nicht verkennen, daß die beiden Gedichte, und insbesondere Arion, eine große Wirkung hervorbringen, aus welcher sich die große Vorliebe erklären läßt, deren sich dieses Gedicht immer zu erfreuen hatte und noch jetzt in großem Umfange erfreut. Diese Wirkung wird durch den reichen Wohllaut hervorgebracht, der in beiden Gedichten herrscht: volltönende Reime, Mannichfaltigkeit und schöner Wechsel der Laute, glückliche Anwendung der Alliteration und Assonanz, kräftige Tönung der einzelnen Sylben, Alles vereinigt sich, um über die Gedichte den Zauber des höchsten Wohllauts zu verbreiten. Es scheint, als ob der Dichter, mit Hintansetzung alles Uebrigen, seine ganze Kraft und seine ganze Kunst auf diesen Einen Punkt habe wenden wollen; auch hat er seinen Zweck vollkommen erreicht rc. Mit Einem Worte, diese Gedichte sind in Beziehung auf den Wohllaut Meisterwerke seltener Art."

An diese Künstlerromanzen im antiken Geschmacke schließt sich „Kampaspe" an, eine der einheitlich vollendetsten der Schlegel'schen Romanzen, welche einen hochherzigen Moment aus dem Leben Alexanders des Großen gegenüber dem Maler Apelles zur Grundlage hat; aber die „schöne Sinnlichkeit" derselben in Form und Farbe erscheint unserm Hellenengefühl doch etwas zu lüstern, wenn wir auch ganz dem Aesthetiker Schlegel beistimmen, wo er sagt: „Cythere zeigt sich nackt, warm athmend noch im Stein, und weckt Begierden nur in pöbelhaften Sinnen." — Ein würdiges Künstlerbild bei aller Flüchtigkeit der Umrisse ist sein Leonardo da Vinci, freilich überwiegt das didaktisch-reflexive Element zu sehr über das epische, wodurch die Darstellung etwas Zwitterhaftes erhält. — Mit der Romanze „Fortunat" (wie auch der „Erhörung" u. a.) sehen wir Schlegel auf seinem eigentlichen Felde, dem des Romanischen, nach Stoff und Form, nicht ohne die Ingredienzen des Schwärmerischen und Frivolen.

Julian Schmidt (Geschichte d. deutsch. Literatur rc. Leipz. 1855, I., 66 fg.) spricht von Schlegel's Balladen: „Der Ton, den Schiller in der Ballade angeschlagen hatte, pflanzte sich sofort auf die übrigen Dichter seiner Schule über, um so mehr, da die Stimmung in der Zeit lag. Bei dem eifrigsten Mitarbeiter dieser Gattung, bei A. W. Schlegel, würde man sich versucht fühlen, an eine Nachbildung zu glauben, wenn nicht zwei seiner Balladen Sibylle (1787) und Ariadne (1790), die im Ton sehr stark an Kassandra und Hero und Leander erinnern, vor denselben geschrieben wären. Bei den folgenden: Pygmalion (1790), Arion, Prometheus (1797), Kampaspe (1798), ist nun freilich die Einwirkung des Schiller'schen Styls nicht zu verkennen, die Verwandtschaft liegt nicht bloß in dem Stoff, der dem Alterthum entnommen und sentimentalisch oder auch romantisch behandelt ist, sondern auch in der Tendenz. Auch sie feiern die Kunst und ihre Macht über das menschliche Gemüth wie über die Natur. Im Arion macht sich der Delphin dem Künstler dienstbar, im Pygmalion beugen sich die Naturgesetze vor der künstlerischen Sehnsucht rc. Die Ausführung bleibt freilich sehr weit zurück. Schlegel war ein vorzüglicher Sprachkünstler, aber kein geborner Dichter. Seine Einbildungskraft war arm und er konnte nie aus dem Vollen schöpfen. Darum haben seine Gestalten etwas Gedrechseltes. Daß in jener Zeit ein hochgebildeter Mann sein eigenes Talent so sehr verkennen konnte, wird begreiflich, wenn man die damalige Lage der Literatur in Anschlag bringt. Daß die Poesie die höchste, ja im Grund die einzig würdige Thätigkeit des Menschen sei, galt im Kreise von Weimar für eine ausgemachte Sache. Die innere Neigung trieb alle Welt zur Poesie. Nun war die Dichtkunst in der Lage, sich mühsam eine Form suchen zu müssen, und selbst bei Goethe und Schiller sahen die Gedichte zuweilen wie Experimente aus, die der Hauptsache, den ästhetischen Gesetzen, zu gut kommen sollten. Hier thätig einzugreifen, mußte sich Schlegel mit seinem überwiegend formalen Talente um so mehr versucht fühlen, da er den Vortheil der strengen Methode voraus hatte, und da er seinen warmen Antheil und sein eindringendes Verständniß der neuen Bewegung, wie es in solchen Fällen gewöhnlich geschieht, für innern

Beruf hielt. Bei einem großen Theil der damaligen Generation, die auf die formale Seite vorzugsweise ihre Aufmerksamkeit richtete, wurden Schlegel's Balladen sogar über die Schiller'schen gestellt. „Arion“ hat mit Recht das größte Lob gefunden, wegen der anmuthigen Melodie, die etwas an die Braut von Korinth erinnert, und weil in der Erzählung der Balladenschritt besser beobachtet ist als in den übrigen, wo man gar nicht von der Stelle kommt. Aber auch im Arion sieht man das Gemachte, und nebenbei ist der Inhalt sehr arm. Ganz unerträglich ist die schwülstige, träg dahin schleichende Sprache in Ariadne und Pygmalion ꝛc. Es ist merkwürdig, wie Schlegel, der doch in seinen Uebersetzungen so meisterhaft über die Form gebot, wenn er einen eigenen Gedanken ausdrücken wollte, die Zunge gelähmt sah.

Schriften.

Shakspeare's dramatische Werke, übersetzt. 8 Bde. Berl. 1797—1801. Bd. 9. 1810. — (Von Ludw. Tieck ergänzt und erläutert. 9 Bde. Berl. 1825—33.) N. Ausg. m. Kupfern. 12 Bde. 1850—51.
Horatio Walpole's Schriften, übersetzt. Leipz. 1800.
Jon, ein Schauspiel. Hamburg 1803.
Comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripide. Paris 1807.
Romantische Wälder. (In Gemeinschaft mit Friedrich Schlegel.) Berl. 1808
Poetische Werke. 2 Bde. Heidelb. 1811. Neue Aufl. 1820.
Sur la système continental. Hamb. 1813.
Betrachtungen über die Politik der dänischen Regierung. o. O. 1814.
Observations sur la langue et la littérature des Provencales. Par. 1818.
Betrachtungen über die vornehmsten Begebenheiten der französischen Revolution. Aus dem Französischen der Mad. Staël. 6 Bde. Heidelb. 1819.
Indische Bibliothek. I—III. 1. Bonn 1820—30.
Pshagavad-Gita. Bonn 1823.
Ueber Theorie und Geschichte der bildenden Künste. Vorlesungen. Berl. 1827.
Kritische Schriften. 2 Thle. Berl. 1828.
Hidopadesas. 2 Bde. Bonn 1829—31.
Ramayana. 2 Bde. Bonn 1829—1846.
Essais littéraires et historiques. Bonn 1842.
Sämmtliche Werke. Herausg. von Ed. Böcking. 12 Bde. Leipz. 1846—47.
Oeuvres, écrites en francais, et publiées par Edouard Böcking. Leipz. 1846.

Briefe Schiller's und Goethe's an A. W. Schlegel. Leipz. 1846.

84. Sibylle.

Einsam in der Felsenhöhle,
Tiefen Ernst in keuscher Seele,
Wohnte Phöbus' Priesterin.
Oft, in stiller Nächte Hüllen,
Nahte sich der Gott Sibyllen,
Zu erleuchten ihren Sinn.

Staunend fiel sie vor ihm nieder,
Ihr erschauerten die Glieder,
Die der hohe Gast durchdrang.
Und sie öffnete die Lippen,
Und es schollen rings die Klippen
Von prophetischem Gesang.

Auf geweihte Palmenblätter
Grub sie dann den Spruch der Götter,
Von Apoll ihr offenbart.
Vieler Menschen Söhne kamen,
Fragten, lasen, und vernahmen,
Was der Zukunft Schooß bewahrt.

Aber öfters fuhr der Flügel
Eines Sturmwinds, trotz dem Riegel
Ihrer Pforte, durch die Gruft,
Ach, und riß die leichten Blätter
Ohne Schutz und ohne Retter
Sausend in die öde Luft.

Die Prophetin, unbekümmert
Um ihr Werk, vom Sturm zertrümmert,
Haschte keines je zurück.
Wer von ihr in bangen Nöthen
Trost gehofft und Trost gebeten,
Fluchte dann auf sein Geschick.

Weisheit läßt mit sich nicht scherzen.
Menschen, haltet fest im Herzen
Die Orakel der Vernunft!
Weh, wenn vor der Lüfte Toben
Maß und Ordnung weggestoben!
Hoffet keine Wiederkunft.

85. Die Erhörung.

„Schöne Fatme! schöne Fatme!
Drunten in des Vaters Garten
Blühen sieben Mandelbäume;
Willst du nicht der Blüthen warten?

„In der Mandelbäume jedem
Sitzt ein Paar von Nachtigallen;
Willst du kommen, willst du lauschen,
Wie die süßen Lieder hallen?

„In der Mandelbäume Schatten
Sprudelt eine Wasserquelle;
Willst die warme Nacht nicht ruhen
An dem Brunnen, kühl und helle?

„Schon so viele Monden wandl' ich
Alle Nächte hier, du Spröde,
Und du kommst nicht an dein Fenster,
Gibst mir weder Gruß noch Rede.

„Sieh, ich weiß die Schlich' und Gänge,
Lange lag ich auf der Lauer;
Drüben bei dem Dornenhügel
Ueberklettr' ich leicht die Mauer.“ —

„„Böser Sänger! böser Sänger!
Störst mich so in meinem Schlafe!
Leise, leise, daß die Mutter
Nicht erwach' und mich bestrafe!

„„Böser Sänger! böser Sänger!
Muß ich so hinunter schleichen,
Muß den Thau mit zarten Füßen,
Armes Kind! vom Rasen streichen! —

„„Nur behutsam, guter Abdul,
Nur behutsam spring die Mauer!
Wenn du fällst und dich verwundest,
Ach, du gibst mir Noth und Trauer!““

---

86. Arion.

Arion war der Töne Meister,
Die Cither lebt' in seiner Hand;
Damit ergötzt' er alle Geister,
Und gern empfing ihn jedes Land.
Er schiffte goldbeladen
Jetzt von Tarent's Gestaden,
Zum schönen Hellas heimgewandt.

Zum Freunde zieht ihn sein Verlangen,
Ihn liebt der Herrscher von Korinth.
Eh' in die Fremd' er ausgegangen,
Bat der ihn, brüderlich gesinnt:
‚Laß dir's in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren, wer gewinnt.'

Arion sprach: „Ein wandernd Leben
Gefällt der freien Dichterbrust;
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie sei auch vieler Tausend Lust.
An wohlerworbnen Gaben
Wie werd' ich einst mich laben,
Des weiten Ruhmes froh bewußt!“ —

Er steht im Schiff am zweiten Morgen,
Die Lüfte wehen lind und warm.
„O Periander, eitle Sorgen!
Vergiß sie nun in meinem Arm.
Wir wollen mit Geschenken
Die Götter reich bedenken,
Und jubeln in der Gäste Schwarm.“ —

Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut,
Er hat nicht allzuviel den Wogen,
Den Menschen allzuviel vertraut.
Er hört die Schiffer flüstern,
Nach seinen Schätzen lüstern,
Doch bald umringen sie ihn laut.

„‚Du darfst, Arion, nicht mehr leben.
Begehrst du auf dem Land ein Grab,
So mußt du hier den Tod dir geben,
Sonst wirf dich in das Meer hinab!'“ —
„So wollt ihr mich verderben?
Ihr mögt mein Gold erwerben,
Ich kaufe gern mein Blut euch ab.“ —

„‚Nein, nein! wir lassen dich nicht wandern,
Du wärst ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir vor Periandern,
Verriethst du, daß wir dich beraubt?
Uns kann dein Gold nicht frommen,
Wenn wieder heim zu kommen
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt.'“ —

„Gewährt mir denn noch Eine Bitte,
Gilt, mich zu retten, kein Vertrag:
Daß ich nach Citherspieler Sitte,
Wie ich gelebet, sterben mag.
Wann ich mein Lied gesungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag.“ —

Die Bitte kann sie nicht beschämen,
Sie denken nur an den Gewinn;
Doch solchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.
»Und wollt ihr ruhig lauschen,
Laßt mich die Kleider tauschen,
Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin.«

Der Jüngling hüllt die schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter farbiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Cither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Er scheint erquickt die Luft zu trinken,
Er strahlt im Morgensonnenschein.
Es staunt der Schiffer Bande,
Er schreitet vorn zum Rande,
Und sieht in's blaue Meer hinein.

Er sang: »Gefährtin meiner Stimme!
Komm, folge mir ins Schattenreich!
Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich.
Elysiums Heroen,
Dem dunkeln Strom entflohen!
Ihr friedlichen, schon grüß' ich euch!

»Doch könnt ihr mich des Gram's entbinden?
Ich lasse meinen Freund zurück.
Du gingst, Eurydicen zu finden;
Der Hades barg dein süßes Glück.
Da wie ein Traum zerronnen,
Was dir dein Lied gewonnen,
Verfluchtest du der Sonne Blick.

»Ich muß hinab, ich will nicht zagen!
Die Götter schauen aus der Höh'.
Die ihr mich wehrlos habt erschlagen,
Erblasset, wenn ich untergeh'!
Den Gast, zu euch gebettet,
Ihr Nereïden, rettet!« —
So sprang er in die tiefe See.

Ihn decken alsobald die Wogen,
Die sichern Schiffer segeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte sie ein Zauberwort;
Eh' Fluthen ihn ersticken,
Beut einer ihm den Rücken
Und trägt ihn sorgsam hin zum Port.

Des Meers verworrenes Gebrause
Ward stummen Fischen nur verliehn;
Doch lockt Musik aus salz'gem Hause
Zu frohen Sprüngen den Delphin.
Sie konnt' ihn oft bestricken,
Mit sehnsuchtsvollen Blicken
Dem falschen Jäger nachzuziehn.

So trägt den Sänger mit Entzücken
Das menschenliebend sinn'ge Thier.
Er schwebt auf dem gewölbten Rücken,
Hält im Triumph der Leier Zier.
Und kleine Wellen springen
Wie nach der Saiten Klingen
Rings in dem bläulichen Revier.

Wo der Delphin sich sein entladen,
Der ihn gerettet uferwärts,
Da wird dereinst an Felsgestaden
Das Wunder aufgestellt in Erz.
Jetzt, da sich jedes trennte
Zu seinem Elemente,
Grüßt ihn Arions volles Herz:

»Leb' wohl, und könnt' ich dich belohnen,
Du treuer, freundlicher Delphin!
Du kannst nur hier, ich dort nur wohnen,
Gemeinschaft ist uns nicht verliehn.
Dich wird auf feuchten Spiegeln
Noch Galatea zügeln,
Du wirst sie stolz und heilig ziehn.«

Arion eilt nun leicht von hinnen,
Wie einst er in die Fremde fuhr;
Schon glänzen ihm Korinthus' Zinnen,
Er wandelt singend durch die Flur.
Mit Lieb und Lust geboren,
Vergißt er, was verloren,
Bleibt ihm der Freund, die Cither nur.

Er tritt hinein: »Vom Wanderleben
Nun ruh' ich, Freund! an deiner Brust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie wurde vieler Tausend Lust.
Zwar falsche Räuber haben
Die wohlerworbnen Gaben,
Doch bin ich mir des Ruhms bewußt.«

Dann spricht er von den Wunderdingen,
Daß Periander staunend horcht.
‚Soll jenen solch ein Raub gelingen?
Ich hätt' umsonst die Macht geborgt!
Die Thäter zu entdecken,
Mußt du dich hier verstecken,
So nahn sie wohl sich unbesorgt.' —

Und als im Hafen Schiffer kommen,
Bescheidet er sie zu sich her:
‚Habt vom Arion ihr vernommen?
Mich kümmert seine Wiederkehr.' —
„‚Wir ließen, recht im Glücke,
Ihn zu Tarent zurücke.'“ —
Da, siehe! tritt Arion her.

Gehüllt sind seine schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Cither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Sie müssen ihm zu Füßen sinken,
Es trifft sie wie des Blitzes Schein.
„,Ihn wollten wir ermorden;
Er ist zum Gotte worden:
O schläng' uns nur die Erd' hinein!"' —

„Er lebet noch, der Töne Meister;
Der Sänger steht in heil'ger Hut.
Ich rufe nicht der Rache Geister,
Arion will nicht euer Blut.
Fern mögt ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte, fahren;
Nie labe Schönes euern Muth!"

---

87. Pygmalion.

In qual' parte del ciel', in quale idea
Era l'esempio, onde natura tolse
Quel bel viso leggiadro, in ch'ella volse
Mostrar quaggiù, quando lassù potea.
Petrarca.

Festlich duften Cypriens Altäre,
Von Gesang ertönet Paphos' Hain.
Schön geordnet ziehn geschmückte Chöre
In den myrtumkränzten Tempel ein.
Rosig blüh'nde Mädchen, zarte Knaben
Alle bringen sie Gelübd' und Gaben,
All' erflehn, Verlangen in der Brust,
Liebe, Reiz und Jugendlust.

Wollust athmet aus den Rosenlauben,
Wo sich willig manches Paar verirrt,
Wo ein Paar von buhlerischen Tauben
Ihrer Ankunft süß entgegen girrt.
Küsse hört man flüstern in den Büschen,
Wo sich Licht und Dunkel lieblich mischen,
Wo der Grund, mit Moosen überwebt,
Sich zum Lager schwellend hebt.

Aber einsam in sich selbst verschlossen,
Schaut Pygmalion dem Feste zu;
Das Frohlocken muthiger Genossen
Weckt ihn nicht aus seiner ernsten Ruh.
Suchtest du denn von den Schönen allen,
Holder Jüngling, keiner zu gefallen?
Oder hat, für die dein Sinn entbrannt,
Spröde sich dir abgewandt?

Ach, ihm kam wohl mancher Gruß entgegen,
Mancher Wink verhieß ihm Gunst und Glück,
Und es hob von schnellern Herzensschlägen
Mancher Busen sich vor seinem Blick.
Doch umsonst! nie öffnet er die Arme,
Daß davon umstrickt ein Herz erwarme;
Dieser Mund, wo frisch die Jugend blüht,
Wird von Küssen nie durchglüht.

Höher strebt sein einziges Begehren.
Hingeschmiegt an einen zarten Leib
Würde dennoch Sehnsucht ihn verzehren;
Was ihm fehlt, gewährt kein irdisch Weib.
Nicht um Blumen, gleich dem Schmetterlinge,
Auf zur Sonne mit des Adlers Schwinge
Schwebt sein Geist, und athmet reine Luft,
Unberauscht von süßem Duft.

Zur Geliebten hat er sich erlesen,
Die noch nie ein sterblich Auge sah;
Nur ein Schatte, doch ein mächtig Wesen,
Ist sie fern ihm, und doch ewig nah.
Tief in seines Innern heil'ger Stille
Pflegt die Dichtung sie mit reger Fülle,
Und umarmt das göttlich schöne Bild,
Halb von eignem Glanz verhüllt.

In erstauntes Anschaun so versunken,
Fühlt er sich allein, wann er erwacht.
„Götter", seufzt er dann, „nur Einen Funken,
Einen Funken eurer Schöpfermacht!
Bin ich bloß zu eitlem Wahn geboren?
Meine Lieb an einen Traum verloren,
Der von ihrem Odem nie beseelt
Liebevoll sich mir vermählt?

„Oder thronet, die ich lieb', im Saale
Des Olymp mit sel'ger Allgewalt?
Trinkt sie jeden Tag aus goldner Schaale
Jugend und ambrosische Gestalt?
Wird sie zürnend den Vermeßnen tödten,
Der in Lieb' entbrennt, statt anzubeten?
Oder lächelt sie, voll Größ' und Huld,
Seiner hoffnungslosen Schuld?

„Göttin! deren neugeborne Schöne
Einst das Meer in Purpurgluth getaucht!
Du, die in der Brust der Menschensöhne,
Wie der Götter, linde Wonne haucht!
Sieh mit unaussprechlichem Verlangen
Mich am Schatten deines Bildes hangen;
Diese Züge hoher Anmuth lieh
Nur von dir die Phantasie.

„Zwar dich darf kein Sterblicher erblicken,
Wie du bist, wie dich der Himmel kennt;
Kaum durchblitzen würd' ihn das Entzücken
Einen schnell vernichtenden Moment.
Aber laß, wie Frühlingswehn, dein Lächeln
Eine jungfräuliche Stirn umfächeln,
Wie die Sonn' im Bache sich beschaut:
Und ich grüße sie als Braut!“

Also fleht er oft, doch aus den Sphären
Steigt Erhörung niemals ihm herab.
Nur die Kraft kann seinen Wunsch gewähren,
Die zuerst dem Wunsche Flügel gab.
Hoffst du Labung außer dir? Vergebens!
In dir fließt die Quelle schönen Lebens;
Schöpfe da, und fühle froh geschwellt
Deine Brust, dein Aug' erhellt.

Eine Stimme, tröstend im Versagen,
Flüstert in die Seel' ihm diesen Rath.
Nein! nicht länger will er schmachtend zagen,
Träume riefen zu Entschluß und That.
Muthig, was er liebt, sich zu erschaffen,
Schärft er seines Geistes goldne Waffen;
Still verheißt dem Sinnenden die Kunst
Hülfe, statt der Götter Gunst.

Jener Zaubrer wandelnder Gestalten,
Dädalus, erzog ihn einst für sie,
Lehrt' ihn Bildung aus dem Stoff entfalten,
Bis sie schön zum Ebenmaß gedieh.
Gern besiegt von seines Meißels Schlägen,
Schien der starre Felsen sich zu regen,
Und er ward auf seines Lehrers Spur
Nebenbuhler der Natur.

Wie Prometheus Menschen, seine Brüder,
Bildet er der Götter ganzes Chor;
Zog zur Erde nur den Himmel nieder,
Nicht die Erde zum Olymp empor.
Edle Wesen, irdische Heroen,
Doch nicht groß wie die unnennbar Hohen,
Schien ihr mildres, nicht umstrahltes Haupt
Der Unsterblichkeit beraubt.

Und der Künstler wohnt' in ihrer Mitte,
Frei und fröhlich ihnen zugesellt,
Sie bewirthend nach der biedern Sitte
Jener ersten unschuldvollen Welt,
Wo die Himmlischen auf stillen Fluren
Oft mit Menschen Freud und Leid erfuhren,
Wo Apoll, ein unerkannter Hirt,
Singend Tempe's Thal durchirrt.

Aber seit ein namenloses Sehnen,
Süß und quälend, seine Brust entzweit,
Seit der Wahn des nie erblickten Schönen
Ihn berauscht mit Allvergessenheit,
Ließ er ruhn die kunstbegabten Hände,
Unbesorgt, ob er ein Werk vollende,
Das nur halb, mit zweifelhaftem Sieg,
Aus dem Stein in's Leben stieg.

Nun, da zu der holden Unsichtbaren
Ihn hinan des Muthes Fittig trägt,
Will er seinen Augen offenbaren,
Was sein Busen heimlich längst gehegt.
In der Fluth begeisternder Gedanken,
Die entbunden um die Sinne schwanken,
Liebeglühend, tritt Pygmalion
In der Werkstatt Pantheon.

Und, o Wunder! in verklärtem Lichte
Stehen rings die stolzen Bilder da;
Es enthüllt dem staunenden Gesichte
Gottheit sich, wie er sie nimmer sah.
Wie von reinem Nektarthau durchflossen,
Wonnevoller Ewigkeit Genossen,
Schön und furchtbar, scheinen sie erhöht
Zu des Urbilds Majestät.

Auf des Donnergottes heitre Brauen
Wallt der Locken hoher Schwung zurück;
Juno thront, die Königin der Frauen;
Pallas senkt den sinnig ernsten Blick.
Bacchus bietet hold die frohen Gaben,
Weiche Jugend blüht dem Götterknaben;
Hermes regt den Sinn, behend und schlau,
Mit der Glieder leichtem Bau.

Selbstgenügsam, in entzückter Feier
Schwebt Apoll, mit Daphne's Laub umkränzt,
Haucht Gesänge zu der stummen Leier,
Die in seinem Arm, ein Kleinod, glänzt.
Und o du! süßlächelnde Dione,
Mit der Anmuth zartem Gürtel, schone!
Gab er nicht zum Opfer Seel' und Sinn
Ganz, Urania, dir hin?

Freudig, doch mit ahnungsvollem Schweigen,
Blickt er auf der Himmelsmächte Kreis,
Richter sind sie ihm und heil'ge Zeugen,
Wie er ringt nach der Vollendung Preis;
Nicht zu ruhn, noch feige zu ermatten,
Schwört er, bis er den geliebten Schatten,
Einen Fremdling in der niedern Welt,
Seinen Göttern dargestellt.

Schöner Stein! in Paros kühlen Grüften
Hat die Oreade dir gelacht;
Ja, du wurdest aus den Felsenklüften
In beglückter Stund' hervorgebracht!
Von der Hand Pygmalions erkoren,
Reiner Marmor! wirst du neu geboren.
Was sein Stahl dir liebend raubt, vergilt
Tausendfach das holde Bild.

Wann Aurora kaum noch deine Weiße
Röthet, eilt der Künstler schnell herzu,
Und ihn winkt von immer süßerm Fleiße
Nur die Nacht gebieterisch zur Ruh.
Wann des Schlafes Arm' ihn leis' umfangen,
Spielt um ihn das schmeichelnde Verlangen,
Zeichnet sein gelungnes Werk der Traum
Dämmernd in des Aethers Raum.

Endlich geht die freundlichste der Sonnen
Ueber ihm, Vollendung bringend, auf.
Endlich, endlich ist das Ziel gewonnen,
Und die Palme kühlt des Siegers Lauf.
Vor ihm blüht das liebliche Gebilde,
Gleich der Rose, der die Frühlingsmilde,
Welche webend, athmend um sie floß,
Kaum den Purpurkelch erschloß.

Hüllenlos, von Unschuld nur umgeben,
Scheint sie sich der Schönheit unbewußt.
Ihre leicht gebognen Arme schweben
Vor dem Schooß und vor der zarten Brust.
Reine Harmonie durchwallt die Glieder,
Deren Umriß, von der Scheitel nieder
Zu den Sohlen, hingeathmet fliegt,
Wie sich Well' in Welle schmiegt.

Schön begränzt ihr Dasein stille Gnüge,
Friedlich wohnet es in sich daheim,
Und es ruht im Spiel der linden Züge
Unentfaltet künft'ger Liebe Keim.
Gleich als ob sie nimmer traur' und zürne,
Lacht ihr heller Blick, die ebne Stirne;
Ihre halbgeschloßne Lippe schwoll,
Süßer Tön' und Küsse voll.

Selig festgezaubert im Betrachten,
Schaut Pygmalion und glüht und schaut.
Bald verstummt er, aufgelöst in Schmachten,
Bald erschallt des Herzens Hymne laut.
Einen Gegenstand der Huldigungen
Hat sich nun die treue Lieb' errungen,
Die nach dem, was nirgends war, zuvor
In der Oede sich verlor.

Seine Seele, die Erwiedrung heischet,
Leihet der Geliebten, was sie fühlt,
Gern vom eignen Wiederschein getäuschet,
Der um jene Jugendfülle spielt.
Mit des Steines nachgeahmtem Leben
Strebt er sich so innig zu verweben,
Daß sein Herz, von Lieb' und Lust bewegt,
Wie in beider Busen schlägt.

Was ersann er nicht, ihr liebzukosen?
Welche süße Namen nannt' er nicht?
Das Gebüsch verarmt an Myrt' und Rosen,
Die er sorgsam ihr in Kränze flicht.
Aber ach! wann wird ihr holdes Flüstern
Seinen Liebesreden sich verschwistern?
Wann besiegelt der erwärmte Mund
Wiederküssend ihren Bund?

Lächelnd einst, wie mildes Frühlingswetter,
Schaut Urania vom lichten Thron,
Von der Menschen Vater und der Götter
Fordert sie der reinsten Treue Lohn:
‚Sieh! allein von allen Erdensöhnen
Hat Pygmalion, dem höchsten Schönen
Huldigend, und frei vom Sinnenbrand,
Sich zu meinem Dienst gewandt.

‚Nicht aus Trotz zu eitlem Schöpferruhme,
Folgsam lauschend nur dem innern Ruf,
Stellt' er im verborgnen Heiligthume
Uns die Gattin dar, die er sich schuf.
Jenen Funken, den Prometheus raubte,
Zum Verderben seinem stolzen Haupte,
Gib ihn mir für den bescheidnen Sinn
Meines Künstlers zum Gewinn!'

So die Göttin, und mit Wohlgefallen
Winkt ihr Zeus, und neigt den Herrscherstab;
Locken, den Olymp erschütternd, wallen
Auf die Stirn ambrosisch ihm herab.
Ein gewohntes Opfer darzubieten,
Stand Pygmalion in Duft und Blüthen,
Als es wie ein Blitz sein Mark durchdrang,
Daß er zagend niedersank.

Doch ihn locken ferne Melodieen
Zauberisch in's Leben bald zurück.
Rosenfarbne Morgenschimmer fliehen
Um das Bild und laben seinen Blick.
Wie von eines Aetherbades Wogen
Wird sie sanft gewiegt und fortgezogen.
„Soll sie eures Himmels Zierde sein?
Götter! Götter! sie ist mein.“

Und er fliegt hinzu und schlingt die Arme
Kühn und fest um das geliebte Weib.
Glühend, schauernd fühlt er, sie erwarme;
Seinem Drucke weicht der Marmorleib.
Und es schlägt ihr Herz die ersten Schläge,
Und die Pulse werden hüpfend rege,
Und das Drängen junger Lebenslust
Schwellt die ungeduld'ge Brust.

Und ihr Auge! — Wonne würd' ihn tödten,
Schlöß' es sich dem fremden Tage nicht.
Ach, sie drückt mit schüchternem Erröthen
An des Jünglings Busen ihr Gesicht!
Liebe! Liebe! stammeln Beider Zungen,
Und die Seelen, ganz in Eins verschlungen,
Hemmt ein Kuß im schwesterlichen Flug
Mit geheimnißvollem Zug.

88. Leonardo da Vinci.

Florentiner! Florentiner!
Was muß euern Sinn verkehren,
Daß ihr eure großen Männer
Fremden überlaßt zu ehren?

Dante, welcher göttlich heißet,
Klagt, daß ihn sein Land verstoße;
Sein verbannter Leib ruht ferne
Von der harten Mutter Schooße.

Und der alte Leonardo
Weilte bei euch, halb vergessen,
Der an euren Kriegesthaten
Jung des Pinsels Kraft gemessen.

Zwar ein Stern, der hoch und herrlich
An der Künste Himmel funkelt,
Michel Angel' Buonarotti,
Hatte seinen Ruhm verdunkelt.

Dieser strebt in wildem Trotze
Die Natur zu unterjochen;
Jener bildet, sinnig forschend,
Was sie leis' ihm ausgesprochen.

Nicht den Stolzen duldend, muß er
Noch zu fremdem Volk und andern
Menschen, aus Florenz, der schönen,
Ein bejahrter Pilger wandern. —

Ritter Franz, der edle König,
Rief den weisesten der Maler,
Gab ihm Raum, nach Lust zu schaffen,
Hoch zu ehren ihn befahl er.

Zur Vollbringung der Entwürfe
Scheint ihn neuer Muth zu stärken;
Aber bald hört man ihn klagen
Ueber angefangnen Werken:

»Sieh, mein Leben ist am Ziele,
Und die Kunst noch kaum begonnen,
Haben gleich mir gute Parzen
Lang den Faden ausgesponnen.

»Weit in unentdeckten Fernen
Breiten Klarheit die Gedanken;
Doch das Nächste zu vollenden,
Fühl' ich meine Hand erkranken.«

Und er mußte wider Willen
Hin sich strecken auf das Lager,
Würdig schön in siechem Alter,
Weiß von Bart und still und hager.

Als der König das vernommen,
Füllt es ihn mit bangen Schmerzen,
Denn er hielt ihn wie ein Kleinod
Seinem Reich und seinem Herzen.

Eilig, wie zu einem Vater,
Tritt er in des Kranken Zimmer,
Kommen sieht ihn Leonardo
Mit des Aug's erloschnem Schimmer.

Und er will empor sich richten,
Seinen jungen Freund zu segnen,
Dessen Arme, dessen Hände
Liebreich stützend ihm begegnen.

Heiter lächelt noch sein Antlitz,
Schon erblaßt wie einem Todten,
Aber bald, im Mund erstorben,
Ist der Gruß sein letzter Othem.

Lange harrt der König schweigend,
Ob er nicht erwachen werde. —
„Ruh' der kunstbegabten Seele!
Und dem Leib sei leicht die Erde!

„Keine Weisheit, keine Tugend
Kann das herbe Schicksal wenden;
Was der Tod ihm störte, wird es
Je ein geist'ger Sohn vollenden?

„Darum, weil dies Leben dauert,
Laßt den Heldentrieb entbrennen!
Wie dein ernster Spruch mich lehrte:
Was ich soll, das will ich können!“

89. Die Warnung.

Es tritt ein Wandersmann herfür
An eines Dorfes Schenke.
Er setzt sich vor des Hauses Thür
Im Schatten auf die Bänke,
Legt seinen Bündel neben sich,
Bittet den Wirth bescheidentlich,
Mit einem Trunk ihn zu laben.

Da zechen an dem nächsten Tisch
Zwei wilde rohe Buben.
»Heda, Herr Wirth! und gebt uns frisch,
Was kauzt Ihr in der Stuben?
Diese Nacht so durchgeschwärmt,
Heute von Morgens früh gelärmt,
Wir wollen nicht nüchtern werden.

»Ha, Bruder, war das nicht ein Spaß!
Es geht mir nichts darüber,
Und lieb' ich schon das volle Glas,
Hab' ich doch Unfug lieber.
Ach, wie wird verwundert sein
All' die werthe Christengemein!
Wie wird der Pfaffe nicht toben!

»Da draußen erst den Nepomuk
Mit seinen sieben Sternen,
Ich schob ihn an den Rand zuruck,
Bald muß er schwimmen lernen;
Schüttert was, so plumpt er 'nein,
Rudert wohl mit dem Jesulein,
Den hält der Narr in den Armen.

»Alsdann hinunter längs dem Thal
Der Wallfahrt Stationen,
Die dreizehn Steine allzumal
Mit Christi Passionen,
So beschmiert, verziert aufs Fest,
Daß das Lachen kein Einz'ger läßt,
Wenn sie zum Beten da knieen.«

Der Andre sprach: »Wenn's Prahlen gilt,
So steh' ich alle Wetten.
Der Schnurrbart am Marienbild,
Und dann die Kron' aus Kletten,
Die ich ihm zu Nacht bescheert,
Sind wohl deine Geschichten werth,
Und es ist noch nicht das Beste.

»Dort auf dem Fels am hohen Kreuz,
Statt Christi leid'ger Fratze,
Hängt' nun — o in der Seel' erfreut's! —
Des Nachbars todte Katze.
Wenn sie nun auf ihrer Bahn
Ziehn die Stufen zur Kirch' hinan,
Das wird was Erbauliches werden!«

Der Wandersmann schaut ernst und still,
Da sie die Red' erhuben.
Sie achten erst nicht, was er will,
In ihrem Rausch, die Buben;
Beide riefen dann zugleich:
»Kümmert Euch, Duckmäuser, um Euch!
Was soll das Gaffen und Horchen?«

Der Wandersmann sagt nicht ein Wort,
Und schaut nur unbeweglich,
Und ihnen wurde fort und fort
Sein Blick mehr unerträglich.
»Wenn Ihr nicht die Frechheit laßt«,
Sagten sie, »solchen Heuchlergast,
Den muß man mit Schlägen verjagen.«

»»Mich schlägt ein Andrer wohl als ihr,
Ihr mögt kein Haar mir kränken;
Ich bin auf kurze Frist nur hier,
Doch sollt ihr mein gedenken!
Junges Blut hat Frevelmuth;
Thut nicht ferner, so wie ihr thut,
Und laßt bei Zeiten euch warnen!

»»Sonst schließt ihr einen Bund der Treu'
Mit Judas' falscher Rotte;
Den Heiland kreuzigt ihr aufs neu
Mit solchem kecken Spotte!«« —
»Ja doch, da geschäh' ihm recht,
Weil sich der einfältige Knecht
Das erstemal kreuzigen lassen.« —

»»Ich weiß gewiß, ihr sprächt nicht so,
Wär't ihr einst mitgegangen;
Ihr hättet nicht, der Qualen froh,
Am Kreuz ihn sehen hangen,
Wie aus bittern Wunden quoll,
Aller Lieb' und Erbarmung voll,
Sein heilig göttliches Leben.

»»Wie um ihn, ewig hoffnungslos,
Die Freund' und Mutter standen,
Und er im Busen trug ihr Loos
Bei grimmen Todesbanden;
Neigt sein Haupt in Finsterniß,
Durch die Himmel geschieht ein Riß,
Und innerlich schauert die Erde.«« —

»Ei seht, der macht uns glauben gar,
Er wär' dabei gewesen.
Was er erzählt, kann man fürwahr
In alten Tröstern lesen!
Sagt uns doch, wie alt Ihr seid,
Daß Ihr saht, was vor ew'ger Zeit
Und nimmer vielleicht ist geschehen?« —

„„Ich bin nicht alt, ich bin nicht jung,
Mein Leben ist kein Leben.
Wie rastlos kreist der Sonnen Schwung,
Muß ich hier unten schweben.
Greiser wird das Haar mir nicht,
Nicht gerunzelter mein Gesicht,
Das niemals lachet noch weinet.

„„Ich war, wie ihr, von frechem Muth
In meinen ersten Tagen;
An mir that keine Lehre gut,
Kein Warnen half, noch Sagen.
Als der Hohenpriester Amt
Heuchlerisch nun den Christ verdammt,
Da wollt' ich mein Müthchen auch kühlen.

„„Und als mit schwerer Kreuzeslast
Zum Thor ihn schleppt' die Menge,
Da hatt' ich vor den Andern Hast,
Und stieß ihn im Gedränge.
Matt und lechzend, ohne Schrei'n,
Wollt' er rasten auf einem Stein,
Da schlug ich ihn mit den Fäusten.

„„Geh, rief ich, Jesus! Fort mit dir!
Zum Tod dich endlich schicke!
Der Heiland sah sich um nach mir,
Und sprach mit stillem Blicke:
Ich zwar gehe bald zur Ruh,
Aber wandern sollst nun du,
Und warten, bis ich komme.

„„Dies Wort, dies Wort, dies eine Wort
War Heil mir und Verderben;
Es schirmt mich vor der Seele Mord,
Doch wehrt's mein leiblich Sterben.
Und mich treibt's von Land zu Land,
Und bin Manchem zum Graun bekannt,
Der ewig wandernde Jude.““

Der Fremdling sprach es alles aus
Mit unbewegter Miene,
Doch brennend durch die Stirn heraus
Ein blutroth Kreuz erschiene.
Als die Zwei das Zeichen sahn,
Fällt sie an der Verzweiflung Wahn,
Sie glaubten sich schon in der Hölle.

Und eh' sie Seel' und Leibeskraft
Und Sinne wiederfunden,
Hat er sein Bündel aufgerafft,
Und ist schon weit verschwunden.
An des letzten Hügels Rand
Sehn sie noch, den Stab in der Hand,
Die irre Gestalt hinwanken.

Zu spät zerknirscht sie's und gereut's.
Gott läßt mit sich nicht scherzen.
Es brennt das feurig blut'ge Kreuz
In den lieblosen Herzen.
Kirchentrost ward nicht gespart,
Buße, Gebet und Pilgerfahrt,
Doch lebten die Spötter nicht lange.

Friedrich von Schlegel,

der berühmte philosophische Kritiker, der eigentlichste Begründer der neuern Romantik, besonders der romantischen Ironie, wurde den 10. März 1772 in Hannover geboren. Obwohl anfangs zum Kaufmann bestimmt und in Leipzig Lehrjahre bestehend, war er doch mit gelehrten Schulstudien, denen er sich seit 1788 eifrigst zuwandte, alsbald vertraut geworden und konnte schon 1794, nachdem er in Göttingen und Leipzig hauptsächlich den philosophischen Wissenschaften obgelegen, als Schriftsteller mit einer Abhandlung „über die griechischen Dichterschulen“ und einigen andern Arbeiten verwandten Inhalts auftreten, wie er sich auch durch Charakteristiken und Kritiken an Reichard's Journal „Deutschland“ (seit 1795) und an dessen „Lyceum der schönen Künste“ (1797) betheiligte. Seit 1798 lebte er in Berlin, wo er, mit der Kritik des Platon beschäftigt, sich mit Schleiermacher zur Uebertragung dieses der christlichen Erhebung so nahe stehenden Autors verband, jedoch zurücktrat, nachdem mehrere Bogen bereits gedruckt waren. Im selben Jahre gab er mit seinem Bruder August Wilhelm die Zeitschrift „Athenäum“ heraus, womit er die neue Literaturrichtung bestimmt einleitete. Bisher hatte er in seinen Schriften wesentlich den Standpunkt, welchen Goethe seit seiner italienischen Reise und Schiller in seinen ästhetischen Abhandlungen eingenommen, zu behaupten und den Gegensatz wie das Verhältniß zwischen antiker und moderner Literatur näher zu beleuchten und zu bestimmen gesucht. Mit dem Romane „Lucinde“ (Theil I, Berl. 1799), an welchem schon Schiller das Fratzenhafte, Nebulistische, ewig Formlose und Fragmentarische auffiel, erhob Schlegel nicht eben geschickt die Fahne des neuen Literatenthums; er begann damit zunächst den Kampf gegen die altfränkische Poesie, bahnte jedoch, indem sein Roman selbst vom philisterhaften und prüden Leben zur Natur zurückführen sollte, zugleich der frivolen Genialität den Weg, welche sich dann in neuerer Zeit in Verachtung aller keuschen und heiligen Sitte als Emancipation des Fleisches verrufen und verhaßt gemacht hat (vgl. Pischon V., 480). Bald nachher ließ er sich zu Jena als Privatdozent nieder, veröffentlichte unter andern das „Gespräch über die Poesie“ (1800), worin die romantische Idee schon in voller Rüstung hervortitt; ferner das zweiaktige Trauerspiel „Alarkos“ (Berl. 1802), worin man einerseits den gründlichen Bau einer Tragödie und die würdigste Tiefe der Charakteristik im beschränktesten Raume bewunderte, anderseits nicht viel mehr als eine Sammlung wunderlicher Reime und Assonanzen erblickte, während Schiller dasselbe „ein seltsames Amalgama des Antiken und Neuestmodernen“ nennt und Gervinus den dramatischen Versuchen von Tieck und Werner es anreiht, welche zuerst die stehenden Metra des Alterthums und der Romantik in's Schauspiel einzuführen

strebten, und Geister- und Schicksalsspuck auf die Bühne brachten. Angelegentlich beschäftigte sich Schlegel zu Jena, neben den Dichtungen des Mittelalters und der Werke der ältern Spanier und Italiener, mit den philosophischen Systemen von Kant, Fichte und Schelling. Indem er Fichte's Idealismus und Spinoza's Realismus (doch mit Verwahrungen gegen die Ueberhebung des Ich und gegen den Pantheismus) verband, suchte er aus ihnen die Idee des Schönen zu konstruiren. — Nach einem kurzen Aufenthalte in Dresden reiste er mit seiner Gattin Dorothea, geborene Mendelssohn, im Frühling 1802 nach Paris, hielt Vorlesungen über Philosophie und widmete sich, außer der Kunst und den südlichen Sprachen, unter Leitung des gelehrten Alexander Hamilton vorzugsweise der indischen Sprache und Literatur (Jean Paul in seiner Vorschule der Aesthetik bezeichnet das Indische und die Edda als Mutter der Romantik), welche er 1808 zuerst in Deutschland einführte; auch redigirte er von hier aus die zu Frankfurt gedruckte Zeitschrift "Europa" (2 Bände, 1803), zu welcher auch Arnim und die Naturphilosophen Oken, Ast, Hülsen u. A. Beiträge lieferten.

Zu Anfang 1804 begab er sich nach Köln, wo er zumal durch seine Vorliebe für ältere deutsche Malerei und Kunstdenkmale mit den Brüdern Melchior und Sulpiz Boisserée in Berührung kam, denen er Privatvorlesungen hielt. Nachdem er hier mit seiner Gattin zur katholischen Kirche übergetreten war, die Niederlande und einige Provinzen von Frankreich besucht hatte, ging er 1808 nach Wien, ein noch ungedrucktes historisches Drama, Karl V., durch Benützung historischer Urkunden zu vollenden. Schon im folgenden Jahre erhielt er seine Bestallung als Hoffekretär bei der Staatskanzlei. Als Oesterreich 1809 gegen Napoleon zu den Waffen griff, verfaßte er im Hauptquartiere des Erzherzogs Karl die berühmten Proklamationen, welche damals in ganz Deutschland Aufsehen erregten und als Vorboten glorreicher Thaten betrachtet wurden. Nach dem verhängnißvollen Feldzuge kehrte er nach Wien zurück, hielt seit 1810 öfters und 1812 die Epoche machenden Vorlesungen über die „Geschichte der alten und neuen Literatur", welche nachher (2 Bände, Wien 1813; neue Aufl. 1824) gedruckt erschienen. In diesem mehr durch einen bestechenden Schimmer geistreicher Behandlung als durch Reichthum und Gediegenheit des Inhalts sich empfehlenden Werke hat er seine romantischen Sympathien und religiös-mystischen Tendenzen wie in einem Brennpunkte gesammelt. Die Vorlesungen sollten eine Art Resumé geben alles dessen, was er seit den ersten Versuchen über die griechische Literatur und Geistesbildung während eines Zeitraums von zwanzig Jahren an Kenntnissen und Ansichten über Alterthum, indische Bildung und mittelalterliche Leistungen in Kunst, Sprache und Literatur gewonnen und theilweise auch gelegentlich bekannt gemacht hatte. Daß nun in dem Buche dasjenige, was in romantische Anschauungsweise hinüberreicht, mit eigenthümlicher Vorliebe behandelt wird, während anderes, das wohl an sich größern Anspruch auf Berücksichtigung hat, geringere Beachtung erhält, läßt sich nach dem Standpunkte des Werkes erachten, welches in seinem ganzen Verlaufe die reaktionäre Stimmung seines Verfassers gegen die forttreibenden Kräfte und Motive in Religion, Politik und freier Wissenschaft verräth (vgl. J. Hillebrand's deutsche Nationalliteratur ꝛc. III., 273 f.). Trotz dieser Gebrechen bleibt es ein bedeutendes Werk, und selbst Heinrich Heine, dem es bei der Lektüre desselben vorkam, „als dufte der Weihrauch des Hochamtes aus ihm und als sähe er aus den schönsten Stellen desselben lauter tonsurirte Gedanken hervorlauschen", weiß kein besseres Buch dieses Fachs. — Auch das „deutsche Museum" (1812 und 1813, 24 Hefte) wurde von ihm in Wien unternommen, wo unserm Literator ein günstiger Lebensstern aufgegangen war; denn nicht nur sehen wir ihn seitdem als Mitglied der k. k. Akademie der Künste, sondern auch, nachdem er sich des Fürsten Metternich Vertrauen erworben, als Legationsrath der österr. Gesandtschaft bei dem deutschen Bundestage in Frankfurt auftreten. Bereits 1819 zog er sich jedoch von den politischen Geschäften zurück, um dem Berufe des Literaten, der ihm wesentlich eignete, in Wien mit Muße leben zu können; gab die Zeitschrift „Concordia" (6 Hefte, Wien 1820—23) heraus, besorgte eine Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften, hielt und schrieb Vorlesungen über „Philosophie der Geschichte" (Wien 1828) und „Philosophie des Lebens" (das. 1829), hier auf der Höhe seiner dogmatischen Weltanschauung stehend, in Offenbarung und Tradition lebend und webend, und starb auf einer Reise zu Dresden am 11. Januar 1829.

* * *

„Jede bedeutende geistige Richtung hat ihre hervorragenden, führenden Charaktere. Ein solcher war Friedrich Schlegel für die Romantik. Wie einst Lessing, (s. Jos. v. Eichendorff's Schrift „Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neuern romantischen Poesie in Deutschland", Leipz. 1847) stellte er sich kühn auf jene Höhe der modernen Bildung, die über Vergangenes und Zukünftiges freie Umschau eröffnet, mit staunenswerther Vielseitigkeit Philosophie und Poesie, Geschichte und Kunst, das klassische Alterthum, wie das Mittelalter und den Orient durchforschend. Auch darin ist er Lessing vergleichbar, daß er, wie Jener die skeptische Richtung seiner Zeit, so den geistigen Prozeß der Romantik in ungestümer Konsequenz zu dem Zielpunkte mit sich fortriß, wo die Sache spruchreif und eine Entscheidung unumgänglich wird; und zwar wiederum wie Lessing, nicht als literarisches Kunststück zur eigenen Verherrlichung, sondern aus tiefer Sehnsucht nach der höhern Wahrheit, das ist, nach Versöhnung von Glauben und Wissen in der Religion, oder wie er selbst es schärfer faßt: nach der Einheit der Wissenschaft und der Liebe. Es ist daher eben so stumpfsinnig als ungerecht, ihn, wie von seinen Gegnern noch häufig geschieht, nach den einzelnen momentanen Phasen seines Bildungsganges zu beurtheilen und gleichsam die Blüthe für die taube Hülse verantwortlich machen zu wollen, die sie doch selbst durchbrochen und weggeworfen. Gerade der männliche Fortschritt, der durch alle diese Verwandlungen sichtbar wird und jede, oft liebevoll selbst erbaute Schranke, wenn er sie als solche erkannt, rücksichtslos vor sich niederwirft, ist das Großartige seiner Erscheinung. So sehen wir ihn, zunächst von Fichte's starrem Idealismus ausgehend, da dieser sein Verlangen nach innerer, religiöser Vollendung keineswegs befriedigen konnte, sich in die Naturphilosophie versenken und gleichzeitig die ihr verwandte Romantik als christliche Schönheit der Poesie fast leidenschaftlich ergreifen. Aber von seinem dunkeln Feuer durchglüht, fingen nun erst die noch chaotisch verschlungenen Elemente der Romantik, die ächten und die falschen, wunderbar zu gähren an; denn er adoptirte sie nicht bloß, er gestaltete sie. Alles Zweideutige, Schwankende bei Novalis: den verhüllten Pantheismus, den Naturgott und das entfesselte, geniale Ich trieb er, namentlich in seiner „Lucinde", folgerichtig eins aus dem andern zu seiner nothwendigen Formation empor ꝛc. Er hat, was Novalis ursprünglich ahnte und ersehnte: eine christlich-religiöse Durchdringung und Wiederbelebung von Kunst, Wissenschaft und Leben, so viel in eines Mannes Kräften steht, wirklich vollbracht." —

Beide Schlegel, so energisch und enthusiastisch sie auch für die Erhaltung einer höhern Poesie geeifert, haben doch nicht durch ihre Dichtungen sowohl, als durch ihre wissenschaftlichen Leistungen das größte Verdienst erworben. Vergleicht man die beiden Brüder mit einander, so findet man Friedrich mit Phantasie und Kunstanlagen reicher begabt, sich freier bewegend und in historischen, literarischen und populär-philosophischen Schilderungen und Betrachtungen, ob er auch nicht zu völliger Klarheit durchgedrungen, eigenthümlicher; dagegen steht er August Wilhelm nach an Geschmack, Klarheit und Anmuth der Form, sowie an harmonischer Ausbildung der den ästhetischen Kritiker bildenden Kräfte. —

Friedrich Schlegel's Lyrik charakterisirt Julian Schmidt (Geschichte der deutschen Literatur &c. 1855, I, 449) bestimmt und scharf in nachstehenden Sätzen: „Er strebt mit Absicht und Bewußtsein nach Dunkelheit. Durch eine ganz eigenthümliche Behandlung des Versmaßes, durch Anklänge an alte Sprachformen, durch Herbeiziehen naturphilosophischer Spekulationen und mythologischer Symbole, vor Allem aber durch eine unbegreifliche Verwirrung der Bilder weiß er uns zuweilen so in Schwindel zu versetzen, daß wir der festen Ueberzeugung sind, wir müßten etwas Gewaltiges gehört haben, und es ist doch nur leerer Klingklang gewesen. Kombinationen, wie ‚duftiger Blumen kühlendes Feuer' sind ihm ganz geläufig. In derselben Weise, wie in seinen philosophischen Gedichten, geht er auch in seinen Balladen und Naturschilderungen zu Werke. Die Farbe und Stimmung ist ihm Alles, und durch Anhäufung aller erdenklichen Mittel weiß er sie auch in der That hervorzubringen; der Gegenstand an sich ist ihm gleichgültig" &c. — Noch bleiben uns einige seiner Dichtungen epischen Charakters zu beleuchten übrig. Als gut gedachte Studie und als seine bedeutendste Leistung im Epischen erscheint uns sein Heldengedicht „Roland", in 15 Romanzen mit durchgeführter Assonanz, nach der, angeblich von Turpin, Erzbischof von Rheims, verfaßten Chronik, einer wahrscheinlich in Barcellona mit arabisch-spanischen Farben aufgefrischten lateinischen Lebensbeschreibung Karls des Großen. Das Christenthm, seit dessen Zeitalter Mittelpunkt des ritterlichen Lebens, tritt als vorherrschender Beweggrund in der Handlung hervor. Wollte man auch annehmen, daß die historische Bestimmtheit des interessanten Stoffs der Phantasie den höhern Flug versagte, so fehlt es doch der Dichtung an Lebendigkeit der Farben, heller Reinheit des Grundtones und vor Allem an epischer Einheit; auch vermißt man die geistige Ueberlegenheit schöpferischer Dichterkraft, welche mit umfassender Einsicht ordnet und die Gestalten und Ereignisse in befriedigende Einigung verschmilzt. In der Legende von Kaiser Karl's Zauberring: „Frankenberg bei Aachen" sind die Gestalten ganz flüchtig und unsicher gezeichnet, wir vermissen die Festigkeit, Bestimmtheit, die runde Contour des Entwurfs. Im „versunkenen Schloß", obgleich sich dem Stoffe nach ganz zur Ballade neigend, klingt uns zu sehr des Dichters eigene Grundstimmung entgegen, um keiner Gattung entschieden zugeschrieben werden zu können. An der Komposition möchte auszusetzen sein, daß die erzählte Sage nicht lebendig vor unsere Phantasie tritt; ja es wird ihre Bedeutung (wie Heinrich Kurz im Handbuch der Nationalliteratur wahr bemerkt) dadurch verwischt, daß mehrere Erklärungen gegeben werden, und die letzte, welche der Dichter offenbar als die einzig richtige darstellen will, doch nur als Muthmaßung erscheint. Die Erscheinung des Geistes ist an und für sich bedeutungslos; weil sie der Dichter aber als den Schlußpunkt des Ganzen vorführt, ja seine ganze poetische Kraft darauf konzentrirt, so verliert die Darstellung der eigentlichen Sache noch mehr an Bedeutung. Uebrigens zeigt dieses Gedicht in Farbe und Zeichnung die entschiedene Eigenthümlichkeit und Maniertheit seines Verfassers, in dessen Poesien sich überhaupt nur seine Stimmungen wiederspiegeln und der Gegenstand selten zur vollen Durchsichtigkeit gelangt.

Schriften.

Die Griechen und Römer. Hamburg 1797.
Geschichte der griechischen und römischen Poesie. I. Theil (einziger). Berl. 1798.
Geschichte der Jungfrau von Orleans. Aus altfranzösischen Quellen. Berl. 1802.
Geschichte der Margarethe von Valois, von ihr selbst geschrieben. Leipz. 1803.
Kritische Grundgesetze der schriftstellerischen Mittheilung. Nebst einem Gedichte: Herkules Musagetes. Hamb. 1803.
Poetisches Taschenbuch für 1805—6. 2 Jahrgänge. Berl.
Ueber die Sprache und Weisheit der Inder. Berl. 1808.
Gedichte. Berl. 1809. (Darin das Trauerspiel „Alarkos" und das Heldengedicht „Roland".)
Vorlesungen über die neuere Geschichte. Wien 1811.
Philosophische Vorlesungen. Wien 1829.
Sämmtliche Werke. 10 Bände. Wien 1822—25. — Nachlaß als 11ter und 12ter Band, hgb. von Windischmann. Bonn 1836—37. — Neue Original-Gesammtausg. m. Portr. &c., 15 Bände. Wien 1846.
Die von ihm herausgegebenen Schriften seiner Gattin Dorothea (geschiedene Veit, gest. 1840) sind: Florentin, ein Roman. I. Theil. Leipz. 1801; — Lother und Maller, eine Rittergeschichte. Frankf. a. M. 1805; — Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters (Merlin und Euryanthe). 2 Thle. Leipz. 1804; — Corinna. Aus dem Französischen der Frau von Staël. 4 Thle. Berl. 1804—8.

Zur Charakteristik

beider Brüder:

G. A. Bürger in der Vorrede zur 2ten Ausg. seiner Gedichte. Götting. 1789.
Goethe, Werke Bd. 27. S. 104; Bd. 45, S. 8.
J. Vermehren, Briefe über die Lucinde. Jena 1800.
Adam Müller, Vorlesungen über deutsche Wissenschaft u. Literatur. Dresd. 1807.
(Solger), Wiener Jahrbücher d. Literatur 1818; desgl. 1819, S. 110; desgl. 1824, S. 202 ff.
Varnhagen, Denkwürdigkeiten &c. II. 60; Gallerie von Bildnissen &c. I., 226.
Hegel, Vermischte Schriften I. 466.
Bobtz, Geschichte der neuern deutsch. Poesie, Vorlesungen. Götting. 1832, S. 324 f.
Schleiermacher, Vertraute Briefe über die Lucinde. Mit Vorrede von K. Gutzkow. Hamb. 1835.
Heine, Die romantische Schule &c. II. 115.
Gervinus, Geschichte d. deutsch. Dichtung V. 616 f.

90. Roland's Tod.

Aus der zehnten Romanze des Heldengedichtes: Roland.

Einsam Roland und voll Kummer,
Von vier Lanzen tief durchbohret,
Reitet er nach Balduin suchend,
Der wie Dietrich sich verloren;
Bis er endlich, schmerzgedrungen,
Abstieg von dem guten Rosse,
Bleich und kraftlos hingesunken,
Bei Cisera's Felsenpforte,
In des Baumes Schatten ruhte,
Neben einem Felsenblocke
Harten Marmors, der da stunde.
Hat sein Schwerdt alsbald gezogen,
Das so herrlich glänzt im Schmucke,
Schön verziert mit Stein und Golde,
Und mit Schlagen recht ein Wunder.
Noch in später Zeit erschölle
Zu Durenda's hohem Ruhme,
Roland's gutes Schwerdt zu loben,
Manches Lied von manchem Munde.
In den Anblick nun verloren,
Schauend auf sein Schwerdt, das gute,
Das so manchen Dank erworben,
Und gedenkend des Verlustes,
Hat er Thränen noch vergossen,
Klagend also ausgerufen,
Liebevoll zu ihm gesprochen,
Wie zum Freund im letzten Gruße:

„O du Schwerdt ganz ohne Tadel,
Schön geziert mit Gottes Namen,
Mit des goldnen Kreuzes Glanze,
Mit Beryll und mit Smaragden!
Soll ich dich, mein Schwerdt, verlassen,
Das ich trug nun schon so lange?
O wer wird dich künftig tragen?
Wohl ist selig, der vor allen
Darf vor keinem Feinde zagen.
Du das schärfste von den scharfen,
Einzig bleibst du wie du warest,
Denn der Künstler, der dich machte,
Bildete nach dir kein andres.
O wie oftmals nahm ich Rache
Für den Herrn, den sie verrathen,
An der Heiden bösem Stamme,
Sie mit deiner Kraft zermalmend.
Soll dich nun ein Heide haben,
Oder etwa ein Verzagter,
Muß ich es von Herzen klagen."

Drauf, nach diesen Klageworten,
Hat er hoch das Schwerdt geschwungen.
Schlagend nach dem Felsenblocke
Harten Marmors, der da stunde,
Daß in Feindes Hand nicht komme
Dieses Schwerdt so hoher Tugend.
Mitten durch der Stein zerfloge
Von des Schwerdtes grausem Schwunge,
Unversehrt liegt das am Boden,
Unversehrt, wie er auch schluge.
Drauf nach seinem großen Horne
Griff er, schallend drein zu rufen,
Ob von jenen Kriegsgenossen,
Die im Thale irrend suchten,
Einer etwa nahen wollte,
Hülf' ihm in der Todesstunde.
Und es war des Klanges Donner
Also stark, des Hornes Rufen,
Daß es mitten ist geborsten,
Ihm die Adern sind zersprungen.
Ja zu Kaiser Karles Ohren,
Der von Roncisvall nichts wußte,
Drang das Rufen jenes Tones,
Fern des Weges wohl acht Stunden.
Wie der Stimme Karol horchte,
Hat ihn Ganelon beruhigt,
Da er Hülfe senden wollte:
„Roland jagt wohl dort im Grunde,
Irgend da ein Wild verfolgend;
Nur zur Lust ist jenes Rufen,
Wie er oft zu thun gewohnte." —
O der falschen Judaszunge,
Zu Verrath geschickt und Morde;
Der recht gut von Roland wußte,
Seinem Leiden, seinem Tode! —
Nun fand Balduin den Bruder,
Der durch Zeichen Wasser fordert,
Liegend auf dem Wiesengrunde,
Einen Trunk zum letzten Troste,
Schmerzvoll, wie er war und durstend,
Nahe an des Todes Pforten.
Nirgends doch fand Quell noch Ufer
Irgend eines Bächleins, Stromes
Balduin so angstvoll suchend.
Roland war schon nah' gestorben,
Balduin auf sein Roß geschwungen,
Eilte, seinen Weg verfolgend,
Daß kein Feind ihn etwa funde.
Da nun Balduin entflohen,
Nahet Dieterich zur Stunde.
Der ist klagend ausgebrochen,
Hat vermahnt ihn, alle Schulden
Zu bekennen seinem Gotte,
Daß, geschirmt vor dem Versucher,
Aufging' zu des Himmels Pforten
Er aus diesem Sündenpfuhle.
Roland schlug die Augen offen,
Schauend nach dem Himmelsgrunde,
Inniges Gebet zu opfern,

Reue, Freude, Glaub' und Buße.
»Wie vom Licht ja übertroffen«,
Sprach er, »wird des Schattens Dunkel,
So wird an dem sel'gen Orte
Mir auch Sinn und Geist gesunden.
Was kein Aug' und Ohr vernommen,
Schau' ich dort im Himmelsgrunde,
Was in Keines Herz gekommen,
Und das Ird'sche ist verschwunden;
Die er liebt, den Kindern Gottes,
Denen giebt er davon Kunde.« —
Dreimal nach dem Herzen fuhr er,
Mit der Hand die Brust sich klopfend,
Betet noch mit schwachem Munde
Für die lieben Kriegsgenossen,
Welche in der Schlacht gesunken;
Zeichnet mit des Kreuzes Troste
Vielmals sich zur ew'gen Ruhe.
Also hat Roland im Tode,
Wie uns Dietrich gab die Kunde,
Seine Passion vollzogen
Dort im Roncisvaller Grunde.

---

91. Frankenberg bei Aachen.

In des Maien linden Tagen
Hört' ich die alte Sage,
Dort wo bei warmen Quellen
Die sanften Hügel grünend schwellen,
Von dem Wunderringe,
Der Kaiser Karol konnte zwingen,
In Lieb' ihn binden,
Daß er nach Aachens heitern Gründen
Sich wie zur Heimath sehnte,
So weit sein Reich sich dehnte,
Vor allen Burgen, Landen,
Gebunden hier, wo süße Lieb' ihn bannte.

Spiegelhelle Seeen,
Ringsum die Büsche stehen
Sah ich auf der Hügel Rücken,
Wo zwischen Gränzen, kleinen Brücken,
Bäche durch den Wiesengrund hinfliehen,
Schwäne auf den stillen Wassern ziehen,
Kühl' und warme Wellen
Aus einem Boden quellen,
Kinder an dem Brunnen spielen,
Die laue Luft so lind zu fühlen.
Dort wo sich die Mauern zeigen,
Trümmer aus dem See aufsteigen,
Von grünem Schilf und Moos umgeben:
Da hat das Wunder sich begeben,
Daß, durch mag'sche Kraft gebunden,
Karl nicht eher Ruh gefunden,
Wie die alte Sage uns berichtet,
Bis er hier die Burg errichtet,
Wovon die Spur wir froh noch schauen
Jedweden Frühling in den stillen Auen.

In süßer Lust gefangen,
Den sehnenden Schmerzen nachzuhangen,
Bezaubert alle Sinne,
Zwingt Karlen holde Minne,
Dem tiefen Sehnen sich ergebend,
Einzig sein Leben liebend, in Liebe lebend.
Doch nimmer ward noch Minne
Selig der sel'gen Schätze inne.
Tod will mit Minne streiten,
Ein bitt'res Ende süßer Lust bereiten,
So muß auch Karles Herz vergehen,
Die Huldin sterben sehen.

Auch todt noch will er sich von ihr nicht trennen,
Wähnt, daß sie wieder ihn wird kennen.
Das Grabmal zu durchschauen,
Läßt er von Glas den Sarg erbauen,
Und brünstig noch zu lieben
Den süßen Körper fühlt er sich getrieben.
An dem Sarge festgebunden
Schwinden ihm die schnellen Stunden.
Nicht Durst noch Hunger fühlend,
Spricht er mit seinem Schmerz nur spielend.
Die Diener seh'n mit Trauern
Immer den wilden Wahn noch dauern;
Da naht Turpin, der Weise,
Oeffnet den Sarg so leise,
Weil Karl, deß Ohr wohl Zauber trafen,
Auf einen Augenblick entschlafen,
Und zieht den Ring vom Finger
Der schönen Leiche, den Bezwinger
Von Karles Herzen,
Das frei nun wird von Schmerzen.

Der Zauber ist verschwunden;
Von dem Wahn entbunden
Will Karl schon entfliehen,
Einsam auf Berge ziehen:
Da sieht er stille Seeen
Vor seinen Augen stehen.
Sind die Schmerzen gleich verschwunden,
Fühlt er sich dennoch festgebunden;
Das stille Wasser ohne Wog' und Wellen
Erregt im eignen Aug' die Quellen
Gelinder Thränen;
Unendliches Sehnen
Will in die Tief' ihn ziehen,
Er kann nicht fliehen.
Hier hat den Zauberring versenket
Der Weise, der auf seine Rettung denket;
Drum nach den stillen Seeen
Muß sein Auge immer sehen.

---

92. Das versunkene Schloß.

Bei Andernach am Rheine
Liegt eine tiefe See;
Stiller wie die ist keine
Unter des Himmels Höh'.
Einst lag auf einer Insel
Mitten darin ein Schloß,
Bis krachend mit Gewinsel
Es tief hinunter schoß.

Da find't nicht Grund und Boden
Der Schiffer noch zur Stund',
Was Leben hat und Odem,
Ziehet hinab der Schlund. —
So schritten zween Wandrer
Zu Abend da heran.
Zu ihnen trat ein andrer,
Bot ihnen Gruß fortan.

„Könnt, wie vor grauen Tagen
Das Schloß im See versank,
Ihr mir die Kunde sagen,
So habet dessen Dank.
Ich wand're schon seit Jahren
Die Lande aus und ein,
Manch Wunder zu bewahren
In meines Herzens Schrein.“ —

Der jüngste von den zween
Bereit der Frage war.
Er sprach: „‚Das soll geschehen,
So wie ich's hörte zwar. —
Als noch die Burgen stunden,
Lebt' da ein Ritter gut,
In Trauer fest gebunden,
Grämt' er den stolzen Muth.

‚Warum er das muß dulden,
Hat Keiner noch gesagt;
Ob alter Väter Schulden
Ihm das Gericht gebracht,
Ob eig'ne Missethaten
Ihn rissen in den Schlund,
Wo Keiner ihm mag rathen
In offnen Grabes Mund.‘“ —

So sprach von jenen Leiden
Der jüngste an dem Ort.
Der Fremdling dankt den Beiden,
Als traut' er wohl dem Wort.
Der Alte sprach: „„Mit nichten,
Wie sprichst du falsch, o Sohn!
Es soll der Mensch nicht richten,
Find't jeder seinen Lohn.

„„Wahr ist's, es hausen Geister
Da unten wundervoll,
Doch nimmer sind sie Meister,
Wer wandelt fromm und wohl.
Der Ritter, gut und bieder,
War ehrentreu und recht.
Noch rühmen alte Lieder
Das edele Geschlecht.

„„Nur daß so schwere Trauer
Das Herz ihm hält umspannt;
Drum sucht er öde Schauer,
All' Freude weit verbannt,
Und des Gesanges Klagen
Sind seine einz'ge Lust;
Nur diese Wellen schlagen
Einsam an seine Brust.

„„Wohl jene Wasser drunten
Sind voller Klag' und Schmerz,
Stets einsam wohnt dort unten,
Wem sie gerührt das Herz.
Denn alles, was vergangen,
Schwebt lockend vor dem Blick,
Es steigt aus dem Gesange
Klagend die Welt zurück.

„„Die Gegenwart verschwindet,
Die Zukunft wird uns hell,
Und was die Menschen bindet,
Geht unter in dem Quell.
Wer in den Schwermuthswogen
Das Licht im Auge hält,
Hat hier schon überflogen
Die Bande dieser Welt.

„„So dünkt mich, daß die Geister
Durch Neid in ihrem Grab
Ihn, des Gesanges Meister,
Zogen den Schlund hinab.
Wir seh'n, wie jedes Schöne
Des Todes Wurm verdirbt,
Schnell fliehen so die Töne,
Und der Gesang erstirbt.

„„Wem alle Zukunft offen,
Klar die Vergangenheit,
Setzt oben hin sein Hoffen,
Flieht aus der starren Zeit;
Und wenn er nicht so dächte,
So haßt das Ird'sche ihn,
Wo es den Tod ihm brächte,
Lockt es ihn schmeichelnd hin.““ —

So treten nun die Dreie
Tiefer in dunkeln Wald:
Wie er des Danks sie zeihe,
Ersinnt der Fremd' alsbald. —
„Und liebt ihr denn Gesänge,
Ich bin Gesanges reich,
So sollen Wunderklänge
Erfreu'n euch alsogleich.“ —

Es hebt von allen Seiten
Gesang zu klingen an,
Bald klagend wie von weiten,
Bald schwellend himmelan.
Wie Meereswellen brausen,
Bricht's überall hervor,
Mit Lust und doch mit Grausen
Hört es ihr staunend Ohr.

Der Fremd' ist nicht zu sehen,
Doch scheint ein Riesenbild
Fern über'n See zu gehen,
Wie Abendwolken mild;
Und wie hinaufgezogen
Seh'n sie, die ihm nachschaun,
Rauschen empor die Wogen,
Seh'n es mit Lust und Graun.

Johann Friedrich Kind,

geboren am 4. März 1768 in Leipzig, wo sein Vater Johann Christoph (Verfasser einiger juristischer Dissertationen, erster Uebersetzer von Plutarch's Lebensbeschreibungen berühmter Männer, von Polyäus' Kriegsränken berühmter Feldherren und einiger Heldinnen ꝛc.) Mitglied des Rathkollegiums und Stadtrichter war, besuchte die Thomasschule daselbst und studirte seit 1786 auf der Universität seiner Vaterstadt die philosophischen und Rechtswissenschaften. Um sich eine Laufbahn zu eröffnen, trat er 1789 als Accessist oder Volontair, wie man es damals nannte, in das Justizamt zu Delitzsch. Bald machte sich hier der junge Schöngeist in allen geselligen Kreisen geltend, errichtete ein Privattheater, spielte selbst mit, machte im Wetteifer mit seinem Jugendfreunde Apel Verse, ging auf Jagden ꝛc., wie er sich denn als Verehrer der sieben mittelalterlichen Probitates wohl hütete, dem Sprichworte „Purus jurista est purus asinista“ Anwendung auf ihn zu verstatten. Als er sich nach einer selbständigen Stellung umsah, widerrieth ihm der Beamte selbst, seine begonnene Laufbahn fortzusetzen. Kind wandte sich 1792 nach Dresden, wo er nichts desto weniger ein Jahr später in die Reihe der Advokaten aufgenommen wurde. Der Nachlaß seines Vaters sicherte ihm ein hinreichendes Auskommen und er führte die unter dem Namen Minona von ihm gefeierte Wilhelmine .... als Gattin heim. Nach ihrem frühzeitigen Verluste verheirathete sich der Dichter auf's neue; zwei Töchter aus dieser Ehe, Meta und Roswitha (letztere auch durch dichterische Versuche in der Dresdner Abendzeitung u. a. O. bekannt geworden) erhöhten die Freuden seines Familienlebens. Im Jahre 1814 legte er seine Sachwalterpraxis nieder, um fortan nur literarischer Beschäftigung zu leben, und erhielt 1818 in Anerkennung seiner schriftstellerischen Leistungen vom Herzoge zu Sachsen-Koburg den Hofrathstitel. Seit 1821 wurde sein Name durch den, nach Apel's meisterhafter Erzählung „Der Freischütz“ (im Gespensterbuch) bearbeiteten Operntext gleichen Namens, komponirt von dem unsterblichen Karl Maria von Weber. in der ganzen civilisirten Welt bekannt. Wie diese Dichtung sich nach und nach bei ihm gestaltet, welche Schicksale sie erlebt, in welche angenehme und unangenehme Berührung sie ihren Verfasser gebracht, ist von ihm selbst in seinem „Freischützbuch“ erzählt worden. Er starb am 25. Juni 1843 in Dresden.

* * *

Dieser während eines langen Lebens für Unterhaltungs-Lektüre rastlos thätige Schriftsteller hat in allen Gattungen der Poesie, namentlich in der prosaischen Darstellungsweise. ein beachtenswerthes Talent erprobt. Phantasie und Gestaltungsgabe, ächt deutsche Gemüthlichkeit, Kraft, Anmuth und Grazie. freilich nicht immer die höchste, welcher die Alten opferten, sowie Gewandtheit und Geistigkeit der Sprache, können als die hervortretenden Eigenschaften seiner dichterischen Individualität gelten. Zum festen Stande mangelt ihm die originelle Kraft, da er mit wenigen Ausnahmen in den Geleisen der Nachahmung fährt, bald mit Idyllen, Fabeln, Episteln u. s. w. an den Halberstädter Kreis erinnernd, bald an die hallische Schule von Klotz, welche auf das Dogma von der Grazie schwur, bald in Behandlung des Antiken an Schiller und Schlegel, in der Burleske an Maler Müller und Goethe, oder selbst in Verdeutschung mittelalterlicher Kirchengesänge auf's Engste an die Romantiker sich anschließend. Er weiß sich in alle Töne zu schicken, vom Spaßhaftesten in seinen Erzählungen, in die sich auch mancher grobe Faden einwirkt, bis zum Pathetischen. Am glücklichsten ist er als Epiker, sowohl in gebundener als in freier Rede. Er bekundet in seinen Darstellungen, bei meistens gut erfundenem Inhalt und lobenswerther Ausführung, vorzüglich das Vermögen des dichtenden Malers, die Gestalten auf eine anmuthige, gefällige, oft naiv ergötzliche Weise (in burlesk-idyllischen Scenen) zu gruppiren und in Handlung zu versetzen; jedoch läßt er eine sorgfältige Entwicklung der Charaktere vermissen, wie er denn überhaupt zu vermeiden scheint, das Leben in seinen

tiefern Räthseln zu berühren, gleichsam als wären dieselben von vorne herein schon gelöst. (Mit zu seinen besten Prosadarstellungen dürfte die „Todtenglocke“ zählen, mit historisch richtiger, genau gehaltener Charakteristik und bedeutsamer Erfindung.) Als Dramatiker gelangen ihm besonders solche Gebilde, welche gleichsam nur spielend die Oberfläche des Lebens berühren, wie z. B. das Kunstidyll oder Malerschauspiel „Van Dyck's Landleben“, welches, gebaut auf sein erzählendes Gedicht „das Mädchen von Savelthem“ (Gedichte III., 224), seit 1816 auf der Bühne viel Beifall erhielt. Er hat darin nach bekannten Meisterstücken der niederländischen Malerschule zuerst eine Art lebender Bilder vorgeführt, wie er in dem Festspiele „Der Weinberg an der Elbe“ den Versuch plastischer Darstellung machte nach hetrurischen Vasengemälden. Auch sein „Nachtlager von Granada“, seit 1818 zuerst in Dresden und Wien aufgeführt, fand die verdiente Anerkennung.

Seine „Gedichte“ anlangend, so ist, neben den bereits im Allgemeinen bezeichneten Merkmalen seiner Muse, ein Hauptvorzug derselben die erzählende Darstellung, zumal das heitere Gemälde und Genrebild; sie werden ihm, auch abgesehen von den im Munde des Volks lebenden Freischützliedern und andern, z. B. „Das Mädel im Thale“, ein freundliches Andenken bewahren. Eigentlicher Balladen oder Romanzen findet sich bei ihm verhältnißmäßig nur eine kleine Anzahl. Die Romanze „Ankäos“ streift der Idee nach an Schiller's „Ring des Polykrates“; das tragische Verhängniß, welches über den König hereinbricht, ist aber durch nichts eigentlich motivirt, und so verfehlt das Gedicht die beabsichtigte Wirkung; man fühlt sich versucht, dasselbe, analog den sogenannten Schicksalstragödien, eine Schicksals-Romanze zu nennen. Dem Homerischen Hymnos an Dionysos romantisch nachgebildet ist die Erzählung „Die Seeräuber“, dramatisch lebendig, mit glücklicher Charakteristik, worin uns die harmonische Stimmung des Kolorits besonders anmuthet. Die Romanze „Der Löwe“, dessen Kampf mit der Riesenschlange uns lebendig und anschaulich vor Augen tritt und an Schiller's Meisterschilderungen dieser Art im „Löwengarten“ und „Kampf mit dem Drachen“ erinnert, empfiehlt sich auch in Anbetracht der schönen Grundidee. Der Hans Sachs'sche Legendenstyl, der so trefflich den heitern Humor unterstützt, ist unserm Dichter im „großen Christoph“ ausnehmend gelungen. Im „Christabend“ erscheint uns Kind in einem seiner schönsten Schöpfungsmomente, nicht minder in „Georg Neumark und die Gambe“, ergreifend durch den Ausdruck der Gottergebenheit und Unschuld des geduldig leidenden Liederdichters, der, obwohl Thränen und Sorgen sein tägliches Frühstück waren, doch in allem Kreuz und Leid „ein wenig stille zu halten und in sich selbst vergnügt zu sein“ empfiehlt in seinem berühmten Liede: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ ꝛc.

Schriften.

Lenardo's Schwärmereien. 2 Thle. Leipz. 1792; 2te Aufl. Gera 1797.
Carlo. Erzählung. Züllichau 1801.
Natalia. Roman. 2 Bde. Züllich. 1802—4.
Makaria, Atlante und Kassandra. Drei Erzählungen. (In Gemeinschaft mit Lafontaine, welchem die erste angehört.) Züllich. 1803.
Das Schloß Aklam. Ein dramat. Gedicht. Leipz. 1803.
Leben und Liebe Ryno's und seiner Schwester Minona. Herggb. von Oskar. 2 Bdchn. Leipz. und Züllich. 1804.
Wilhelm der Eroberer. Ein romant. Gemälde. (Enth.: Die Schwüre, in 2 Aufz.; Wilhelm der Bastard, romant. Trauersp. in 5 Aufz.; Die Eroberung von England im Jahr 1066, hist. Skizze, vorzüglich nach David Hume's Geschichte von Großbritannien.) Leipz. und Züllich. 1806.
Lindenblüthen. (Erzählungen.) 4 Bde. Wien 1818—19.
Gedichte. Leipz. 1808; 2te verb. u. vollst. Aufl., 4 Bändchen, Leipz. 1817—19. Bd. 5. das. 1825.
Das Gespenst. Drei Erzählungen (von Fr. Kind, Fr. Laun und G. Schilling). Dresd. 1814.
Van Dyck's Landleben. Malerisches Schauspiel. Leipz. 1818; m. d. Verf. Portrait u. 6 Kpfrn. N. Ausg. Wien 1825.
Der Weinberg an der Elbe. Festspiel z. Vermählung d. Frau Erbgroßherzogin von Toskana. Dresd. 1818.
Gerhard von Kügelgen. Eine Phantasie. 2 Auflagen. Leipz. u. Dresd. 1820.
Erzählungen und kleine Romane. 5 Bändchen. Grimma 1821—27.
Theaterschriften. 4 Bde. Dresd. 1821—25.
Der Freischütz. Romantische Oper in 3 Aufzügen. Mit einem Nachworte. 2 Auflagen. Dresd. 1822; 3te Aufl. 1823.
Schön Ella. Volkstrauerspiel in 5 Akten. Dresd. 1825.
Auserwählte Unterhaltungen. 10 Bde. Wien 1827.
Außerdem gab er heraus und redigirte: Die Malven, Züllich. 1805; Die Tulpen, Dresd. 1806—10, als Fortsetzung dazu: Roswitha, das. 1811—16. Ferner: das Becker'sche Taschenbuch zum geselligen Vergnügen seit 1815—30; den Almanach Komus (in Gemeinschaft mit Th. Hell, Langbein, Laun, Schilling u. A.) 1814; die Abendzeitung (mit Th. Hell) 1817—20; die Harfe 1815—19; das Dresdener Morgenblatt 1827, u. s. w.

---

93. Ankäos.

Der König von Samos, Ankäos genannt,
Zog Gräben die Hügel hinan,
Und pflanzte die Reben mit emsiger Hand;
Ein Sklave trat sinnig ihn an:

‚Laß ruhen, Ankäos, die emsige Hand,
Und raste im kühligen Saal;
Nie füllet der Saft, diesen Reben entwandt,
Dir, König, den goldnen Pokal!‘

Deß lachte der König mit heiterem Sinn,
Er raunte dem Alten in's Ohr:
»Und gäb' auch der Herbst noch so kargen Gewinn,
Du füllst mir den Becher, o Thor!«

„Traue nicht dem falschen Glücke,
Nicht der Hoffnung eitlem Spiel,
Und errangst du schon das Ziel,
Fürchte noch des Schicksals Tücke!
Zwischen Traubenstock und Most
Schwebet drohend Sturm und Frost."

Bald schoßten die Reben gar lustig empor,
Bald grünte und blühte der Wein;
Bald drängten sich schwellende Beeren hervor,
Geröthet von sonnigem Schein.

Und als nun der König beim fröhlichen Fest
Der Lese den Alten ersah,
Da rief er: »Schon werden die Trauben gepreßt;
Ist Becher und Mundschenk auch da?«

Doch düsteren Auges erwidert der Greis:
‚Wohl schäumt in der Kelter der Most,
Doch hast du, der emsigen Mühe zum Preis,
Noch keinen der Tropfen gekost't.'

„Traue nicht dem falschen Glücke,
Nicht der Hoffnung eitlem Spiel,
Und errangst du schon das Ziel,
Fürchte noch des Schicksals Tücke!
Zwischen Kelch und Kelterbaum
Dehnet sich ein weiter Raum."

Und als nun der Sklave beim schimmernden Mahl,
In finsteres Schweigen gehüllt,
Dem König kredenzte den goldnen Pokal,
Mit heimlichem Grauen gefüllt:

Da rief ihm der König mit fröhlichem Sinn:
»Willkommen, du sinniger Thor!
Wohl bringt mir die Mühe gar süßen Gewinn—
Was hältst du so zagend empor?«

Doch düsteren Auges erwidert der Greis,
Mit Thränen im bleichen Gesicht:
‚Wohl bring' ich den Becher auf Königs Geheiß,
Doch trank er des Mostes noch nicht!'

„Traue nicht dem falschen Glücke,
Nicht der Hoffnung eitlem Spiel,
Und errangst du schon das Ziel,
Fürchte noch des Schicksals Tücke!
Zwischen Lipp' und Kelchesrand
Schwebt der finstern Mächte Hand."

Schon fasset der König den goldnen Pokal,
Und hebet ihn lächelnd empor,
Da stürzen die Winzer durch's hohe Portal,
Ein Diener tritt zitternd hervor:

„‚Herr König! ein Eber verwüstet mit Wuth
Den Weinberg, so emsig gepflegt.
Schon röcheln die rüstigen Jäger im Blut
Vom schnaubenden Keiler erlegt!'"

Auf reißt sich der König und fordert den Stahl,
Und schwinget die Lanze mit Muth;
Doch trank er wohl nie mehr aus goldnem Pokal—
Es saugte die Erde sein Blut.

„Traue nicht dem falschen Glücke,
Nicht der Hoffnung eitlem Spiel,
Und errangst du schon das Ziel,
Fürchte noch des Schicksals Tücke!
Zwischen Eins und noch Einmal
Niederflammt des Blitzes Strahl!"

---

94. Die Seeräuber.

Wer nennt die Männer, die mit leichtem Boot
Das wilde Meer in schwarzer Nacht durchschneiden?
Wer rettet sie, wenn Sturm und Brandung droht,
Wer lehrt sie, Syrten und Charybden meiden?
Ereilt auch sie nicht früh genug der Tod
Am Vaterherd, eh' Lust und Sehnsucht scheiden?
Was treibt sie an, das holde süße Leben
Den falschen Wogen keck zu übergeben?

Tyrrhen'sche Fischer sind's; die rohe Schaar
Baut schilf'ne Zelte in des Ufers Sande;
Ihr schmückt sich nicht mit goldner Frucht das Jahr;
Nur thran'ge Fische, die am seichten Strande
Der Hamen täuscht, die Auster, mit Gefahr
Erbeutet an der Klippe jähem Rande,
Das Mövenei, der Felsenbucht entrissen,
Sind für den Gaum der Wilden Leckerbissen.

Nie schau'n sie auf zum lichten Sternenplan,
Als nahen Schiffbruchs Hoffnung zu erspüren;
Tod harrt der Armen, die mit morschem Kahn,
Dem Gastrecht trauend, diesen Strand berühren.
Doch ruht für sie zu lang der Ozean,
Dann eilen sie ein Wagniß auszuführen;
Bald schlaue Diebe, bald zu off'nem Streite,
Durchkreuzen sie die hohe See nach Beute.

Schon haben sie drei Tage zugebracht,
Verfolgt von Sturmeswuth und Ungewittern;
Doch ob der Bord erbebt, das Steuer kracht,
Ob prasselnd Mast und Segelstangen splittern,
Sie blicken trotzig in die grause Nacht,
Man sieht sie nicht erbleichen, noch erzittern;
Sie rufen nicht der Schiffenden Erretter,
Die Söhne Zeus'; sie lästern frech die Götter.

Und jetzt erscheint mit leisem Tritt Aurore,
Die blühende, am fernen Wolkensaum,
Entriegelt leicht die goldnen Himmesthore,
Und schmückt die Rosse mit dem Purpurzaum.
Die Winde schweigen; durch die Nebelflore
Dringt mildes Licht, es flammt der weite Raum;
Und Phöbus naht, die sanft bewegten Wellen,
Die stillen Ufer lieblich zu erhellen.

Die Rotte jauchzt, ob fühllos schon das Weben
Des goldnen Lichts auf grüner Fluth sie sieht;
Sie opfert nicht dem Gotte, der zum Leben,
Zu Trost und Lust den Sterblichen erglüht;
Die Rotte jauchzt, weil sich die Wolken heben,
Die Dämmerung vom Horizont entflieht;
Nun können sie die Fernen, wie die Nähen,
Und jedes Eiland, jedes Schiff erspähen.

Und leuchtend hebt die schönste der Cykladen,
Die heil'ge Delos, sich im Rosenlicht.
Ein Knabe ruht auf blühenden Gestaden,
Deß Stirn ein funkelnd Diadem umflicht;
Auf einen Knaben läßt die Kleidung rathen,
Doch mädchenhaft ist Wuchs und Angesicht.
Sein reicher Gürtel blitzt in Sonnenstrahlen,
Von Perl' und Steinen flimmern die Sandalen.

„Ein Königssohn schläft einsam dort am Strand!“
Ruft Jeder leis mit raubbegier'gen Blicken.
Der Nachen fliegt, ein Haufe stürzt an's Land,
Der sichern Bucht den Schläfer zu entrücken.
Sein lockicht Haupt ruht weich auf Arm und Hand,
Er lächelt süß, in göttlichem Entzücken;
Sein tiefes Athmen, kindlich holdes Träumen,
Ruft nur die Wilden auf, hier nicht zu säumen.

Und schon hat ihn des Führers Hand erfaßt,
Obwohl gelähmt von heimlichem Erbeben;
Schon hat der Räuber die erwünschte Last
Mit seines Mantels Faltenwurf umgeben;
Schon ruht der schöne Knabe unter'm Mast:
Der Hauptmann winkt, das Ankertau zu heben;
Es weht ein frischer, günst'ger Wind am Strande,
Das Segel bläht, die Barke stößt vom Lande.

Noch schläft der Gott, — denn Er, des Ost's Bezwinger,
Auf dessen Ruf die Purpurtraube schwillt,
Semelens Sohn, der mächt'ge Thyrsusschwinger,
Lyäus ist es selbst! — von Rausch erfüllt;
Noch schlummert er, der süße Freudenbringer,
Obschon die Räuberschaar ein Siegslied brüllt;
Der Westwind scheint der Wangen Gluth zu kühlen,
Indeß um's Schiff die Wellen flüsternd spielen.

Er dehnt sich, gähnt, und schlägt die Augen auf,
Die Götterglanz und Wonnerausch beleben;
Erschrocken durch des Schiffes schnellen Lauf,
Verwundert, welche Männer ihn umgeben,
Bestürzt scheint er, blickt bang zum Mast hinauf,
Erhebt die Hände, scheint vor Furcht zu beben.
„‚Wo bin ich?‘“ — ruft er aus — „‚o laßt euch rühren!
Wohin, Vermeßne, wollt ihr mich entführen?

„‚Wie? wagtet ihr, von Phöbus' heilgem Strand
Den Schlummernden, des Gottes Gast zu rauben?
Ist euch des Bogenführers Zorn bekannt,
Und kennt ihr mich, den Spender goldner Trauben?
Mein Vater schwingt den Blitz mit mächt'ger Hand—
Ruchlose! lebt ihr ohne Götterglauben?
Bringt mich zurück, schifft mich nach Naxos' Hafen,
Sonst werden die Olympier euch strafen!‘“

„Schweig, junger Thor!“ — erwidern die Piraten —
„Spar' deinen Hauch; in träger Ueppigkeit
Spricht sich's gar leicht von göttlich großen Thaten;
Uns hat noch nie der Götter Gunst erfreut.
Wer sich vertraut, kann ihren Schutz entrathen;
Dem Weichling nur ziemt feige Frömmigkeit;
Was haben je die Götter uns gegeben?
Wir lernten längst, auch ohne sie zu leben!“

Gelächter folgt der Rede, Spott und Hohn:
„Wie nennst du dich? den Spender goldner Trauben?
Apollo's Gast? des Blitzeschleudrers Sohn?
Und solche Märlein sollen Männer glauben?
Wie viele Trauben schenktest uns du schon?
Uns wär's erwünscht, den Blitzstrahl selbst zu rauben!
Zeus sandt' uns gnug an Blitz und Regengüssen;
Wärst du sein Sohn, du solltest für ihn büßen!“

Und kaum entflieht dem Mund das freche Wort,
So steht das Schiff gefesselt auf den Wogen,
Als läg's vor Anker im geruh'gen Port,
Als wär' es ganz mit Ufersand umzogen;
Nicht Ruderschlag, nicht Segel treibt es fort;
Die Fluth umkreist es scheu in weitem Bogen;
Der Gott, gekrönt mit grünem Eppichkranze,
Schwingt ein goldne, weinumlaubte Lanze.

Und üpp'ge Reben, traubenschwer, umranken
Die Wimpel und der Segel blendend Weiß;
Ein Epheunetz umstrickt der Barke Planken,
Und Duft des Weins erfüllt des Gottes Kreis;
Gespenst'ge Pardel dreh'n mit scharfen Branken,
Und Tiger brüllen, wie von Blutgier heiß;
Die Gottverächter flieh'n vor Angst, und springen
Schnell auf's Verdeck, sich über Bord zu schwingen.

Und krampfig krümmen sich die nerv'gen Glieder,
So wie der Leib das Wasserreich berührt;
Mit Schwanz und Flossen tauchen sie sich nieder,
In schwarze Schuppenpanzer eingeschnürt;
Sie schlucken Wellen, blasen aus sie wieder,
Mit der Delphinen Ungestalt geziert;
Sie, die verschmäht Lyäus' Macht und Gaben,
Sind nun verdammt, an Salzfluth sich zu laben.

Doch Balsamduft und sanfte Weste schwellen
Die Segel, und, ein schwimmend Blumenland,
Tanzt leicht die Barke über Silberwellen
Nach Naxos' hohem, liebeheil'gem Strand.
Mänaden nah'n mit Trommeln und mit Schellen,
Mit losem Haar und flatterndem Gewand,
Und sehnsuchtsheiß, bei Flötenklang und Tanze,
Umschlingt den Gott die Braut im Sternenkranze.

---

95. Der Löwe.

„Horch! ergellt von Karmel's Höhn
Nicht ein banges Klaggestöhn?
Brüllt's nicht dort im Wiederhall,
Dumpf, wie ferner Donnerschall?
Pfeift's nicht scharf, wie Windsgezische,
Durch die Tamarindenbüsche?

„Heißer kreischt der Jammerschrei,
Ruft des Helfers Arm herbei;
Ja, es scheint, der Kampf ist hart —
Tummle, tummle dich, Astart!
Auf! die Unschuld zu erretten,
Laß das Leben uns verwetten!“

Also, hohen Muthes spricht,
Eingedenk der Heldenpflicht,
In der Wüste Sandesspur
Ritter Godefroi Latour,
Er, der wackerste der frommen
Franken, die das Kreuz genommen.

Und es fühlt Astart den Sporn,
Sprengt durch Distel, Schilf und Dorn,
Stürzt mit brausender Gewalt
In der Steinkluft finstern Spalt,
Stutzt und zittert, weicht und schäumet
In's Gebiß, und scheut und bäumet;

Denn wie Gluth in tiefem Schacht
Glimmernd bei dem Schatze wacht,
Wie durch Donnerwolken licht
Schwefelschein des Blitzes bricht:
Dreh'n sich funkelnd, schnell und schneller,
Eines Löwen Augenteller.

Wüthend schüttelt er das Haupt,
Kämpft und ächzt, und brüllt und schnaubt;
Einer Riesenschlange Reif
Windet sich um Wanst und Schweif;
Gierig wühlen ihre Zähne
In der blutbesprützten Mähne.

Düster glüht ihr wälzend Aug',
Zischend speit sie Gift und Rauch;
Der geschuppte Leib umschlingt
Enger ihn, je mehr er ringt;
Selbst die ausgestrafften Branken
Sucht das Scheusal zu umranken.

Und schon sinkt der Leu im Kampf,
Athemlos von Druck und Dampf.
Da ruft Gottfried: „Mag zum Lohn
Mir des Wüth'gen Rachen droh'n,
Doch soll von des Unthiers Ringen
Ihm mein Degen Lösung bringen!“

Hoch vom angestrengten Pferd
Schwingt Latour das breite Schwerd;
Flugs mit scharfem Zuge spellt
Er den Bauch, von Gift geschwellt;
Züngelnd, schnappend, dräuend zücken,
Ringeln Haupt und Schwanz und Rücken.

Plötzlich von der Würg'rin frei
Athmet stark der edle Leu,
Brüllt zum Himmel jauchzend auf,
Schüttelt Mähne, Branke, Lauf,
Und vergißt des Dankes Pflichten
In der Freude Rausch mit nichten.

Sanft zu Gottfried kriecht er hin,
Schmeichelt ihm mit Lammessinn,
Leckt des Schildes Silberrand
Und die tapfre Eisenhand,
Und von nun an folgt der Leue
Ihm als Herrn mit Hundestreue.

Folgt, ihm dienend, auf dem Fuß
Ueber Steppen, Berg und Fluß,
Kos't am Tag ihn und bewacht
Mann und Roß bei dunkler Nacht;
Jagt ihm täglich frische Beute,
Ficht im Kampf an seiner Seite.

Längst erbebt das Heidenthum
Vor des Löwenritters Ruhm,
Und es wendet sich sein Blick
Nach der Heimath Flur zurück;
Auch die Dankbarkeit des Leuen
Soll der Freunde Kreis erfreuen!

Doch, so viel er Schiffer dingt,
Und so reichen Sold er bringt,
Keiner nimmt den starken Leu'n
In die sichre Barke ein.
Sehnend nach dem Vaterlande
Läßt der Ritter ihn am Strande.

Da erhebt der edle Leu
Fern am Ufer Klaggeschrei,
Läuft, dem Schiffe zugewandt,
Aengstlich auf und ab am Strand,
Steht, und stürzt vom Felsenbogen
In der Tiefe schwarze Wogen;

Kämpft und ringt, und brüllt und keucht,
Daß entsetzt das Meervolk fleucht.
Schäumend und mit wilder Wuth
Wogt um ihn erzürnt die Fluth;
Oftmals schon von ihr verschlungen,
Hat er sich emporgeschwungen.

,Schaut, was dort der Sturz erfaßt!'
Ruft der Schiffer spät vom Mast.
Gottfried springt in Ahnungseil'
Vom Verdeck auf's schwanke Seil,
Schärft den Blick, und sieht mit Zagen
Seines Löwen Mähne ragen.

Auch der Leu wird sein gewahr,
Scheint ermuthigt wunderbar,
Hebt, vom Strudel schon errafft,
Hoch sein Haupt mit letzter Kraft,
Schaut nach ihm mit stillem Gruße
Und — versinkt im Wogenschusse.

---

96. Der große Christoph.

Legende.

Ave, magne Christophore,
Qui portasti Jesu Christe
Per mare rubrum,
Nec tamen fraxisti crurum!
Sed hoc non erat mirum,
Quia tu eras magnum virum. *)

Offerus war ein Lanzenknecht,
Ein Heid von Kanaans Geschlecht;
Hätt' einen Leichnam von zwölf Ehlen;
Thät nicht gern gehorchen, lieber befehlen.

Er kümmert' sich nicht sehr darum,
Was Andere schelten grad und krumm,
Dacht' nur an Balgen, Stechen und Raufen,
Wollt' nur dem Größten die Haut verkaufen.

Und als er vernahm, in dieser Zeit
Sei der Kaiser das Haupt der Christenheit,
Sprach er: »Herr Kaiser! wollt Ihr mich haben?
Keinem Kleinern mag ich das Herz drum laben!«

Der Kaiser sah an die Simsonsgestalt,
Die Hünenbrust und der Fäuste Gewalt,
Und sprach: »Willst du zu ewigen Zeiten
Mir dienen, Offere, so kann ich's leiden.«

Alsbald erwidert der grobe Gesell:
»Mit ewigem Dienen geht's nicht so schnell;
Doch so lange ich bin unter Euern Hatschiren,
Soll Euch keiner in Ost und West turbiren!«

Drauf zog er mit dem Kaiser durch's ganze Land,
Welcher an ihm ein groß Gefallen fand;
Alle Kriegsleut' beim Handgemeng, wie beim Becher,
Gegen Offerum waren nur arme Schächer.

Und der Kaiser auch einen Harfner hätt,
Der sang von früh Morgens bis zu Bett,
Und war der Kaiser matt vom Marschiren,
So mußte der Spielmann die Saiten rühren.

Und einst ging die Sonne zu Rüste bald,
Da schlug man die Zelte vor einem Wald;
Der Kaiser thät wacker trinken und schlingen,
Einen lustigen Schwank mußte der Spielmann singen.

Und dieweil der Spielmann des Bösen gedacht,
Hat der Kaiser vor die Stirn ein Kreuzlein gemacht;
Spricht laut Offerus zu seinen Genossen:
»Ei sagt, was treibt heut' der Herr für Possen!«

Da spricht der Kaiser: »Offere, hör' an,
Ich hab's wegen des bösen Feindes gethan;
Der soll mit mächtigem Wüthen und Brausen
In diesem verzauberten Wald oft hausen!«

---

*) Angeblich auf einer alten Klostermauer zu lesen.

Das bedünket Offero wunderbar,
Spricht zu dem Kaiser trotzig: »Fürwahr,
Ich hab' ein Gelüst nach Keulern und Hirschen,
Ei, lasset in diesem Wald uns pirschen!«

Der Kaiser spricht sänftlich: »Offere! nein,
Das Jagen in diesem Walde laß sein;
Denn wenn du suchtest für den Wanst 'nen Braten,
Könnte der Feind deiner Seele schaden.«

Da ziehet Offerus ein schiefes Maul,
Und spricht: »Herr Kaiser, die Fische sind faul;
Thut Eure Hoheit vor'm Teufel erbeben,
So will ich dem größern Herrn mich ergeben.«

Fordert gelassen drauf seinen Zehrpfennig und Lohn,
Und wandert ohne langes Valet davon;
Zieht lustig fort und ohn' alles Säumen
Mitten in den Wald nach den dicksten Bäumen.

Im Walde, auf wilder Haide, war
Von schwarzen Schlacken ein Teufelsaltar,
Drauf schimmerten bleiche Menschengebeine
Und Pferdegerippe im Mondenscheine.

Doch läßt Offerus sich drob nicht graun,
Thut gemächlich die Schädel und Knochen beschaun,
Ruft dreimal mit lauter Stimme den Argen,
Und setzt sich dann nieder, und fängt an zu schnarchen.

Doch als nun erschienen die Mitternacht,
Bedünkt's ihm, als ob die Erd' erkracht;
Er sieht auf einem kohlpechschwarzen Rosse
Einen mohrischen Ritter mit großem Trosse;

Der gebeut den andern, fürder zu ziehn,
Und reit't mit großer Gewalt auf ihn,
Will ihn durch große Verheißung verbinden;
Doch Offerus spricht: »Das wird sich finden!«

Und ziehet mit ihm durch die Reiche der Welt,
Sich bei ihm besser als beim Kaiser gefällt;
Braucht selten den Helm und den Harnisch zu poliren,
Kann spielen, saufen und bankettiren.

Doch als sie einst auf dem Heerweg ziehn,
Steh'n aufgericht't drei alte Kreuze vor ihn'n;
Da kriegt der Mohrenprinz plötzlich den Schnupfen
Und spricht: »Laß uns durch den Hohlweg schlupfen!«

»Ich glaube, Ihr weichet dem Galgenholz« —
Spricht Offerus, und nimmt die Armbrust und Bolz,
Zielt frech nach dem Kreuze in der Mitten;
Da ruft Satan leise: »Welch' grobe Sitten!

»Weißt nicht? der in armer Knechtsgestalt
Ist Maria's Sohn, übt große Gewalt!« —
»Wenn's so ist — ich kam zu Euch ungeheißen« —
Spricht Offerus — »jetzt will ich weiter reisen!«

Fort eilt er von Satan mit Lachen, fragt dann
Nach Maria's Sohn jeden Wandersmann;
Doch weil ihn wenig im Herzen tragen,
Weiß auch keiner die Wohnung des Herrn zu sagen;

Bis Offerus einst zur Abendstund'
Einen alten frommen Einsiedel fund;
Der giebt ihm ein Lager in seiner Klause
Und schickt ihn am Morgen nach der Karthause.

Dort hört der Herr Prior Offerum an,
Und zeiget ihm klärlich des Glaubens Bahn,
Sagt, daß er fasten und beten müßte,
Wie Johannes Baptista einst in der Wüste.

Drauf dieser: »Heuschrecken und Honig pur,
Alter Herr! sind gänzlich wider meine Natur;
Kann man nicht anders im Himmel bekleiben,
So will ich am End' lieber außen bleiben!«

Der Prior spricht warnend: »Du ruchloser Mann!
So fang' es auf andere Weise an,
Und schick' dich zu einem guten Werke!« —
»Hm! das läßt sich hören, dazu hab' ich Stärke!« —

»Schau', dort fließt ein gewaltiger Strom,
Versperrt frommen Pilgern den Weg nach Rom;
Nicht leidet die Fluth weder Steg noch Brücken;
Drum leihe den Gläubigen deinen Rücken!« —

»Wenn also dem Heiland gefällig ich bin,
Gern trag' ich die Wandersleut' her und hin!« —
Drauf baut er ein Hüttlein von Schilfesmatten,
Und lebt bei Bibern und Wasserratten;

Trägt von Stund an von einem zum andern Strand
Getrost wie ein Kameel und Elephant,
Und wollen die Leute ihm Fährgeld geben,
So spricht er: »Ich trage für's ewige Leben!«

Und als nun nach manchem langen Jahr
Das Alter Offero gebleicht das Haar,
Ruft's einst bei Sturmnacht kläglich: »Du lieber,
Du guter, großer Offere, hol' über!«

Offerus zwar müd' und schläfrig ist,
Denkt aber treulich an Jesum Christ,
Greift gähnend nach dem Tannenstamme,
Seinem Stäblein in hohem Wasser und Schlamme;

Watet durch's Wasser, kommt dem Ufer nah;
Doch sieht er keinen Wandrer da,
Denkt: Hab' einmal geträumet wieder!
Legt sich auf's neu' zum Schnarchen nieder.

Und als er kaum entschlafen ist,
Ruft's abermals nach kurzer Frist
Gar kläglich, beweglich: »Du guter, lieber,
Du großer, langer Offere, hol' über!«

Offerus steht zwieer geduldig auf,
Beginnt auf's neue den Wasserlauf;
Doch, so weit des Flusses Ufer gehen,
Ist weder Mann noch Maus zu sehen.

Er legt sich auf's Ohr, schläft brummend ein;
Da hört er's zum dritten Male schrein,
Gar klar und bittend: »Du guter, lieber,
Du großer, langer Offere, hol' über!«

Zum dritten nimmt er den Tannenstab,
Steigt in den kalten Strom hinab,
Spricht unwirsch: »Nun endlich muß ich's finden,
Mich soll der Donner — verzeih' mir die Sünden!«

Findt auch ein zartes Junkerlein,
Mit goldnem Kraushaar und lichtem Schein,
Ein Lammesfähnlein in der Linken,
Ein Welt-Küglein in der Rechten blinken.

Das Knäblein schaut gar sanft herauf;
Er hebt es mit zwei Fingern auf,
Setzt's auf den Kopf, und brummt: »Der Kleine
Könnt' wohl spazieren bei Tagesscheine!«

Doch als er nun kommen in die Fluth,
Wird's zentnerschwer auf seinem Hut;
Er zieht den Junker herab an den Beinen,
Und denkt: wer sollt's von dem Büblein meinen?

Und immer schwerer ward die Last;
Das Wasser wuchs ihm zu Häupten fast;
Große Tropfen ihm von der Stirne troffen;
Bald wär' er mit dem Junker ersoffen.

Als er ihn endlich bracht' an's Land,
Setzt er sich keuchend an den Strand,
Spricht: »Herrlein, ich bitte nicht wieder zu kommen,
Denn dießmal hab' ich Schaden genommen.«

Da tauft der holdselige Knabe ihn,
Spricht: »Wisse, dir sind alle Sünden verziehn;
Und ob auch deine Glieder zerschellten,
Sei fröhlich, du trugest den Heiland der Welten!

»Zum Zeichen pflanz' in die Erd' deinen Stab,
Der, lange verdorrt, keine Blätter mehr gab;
Am Morgen wird er sich grünend weisen;
Und du sollst nun Christophorus heißen.«

Da faltet Christophorus die Händ',
Spricht betend: »Ich fühl's, es naht mir mein End';
Meine Gebeine zittern, die Kräfte schwinden,
Und Gott hat vergeben all' meine Sünden.«

Der Junker verschwand in helles Licht;
Christophorus fiel auf's Angesicht,
Steckt' dann sein Stäblein in die Erde
Und schaute, ob es grünen werde.

Und sieh! am Morgen war es grün,
Fing an, wie Mandeln, roth zu blühn;
Drauf haben die Engel nach dreien Tagen
Den Christoph in Abrahams Schooß getragen.*)

---

*) Nach Andern soll dieser Heilige nicht Offerus, sondern Adocimus geheißen haben und zuletzt als Märtyrer enthauptet worden sein. A. d. V.

---

97. Der Christabend.

Still! was schleicht dort so alleine,
Jammert dort im Frost und Wind?
Seh' ich recht im Mondenscheine,
Ist's ein schmächtig, blasses Kind.

Traurig schlüpft es durch die Gassen,
Leicht und dünn ist sein Gewand,
Irrt so unstät und verlassen;
Niemand führt es an der Hand.

Horch! es wimmert leis im Sturme:
»Lieber Gott im hohen Thron!
Zählt' ich recht — vom Stephansthurme
Rief die Glocke sieben schon!

»Soll ich mich zurücke wagen
In der alten Base Haus?
O gewiß! sie wird mich schlagen,
Denn ich blieb zu lange aus!

»Nein, ich will noch länger bleiben:
Weht der Schnee gleich in's Gesicht,
Mich auf offner Straße treiben —
Dem Empfang entgeh' ich nicht!

»Welch ein Glanz dort in den Buden!
Alles bunt in Lampenschein!
War's wohl Spott? die Händler luden
Freundlich mich zu kaufen ein.

„Wie die Messingkännchen locken!
Körbchen, ganz von Lahn und Schmelz,
Gärtchen, Schäfchen, goldne Docken,
Handschuh' — hu! von warmem Pelz!

„Aber leer sind meine Taschen,
Trockne Rinden hab' ich kaum;
Alles darf sich freu'n und naschen,
Doch wer putzt für mich den Baum?

„Ha! wie hell wird's in den Zimmern!
Und die Thüre, lang bewacht,
Thut sich auf — Ihr seht es flimmern,
Was das Christkind euch gebracht!

„Schau'! dort an des Marktes Ecke
Guckt das Volk zum Fenster 'nein;
Ha! wie flammt es an der Decke;
Dort mag Pracht und Reichthum sein!

„Ei, ich möcht' es auch wohl sehen,
Doch ich schäme mich im Troß;
Drum zur Thüre will ich gehen,
Und dann bück' ich mich an's Schloß.“ —

Und sie geht, und durch die Spalte
Sieht man Silberleuchter stehn;
Weihrauchdüfte zieh'n in's Kalte;
Hohe Wallrathskerzen wehn.

Blendendweiße Linnen wallen
Um die Fenster, lang und weit;
Festlich, wie in Kirchenhallen,
Ist der Fluhr mit Sand bestreut.

Hyazinthen, Tulpen blühen,
Veilchen auch, wie im April;
Doch kein Athem scheint zu ziehen;
Alles ist so schön, so still!

Reich besetzte Kissen glänzen —
Ach! sie schauet sich fast blind —
Unter Palmen, Silberkränzen
Schläft ein holdes Jesuskind.

Also wähnt sie, und das Prangen
Uebertäubt den innern Schmerz;
Gluth erscheint auf blassen Wangen,
Und Entzückung hebt das Herz,

Hebt die Hand, zu Gott zu beten;
Furchtsam schleicht sie durch die Thür:
„Laßt mich nur von ferne treten!
Hohe Herrschaft, laß mich hier!“

Sieh! da rauscht Gewand von Seide;
Eine schlanke, blasse Frau
Naht in schwarzem Flor und Kleide,
Himmlisch schön im Thränenthau.

„„Komm doch näher, liebe Kleine!
Willst du meinen Engel sehn?
Ach! ich hatte nur das Eine,
Und doch mußt' es von mir gehn!

„„Morgen früh wird sie begraben —
Zur Bescherung kauft' ich ein —
Oben liegt's noch — willst du's haben?
Bist, wie sie, so blond und fein!

„„Sprich, wer bist du?““ — „Eine Waise;
Seit dem Jahr ist Mutter todt;
Oft klag' ich am Grabe leise
Ihr, der Guten, meine Noth.

„Bald ein Jahr — um Weihnacht deckte
Noch der Sarg die Mutter nicht.
O! am Christtagmorgen weckte
Mich ein buntes, helles Licht.

„Fern scholl Orgelklang und Mette,
Und, behängt mit Mütz' und Tuch,
Stand ein Tannenbaum am Bette,
Der vergüldte Aepfel trug.

„Jetzt — das Bett ist mir genommen,
Das der Mutter sauer ward;
Läg' ich bei der lieben Frommen
Tief, o tief im Sand verscharrt!

„Denn ich bin bei bösen Leuten,
Unter harten Menschen nun,
Die stets zanken, lästern, streiten —
Und ich will ja alles thun!

„Gern im Felde und im Garten
Graben, bis die Sonne sinkt;
Gern die kleinern Kinder warten;
Gern gehorchen, wenn man winkt!“

„„Kind, wie heißt du?““ — „Willmer's Lotte!“
„„Und wie alt?““ — „Bin sieben Jahr!“ —
„„Wär's ein Wink vom lieben Gotte?
Just so alt, wie Lottchen war!

„„Du, mein Kind, zu Gott erhoben!
Dächt'st du mein in jenem Land? —
Ja, mein Lottchen, du dort oben
Hast die Waise mir gesandt!

„„Wohl, ich schwör's bei diesem blassen,
Lieben Engelsangesicht:
Nie will ich die Kleine lassen,
Läßt sie Gott und Tugend nicht!““ —

Wiederhall zog durch die Gassen;
Chorgesang bei Fackellicht
Scholl: ‚Von Gott will ich nicht lassen,
Gott verläßt die Seinen nicht!‘

98. Georg Neumark und die Gambe.

„Sing', bet' und geh' auf Gottes Wegen,
Verricht' das Deine nur getreu,
Und trau' des Höchsten reichem Segen“ —
Rief Neumark jeden Tag auf's neu,
Sang Lieder zu der Vorsicht Preis,
Trieb Wissenschaft mit regem Fleiß.

Doch derer, die im Himmel wohnen,
Vergißt gar oft das Erdenglück;
Es muß den gier'gen Mäkler lohnen,
Wie träf' bescheidne Kunst sein Blick?
Auch Neumark fiel in Ungemach,
Daß fast die Nahrung ihm gebrach.

Schon ward ihm das Geräth entrissen,
Als Unterpfand für Wuchergeld.
„Wohl mehr noch muß der Aerm're missen!“
Sprach Neumark, floh zu Wald und Feld.
Erst mit des Dichters liebstem Gut,
Dem Bücherschatz, entwich sein Muth.

Doch wankt' auch jetzt nicht sein Vertrauen,
Obwohl die letzte Hülfe schwand;
Er ließ nicht ab, auf Gott zu bauen
Bei harter Kost und leerer Wand,
Und sang mit jedem Morgenlicht
Ein Lied voll frommer Zuversicht.

Spät, wenn beim Schein der düstern Lampe
Die Schwermuth seinen Geist umschlich,
Ergriff er die geliebte Gambe,
Die er mit fert'gem Finger strich;
Beim Finden süßer Melodie'n
Kam Trost des Himmels über ihn.

Nichts war ihm endlich überblieben
Als diese holde Trösterin;
Von bangen Sorgen hart getrieben,
Trug er auch sie dem Wuchrer hin,
Nahm Abschied von dem theuren Pfand,
Gab seufzend es aus seiner Hand.

Erst, als ihm nun beim Dunkelwerden
Der einz'gen Freundin Klang gebrach,
Vermißt' er jedes Glück auf Erden,
Und stöhnte leis ein tiefes Ach.
Dann rief er, seinem Gott getreu:
„Du weißt's, ob Hülfe nützlich sei!“

Gott wußt' es auch. Am nächsten Morgen
Berief ein Graf*) den Unglückssohn,
Und sprach: „„Man sagt, Ihr lebt in Sorgen;
Wie? wär' das wohl verdienter Lohn?
Bewährt mir Eure Kunst durch That,
Mit einer Schrift an Schwedens Staat!““

Den Blick empor zu Gott, dem Retter,
Fleht Neumark seinen Beistand an,
Durchliest die überreichten Blätter,
Betritt voll Muth's die neue Bahn.
Kaum weicht die dunkle Mitternacht,
Da ist mit Gott sein Werk vollbracht.

Und sieh! mit Gott ist's wohl gelungen;
Der Graf erhebt es hochvergnügt,
Wie kräftig, wie mit Engelzungen
Der Jüngling Wort an Wort gefügt!
„„Nimm““, ruft er, „„dieß aus Dankbarkeit,
Und bleibe meinem Dienst geweiht!““

Traun! würdig war die Ehrenspende
Deß, der sie gab, deß, der sie nahm;
Er drückt gerührt des Edlen Hände
Mit stummem Dank und schöner Scham;
Ihn treibt das volle Herz nach Haus,
Doch — löst er erst die Gambe aus.

Nun grüßt er die verarmten Mauern,
Die er so oft voll Gram's geflohn,
Mit Jubel, prüft mit süßen Schauern
Den lieben, lang entbehrten Ton,
Drückt fest die Gambe an die Brust,
Und stimmt sie ein mit inn'ger Lust.

Nicht länger kann die Gluth sich halten,
Er dichtet, spielt mit frommer Hand:
„Wer nur den lieben Gott läßt walten!“ —
Noch immer singt es Stadt und Land,
Und manches Herz, des Kummers Raub,
Schlägt leichter, segnet Neumarks Staub.

---

*) Dieser Edle soll schwedischer Resident in Hamburg gewesen sein und Rosenkranz geheißen haben.

Karoline Pichler,

Tochter des ehemaligen Hofraths und geh. Referendars Franz von Greiner, wurde den 7. Sept. 1769 zu Wien geboren. Ihre Mutter, Karoline von Hieronymus, war ein Liebling und viele Jahre hindurch die Vorleserin der Kaiserin Theresia. Im kunstsinnigen elterlichen Hause, das allen ausgezeichneten Fremden, wie den berühmtesten einheimischen Gelehrten und Künstlern als Berührungspunkt diente, erhielt die talentvolle Tochter eine sehr gewählte Erziehung und wurde 1796 mit dem nachmaligen Regierungsrathe Andr. Pichler vermählt. Im Verkehr mit Alxinger, Denis, Haschka, Mastalier, Ratschky u. A. hatte sie schon von Jugend auf Gelegenheit gehabt, die vorzüglichsten Erscheinungen unserer schönen Literatur kennen zu lernen, wodurch sie zu poetischen Versuchen angeregt wurde; aber erst 1799 trat sie als Schriftstellerin auf. Seitdem war sie unermüdlich produktiv und hat, außer mehrern historischen Schauspielen, eine Reihe von Romanen verfaßt, unter welchen der in verschiedene lebende Sprachen übersetzte „Agathokles", sowie „Frauenwürde" zu ihren verdienstlichsten Leistungen gehören. Im „Agathokles" ist die Scene in die letzte Zeit von Diokletians Regierung verlegt und sind aus dem Konflikte des Paganismus mit dem Christenthum interessante Momente gezogen; in „Frauenwürde" ist die Verherrlichung der Bestimmung der Frauen und ihres einfachen, ihnen von der Natur zugewiesenen Looses im Gegensatze eines aus diesen scheinbar beschränkten Kreisen des Wirkens gewaltsam heraustretenden Strebens bezweckt. Beide sind in Briefform geschrieben, eine Behandlungsweise, welche ihr insbesondere Gelegenheit gewährte, die Kunst der Entwicklung des Details zu üben und die geheimeren Falten des Herzens der handelnden Personen in vollem Lichte zu beleuchten. Aber auch andere ihrer Romane, wie „Die Grafen von Hohenberg", — „Die Belagerung Wiens von 1683", — „Die Schweden in Prag", — „Friedrich der Streitbare", — „Die Nebenbuhler" u. s. w. sind, trotz der Fehler der Breite und zerfließender Beschreiblichkeit bei großer Vorliebe für sentimentalisirende Reflexion, nicht ohne Anziehungskraft und berühren mitunter die Seele wohlthätig durch erwärmende Begeisterung. Nebenbei hat sie sich auch als Uebersetzerin, z. B. von Byrons „Korsar" (1820), bekannt gemacht und zu vielen Taschenbüchern und Zeitschriften, als: Friedr. Schlegel's deutschem Museum, den vaterländischen Blättern für den österr. Kaiserstaat, den Friedensblättern, zu den Almanachen Minerva, Aglaja, dem Taschenbuche für Damen, desgleichen Huldigung den Frauen u. a., Beiträge geliefert. Ihre letzte Arbeit waren die „Zeitbilder" (1839—41). Sie starb in Wien am 9. Juli 1843.

* * *

Der Charakter des Gesammtstrebens unserer Dichterin ist episch, wiewohl sie mehrmals die dramatische Bahn betrat, auch in manchen Gattungen der Lyrik sich erging. Ein flüchtiger Ueberblick ihrer Werke zeigt bereits, daß die Dichterin, wenn gleich durch die Kraft leitender Ideen in der Ausarbeitung geführt, ihre Begeisterung nicht eigenthümlichen, ihr Gemüth ausschließend beherrschenden Ideen verdankt, die sie durch die Hülle der Dichtung zu verkörpern sucht, sondern daß sie vielmehr das Leben, wie es ihr in seinen mannichfaltigen Erscheinungen der Vergangenheit und Gegenwart klar wurde, mit Liebe auffaßte, und das, was sie darin als schön oder herrlich erkannte, durch die Dichtung dem Herzen näher zu bringen strebte. Indem sie nie der Mode des Tages gehuldigt, immer aber die reichen Belehrungen, welche die wachsende Kunsteinsicht der Zeit, sowie das Leben selbst darbot, benützte, um den Umkreis ihrer Ansichten zu erweitern und selbst auch als Künstlerin kühner vorzuschreiten, ist sie sich in ihrer Eigenthümlichkeit gleich geblieben; ihre einzelnen Arbeiten unterscheiden sich wohl in Hinsicht der Reife der Produktionskraft, nicht aber durch unter sich entgegengesetztes Streben, die Folge des Schwankens der Gefühle, oder der Unsicherheit der Ueberzeugungen des Dichters. Sie hat übrigens in ihren Dichtungen eine in unserer Zeit seltene, parteilose Würdigung des Menschenlebens gezeigt, sich mit gleicher Liebe zu den verschiedensten Zeitaltern und Formen des Daseins hingezogen gefühlt, und die patriarchalische Vorwelt, den Umschwung alles Lebens zur Zeit des eintretenden Christenthums, die Herrlichkeit ritterlicher Kühnheit, wie die großen Begebenheiten bei der Wiederbefreiung unseres deutschen Vaterlandes mit gleich warmer Begeisterung aufgefaßt. Freundin der schönen Natur, und die Heimath menschlichen Glückes nicht in den kunstreichen Zirkeln der Verbildung suchend, welche die Geselligkeit großer Städte darbietet, scheint die Dichterin meistens nur darum sich der Ausmalung jenes verkünstelten Daseins mit erschöpfender Vollständigkeit hingegeben zu haben, um hinter demselben die großartige Einfachheit des der Natur näher liegenden ländlichen Lebens im wohlthuenden Gegensatze zu zeigen. Daß sie sich vorzüglich zur Darstellung des Familienlebens, und auch bei Entwicklung welthistorischer Ereignisse gern zur Ausmalung jener zarten Verhältnisse hinneigte, welche die Verbindung beider Geschlechter begründet, wird man einer Frau eher zum Lobe als zum Tadel anzurechnen geneigt sein. (Vgl. Wiener „Jahrbücher der Literatur." 1819. Bd. VI. S. 77 ff.)

Ihre zuerst in v. Hormayr's „Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst" (Wien 1810), desgleichen in Kuffner's „Hesperidenhain der Romantik" (1818 — 19) u. a. O. veröffentlichten Romanzen, in deren Bearbeitung sie, wie auch in mehrern ihrer Romane und Schauspiele, die von Hormayr anempfohlene Richtung verfolgte, „durch vorzugsweise Anwendung der Poesie und der bildenden Künste auf vaterländische Gegenstände die Geschichte zu popularisiren", verrathen, wenn auch keine originell anschauende Phantasie, jedenfalls doch die Gabe gewandter Darstellung und gelungener, oft kräftiger Charakterzeichnung, und verdienen besonders wegen ihrer patriotischen und ethischen Grundfärbung Anerkennung und Lob. Von der etwas sorglosen Technik, zumal in Behandlung des Rhythmus und Reimes, muß man freilich absehen. Uebrigens dürfte die Verherrlichung vaterländischer Stoffe nicht unbedingt zu empfehlen sein, weil der Dichter nicht für eine Provinz, ja nicht einmal für einen Staat, sondern für die Menschheit überhaupt schreiben soll.

Von ihr:

Dramatische Dichtungen (enth.: Ferdinand II., König von Ungarn und Böhmen. — Amalie von Mansfeld. — Rudolph von Habsburg). Wien 1818.
Sämmtliche Werke. 60 Bde. Wien 1820—1845.
Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Hgb. von Ferd. Wolf. 4 Bde. Wien 1844.

---

99. Philippine Welserin.

„Horch, die Thurmuhr hat geschlagen
Und er naht den Augenblick!
Darf ich hier zu bleiben wagen?
Zieh' ich furchtsam mich zurück?
Tiefer noch den Pfeil zu drücken
In die schwer verletzte Brust,
Sollt' ich flieh'n aus seinen Blicken,
Flieh'n, als wär ich schuldbewußt!

„Und was hab' ich denn begangen?
Jugend, Schönheit, Edelsinn
Zieh'n in schüchternem Verlangen
Meine Seele zu ihm hin.
Ach, er ist so mild, so freundlich,
Ist so tapfer, ist so schön!
War es möglich, kalt und feindlich
Solchem Reiz zu widerstehn?

„Ja, ich weiß, ich darf nicht hoffen,
Mich bethört kein eitler Wahn;
Mein Geschick liegt vor mir offen,
Eine dornenvolle Bahn.
Tollkühn zu dem Kaisersohne
Hob sich mein verwegner Blick,
Und der Glanz der Fürstenkrone
Schrecket strafend mich zurück.

„Doch was ist dort für Bewegung?
Wie das Volk zusammenströmt!
Alles scheint in froher Regung —
Guter Gott! er ist's! er kömmt!
Herrlich ragt er aus der Menge,
Die er freundlich nickend grüßt,
Aus dem fluthenden Gedränge,
Das sein Berberroß umfließt!"

Und schon hat er sie erspähet
Hinter der Gardinen Flor;
Zu dem Fenster, wo sie stehet,
Fliegt sein heißer Blick empor;
Denn, die keinen Rang erkennet,
Liebe zieht ihn zu ihr hin,
Und der Sohn des Kaisers brennet
Für die schöne Welserin.

Täglich zieht er nun vorüber,
Täglich wird die süße Qual,
Seines Busens Schmerz ihm lieber,
Täglich wächst der Hoffnung Strahl.
Und schon wagt er zu gestehen,
Was die Seel' ihm glühend füllt;
Zitternd höret sie sein Flehen,
Denn sie schreckt der Zukunft Bild.

Und sie mahnt ihn seines Ranges,
Seines Vaters, seiner Pflicht;
Doch voll heißen Liebesdranges
Achtet er ihr Warnen nicht;
Weiß sie bald zu überzeugen,
Daß sein Glück in ihr nur lebt,
Ihren strengen Sinn zu beugen,
Der ihm zagend widerstrebt.

Kann sie wohl sein Glück zerstören,
Ungerührt von seinem Flehn,
Ihn von Leid und Gram verzehren,
Diese Blicke welken sehn?
Zwischen Lieben, Zweifeln, Scheuen
Reicht sie ihm besiegt die Hand,
Und des Priesters Segen weihen
Das geheimnißvolle Band.

Philippine! Philippine!
Rasch ist dieser Schritt gethan,
Doch es naht die ernste Sühne,
Es zerstiebt der schöne Wahn;
Denn der Kaiser hat vernommen,
Was ihr frevelnd hier gewagt,
Und sein Zorn ist rasch entglommen,
Hat euch schwer und streng verklagt.

„„Ja, ihr habt den Weg gefunden,
Wo ihr meine Macht verhöhnt,
Denn was Priesters Hand gebunden,
Wird durch Menschen nicht getrennt.
Doch dieß sei euch laut verkündigt:
Die mich tief gekränkt, die schwer
Sich an meiner Huld versündigt,
Seh'n mein Antlitz nimmermehr!""

Wie ein Blitz aus heitern Lüften
Trifft die Liebenden dieß Wort,
Ihre Freuden zu vergiften,
Tönt's in ihren Herzen fort,
Mischt, ein düsteres Geleite,
Sich in jeden frohen Reihn,
Läßt an Philippinens Seite
Ferdinand nicht glücklich sein.

Kummervoll sieht sie ihn trauern,
Es zerreißt ihr liebend Herz:
„Nein, die Qual soll nicht mehr dauern,
Nein, ich ende diesen Schmerz!
Hab' ich, Theurer, dich betrogen
Um des Vatersegens Glück:
Was die Liebe dir entzogen,
Bringt die Liebe dir zurück!“

Im entschlossenen Gemüthe
Reift ein Anschlag, klug und kühn,
Wohl kennt sie des Kaisers Güte,
Und zu dieser will sie fliehn;
Unerkannt soll er sie sehen,
Und wenn sie ihr Leid geklagt,
Ihr die Milde zugestehen,
Die er Keinem noch versagt.

An den Ort, wo jetzt er thronet,
Zieht sie hin, zum fernen Prag,
Wo ihr nie ein Freund gewohnet,
Wo sie Niemand kennen mag;
Als bedrängte Fremde stehet
Sie vor ihres Kaisers Blick,
Die um Schutz und Hülf' ihn flehet,
Von ihm hofft ihr Lebensglück.

Und sein Blick ruht mit Vergnügen
Auf der lieblichen Gestalt,
Auf den engelsmilden Zügen,
Wo sich Zucht und Güte malt;
Mit geheimer, zarter Regung
Fühlt er sich zu ihr geneigt,
Hört mit inniger Bewegung,
Welch ein Schmerz die Holde beugt.

Freundlich läßt er sie erzählen,
Wie ein Ritter sie geliebt,
Wie das stille Glück der Seelen
Jetzt des Vaters Härte trübt,
Dessen Zorn ihr Bund entflammet,
Der die Schnur zwar nie gekannt,
Doch sie mit dem Sohn verdammet
Und sie ewig von sich bannt.

„„Wahrlich, das soll nicht geschehen!““
Ruft der Kaiser, „„fasset Muth!
Laßt euch vor dem Vater sehen,
Glaubt mir, dann wird Alles gut.““
„Ach, wie dürft' ich dieses wagen?
Mich verbannt sein strenger Spruch,
In der Ferne muß ich tragen
Meinen Schmerz und seinen Fluch!“

„„Nun, so will ich mit ihm sprechen,
Nennt mir ihn, — und seinen Sinn,
Wär' er noch so eisern, brechen
Traun! so wahr ich Kaiser bin!““
„Wollt Ihr das? Ihr wollt verzeihen?“
Ruft sie — stürzet vor ihm hin:
„O laßt Euch dieß Wort nicht reuen,
Denn ich bin die Welferin!“

Staunend tritt der Fürst zurücke —
Anmuth, Mitleid, Zweifel, Lust,
Kämpfen in dem Augenblicke
Heftig in des Kaisers Brust.
Soll er — darf er sie verstoßen,
Die sich zitternd an ihn schmiegt,
Die, in Thränenström' ergossen,
Schluchzend ihm zu Füßen liegt?

Muß er nicht des Worts gedenken,
Das den raschen Zorn ihm band?
Kann er wohl dem Sohn verdenken,
Was er selbst beinah empfand?
Nein! er kann nicht widerstreben,
Enden muß er ihren Harm —
„„Komm!““ ruft er, „„dir sei vergeben!
Komm in deines Vaters Arm!

„„Ja, ihr habt mich überlistet,
Schlau begegnet meinem Drohn,
Doch ich zürne nicht, ihr büßtet
Eure Schuld durch Reue schon.
Was geschehn ist, sei vergeben,
Himmelslust liegt im Verzeihn;
Laßt das neue schöne Leben
Uns der Lieb' und Eintracht weihn!““

---

100. Kaiser Maximilian's Zweikampf.

Es war der Reichstag ausgeschrieben
Gen Worms, die alte freie Stadt,
Und Niemand war daheim geblieben,
Kein Fürst, kein Ritter, kein Prälat.
Ja, einer nach dem andern zogen
In stattlichen, geschmückten Reihn
Sie durch des Thores hohen Bogen
Wohl mit viel hundert Helmen ein.

Man hoffte viel von diesem Tage,
Denn Großes sollte da geschehn,
Schon manche längst erhobne Klage,
So mancher Zwist nicht mehr bestehn;
Nicht mehr die blinde Willkür walten,
Die Unschuld ohne Schützer sein,
Und in dem Kampfe der Gewalten
Die Stärke nur des Rechts sich freun.

So hat es Kaiser Max beschlossen,
Treu denkend der beschwornen Pflicht;
Aus Habsburgs edlem Stamm entsprossen,
Verleugnet er den Ahnherrn nicht;
Er, unbesiegt in jedem Streite,
Berühmt in Kampf und Ritterspiel,
Legt willig doch das Schwert bei Seite,
Und Recht und Friede ist sein Ziel.

Bald hat der Ruf umher verkündet,
Was auf dem Reichstag jetzt geschah,
Und Mancher wird von Lust entzündet,
Und eilt herbei von fern und nah.
Kaum faßt die Stadt die vielen Gäste,
Und was der Menge Sinn erfreut,
Bankett und Tanz, Turnier und Feste,
Beflügeln die belebte Zeit.

Da kam aus Frankreichs schönen Gauen,
Von seinem Könige gesandt,
Ein Ritter, furchtbar anzuschauen,
Im Kampf zu Schimpf und Ernst gewandt.
Der Ruf von seines Armes Stärke
Ging weit verbreitet vor ihm her,
Es sei im edlen Waffenwerke
Kein Ritter so geübt, wie er.

Hoch über seiner Herberg Pforte
Ließ er sein Wappenschild erhöhn,
Und durch den Herold diese Worte
In der erstaunten Stadt ergehn:
„Er sei bereit auf Tod und Leben,
Um eine Gabe reich und schön,
Auf Haft, wie sie sich Ritter geben,
Den Kampf mit Jedem zu bestehn.“

So läßt er voll von Stolz verkünden,
Und harrt und harrt so manchen Tag;
Kein kühner Gegner will sich finden,
Der diesen Strauß bestehen mag.
Des Fremden übermüthig Pochen
Auf nie besiegter Waffen Glück,
Und was der Ruf von ihm gesprochen,
Schreckt Jeden von dem Kampf zurück.

Das wurmt den Kaiser tief im Herzen,
Er kann des Franzmanns Uebermuth,
Die Schmach der Seinen nicht verschmerzen,
Und zürnend wallt sein fürstlich Blut.
„„Und will es denn nicht einer wagen,
Wie sie um mich versammelt stehn:
So will ich selbst mich mit ihm schlagen,
Er soll den Meister in mir sehn!““

Er gibt sein ritterlich Verlangen
Nach Ritterbrauch dem Gegner kund;
Bei dessen Schild wird aufgehangen
Der Schild von Oestreich und Burgund.

Erstaunt erkennt ganz Worms dies Zeichen,
Und Alles harrt erwartungvoll
Auf diesen Zweikampf sonder gleichen,
Der Deutschlands Ehre retten soll.

Der neunte Morgen ist benennet
Zum Kampf auf ritterliche Haft,
Und jedes Gegners Busen brennet
Vor Streitlust und Gefühl der Kraft.
Durch alle Straßen wogt die Menge,
Bei allen Thoren strömt's herein,
Und eilt im wimmelnden Gedränge,
Ein Zeuge dieses Kampfs zu sein.

Am neunten Morgen, ernst und stille,
Bewehrt mit Lanz' und breitem Schwert,
Vom Kopf zu Fuß in Eisenhülle,
Erscheinet jeder hoch zu Pferd.
Wie die Trompete schmetternd tönet,
Stürmt jeder auf den andern los,
Die Pferde bäumen sich, es dröhnet
Die Rüstung vom gewalt'gen Stoß.

Doch fruchtlos glitschte jede Lanze,
Die Kämpfer blieben unversehrt,
Da schwinget leicht, als wie im Tanze,
Ein jeder rasselnd sich vom Pferd.
Nun ward der Schwerter Wucht erhoben,
Die Streiche fielen hageldicht,
Und ob auch Funken um sich stoben,
Die wackern Kämpfer fühlten's nicht.

Schon war dem Fremden viel gelungen,
Er hat mit seines Hiebes Kraft
Des Kaisers Rüstung durchgedrungen,
Da wo am Helm der Panzer klafft;
Doch wie sich Max verwundet fühlet,
Scheint seine Kraft erst recht erwacht;
Als hätt' er nur bisher gespielet,
Verdoppelt er der Streiche Macht,

Und drängt und läßt nicht nach zu stürmen,
Bis er den Gegner so betäubt,
Daß dem, unfähig sich zu schirmen,
Nichts als Ergebung übrig bleibt.
Er senkt das Schwert, fleht um sein Leben,
Und will, nach des Vertrages Kraft,
Sich an des Kaisers Hof begeben,
Gewärtig ritterlicher Haft.

Da reicht, zur Milde schnell gewendet,
Ihm Max die kaiserliche Hand,
Und glorreich ist der Kampf geendet,
Den er für Deutschlands Wohl bestand.
Jetzt schmettern jubelnd die Trompeten,
Und Alles preist des Herrschers That,
Der, seines Volkes Ruhm zu retten,
Als Kämpfer in die Schranken trat.

Ernst Moriz Arndt.

Dieser berühmte, um Deutschland hochverdiente Schriftsteller und Dichter, Verfasser der Nationalhymne „Was ist des Deutschen Vaterland?", erblickte das Licht den 26. Dezember 1769 zu Schoritz, auf der damals schwedischen Insel Rügen. Sein strenger Vater war, wie er selbst sagt (in „Erinnerungen aus dem äußern Leben," Leipz. 1840), „kein besserer Mann als der Vater des Horatius Flaccus weiland, nämlich ein Freigelassener;" seiner Mutter, Friederike Wilhelmine, geb. Schumacher, welche mit liebevollem Gemüthe den tiefinnersten Kern seines Wesens pflegte, verdankte er die hohe, fast ideale Anschauung des Lebens. Durch Hauslehrer dürftig unterrichtet, besuchte er seit 1787 das Gymnasium zu Stralsund und erlangte die für den damaligen Gymnasialzuschnitt gewöhnlichen Kenntnisse. Um sich der Theologie zu widmen, bezog er 1791 die Hochschule zu Greifswald, 1793 die zu Jena, wo er Griesbach, Schütz, Reinhold, Fichte, Paulus u. A. hörte. Die Folgen seiner strengen häuslichen Erziehung zeigten sich bereits während dieser akademischen Zeit in der Verachtung gegen jede Verweichlichung, die sich im Leben seiner Kommilitonen offenbarte. Nach seiner Universitätszeit „saß er wieder zwei behagliche Jahre bei seinen Eltern, unterrichtete seine jüngsten Geschwister, studirte für sich oder vielmehr repetirte", ward hierauf 1796 Hauslehrer bei dem Dichter Ludw. Theobul Kosegarten, Probst zu Altenkirchen in Rügen, predigte auch zuweilen, und zwar „mit Schall und Beifall." Dennoch kam er von dem Entschlusse ab, Geistlicher zu werden, „er wollte sich in die volle Weltlichkeit hineinstürzen." Von seinen Eltern unterstützt, „pilgerte er anderthalb Jahre zu Fuß, zu Wagen und Schiff herum", verlebte ein Vierteljahr in Wien, betrachtete sich das Ungerland, wanderte über die Alpen nach Italien, von hier durch den gegen Neapel ausbrechenden französischen Krieg schnell vertrieben, nach Paris, wo er einen Sommer lang verweilte „fast wie Bruder Sorgenlos." Heimgekehrt, „erhielt er seine Lebensbestimmung durch eine alte Liebe", durch welche er nach Greifswald zurückkam und „Universitätsmann" wurde, zuerst Privatdozent, dann Adjunkt der philosophischen Fakultät. Seine Frau, eine Tochter des Professors Quistorp, verlor er schon 1801.

Zehn Jahre war nun Arndt an diese kleine Universität (seit 1809 als außerordentlicher Professor) „befestigt", von welchen er ungefähr die Hälfte auf Reisen und in Schweden zugebracht, die andere gelehrt hat. „Hier wurde er bald ein politisch schreibender und handeln müssender Mensch", und zog sich namentlich durch seine „Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen" (Altona 1803) den Haß einer unverständigen Adelspartei zu. Aus Schweden, wo er ein volles Jahr (1803—4) sich aufgehalten, kam er in einer Zeit zurück, „wo der politische Teufel in Nord- und Süddeutschland ungestüm und gewaltig zu rumoren anfing." Als 1806 der Korse Preußen niederschlug und mit ihm die letzte Hoffnung Deutschlands, da trat Arndt gegen den übermüthigen Gegner in glühenden, patriotischen Schriften auf, und was keiner gewagt hatte zu flüstern, das rief der kühne Dozent in die Welt hinaus mit heller furchtloser Stimme. („Geist der Zeit", Theil I.) Den Sommer dieses Jahres arbeitete er in der Regierungskanzlei für die schwedischen Angelegenheiten zu Stralsund; unterdessen mußte er zwei Monate auf dem Bette zubringen zu Folge eines Pistolenduells mit einem schwedischen Offizier, der auf Deutschland geschimpft hatte. Im Spätherbste dieses durch den Rheinbund und die Schlachten bei Jena und Auerstädt für Deutschland und Oesterreich verhängnißvollen Jahrs wandte sich Arndt von Trantow, wo jetzt sein Vater als Bauer wohnte, nach Stockholm, „da er nicht Lust hatte, sich allenfalls einfangen und wie einen tollen Hund erschießen zu lassen." Bald fand er hier Anstellung bei einer Kommission, welche zu einer Ueberarbeitung und Uebersetzung der schwedischen Gesetze für Schwedisch-Pommern berufen war. Mit dieser „vergeblichen Arbeit und auch mit einzelnen kleinen Aufträgen in der Staatskanzlei" war er drei Jahre lang beschäftigt, aber dieser unfreiwillige Aufenthalt war für ihn drückend genug, wenn er an den Jammer seines geliebten Vaterlands dachte. Als nun — wie er weiter berichtet — die neuen Getümmel an der Donau und in den Alpen ausbrachen und in einzelnen Blitzzuckungen durch ganz Deutschland fortzitterten, fuhr er gegen Ende des Sommers 1809 wieder gegen Süden mit doppelten Päffen, die einen auf England, die andern auf Deutschland; landete als Sprachmeister Allmann in Rügenwalde und schlug sich, meistens zu Fuß, bei Nacht und Nebel und auf wenig betretenen Pfaden, zu seinen Brüdern in die Heimath durch, wo er sich versteckt hielt. Seinen Vater sah er diesmal nicht wieder, „denn sie hatten ihn den vorigen Sommer begraben, die Mutter aber war ihm schon vor vier Jahren vorangegangen."

Schon war der größere Theil Norddeutschlands mit dem französischen Reiche vereinigt, als sich unser Sprachmeister Allmann mitten unter die Feinde in Berlin wagte, „um dort sich im dichten Menschengewühl, der Welt verborgen, still und verschlossen für sich leben und studiren zu können." Um Ostern 1810 verließ er die Stadt an der Spree. Seine Heimath war wieder an Schweden unter Karl XIII. zurückgegeben; er wurde von dem schwedischen Generalstatthalter Grafen von Essen wieder in seine alte Stelle zu Greifswald eingesetzt. Jedoch schon im Sommer 1811, nachdem er seine Haus- und Familiengeschäfte etwas geordnet, nahm er abermals seine Entlassung. Er „hatte seine Füße leicht gemacht und war körperlich und gemüthlich auf alles gerüstet, denn neue ungeheuere Wetterwolken zogen sich an dem europäischen Horizonte zusammen." Gewarnt war er genug, sich in Acht zu nehmen, unter andern auch von Hamburg aus von Seite des edlen Villers. Aus seinem Versteck in Trantow bei Loitz wagte er sich nun abermals nach Berlin, nachdem er sich durch Freunde in Petersburg Empfehlungen an den russischen Gesandten Grafen Lieven verschafft hatte, der ihm in Preußens Hauptstadt einen Paß für Rußland ausstellte. So gelangte er denn über Breslau und Prag in „Dienerverpuppung" und nach manchem Abenteuer an die russische Grenze und zu Ende August 1812 nach Petersburg. Hier fand er bei dem ehemals preußischen Minister Frhr. von Stein, „dem rechten Staatsmann des Augenblicks, welcher in bedeutsamster Weise die Idee deutscher Nationalfreiheit zu verwirklichen bestrebt war", eine Anstellung, „einstweilen gleichsam wie im russischen Dienst", da er seinen Gehalt aus öffentlichen Kassen ausbezahlt erhielt, später aus der Kasse der Zentralverwaltung für Deutschland. Um diese Zeit entstanden sein „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann" (1812) und die „Verherrlichung des preußischen Volksheeres", zwei Schriften von tief eingreifender Wirkung. Das fernere Leben und die Thätigkeit Arndt's ist verflochten in die abwechselnden Schicksale der Kriegsjahre 1813 bis 1815. Er folgte

dem Freiherrn von Stein, war aber nicht immer unmittelbar in seiner Nähe, sondern hielt sich, zugleich in Verbindung mit den edelsten und kühnsten Patrioten seiner Zeit, mit Fichte, Scharnhorst, Gneisenau u. A., bald hier, bald dort auf, mit öffentlichen Schriften, Manifesten, fliegenden Blättern rc. gegen den Weltbestürmer beschäftigt, durch Worte der Begeisterung die Männer, durch seine Lieder die Jugend für Unabhängigkeit und Vaterland entflammend, bis endlich die Stunde der Befreiung schlug, die wir ihm mit zu verdanken haben. Was mag der Herrliche gefühlt haben, als seine geharnischten Lieder in den Straßen von Paris erschollen und wiederhallten! —

Seit 1815 gab er am freien deutschen Rheinstrome zu Köln die Zeitschrift „Der Wächter" heraus, verheirathete sich mit der Schwester des berühmten Theologen Schleiermacher und siedelte 1817 nach Bonn über, an eine schöne Zukunft für das befreite Vaterland glaubend und daselbst der neuen Gestaltung der Universität harrend. Im folgenden Jahre erhielt er eine Professur der Geschichte. Aber nur kurze Zeit freute er sich seines Berufs als Lehrer an der Hochschule, indem zugleich mit jener traurigen Reaktion, die über Deutschland hereinbrach, sein Privatleben beeinträchtigt wurde. Im Juni 1819, um die Zeit der Ermordung Kotzebue's durch den Fanatiker Sand, fand bei ihm auf den bloßen Verdacht hin, ein Demagoge zu sein, Haussuchung statt, seine Papiere wurden zusammengepackt und versiegelt, und im November 1820 sah er seine amtliche Wirksamkeit vorläufig eingestellt. Eine über ihn verhängte Spezialuntersuchung (begonnen 5. Febr. 1821) endigte zwar mit Freisprechung, hatte aber nichts desto weniger den Verlust seiner Papiere und Versetzung in Ruhestand zur Folge. Während zwanzig Jahren, den Mannesjahren seines Lebens, mußte er seinem Berufe entsagen. Es war ihm, mit Varnhagen's Worten (Vermischte Schriften II.) das herbe Loos beschieden, Anfechtungen von solcher Seite her zu erfahren, wohin er seine Liebe gewendet hatte. Da endlich brach wieder ein Tag der Hoffnung für sein Vaterland an und mit diesem, mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV., erhielt der Siebenzigjährige 1840 zur Freude aller Edelgesinnten seine Stellung wieder. Der akademische Senat, diesem allgemeinen Hochgefühle auch seinerseits Ausdruck gebend, erwählte ihn alsbald zum Rektor Magnificus, und 1842 schmückten der preußische rothe Adler- und der Verdienstorden der bayerischen Krone seine Brust. Und als acht Jahre später die Stimmen und die Wünsche des deutschen Volkes sich lauter erhoben, sah der Greis sich gehuldigt von der Versammlung der besten und treuesten deutschen Männer. Und wieder zehn Jahre später sandte das gesammte Volk aus allen Gauen dem ehrwürdigen Nestor, der auch in trüben Tagen und noch im höchsten Greisenalter die Freudigkeit des Wirkens nicht verloren hatte, zum Wiegenfeste seine Grüße entgegen. Er entschlief am 29. Januar 1860. Ein Denkmal von Erz errichtet die deutsche Nation ihrem „Wächter" am Rhein.

* * *

Was Arndt für seine Zeit bedeutend macht, ist der Charakter, der nicht bloß seinen Dichtungen, sondern auch seiner gelehrten und publicistischen Wirksamkeit so seltene Erfolge bereitete. Er führt den ritterlichen Reigen unserer Vaterlandsdichter. Seine von frischer Unmittelbarkeit durchdrungenen, Begeisterung sprühenden „Kriegs- und Wehrlieder" rc., von herrlichen Melodieen getragen, die er zum Theil selbst geschaffen, werden im Herzen und Munde des Volks fortleben. In seinen gesammelten „Gedichten", die freilich zum Theil, soweit sie der Zeit vor den Befreiungsjahren angehören, noch die Kennzeichen des Unentschiedenen, Unselbständigen an sich tragen, findet sich überdies so viel Vortreffliches, entsprungen dem kräftigsten Geiste, der blühendsten Phantasie, dem wärmsten und reinsten Gefühle für die höchsten und edelsten Interessen der Menschheit, daß solches allein (ganz abgesehen von seinen wissenschaftlichen, historisch-politischen rc. Schriften) zu einem bleibenden Ehrenmal für ihn hinreichen würde, und seine wahrhaft frommen, oft im schönsten lyrischen Aufschwung gesungenen geistlichen Lieder gehören zu dem Würdigsten und Erhebendsten, was je ein Dichter in dieser Gattung hervorgebracht hat. Was seine Poesieen epischen Charakters betrifft, so muß man auch diesen, zumal aus späterer Zeit, nicht nur hinsichtlich der trefflichen Verschmelzung des Realen mit dem Idealen und der volksmäßig-kräftigen Belebung (z. B. „Lied vom Feldmarschall, vom Schill", u. a.), so wie der festen und bestimmten Charakterzeichnung („Beiling's Tod"), sondern auch in Betracht der energischen Bewältigung der mitunter spröden altnordischen Sagenstoffe, der plastischen Lebendigkeit, des harmonischen Zusammenklangs von Idee und Bild, bedeutende und eigenthümliche Vorzüge zugestehen.

A. F. C. Vilmar (National-Literatur rc. II., Marb. 1852, S. 363 f.) urtheilt über den „Sängerhelden von der Insel Rügen": „Zeitlieder, wie Arndt's „Was ist des Deutschen Vaterland?", „Der Gott, der Eisen wachsen ließ", „Was schmettern die Trompeten? Husaren heraus", haben wir seit dem 16. Jahrhundert nicht wieder, und selbst in jener Zeit kaum gehabt; ihr unsterbliches Verdienst ist das, daß sie die beste Stimmung der Zeit in voller Wahrheit, ohne Uebertreibung und Phrase, poetisch aussprachen, — die beste Stimmung einer großen Zeit, wie sie auch Deutschland seit dem 16. Jahrhundert nicht wieder gesehen hatte. Seit den Liedern von der Pavierschlacht waren mit so freudigen starken Herzen und mit so hellen Siegesstimmen keine Kriegslieder wieder durch ganz Deutschland erklungen, als die des alten Arndt; seit drei Jahrhunderten war Deutschlands Siegesehre und Siegesgröße nicht mehr besungen worden; Ernst Moriz Arndt hat sie gesungen, und so lange das Andenken an den Sieg und die Ehre und die Freude von 1813 dauern wird, so lange wird man auch der Sieges- und Freudenlieder gedenken, die damals sind gesungen worden, so lange wird auch das Gedächtniß und die Ehre des alten Sängers von Rügen dauern."

Schriften.

Ueber die Freiheiten der alten Republiken. Greifswald 1800.
Reisen durch Teutschland, Ungarn, Italien und Frankreich. 4 Bde. Leipz. 1798—99; 2te Aufl. 1804.
Gedichte. Rostock 1804. — 2 Bde. Frankf. a. M. 1818.
Der Storch und seine Familie. Tragödie in 5 Aufz. Leipz. 1804. N. Ausg. das. 1816. (Komische, romantisch-phantastische Thiertragödie.)
Fragmente über Menschenbildung. 3 Thle. Altona 1805—9.
Ideen über die höchste histor. Ansicht der Sprache. Rostock 1805.
Reise durch Schweden im Jahre 1804. 4 Thle. Berl. 1806.
Geist der Zeit. 4 Thle. Bd. 1. Altenb. 1806; Bd. 2—4. Berl. 1813—18. — 4te Aufl. Altona 1861.
Briefe an Freunde. Altona 1810.
Glocke der Stunde. Königsb. 1812.

Lieder für Teutsche. Im Jahre der Freiheit. (o. O.) 1813.
Der Rhein, Teutschlands Strom. Leipz. 1813.
Ueber die Franzosen und über uns. Das. 1813.
Entwurf der Erziehung und Unterweisung eines Fürsten. Berl. 1813.
Ansichten und Aussichten der teutsch. Geschichte. Leipz. 1814.
Kriegslieder und Wehrlieder. Frankf. 1815.
Ueber den teutschen Studentenstaat. (Darin ist die Grundlage der deutschen Burschenschaft gelegt). Das. 1815.
Märchen und Jugenderinnerungen. 2 Thle. Berl. 1818 und 1842.
Nebenstunden. Eine Beschreibung und Geschichte der schottländischen Inseln und der Orkaden. Leipz. 1826.
Christliches und Türkisches. Stuttg. 1828.
Die Frage über die Niederlande. Leipz. 1831.
Belgien und was daran hängt. Das. 1834.
Schwedische Geschichten unter Gustav III und Gustav Adolf IV. Leipz. 1839.
Gedichte. Frankf. 1818. — Leipz. 1840. 43. — Neue Auswahl, das. 1850. — Vollständigste Sammlung mit der (lith.) Handschr. d. Dichters aus seinem 90. Jahre. Berl. 1860. Fol.
Erinnerungen aus dem äußern Leben. 2 Auflagen. Leipz. 1840; 3te Aufl. 1843.
Das Turnwesen. Nebst einem Anhange. Leipz. 1842.
Versuch in vergleichender Völkergeschichte. Leipz. 1843; 2te Aufl. 1844.
Schriften für und an seine lieben Deutschen. 4 Thle. Leipz. 1845—46. (Enthält den Kern seines publicistischen Wirkens.)
Nothgedrungener Bericht aus meinem Leben. Leipz. 1847.
Reden und Glossen. Leipz. 1849.
Blätter der Erinnerung, meistens um und aus der Paulskirche in Frankfurt. Leipz. 1849.
Blüthenlese aus Altem und Neuem. Gedichte. Leipz. 1857.
Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn Heinr. Karl Fr. von Stein. Berl. 1858.

Zur Biographie und Kritik:

Blätter f. literar. Unterhaltung. Leipz. 1840, Nr. 295—98; desgl. 1846, Nr. 297—304: desgl. 1860, Nr. 25 (von Aug. Henneberger).
J. Hillebrand, Die deutsche Nationalliteratur seit Lessing &c. III. 333 f.
R. Gottschall, Die deutsche Nationalliteratur &c. I. Bresl. 1855, S. 136 f.
W. Herbst, Die deutsche Dichtung im Befreiungskriege. (Ein Vortrag.) Mainz 1859.
Bonner Zeitung. Febr. 1860.
Eugen Labes, E. M. Arndt. Ein Büchlein für das deutsche Volk. Mit ungedruckten Briefen, Porträt &c. Jena 1860.

---

101. Der König von Burgund.

Es reit't mit stolzem Prangen
Der König von Burgund,
Da kommt ein Knab gegangen
Und grüßt mit süßem Mund.

Er spricht: ‚Gott grüß' dich, König!
Du Schöner von Burgund!
Mach' deine Feinde wenig,
Dich stark zu jeder Stund!'

Er spricht: ‚Gott lenk' dir, König,
Zu mir den hohen Sinn,
Der ich an Thaten wenig,
Doch groß an Treue bin!'

Der König spricht zum Knaben:
»Was willst du in dem Krieg,
Wo Adler nur und Raben
Erfreut der blut'ge Sieg?

»Was wagst du, holder Knabe,
An Jahren jung und zart?
Das Feld wird dir zum Grabe,
Der Weg ist dir zu hart.

»Geh mit den feinen Füßen
Zurück in's Blumenthal,
Und horche dort dem süßen
Gesang der Nachtigall.

»Pfleg' mit den feinen Händen
Den blüh'nden Rosenstock,
Und netz' des Leines Enden
Für einen Schäferrock!« —

‚O König! zart vom Leibe
Ist meine Jugend wohl;
Doch sie nicht von dir treibe,
Sie fühlt sich Muthes voll.

‚Wohl viele Tausend sitzen
So stolz um dich zu Roß,
Viel tausend Schwerdter blitzen
Und Köcher voll Geschoß;

‚Doch von den allen keiner
Ist mehr dir zugethan
Als ich, hinfort dein kleiner
Dir dienender Kumpan.

‚Doch von den allen keinen
Bekümmert so dein Streit,
Als deinen zarten Kleinen,
Der dir den Gruß entbeut!‘ —

„O Knabe! deine Rede
Klingt wohl an Tugend reich,
Doch wiß', die harte Fehde
Macht rothe Wangen bleich;

„Die schönen blauen Augen
Versöhnen keinen Feind,
Denn die, so Schwerdter brauchen,
Sind feindlich auch gemeint.“ —

‚O Herr! klingt meine Rede
An Muth und Tugend reich,
So wiß', in deiner Fehde
Thut mir's kein Knappe gleich.

‚Laß sich den Schein entfärben,
Der diese Wangen schmückt,
Ja, laß mich für dich sterben!
So dünk' ich mich beglückt.‘ —

„O Knab'! soll ich dich nehmen,
So melde, ob du kannst,
Womit zur Zeit der Schemen
Du mir die Sorgen bannst;

„Womit im Brand der Sonne
Du mir die Stirne kühlst,
Und für der Träume Wonne
Mich sanft in Schlummer spielst!“ —

‚Herr König, zwar geringe
Ist meiner Gaben Loos,
Doch macht zu jedem Dinge
Die fromme Liebe groß.

‚Ich kann die Laute schlagen,
Ich kann das Harfenspiel,
Womit seit manchen Tagen
Ich Vielen wohlgefiel;

‚Auch kann ich lustig singen
Und zwitschern munter drein,
Wie auf den leichten Schwingen
Die Frühlingsvögelein;

‚Auch kann ich künstlich tanzen
Auf meinen Füßen flink
Durch Schwerdter und durch Lanzen,
Und in dem Reigenring;

‚Auch weiß ich Wundermären
Aus alter grauer Zeit,
Die Sorgen wegzukehren
Stracks durch Geschwätzigkeit;

‚Auch richt ich schnelle Falken
Zum Vogelfange zu,
Und von den Mareschalken
Hast keinen flinkern du.‘ —

Der König nimmt den Knaben
Und kleidet ihn in Stahl,
Und läßt ihn bei sich traben
In Sonn= und Monden=Strahl.

Er muß sein Schwerdt ihm tragen,
Ihm zäumen früh sein Roß;
Ist ihm in wenig Tagen
Der Liebst' im ganzen Troß.

Er muß beim Mahl ihm singen
Zum goldnen Harfenspiel,
Und oft von alten Dingen
Erzählen lang und viel.

Und wann von seinen Braven
Ein jeder heimwärts geht,
Dann muß der Knabe schlafen
Zunächst an seinem Bett.

So zieht er als Begleiter
Des Zuges mit hinab,
Da kommt die Lust der Streiter,
Des Feindes Vordertrab.

Im Glanz der Waffen sprengen
Die Reisigen voran,
Und Heldenherzen drängen
Sich frisch zum Kampf heran.

Und König Rudolfs Rechte
Stößt manches tapfre Herz
Hinab zur Nacht der Nächte
Im kühnen Lanzensch.rz.

Und Mütter müssen weinen
Und Bräute jung und hold
Den Tag, der, zu bescheinen
Die Todten, aufwärts rollt.

Da faßt ein starker Reiter
Den König mit dem Speer,
Zersprengt den Schild in Scheiter,
Zersplittert seine Wehr;

Trifft ihn mit stolzem Grimme . . .
Das Feld ist Königsgrab . . .
Und ohne Hauch und Stimme
Er stürzt vom Roß herab.

Erbleichend hält der Knabe
Und spannet sein Geschoß:
‚Nimm letzte Liebesgabe!‘
Er schießt den Mann vom Roß;

Wirft dann mit heißem Stöhnen
Sich auf des Königs Leib,
Und offenbart in Tönen
Des Jammers laut das Weib;

Reißt von den goldnen Locken
Des Helmes Decke schnell,
Damit das Blut zu stocken,
Das rinnt vom König hell;

Reißt mit den blut'gen Händen
Des Hemdes weißes Lein,
Die Treue zu vollenden,
Von seines Busens Schrein.

Doch sieh! des Königs Wangen
Färbt neues Lebensroth . . .
Sein Athem lag gefangen,
Die Kraft war nimmer todt.

Und sieh! mit frohem Beben
Sieht er des Weibes Trug,
Das Lieb' auf Tod und Leben
Für ihn in Schlachten trug;

Und faßt sie gar behende,
Und drückt sie an sein Herz,
Und ruft: »Hier, Treue, ende
Dein langer, süßer Schmerz!

»Und wärst in Bettlerhütten
Die kleinste Magd im Land,
Du bist durch Muth und Sitten
Mit Königsglanz verwandt!« —

‚Mein König! stammelt leise
Das holdverschämte Weib,
‚Vergib mir meine Weise,
Mir hinfort gnädig bleib'!

‚Nicht in der Bettlerhütte
Wuchs deine Magd heran,
Wohl aus der Fürsten Mitte
Erköre sie ein Mann.

‚Mein Vater heißt Graf Walter,
Wohnt im Ardennerwald,
Doch zog mein junges Alter
Der Liebe Allgewalt.

‚Du weißt, wie ich gedienet,
Wozu bei Tag und Nacht
Sich Liebesmuth erkühnet
In wilder Knabestracht.' —

»Ich weiß es, und soll wissen
Das ganze Männerheer:
Du schläfst auf deinem Kissen
Hinfort nicht einsam mehr.

»In deinen süßen Armen,
Du süße Königin!
Laß ewig mich erwarmen
Im frommen Liebessinn.

»Die oft mein Roß gezäumet
Und nach dem Sattel sprang,
Nun bei mir schläft und träumet
All all mein Lebenlang!«

---

102. Der Stromgeiger auf Starkoddurs Grabe.*)

Der Mond ist aufgegangen,
Der Thurm hat zwölf geschlagen,
Mit hunderttausend Wagen
Rennt hell das Sterngespann,
Da taucht er aus den Fluthen
Und rührt die goldnen Saiten,
Daß still die Wellen gleiten,
Der alte Geigenmann;
Ihm strahlt sein Haar in Gluthen,
Ihm klirrt ein Schwerdt zur Seiten,
Das Geier kämpfend deuten:
Er ist ein stolzer Mann!
Er schwingt sich hoch mit Sausen
Empor vom Felsenwalle,
Er haut mit lautem Schalle
Das Grab mit blankem Schwerdt,
Und dumpfe Schrecken brausen
Die schwarzen Wellen alle
Aus seines Stromes Tiefe,
Wie's aus der Scheide fährt.
Er ruft mit heller Stimme:
»Thu auf, Gesell der Jugend!
Mich lüstet deiner Tugend,
Thu auf dein Felsenbett!«

Nicht lang', es tönt im Grimme
Herauf vom harten Steine:
»»Wer ist der Schalk, der meine
Ruhstätte stören geht?
Ich lob' ihm, ich erscheine
Auf leichter Geisterschwinge . . .
Weh ihm, wenn meiner Klinge
Er nicht gerüstet steht!««

*) Strömgigare, Strömkarl, heißt er in der nordischen Volkssage.

Drauf klingt der Felsenboden
Gleich einem gläsern Berge,
Der für das Spiel der Zwerge
Um Mitternacht zerspringt;
Er läßt den hohen Todten
Heraus mit blanken Waffen,
Er schwingt den Stahl in straffen
Gewalt'gen Fäusten, welcher
Durch alle Helme dringt;
Es wächst ihm Haupt und Schulter,
Wie wenn in Mitternächten
Die Wolkengeister fechten
Und Zorn vom Himmel klingt.

»Laß ab mit mir zu streiten!
Wir sind ja Waffenbrüder . . .
Kenn' deinen Ivar wieder!
Kenn' auch dies Falkenschwerdt!
Dein Zorn macht Helden grauen,
O laß dich freundlich schauen
Starkoddur, kühner Degen!
Du erster Kämpfer werth!
O gib mir deine Rechte,
Dem alten Streitgenossen!
Ich sang vieltausend Nächte,
Seit deinem langen Schlaf;
Manch Wasser ist geflossen
Seitdem herab vom Berge,
Als mich vom falschen Zwerge
Der böse Zauber traf.
Nun muß ich einsam spielen
Dem leichten Nachtgesindel
Dreihunderttausend Sommer
Aus tiefem Wassergrund.
O laß die Hand mich fühlen,
Du Tapfrer und du Frommer!
Thu mir die Liebe kund!
Denn die hier oben weiden,
Sind Söhne kleiner Männer,
Nicht kühne Lanzenrenner,
Nicht Reiter auf der See.«

Und jener schlägt in Freuden
Auf ihn die dunkeln Blicke,
Und neiget mild das Eisen,
Und reicht die Hand ihm hin.
So stehen da die Beiden
Im kurzen alten Glücke,
Dann tönt es: »»Ich muß reisen,
Woher ich kommen bin!««

Und plötzlich sank er wieder
Zurück zum kalten Bette,
Zurück zur finstern Nacht;
Es schloß der Stein sich wieder,
Mit diamantner Kette
Band ihn der Tod an's Lager,
Daß laut empor es kracht.

Der Geiger schlägt die Saiten,
Er schlägt die goldnen Töne,
Der Jugend Kraft und Schöne
Brennt ihm das Herz mit Macht;
Und süße Thränen gleiten
Den längst begrabnen Zeiten,
Und in dem grauen Busen
Blüht alles frisch erwacht.
Da kam der flinke Reigen
Der Elfen aus den Zweigen,
Aus Bergen und aus Quellen,
Und tanzten in der Nacht;
Sie tanzten, bis mit hellen
Gesängen Vögel klangen:
Da war die Zeit vergangen,
Da war das Lied vollbracht.

---

103. Harald Schönhaar.

In der Freude der Hallen zechte
Frode, König von Hadaland;
Ida die Schöne deckt' ihm die rechte,
Kämpfer deckten die linke Hand;
Hell zum Becher die Skalden sangen
Odins Reisen und Ragnars Krieg,
Als mit Brausen die Pforten klangen
Und die Stufen ein Mann erstieg.

Stattlich tritt er mit zücht'gem Neigen
Zu dem Stuhle der Fürstin hin,
Und die Stimmen der Skalden schweigen,
Und es staunet der Männer Sinn;
Um die mächtigen Schultern fließen
Locken, schimmernd wie Sonnenschein,
Und die blitzenden Augen schießen
Furcht in tapfere Herzen ein.

Und es reicht von dem Sitz der Alte
Ihm den Becher den goldnen zu,
Daß er das Mahl mit den Kämpfern halte,
Neigt er und winkt er ihm freundlich zu;
Doch der Jüngling mit fester Rede
Zu dem König der Inseln spricht:
»Nicht zum Spiele und nicht zur Fehde,
Zu dem Becher auch komm' ich nicht.

»Um die Schöne ich komme werben,
Ida die Fürstin, die Tochter dein;
Harald heiß' ich, von Odins Erben
Nicht der letzte im Schlachtenreih'n,
Harald Schönhaar, der Sohn des Grafen,
See mir Heimath und Himmel Dach;
Rede! soll ich bei Ida schlafen?
Soll sie schmücken ihr Brautgemach?«

„„Nein! bei Ida nicht sollst du schlafen,
Stelle tiefer den stolzen Muth,
Tausend Streuner sich nennen Grafen,
Tausend Knechte sich Odins Blut;
In der Herrschaft der weiten Lande,
In dem Scepter und in dem Schwerdt
Gib von himmlischen Ahnen Pfande,
Geh, und weise dich Odins werth!“„

Und der Jüngling mit edlem Zorne
Rennet hinnen im schnellen Lauf,
Bläst die Seinen mit hellem Horne
Risch aus Bergen und Thälern auf,
Und er schwöret und läßt sie schwören,
Herrscher will er der Länder sein,
Oder frühe mit blut'gen Ehren
Geh'n zur Freude Wallhalla's ein.

Und so zückt er das scharfe Eisen,
Und so bäumt er den starken Speer,
Und die Monden und Jahre reisen,
Und es schwillet ihm Macht und Heer;
Riesen schlägt er und schlimme Zwerge,
Ueberwindet der Zaubrer List,
Bis er König der höchsten Berge,
König der Küsten und Inseln ist.

Und nun fliegt er mit süßem Triebe
Hin zur Feste, wo Ida sitzt,
Und er rufet: „Thu auf, o Liebe!
Harald ruft, der das Land besitzt!“
Und sie öffnet der starken Mauer
Eisenthore dem Helden weit,
Doch die Augen umhüllet Trauer,
Und die Glieder ein schwarzes Kleid.

Und er staunet, . . . doch sie in Freuden
Bricht von Eichen den grünen Kranz,
Drückt ihm züchtig und hold bescheiden
Auf die Locken den Ehrenglanz,
Heißt ihn lieblich vom Becher trinken,
Den sie füllet mit goldnem Wein,
Und die freundlichen Augen winken
Auf ihn leuchtend wie Sternenschein.

Dann, als Harald mit lieben Händen
Will die Lieblichkeit zu sich ziehn,
Sieht er zornig den Leib sie wenden
Und zum ragenden Söller fliehn;
Nach sich zieht sie empor die Stufen,
Flammend wirft sie hinab den Blick:
‚Harald‘, spricht sie, ‚die Geister rufen,
Harald, weiche! Zurück! zurück!

‚Was wir heischten, du hast erfüllet,
Und ich flocht dir des Stolzes Lohn,
Odins Enkel ist groß enthüllet,
Herrsche lange, du Odinssohn!
Doch mein Vater und liebe Brüder
Liegen stumm durch dein grimmes Schwerdt,
Und sie laden mich: komm hernieder!
Zeig' auch du dich der Ahnen werth!

‚Hör' ich nicht sie in Winden wehen?
Brausen in Wellen nicht überlaut?
O ihr Götter in Himmelshöhen,
Nehmt mich, empfanget mich, Haralds Braut!
Fahr' wohl, Sonne am blauen Bogen!
Nimmer färbst du den Tag mir roth‘ . . .
Und sie springt in die wilden Wogen,
In den brausenden Heldentod.

Und der König erfaßt die Schöne,
Wie die Fluth sie an's Ufer bringt,
Und er suchet umsonst die Töne,
Welche Leben und Liebe klingt,
Und er schlingt um den Leib die Rechte,
Hält ihn trauernd in bitterm Harm,
Und zwölf stumme und finstre Nächte
Macht ihn Feuer und Schlaf nicht warm.

Dann gebeut er das Grab zu graben,
Legt die herrliche Leiche drein,
Schmückt es glänzend mit Siegesgaben,
Thürmt es hoch zum Gebirg von Stein,
Daß es stehe in langen Zeiten
Als ein Denkmal der Zärtlichkeit,
Woran Liebende traurig deuten
Alles Schönen Vergänglichkeit.

---

104. Das Lied vom Schill.

Es zog aus Berlin ein tapferer Held,
Er führte sechshundert Reiter in's Feld,
Sechshundert Reiter mit redlichem Muth,
Sie dürsteten alle Franzosenblut.

Auch zogen mit Reitern und Rossen im Schritt
Wohl tausend der tapfersten Schützen mit.
Ihr Schützen, Gott segne euch jeglichen Schuß,
Durch welchen ein Franzmann erblassen muß!

So ziehet der tapfre, der muthige Schill,
Der mit den Franzosen schlagen sich will;
Ihn sendet kein Kaiser, kein König aus,
Ihn sendet die Freiheit, das Vaterland aus.

Bei Dodendorf färbten die Männer gut
Das fette Land mit französischem Blut,
Zweitausend zerhieben die Säbel blank,
Die übrigen machten die Beine lang.

Drauf stürmten sie Dömitz, das feste Haus,
Und jagten die Schelmenfranzosen hinaus,
Dann zogen sie lustig in's Pommerland ein,
Da soll kein Franzose sein ‚*Kiwi*' mehr schrein.

Auf Stralsund stürmte der reisige Zug . . .
O Franzosen, verstündet ihr Vogelflug!
O wüchsen euch Federn und Flügel geschwind!
Es nahet der Schill, und er reitet wie Wind.

Er reitet wie Wetter hinein in die Stadt,
Wo der Wallenstein weiland verlegen sich hat,
Wo der zwölfte Karolus im Thore schlief;
Jetzt liegen ihre Mauern und Thürme tief.

O weh euch Franzosen! wie mäht der Tod!
Wie färben die Reiter die Säbel roth!
Die Reiter sie fühlen das deutsche Blut,
Franzosen zu tödten das däucht ihnen gut.

O wehe dir, Schill! du tapferer Held!
Was sind dir für bübische Netze gestellt!
Viele ziehen zu Lande, es schleichet vom Meer
Der Däne, die tückische Schlange, daher.

O Schill! o Schill! du tapferer Held!
Was sprengest du nicht mit den Reitern ins Feld?
Was schließest in Mauern die Tapferkeit ein?
Bei Stralsund da sollst du begraben sein.

O Stralsund, du trauriges Stralesund!
In dir geht das tapferste Herz zu Grund,
Eine Kugel durchbohret das redlichste Herz,
Und Buben sie treiben mit Helden Scherz.

Da schreiet ein frecher Franzosenmund:
»Man soll ihn begraben wie einen Hund,
Wie einen Schelm, der auf Galgen und Rad
Schon fütterte Krähen und Raben satt!«

So trugen sie ihn ohne Sang und Klang,
Ohne Pfeifengetön, ohne Trommelklang,
Ohne Kanonenmusik und Flintengruß,
Womit man Soldaten begraben muß.

Sie schnitten den Kopf von dem Rumpf ihm ab
Und legten den Leib in ein schlechtes Grab;
Da liegt er nun bis an den jüngsten Tag,
Wo Gott ihn in Freuden erwecken mag.

Da schläft nun der fromme, der tapfere Held,
Ihm ward kein Stein zum Gedächtniß gestellt;
Doch hat er gleich keinen Ehrenstein,
Sein Name wird nimmer vergessen sein.

Denn sattelt ein Reiter sein schnelles Pferd,
Und schwinget ein Reiter sein blankes Schwerdt,
So rufet er zornig: »Herr Schill! Herr Schill!
Ich an den Franzosen Euch rächen will!«

---

105. Das Lied vom Feldmarschall.

Was blasen die Trompeten? Husaren, heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus,
Er reitet so freudig sein muthiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwerdt.

O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein,
Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes sein.

Der Mann ist er gewesen, als alles versank,
Der muthig auf gen Himmel den Degen noch schwang,
Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
Den Wälschen zu weisen die preußische Art.

Den Schwur hat er gehalten. Als Kriegsruf erklang,
Hei! wie der weiße Jüngling in'n Sattel sich schwang!
Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
Mit eisernem Besen das Land rein gemacht.

Bei Lützen auf der Aue er hielt solchen Strauß,
Daß vielen tausend Wälschen der Athem ging aus,
Viel Tausende liefen dort hasigen Lauf,
Zehntausend entschliefen, die nie wachen auf.

Am Wasser der Katzbach er's auch hat bewährt,
Da hat er den Franzosen das Schwimmen gelehrt:
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab!
Und nehmt, Ohnehosen, den Wallfisch zum Grab!

Bei Wartburg an der Elbe wie fuhr er hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze noch Burg,
Da mußten sie springen wie Hasen übers Feld,
Und hell ließ erklingen sein Hussa! der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!
Da brach er den Franzosen das Glück und die Macht,
Da lagen sie sicher nach blutigem Fall,
Da ward der Herr *Blücher* ein Feldmarschall.

Drum blaset, ihr Trompeten! Husaren, heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Winde im Saus!
Dem Siege entgegen zum Rhein, über'n Rhein,
Du tapferer Degen, in Frankreich hinein!

---

106. Beiling's Tod.

Auf dem Mühlberg von Schoonhoven
An dem Lech, nicht weit vom Rhein,
Muß es heut Orange boven!
Frischen Klangs geklungen sein.
Weiland klang's dort: boven Angel!
Klang's dort: boven Kabeljau!
Und ein wildes Kriegsgemangel
Färbte blutig Fluß und Au.

Ausgeflogen war die Biene
Wohl auf Amors Blumenau,
Hollands Gräfin, Jakobine,
Hennegau's und Friedlands Frau;
Zwischen Buhlen hin und Lieben
Hat auf manches böse Riff
Lug und Trug und Wahn getrieben
Steuerlos ihr Lebensschiff.

Und durch Treu' und durch Gewissen,
Ja, und durch Barmherzigkeit
Ist ein weiter Riß gerissen,
Welcher Volk und Land entzweit;
Von Jahrhundert zu Jahrhundert
Haben Wuth, Verrath und Mord,
Schlau durch wälsche List bezundert,
Schlimm gebrannt von Ort zu Ort.

Jakobine war entronnen
Des Burgunders Burgverließ,
Der sie erst mit Trug umsponnen,
Dann im Kerker schmachten ließ;
Herr Johannes von Vianen,
Ihrer Flucht getreuer Held,
Rief am Lech zu Hollands Fahnen,
Rief die Angeln auf in's Feld.

Als man vierzehnhundertzwanzig
Einst geschrieben hat und vier,
Schlug die Schaar fünftausendlanzig
Vor Schoonhoven ihr Quartier.
Bald war Stadt und Burg umzingelt,
Bald war Thor und Fluß gesperrt,
Wie den Raub die Schlang' umringelt,
Den sie langsam tödtend zerrt.

Denn der Fische Kraft lag drinnen
Auserlesen, wenn auch klein;
Schwer Verlieren, stolz Gewinnen . . .
Da muß hart gerungen sein.
Viermal ward zurückgeschlagen
Von der tapfern Schaar der Sturm,
Und von mehr als hundert Tagen
Klang die Flucht der Glockenthurm.

Doch ist so die Zeit verklungen,
Klang auch Muth und Hoffnung aus:
Die kein Eisen hat bezwungen,
Zwingt zuletzt des Hungers Graus,
Dieser allerschlimmste Zwinger,
Diese allertiefste Noth;
Und es ruft der Stundenklinger:
Gebet euch! ihr habt kein Brot.

Ja, der Hunger kalt und mager
Treibt im Armensünderrock
Boten aus in's Fürstenlager
Mit dem Strick und weißen Stock;
Abzug fleh'n sie nur und Leben,
Jeder Wehr und Habe baar;
Langem Bitten ward's gegeben,
Weil noch Eisen drinnen war.

Also scholl nach düsterm Schweigen
Jakobinens Fürstenspruch:
‚Unglück nenn' auch ich mein Eigen,
Leides war auch mir genug;
Drum, ihr Fische, mögt ihr schwimmen
Ueber'n Lech und über'n Rhein,
Einem müssen doch die Kimmen
Fest an unsern Angeln sein.

‚Einen treffe die Harpune,
Albrecht Beiling heißt der Waal,
Also raunt's des Herzens Rune
In der Brust geheimstem Saal:
All die Kleinen mögen schwimmen
Nach Gefallen hin und her,
Diesem schlag' ich durch die Kimmen,
Dieser Fang ist reich und schwer!'

Und darauf sie hat gesessen
Mit den Angeln lang im Rath,
Hat die Schrecken all' durchmessen
Jenes Manns der mächt'gen That,
Hat gerufen: ‚Eine Grube
Grabt ihm tief noch heute Nacht,
Eine finstre Schlummerstube,
Deren Schläfer nie erwacht!'

Und sie spricht: ‚Du bringst die Rede,
Arnold Spiring, hin dem Mann,
Und du, Dietrich von Mervede,
Daß er sich bereiten kann!
Auf daß ihm der Seelentödter
Nicht zu schwer im Tode sei,
Daß er Beichter werd' und Beter,
Geb' ich Einen Tag ihm frei.'

Und sie gingen, und sie kamen,
Und sie sprachen: »Herrin, er
Rief: Gott will's, so sei es! Amen!
Und kein Wörtlein sprach er mehr;
Doch dann bat er eine Gnade,
Und sie werd' ihm auch gewährt!
Daß du dreißig Tage Pfade
Oeffnest ihm zum eignen Herd;

»Daß er kurz sein Haus bestelle,
Und ermahne Weib und Kind,
Wie gleich Sand und Wind und Welle
Glück und Lust der Menschen sind;
Daß er Weib und Kind noch küsse
In der letzten Liebespein,
Und den bittern Tod versüße,
Der ihm muß gestorben sein.«

Drauf die Fürstin: ‚Mir zum Pfande
Für den Beiling sollt ihr stehn,
Also mag er seiner Bande
Dreißig Tage ledig gehn.'
Und sie setzten sich als Pfänder,
Sprechend: »Dieser löst uns aus!«
Brachen ihm die Eisenbänder,
Und der Beiling ritt zu Haus.

Und als dreißigmal im Kreise
Sich das Sonnenlicht gedreht,
Treu zurück von seiner Reise
An der Grube Beiling steht,
Auf dem Mühlenwarf gegraben
Zwanzig schwarze Ellen tief,
Wo er soll ein Lager haben,
Wie's kein Ritter je beschlief.

Und er grüßt die edlen Männer,
Die sich ihm zum Pfand gesetzt,
Küßt sein Roß, den stolzen Renner,
Seine Waffen noch zuletzt,
Klingt sein letztes Weh vom Munde,
Eh' er springt in's offne Grab:
„‚Wie die Huren, wie die Hunde
Stößt man mich in Schlamm hinab!'"

Und so fuhr in voller Rüstung
Aus des Lebens harter Noth,
Wie ein Held in Siegsgelüstung
Er hinab in dunkeln Tod,
Wo sie ihm sein Grab gegraben
Bei Schoonhoven an dem Lech;
Krähen flogen da und Raben,
Aber keine Tauben weg.

Und Herr Dietrich von Mervede
Rief dem theuren Helden nach:
»O die unglücksel'ge Fehde!
O der schwarze Unglückstag!
Sprechen wirst du, stumme Erde,
Wenn auch jede Stimme schweigt,
Von dem Rittersmann zu Pferde,
Der sich treu wie Gold gezeigt.

»Seine Sage wird noch klingen,
Wie die schönste Fabel klingt,
Wann sich hier statt Mühlenschwingen
Einsam nur die Möve schwingt;
Wann von Fröschen selbst und Unken
Hier der wüste Sumpf nicht girrt,
Wann in's Meer zurückgesunken
Holland selbst zur Fabel wird.«

Friedrich August Schulze,

am bekanntesten unter dem Namen **Friedrich Laun**, wurde am 1. Juni 1770 in Dresden geboren. Obschon von Jugend auf für die Wissenschaften erzogen, sah er sich doch durch widrige ökonomische Verhältnisse genöthigt, in der Kanzlei des geheimen Finanzkollegiums die Mittel zu seiner akademischen Ausbildung sich erst zu erwerben. Unter fortgesetzten Privatstudien gelang es ihm, jene Kanzlistenstelle wieder aufgeben und seit 1797 auf der Universität Leipzig seinen eigentlichen Zweck weiter verfolgen zu können. Im Jahre 1800 in seine Vaterstadt heimgekehrt, ließ er einige Novellen erscheinen, welche eine günstige Aufnahme bei der Lesewelt fanden und ihn bestimmten, auf der schriftstellerischen Laufbahn zu bleiben. Dabei übernahm er 1807 eine Sekretärstelle bei der Landes-Oekonomie-Manufaktur- und Kommerzien-Deputation, und erhielt 1820 das Patent eines königl. Kommissionsrathes. Er starb den 4. September 1849.

* * *

Dieser ungemein fruchtbare Romanschriftsteller, dessen Arbeiten theils der phantastischen Romantik (in seinem „Gespensterbuch"), theils und hauptsächlich der gewöhnlichen novellistischen Genre-Humoristik angehören, war in der langen Restaurationszeit ein Liebling des großen Lesepublikums. Wohl mag man bei harmlosen Ansprüchen an seiner heiter-launigen Manier Gefallen finden; ästhetische Erhebung aber und ächte, ernste Kunst der Ausführung darf man bei ihm nicht suchen. In seinen „Gedichten", den epischen namentlich, spiegeln sich die Mängel und Vorzüge seiner Prosa-Darstellungen mehr oder weniger ab; im Allgemeinen vereinigt er darin ohne Zwang und Ungeschmack das Angebildete mit dem Eigenthümlichen zum meistens gefälligen Totaleindruck.

Von ihm:

Gespensterbuch. (Herausgegeben in Gemeinschaft mit A. Apel.) 5 Thle. Leipzig, 1810—15.
Gedichte. Ausgabe letzter Hand. Ebd. 1828.
Memoiren. 3 Thle. Bunzlau 1837.
Gesammelte Schriften. Neu durchgesehen, verbessert und mit Prolog von Ludwig Tieck. Mit dem Bildniß des Verfassers. Stuttg. 1843—44. 6 Bde.

---

107. Kodrus.

Weit strahlet an des Himmels Bogen
Verbrannter Häuser rothe Gluth,
Und des Ilissus blaue Wogen
Färbt schaurig der Erschlagnen Blut.
Athen erbebt, es naht den Thoren
Der Sparter wutherfüllte Schaar.
„So sind wir Alle denn verloren,
Uns schützt kein Tempel, kein Altar?

„Wenn unsrer Krieger Schilde brechen,
Wo, Pallas, ist dein heil'ger Schild?
Und willst du deine Stadt nicht rächen,
Was ehren wir dein todtes Bild?"
Dies freveln Frauen, Kinder, Greise
Dicht vor des Bildes Majestät,
Und höhnen im erhab'nen Kreise
Des Tempels Opfer und Gebet.

Erschüttert von des Sparters Stürmen,
Von seinem Dräuen, seinem Glück,
Weicht auf der mürben Mauern Thürmen
Schon mancher Mann Athens zurück;
Die Braut, den Säugling zu erretten,
Verläßt, die Menge schon das Thor,
Und zieht die dargebot'nen Ketten
Dem süßen Tod für Freiheit vor.

Da breiten sich des Königs Hände
Auf nach der Götter lichten Höhn:
„„So soll mein Auge denn das Ende
Des theuren Vaterlandes sehn!
So soll die Schmach an meinen Namen
Sich heften Ewigkeiten lang!
Es fand das Volk aus Cekrops' Samen
Mit Kodrus Fluch und Untergang!""

Nach Delphi läßt er Boten senden,
Die eilen mit der Frage fort:
Wie so viel Unheil abzuwenden?
Und von dem Dreifuß tönt das Wort:
‚Soll das Geschrei des Kriegs verhallen
Und wieder aufblüh'n Stadt und Land,
So muß zuvor der König fallen,
Der König, durch der Feinde Hand!'

Schon steh'n vom harten Götterschlusse
Vernichtet, sprachlos und erbleicht,
Die Boten an des Thrones Fuße,
Und Alles lauscht und Alles schweigt.

Doch dieser Todesstill' entringet
Die bange Ahnung bald ihr Recht,
Und Kodrus sagt: „„Was ihr auch bringet,
Heil oder Unheil: Boten, sprecht!""

Und mit dem Spruch aus ihrem Munde
Bebt ein Entsetzen starr und stumm,
Als schlage Aller Todesstunde,
Rings um den hohen Thron herum.
Doch Kodrus steigt entzückt die Stufen,
Und leuchtend wie ein Gott, herab
Und spricht: „„Wen so die Götter rufen,
Dem dräut vergebens Tod und Grab!""

Den Purpur läßt er und die Krone,
Und eilend durch die düstre Schaar
Nimmt er an Medon, seinem Sohne,
Des tiefsten Schmerzes Zeichen wahr.
Und er verweist es ihm vor Allen:
„„Bin ich,"" fragt er, „„ein feiger Knecht,
Und ist, für Volkesheil zu fallen,
Nicht jedes Königs schönstes Recht?""

Er küßt ihn, und mit schnellen Schritten
Dringt er hinunter bis zum Thor,
Eröffnet es und flieget mitten
In seiner Feinde Reihen vor.
„Der König, ach!" schreit von den Thürmen
Der Menge Angst bei Kodrus' Fall,
„Wer wird nun unsre Stadt beschirmen?
Mit ihm zerbricht ihr letzter Wall!"

Doch wie Apollo es verheißen,
Ist seines Heldentodes Frucht
Entkräftung für des Feindes Eisen,
Und Sparta's Heer ergreift die Flucht.
Versöhnt sind Menschen nun und Götter,
Die Tempel athmen Opferduft,
Und für des Vaterlandes Retter
Durchströmet Lobgesang die Luft.

Und hin zu Kodrus' edlem Sohne
Erhob das Volk sich nun, und sprach:
„Empfange, Medon, hier die Krone,
Des Vaters Ruhm, der Feinde Schmach!"
„„Nein!"" ruft er, „„diese Krone tragen
Darf Keiner; Keiner darf die Höhn
Des Thrones zu besteigen wagen;
Wer wollte dort nach ihm bestehn?""

---

108. Hildegardis und Taland.

Der große Karl, er saß einmal
Zu Worms in seines Thrones Saal,
Und zwischen Grafen und Herren stand
Dicht vor dem Throne Herr Taland.

„„Herr Taland, lieber Bruder mein!
Ich muß in's Sachsenreich hinein,
Muß dort, das heil'ge Kreuz zu rächen,
Der falschen Götter Altar zerbrechen.

„„Und bis ich solches Werk beend't,
Führt Ihr allhie das Regiment,
Damit — Gott gebe das in Gnade! —
Kein Unheil meinen Landen schade.

„„Daneben seid mit guter Wacht
Auf mein Gemahl und Kind bedacht;
Denn diese Lieben sind mir eben
Das beste Theil von meinem Leben!""

Als Hildegardis nun von fern
Fortziehn sah den Gemahl und Herrn,
Und fast ihr Aug' in Thränen brach,
Trat zu ihr Herr Taland, und sprach:

„O Dame, wie ich keine sah!
Was geht mir dein Geschick so nah;
Drum sage, was zu dieser Frist
Ein Trost in deinen Nöthen ist?

„Ich schafft' ihn dir, auch noch so fern,
Und wär's vom Firmament ein Stern,
Und wär's mein armes Leben gar,
Ob deiner Ruh' gäb' ich's fürwahr!"

‚Was hätte mit dem Leben dein,
Herr Taland, wohl mein Trost gemein?
Mein einziger Trost, mein einziger Stern
Zog fort mit dem Gemahl und Herrn.'

Als sie nun nimmer nicht vergißt,
Daß der Gemahl beim Feinde ist,
Und Herr Taland mit List und Mühn
Sie strebet von ihm abzuziehn;

Als nun die Frau so tugendlich
Herr Taland überall beschlich,
Und ihres Herzens fromme Huld
Verkehren wollt' in arge Schuld:

Da lud die Treue ihn zum Schein
In ein geheim Kloset hinein,
Entschlüpfte drauf und hielt den Bangen
An diesem dunkeln Ort gefangen.

Doch kaum erschallt der Kunde Ton:
Der Sieger kehrt nach seinem Thron!
So läßt, in Freude mild und groß,
Die Königin den Armen los.

Und als er so der Haft entrann,
Und drauf das freie Feld gewann,
Eilt er unter wilden Herzensschlägen
Alsbald dem verrathenen Bruder entgegen:

„Mein Herr und König, ach! verzeiht,
Wenn ich statt Wonn' Euch bringe Leid,
Wenn jetzt das Unheil aus meinem Munde
Vergiftet des Sieges süße Kunde."

„„So sprecht, Herr Taland, doch sogleich,
Welch' Unfall traf mein armes Reich,
Oder wohl gar mein liebes Gemahl,
Oder mein Kind, o alle zumal?""

„Nicht Reich und Kind! Zu dieser Stund
Ist beides, Herr, stark und gesund;
Aber, o dürft' ich doch nimmer sprechen
Von dem verruchten, schwarzen Verbrechen!"

Schon wacht des Königs ganzer Grimm:
„„Sprich, Unglücksbote!"" zürnt er ihm,
Und, was auch Taland's Gewissen sagt,
Die schuldlose Gattin wird verklagt:

Sie habe verletzt der Treue Band,
Gesündigt frech an König und Land,
Und daß kein Hüter ihr Aug' bewache,
Verschlossen Herrn Taland im finstern Gemache.

Und Karl befiehlt, im Zorn entbrannt:
„„Die Buhlerin, sie sei verbannt!
Und, daß ihr Blick ferner dem Frevel nicht tauge,
So raubt auf immer das Licht ihrem Auge!""

Wie drauf Herr Karl auf seinem Schloß
Erscheint, da ist die Lust nicht groß,
Denn Hildegardis' Mißgeschick
Betrübet jeden guten Blick.

Noch fühlen All' ihr herbes Leiden,
Als sie vom Kinde mußte scheiden,
Und durch den Spruch, den Karl gefällt,
Hinausziehn in die fremde Welt. —

Inzwischen wankt in düsterm Sinn
Die tiefgebeugte Königin,
Das Herz beim Kind und beim Gemahl,
Der Gränze zu und neuer Qual.

Die niedern Knechte, ihr Geleit,
Gedenken jetzt in Traurigkeit
Zum erstenmal, daß, um zu enden,
Sie ihr die Augen sollen blenden.

„O Gott!" ruft ihre Dienerin,
„So richtest du die Tugend hin!"
Doch jene zürnt: ‚Mit Gott kein Rechten!'
Und wendet mild sich zu den Knechten:

‚So nehmet dieses Auges Licht!
Seitdem das Liebste mir gebricht,
Erregt die Erde mir nur Schmerzen,
Den Himmel schau' ich mit dem Herzen!'

Allein das Auge, wie verklärt,
Das nach den Knechten hin sich kehrt,
Macht, daß das Herz der Harten zagt,
Und Keiner sie zu blenden wagt.

»Lebt wohl, Frau Königin! wir gehn,
Mag auch, was will, mit uns geschehn;
Das hohe Licht des Himmels spricht
Aus Euerm Blick, die Erde nicht.«

‚Sieh Gottes wundervolle Hand!'
Sagt sie, zur Dienerin gewandt,
Und nimmt vereint mit ihr den Pfad
Gen Rom nun hin, der heil'gen Stadt.

Doch Karl'n, dem König, fehlt die Ruh
Und Herrn Talando auch dazu;
Ja, dieser Arge büßt den Schein
Der Augen nun von selber ein.

Umsonst ist aller Aerzte Fleiß, . . .
Da zieht er, wie auf Gott's Geheiß,
Zu baden sich im Segensstrom,
Mit seinem Bruder Karl gen Rom.

Und siehe da, kaum sind sie hier,
So tritt die hohe Frau herfür,
Berührt den Blinden, und sogleich
Umfängt ihn neu des Lichtes Reich.

Und vor ihr nieder sinkt Taland,
Und spricht: »So hat's der Herr gewandt!«
Bekennt freiwillig jede Schuld
Und fleht um Hildegardis' Huld.

„‚Das gilt dein Leben, arger Knecht!'"
Ruft Karl; doch Gnad' ergeht für Recht;
Auf Hildegardis' frommes Flehn
Darf er nur aus dem Reiche gehn.

Drauf durch des heil'gen Vaters Mund
Fließt neuer Segen auf den Bund
Des hohen Paars, zu Gottes Ehr';
Den scheidet forthin Keiner mehr.

Und zu Gedächtniß der Geschicht'
Hat Hildegardis aufgericht't
Ein Kloster, welches, hoch erhöht,
Zu Kempten diesen Tag noch steht.

Johann August Apel,

geboren am 17. September 1771 zu Leipzig, wo sein Vater Bürgermeister war, studirte 1789—1793 zu Leipzig und Wittenberg Jurisprudenz, dabei aber auch mit großer Neigung Naturwissenschaft und Philosophie; promovirte zum Doktor der Rechte 1795; widmete sich eine Zeitlang der juristischen Praxis und dem akademischen Unterricht als Hofgerichts- und Konsistorial-Advokat; wurde 1801 Rathsherr oder „Senator" beim Leipziger Stadtrath, von welcher Zeit sich auch seine literarische Periode datirt. Er starb in seiner Vaterstadt am 9. August 1816.

* * *

Apel's schriftstellerische und dichterische Leistungen tragen das Gepräge eines scharfen Verstandes, einer reichen, oft glänzenden Phantasie, überhaupt eines freien, gewandten, sicheren Geistes. Zwar hat er es vorzüglich geliebt, vorhandenen Stoff zu bearbeiten und vorhandene Muster der Form nachzubilden, „aber (heißt es in Ersch' und Gruber's „Encyklopädie der Künste und Wissenschaften", Bd. 1.) man würde ihm großes Unrecht thun, wenn man seinen Geist rücksichtlich des Stoffs der Dürftigkeit und rücksichtlich der Form der Abhängigkeit beschuldigen wollte; denn es war ganz eigentlich seine Sache, mit wahrer Schöpferkraft geringen und beschränkten Stoff zu erhöhen und zu bereichern, und schon vorhandene Formen der höchsten Stufe ihrer Vollendung entgegen zu führen." In seinen, hauptsächlich durch Goethe's Iphigenie und durch Schiller's Braut von Messina hervorgerufenen Dramen: „Polyïdos, — Die Aitolier, — und Kallirrhoe", womit Apel dazu beitragen wollte, den untergegangenen Chor der Alten zurückzuführen, wird die geglückte Annäherung an den Styl des Aeschylos und Euripides und die wahrhaft vollendete technische Ausführung gerühmt, während man im Trauerspiele „Kunz von Kauffung", womit er sich den Romantikern anreiht, auf der einen Seite „beinahe überdrastische Kraft", auf der andern „eine auffallende Verkennung des Wesens ächter Poesie" sehen will. — Als Novellist ist Apel besonders beachtenswerth durch die Weise, wie er das Wunderbare und Schauerliche einführte, in welcher Beziehung die Erzählungen: „Der Freischütz, — Das stille Kind" (im „Gespensterbuch"), sowie dessen „Bilder der Ahnen" (in den „Cikaden"), gleich den verwandten von Callot-Hoffmann, Arnim, Kruse, Weisflog u. A., als Muster ihrer Art gelten können. — Auf dem Gebiete der Wissenschaft hat er sich durch seine philologischen und philosophischen Rezensionen und Abhandlungen in der Halle'schen, Leipziger und Jenaischen Literaturzeitung, unter andern über Vossens Luise, Schiller's Jungfrau von Orleans, hohe Achtung erworben. Sein theoretisches

Hauptwerk ist die „Metrik“, worin er zuerst, gegenüber dem Philologen Hermann, der die Taktlosigkeit der alten Verse lehrte und der Takttheorie „das kurze Dasein eines ephemeren Phantasma“ verkündigte (siehe Musikalische Zeitung 1809, Nr. 9), die Gesetze der Metrik als einig mit denen der Musik nicht blos ausgesprochen, sondern genau und entscheidend entwickelt hat. — Sein lyrisch-episches Talent endlich, besonders in der Kunst klarer kräftiger Vergegenständlichung erhabener Ideen, bekunden die Beiträge, die er zu den Cikaden und zu den Zeitlosen lieferte. Mit Vorliebe Stoffe aus der Sagengeschichte des klassischen Alterthums zu seinen Darstellungen wählend und im Geiste Schiller's behandelnd, seltener aus der deutschen Sagenwelt und Geschichte (die Grundzüge zu dem aus Frankreich überlieferten Stoffe der Ballade „Das Gottesgericht“, auch von Göckingk bearbeitet, finden sich bereits in der altdeutschen Erzählung „Diu künigin von Frankrich und der ungetriuwe marschalk“, siehe v. d. Hagen's Gesammtabenteuer, Stuttg. 1850) hat er die meisten seiner dichtenden Zeitgenossen durch rhythmische Geschicklichkeit, ästhetische Belebung und Verzierung, und meisterhafte Handhabung der dichterischen Sprache übertroffen.

Schriften.

Polyïdos. Tragödie. Leipz. 1805.
Die Aitolier. Tragödie. Dresd. 1806.
Kallirrhoe. Tragödie. Leipz. 1807.
Kunz von Kauffung. Trauerspiel in 5 Akten. Dresd. 1809.
Cikaden. 3 Bde. Berl. 1810—11.
Gespensterbuch. Herausgegeben mit Fr. Laun. 5 Thle. Leipz. 1810—11.
Wunderbuch. (Fortsetzung des Vorigen.) 3 Bdchn. Ebd. 1815—16.
Metrik. 2 Thle. Ebd. 1814—16. — Neue Aufl., ebd. 1834.
Zeitlosen. (Eine Sammlung von Erzählungen und Gedichten) Berl. 1817.
Der Freischütz. Eine Volkssage. (Aus dem 1sten Bde. des Gespensterbuches besonders abgedruckt.) Leipz. 1823.

---

109. Kurtius.

Bezwungen ist der Feinde Macht;
Rom's Adler schwingt die starken Flügel,
Aus Trümmern steigt auf jedem Hügel
Weitschimmernder Paläste Pracht.
Begeistert rühmt die Wunderthaten
Mit Römerstolz ein jeder Mund:
‚Sieh in den Helden Rom's Penaten
Mit Waffenglück im ew'gen Bund!‘

Von Jubel hallt das Kapitol,
Vom Markt aus freudigem Gedränge
Verkünden laute Festgesänge
Dem Land des sichern Volkes Wohl;
Doch unten waltet Adrastea's
Erhab'ner, ernster Richterspruch,
Dem sorglos sichern Enkel Rhea's
Bereitet er des Orkus Fluch.

Und plötzlich durch die frohe Lust
Ertönt ein dumpf verworr'nes Brausen,
Es wankt der Grund, und banges Grausen
Bebt ahnungsvoll in jeder Brust;
Ein grauer Nebel füllt die Lüfte,
Die Sonn' erlischt in blut'gem Schein,
Und schweren Moderhauch der Grüfte
Haucht athmend jede Lippe ein.

Denn auf des Marktes offnem Plan
Hat, gleich dem gifterfüllten Rachen
Des fahlen, sumpferzeugten Drachen,
Ein mächt'ger Schlund sich aufgethan;
Vergebens sucht das Aug' den Boden,
Auf seiner Tiefe herrscht die Nacht,
Und giftig steigt ein feuchter Broden
Verheerend aus dem grausen Schacht.

Die Noth erfordert kurze Wahl,
Nicht Sklav noch Bürger darf hier rasten,
Sie wälzen ungeheure Lasten
Vom Morgen bis zum Abendstrahl;
Es rollt der Fels, Paläste fallen
Und Berge stürzen in den Grund,
Und dumpf und endlos hört man's hallen,
Doch ewig offen gähnt der Schlund.

Bang ahnend, daß durch Götterfluch
Die grause Gruft sich nimmer fülle,
Eröffnen Priester der Sibylle
Weissagend wahres Schicksalsbuch:
‚Der Götter Zorn heischt theure Gaben;
Nie wird das Unheil abgelenkt,
Bis Roma's Schmuck der Schlund begraben,
Ihr heil'ger Schatz hinein versenkt!‘

Stumm hört's das Volk und starrt hinab,
Und gift'ger steigt der faule Schwaden
Und reißt auf nachtumhüllten Pfaden
Quirinus' Enkel in das Grab;
Er füllt des Tempels Marmorhallen,
Drängt tödtend sich zum Richterstuhl,
Und Hekatomben sieht man fallen
Zum Opfer für den grausen Pfuhl.

Da naht umschleiert sich ein Zug
Von holden göttergleichen Frauen,
Der frohen Muth's und voll Vertrauen
Der nahen Rettung Pfänder trug;
Was Brennus' schwertgefüllte Schale
Verschont, den Schmuck an Arm und Haar,
Das bieten sie zum zweiten Male
Für Roma's Heil zum Opfer dar.

Und plötzlich schweigt der Schätze Gier
In jeder Brust, man bringt das Beste,
Den reichen Purpurschmuck der Feste,
Der Prachtgefäße goldne Zier.
Es sinkt hinab, . . . und frohes Hoffen
Verklärt zur Freude jedes Aug';
Doch weh! der Schlund bleibt ewig offen,
Und dampft empor den gift'gen Hauch.

Da faßt Verzweiflung jedes Herz,
Wehklagen hallt zum Göttersitze,
Und spottend seiner Rächerblitze
Tobt gegen Jovis Thron der Schmerz:
,Rom weiß zu kämpfen und zu siegen;
Kann nichts dem Schicksal widerstehn,
So laßt uns kämpfend denn erliegen,
Im Kampf mit Göttern untergehn!'

Und wüthend bricht die wilde Schaar
Verwüstend in der Tempel Hallen,
Und Götterbilder sieht man fallen,
Zertrümmern Säulen und Altar;
Doch plötzlich in des Volkes Mitte
Mit seelenfesselnder Gewalt
Lenkt die geflügelt schnellen Schritte
Ein Jüngling göttlicher Gestalt.

»Ihr habt der Götter Wort verkannt«,
Spricht er zum Volk kühn und bescheiden,
»Rom's heil'ger Schmuck wird in Geschmeiden,
In Prachtgefäßen nicht genannt;
Ein Kleinod ist's, was Nationen
Gleich hoher Sterne Licht umglänzt,
Und ihren Ruhm mit Lorbeerkronen
Für ew'ge Zeiten schön umkränzt!

»Ein Kleinod, das vom Himmel stammt;
Nicht Irdisches gibt davon Kunde,
Doch hat es oft zu heiligem Bunde
Mit Menschen Götter selbst entflammt!
Dieß Kleinod glaub' ich zu bewahren,
Mir hat's der Götter Macht gezeigt;
Doch soll ich frei es offenbaren,
Sei mir der schönste Lohn gereicht.

»Um theuren Preis nur ist mir's feil,
Ich reiß' es blutend von dem Herzen
Und opfr' es unter Todesschmerzen
Dem grausen Schlund für Roma's Heil;
Drum gönnt drei Tage mir zu leben,
Gesetzlos, frei, nach eigner Lust;
Nicht Recht, noch Macht soll widerstreben
Dem ungebundnen Wunsch der Brust!

»Dann, wenn der dritte Morgen graut,
Eh' noch die goldumlockte Hora
Den Himmel öffnet, und Aurora
Mit Perlenschmuck die Flur bethaut,
Werd' ich der Götter Wort erfüllen,
Rom wird durch meine Hand befreit,
Mein Kleinod soll der Schlund verhüllen,
Schon ist's der ew'gen Nacht geweiht!«

Entsetzen hat das Wort gezeugt.
Soll man den theuren Preis gewähren?
Ein schlimmres Unheil kann gebären
Ein Herz, das Recht und Macht nicht beugt!
Doch neue Todesopfer fallen
Vom gift'gen Nebeldunst bethaut;
Er drängt sich in des Kindes Lallen,
Weht tödtend in dem Kuß der Braut.

Und zu der Väter Kreis mit Drohn
Drängt sich das Volk in wildem Grimme,
Einmüthig fordert jede Stimme
Für Kurtius den theuren Lohn:
,Vermag er Götterzorn zu stillen,
So ist er Retter uns und Gott;
Er lebe frei nach eignem Willen,
Ihn feßle Macht nicht, noch Gebot!'

Der schöne Jüngling steht erfreut,
Er winkt, und tausend Sklaven tragen
Geräth zu Spiel und Lustgelagen,
Die er dem Volk verschwendrisch beut.
Rings reihen sich die frohen Tänze,
Im Circus hallt der Sieger Ruhm,
Und Flora's Schmuck und Bacchus' Kränze
Weih'n jedes Haus zum Heiligthum.

Und von der Flöten zartem Rohr
Wird niegeseh'nes Spiel begleitet,
Die Bühne steigt, gemessen schreitet
Mit ernstem Schritt einher der Chor;
Des Schicksals wundervolles Walten,
Des vielverschlungnen Lebens Scherz,
Erscheint in täuschenden Gestalten,
Weckt jede Brust zu Freud' und Schmerz.

Und laut von tausend Lippen schallt
Des Jünglings Lob; doch still bescheiden
Sucht er der Feste Glanz zu meiden,
In Tempeln ist sein Aufenthalt.
Vergötternd ihn mit seinen Ahnen,
Hofft schon das Volk der Götter Huld,
Doch unterirdische Donner mahnen
An Roma's ungesühnte Schuld.

Denn zu des Osten goldnem Thor
Eilt Phöbus schon mit weißen Rossen,
Aurora's Purpurblumen sprossen
Auf Bergesspitzen schon hervor;
Nur Phosphor's Morgenfackel lodert
Noch von der Sterne bleicher Schaar,
Und neue Todesopfer fodert
Der schwarzen Unterwelt Altar.

Bang wechseln Hoffnung, Furcht und Graun;
In endlos ausgedehnten Massen
Drängt sich das Volk durch alle Gassen,
Der nahen Rettung Werk zu schaun.
Und auf dem Markt, nach alter Weise,
Geschmückt mit festlichem Ornat,
In weitem, ehrfurchtwürd'gem Kreise
Sitzt harrend Konsul und Senat.

Und Mancher forscht und Mancher zagt,
Und flücht'ger scheint die Nacht zu eilen,
Schon wird im Volk des Jünglings Weilen
Mit wildem Zorn laut angeklagt.
Dort glühn im Morgenglanz die Wogen,
Schon flammt Aurora's Lichtgewand . . .
Ist er entfloh'n? Ward Rom betrogen?
Wo bleibt der Rettung theures Pfand?

Entsetzen strahlt der junge Tag
Und Donner hört man furchtbar rufen,
Da schallt es, wie von Rosses Hufen,
Und nah und näher tönt der Schlag . . .
Der Jüngling ist's! Er schwingt die Lanze,
Sein Schlachtroß wiehert freudevoll,
Er naht, umstrahlt von Eos' Glanze,
In Mavors' Waffenschmuck, Apoll!

Des Helmes Busch umwogt das Haupt,
Von grünem dichtgewundnem Zweige
Der starken, Jovisheil'gen Eiche
Sind schön die Locken ihm umlaubt;
Hell strahlt der Schild in seiner Linken,
Des Panzers Stahl umglänzt die Brust,
Des Schwertes flammengleiches Blinken
Glüht Feindestod und Siegeslust.

Und zu dem Volk mit ernstem Blick
Beginnt er inhaltschwere Worte,
Als spräch' vor Orkus' dunkler Pforte
Ein Schicksalsgott von Rom's Geschick:
„Vernehmt, was Götter euch verkünden,
Rom's Schmuck ist nicht des Goldes Pracht;
Nicht Reichthum, Schätze nicht begründen
Des Volkes Heil und sich're Macht.

Der Waffen siegreich stolzer Glanz,
Der Zweig, der, tapfrer That zum Lohne,
Sich schöner als die Herrscherkrone
Um unsre Scheitel schwingt zum Kranz;
Das tapfre Roß, das kühn und mächtig
Der Schlachten heißen Kampf nicht scheut,
Ist unser bester Schmuck, der prächtig
Des Römers Männerbrust erfreut.

„Und ungebeugter Heldenmuth,
Der Väter theures Land zu schützen,
Für Herd und Altar zu verspritzen
Des freien Herzens heißes Blut;
Das ew'ge Recht nicht zu verletzen,
Wenn keine Macht des Richters droht,
Und, losgebunden von Gesetzen,
Zu ehren, was die Pflicht gebot:

„Das ist der heil'ge Schatz von Rom,
Er sühnt die zürnenden Gewalten,
Und Roma's Macht wird er erhalten
Auf ferner Zeiten ew'gem Strom;
Doch wehe, weh' den alten Laren,
Wenn dies Palladium entweicht!
Dann kehrt zurück das Heer Barbaren,
Das Waag' und Schwert euch herrisch zeigt.

„Noch bring' ich rein das Opfer dar;
Empfangt es huldreich, Todesgötter,
Empfangt des Vaterlandes Retter
Auf eurem nächtlichen Altar!“ —
Er ruft's, und prächtig, gleich Posaunen,
Tönt Jovis Stimm' aus blauer Luft,
Der Himmel jauchzt und Völker staunen, . . .
So stürzt er muthvoll in die Kluft.

Und über ihm ist schnell das Thor
Des schwarzen Abgrunds dicht verschlossen,
Und grünend steigt mit jungen Sprossen
Der erste Feigenbaum empor;
Zum Denkmal weiht ihn Göttergüte
Dem Jüngling, den die Erd' umschloß,
Und trauerheilig birgt die Blüthe
Sich in der Gruft verschwieg'nen Schooß.

---

110. Olenos und Lethäa.

Der schönen Göttin Bild zu kränzen,
Erscheint mit Lobgesang und Tänzen
An Aphrodite's Festaltar
Des frohen Volks vereinte Schaar.
Es hebt verschwiegner Liebe Bitte
Des Mädchens ahnungsvolle Brust,
Und lächelnd spendet Aphrodite
Dem Jüngling süße Liebeslust.

Und knieend vor der Göttin Bilde
Fleht Jeder Aphrodite's Milde,
Des Armen wie des Reichen Hand
Bringt opfernd frommer Gaben Pfand.
Nur Olenos bleibt an den Pforten,
Fern von des Altars Heiligthum;
Nicht mit Geschenk noch frommen Worten
Erhebt er Aphrodite's Ruhm.

Nur von Lethäa's Reiz durchdrungen,
Weiht er des Herzens Huldigungen
Mit froher Hymnen Jubellaut
Dem holden Jugendschmuck der Braut.
Verherrlicht durch den Glanz der Schönen
Prangt seiner Väter Königsthron;
Doch wenig dünkt's ihn, sie zu krönen,
Der Liebe gnügt kein ird'scher Lohn.

„Dich nur als Göttin will ich ehren,
Du lebend Bildniß von Cytheren,
Das keines Menschen Kunst erfand,
Du Götterbild aus Götterhand!
Wärst du den Himmlischen erschienen,
Dir huldigte der Götter Schaar,
Und weihte, deiner Macht zu dienen,
Dir den Olymp zum Festaltar.

„Als Charis, deinem Dienst erkoren,
Käm' Kypris in dem Tanz der Horen,
Und Here's stolze Lilienhand
Umkränzte dienend dein Gewand,
Zu weben goldnes Schleiers Faden,
Der deine Glieder schirmend schmückt';
Wenn in dem Götterquell sie baden,
Pries' selbst Athene sich beglückt.

„Doch unter Menschen willst du wohnen
Und, frommes Herzens Dienst zu lohnen,
Hast du mit Götterherrlichkeit
Zum Tempel den Palast geweiht;
Stets soll auf meines Reichs Altären
Nur deiner Gottheit holde Macht
Der Opfer heil'ge Gluth verklären
In nie verloschner Flammenpracht.

„Was sollt' ich von den Göttern hoffen?
Elysium steht schon mir offen;
Nicht aller Götter Ueberfluß
Gleicht meinem seligen Genuß.
Sie spenden kalt der Gaben Fülle,
Unnahbar selbst im Aetherreich;
Nur in der Schönheit zarter Hülle
Naht Gabe mit dem Gott zugleich!“

Der König spricht's, und ihr zu Füßen
Will er als Göttin sie begrüßen;
Schon preist, von ihrem Reiz entzückt,
Anbetend sich das Volk beglückt:
Da zittern des Palastes Thürme,
Es bebt der Mauern tiefster Grund,
Den Götterzorn verkünden Stürme,
Schwarz öffnet sich der Erde Mund.

Und strengen Blicks, mit Flammenbränden
In hochgehob'nen blut'gen Händen,
Tritt in des Königshauses Thor
Der Eumeniden grauser Chor.
Wild kreuzen sich die Feuerblitze
Von ihrer Fackeln Rachegluth,
Und zischend nach der Fürstin Sitze
Zuckt ihrer Nattern gift'ge Wuth.

Doch schnell, mit der Verzweiflung Schritte,
Hat schaudernd aus der Flammen Mitte
Der König seine Braut entrafft,
Ihn stärkt der Liebe Götterkraft;
Und vor Erinnys' wildem Grimme
Birgt das geliebte Haupt sein Herz;
Er ruft empor, und seine Stimme
Trägt zu dem Götterthron der Schmerz:

„Ward eines Frevels Schuld verbrochen,
Am Schuld'gen werde sie gerochen;
Doch strafet, Götter, nicht die Brust,
Der keines Frevels Schuld bewußt!
Als Göttin wollt' ich sie begrüßen;
Ist Schönheit nicht Anbetung werth,
So laßt mich mein Verbrechen büßen,
Daß ihre Gottheit ich verehrt!

„Doch wollt ihr solchen Dienst verdammen,
Wer zündet euch die Opferflammen,
Wenn, von Olympos' Höhn gesenkt,
Zu Menschen ihr die Schritte lenkt?
Ein Gott ist uns, wer, gleich der Sonne,
Mit Himmelskraft die Welt beglückt,
Und Göttin, die zu Götterwonne
Durch Schönheitszauber uns entzückt.

„Laß nicht dein schönes Bild zerstören!
Mag sich der Götter Zorn empören:
Kythere, von Erinnys' Pein
Laß nicht der Schönheit Glanz entweihn!
Mich laß mit Hades' finstern Schauern
Versinken in die grause Nacht;
Doch laß Lethäa's Schönheit dauern
In göttergleicher Himmelspracht!“

Und lächelnd höret Aphrodite
Des liebentflammten Herzens Bitte,
Sie scheucht Erinnys' wilde Schaar,
Der Königsthron wird ein Altar, . . .
Und staunend zu des Opfers Brauche
Ergreifet schnell des Königs Hand
Das Weihgefäß mit heil'gem Rauche,
Anzündend den geweihten Brand.

Und wie des Opfers Düfte wallen,
Und Jubelhymnen laut erschallen,
Erbebt vor Kypris' naher Macht
Des neuen Tempels Säulenpracht, . . .
Und schnell zu Marmorstein erkaltet,
Prangt hoch in ew'ger Schönheit Ruhm,
Zum Götterbildniß umgestaltet,
Lethäa's Reiz im Heiligthum.

Weit über Land und Meereswogen
Kam bald der Bildner Schaar gezogen;
Lethäa's Marmorbildniß stand
Als Göttin bald in jedem Land.
Und in des Urbilds Tempelhallen,
Ein Priester in dem Heiligthum,
Ließ Olenos stets Hymnen schallen
Zu Kypris' und Lethäa's Ruhm.

111. Simonides.

Im Kampf mit Wagenlauf und Ringen
Ward Skopas tapferm Arm der Preis,
Und würdig seinen Ruhm zu singen,
Lud er den weitberühmten Greis,
Der mit der nie verstimmten Leier
Den hohen Göttern Hymnen singt,
Und bei der Spiele heil'ger Feier
Des Siegers Ruhm den Enkeln bringt.

Und froh begrüßen alle Gäste
Den grauen Sänger bei dem Mahl;
Er ist die erste Zier der Feste
In Skopas prachterfülltem Saal.
Sein Sitz erhebt sich gleich dem Throne,
Erwartend lauschet jedes Ohr;
Geschenke thürmen sich zum Lohne
In goldnen Haufen hoch empor.

Da faßt Simonides die Leier,
Und festlich tönt der Saiten Klang;
Der Dioskuren hohe Feier
Erhebt begeistert sein Gesang:
Wie Kastor kühn die Rosse zügelt
Und ihre muth'gen Schritte zwingt,
Und Polydeukes' Hand, geflügelt,
Den Cästus auf den Gegner schwingt.

Und wie der Preis der Göttersöhne
Vom Mund des grauen Sängers schallt,
Begeistern ihn die eignen Töne,
Des eignen Saitenspiels Gewalt;
Und zu der Zwillingsbrüder Sitzen
Schau'n leuchtend seine Blicke auf,
Er singt, wie sie die Völker schützen
Und leiten schneller Schiffe Lauf;

Wie seiner Gottheit ew'ges Leben
Mit Kastor Polydeukes theilt,
Und willig, jenen zu erheben,
Bei Hades' finstern Schatten weilt;
Wie sie, von Menschen nicht gesehen,
Dem Liebling in der Rennbahn Kreis
Mit Göttermacht zur Seite stehen,
Und sichern ihm des Sieges Preis.

Doch zürnend hört er Jenen schelten:
„Du sangst der Götter Lob, laß dir
Die Dioskuren es vergelten;
Belohnung fordre nicht von mir!'“
Da spricht der Sänger — ihn begeistern
Die hohen Götterhymnen noch —:
„Wer darf des Dichters Werke meistern,
Wer zwingt die Kunst in niedres Joch?

„Die Götter hauchen die Gesänge
In ihrer Dichter fromme Brust,
Und wecken selbst die Macht der Klänge
Dem Kitharöden unbewußt;
Was sie gebieten, muß er singen,
Sie öffnen ihm zum Lied den Mund,
Und wie sie mächtig ihn durchdringen,
Thut er ihr Wort den Menschen kund."

„,Wohl! haben Götter dich durchdrungen,
So ehrt dich gern der Erde Sohn'“, —
Spricht jener, — „,doch die du besungen,
Von ihnen fodr' auch deinen Lohn!
Die Thaten meines Arms zu preisen,
Lud ich den Sänger freundlich ein;
Ich ehre nun den frommen Weisen,
Doch kann ich nicht Vergelter sein.'“

Da röthet edle Gluth die Wangen
Dem grauen Sänger, und er spricht:
„Nicht eitles Gold ist mein Verlangen,
Der Sänger braucht des Lohnes nicht.
Die Götter banden durch das Leben
Die Himmelstochter an den Staub,
Durch sie zum Himmel euch zu heben,
Begünstigte von Plutus' Raub!

„Mit eurem Golde sollt ihr wehren,
Daß nicht der Sorge trübe Nacht
Des Sängers heitern Sinn verkehren
Und stören kann der Götter Macht.
Ihm konnten sie die Schätze schenken,
Doch wollten sie den Sonnenflug
Nicht zu dem finstern Schooße lenken,
Der eure todten Götter trug!

„Sie fesselten des Frühlings Blüthe
Mit Wurzeln an der Erde Schooß,
Und liebend zieht der Mutter Güte
Die holden Kinder sorgsam groß;
Sieht freudig jeden Keim entfalten,
Den mütterlich ihr Schooß genährt,
Und sich in blühenden Gestalten
Zu Farb' und Leben schön verklärt.

„So solltet ihr der Sänger Leben
Mit eures Goldes Glanz erfreun,
Und was die Götter euch gegeben,
Der Götter liebsten Söhnen weihn.
Wähnt nicht, des Sängers Lied zu lohnen,
Belohnung ist ihm sein Gesang;
Die Brust, die Himmlische bewohnen,
Verachtet eures Goldes Klang!

„Ihr hörtet mich, Zeus' hohe Söhne,
Zu euch drang mein Gesang empor,
Und meiner Saiten laute Töne
Berührten euer göttlich Ohr!
Ihr lohnt den Greis mit Götterfeuer,
Das neu belebend ihn durchdringt,
Und schützt die euch geweihte Leier,
Die eurer Gottheit Hymnen singt.“

Und kaum hat er das Wort geendet,
So tritt ein Sklave schnell herein:
‚Zwei Männer, ferne hergesendet,‘ —
Spricht er zum Sänger, — ‚warten dein;
Sie wollen nicht im Haus verweilen,
Und weigern sich dem Fest zu nahn,
Doch bitten sie, du wollest eilen
Und deiner Lieder Lohn empfahn.‘

Der Sänger staunt bei diesen Worten,
Doch folgt er schnell dem Sklaven nach.
Schon ist er durch die hohen Pforten
Und forschet in dem Vorgemach;
Doch werden sie nicht mehr gefunden,
Von keinem Menschen mehr gesehn;
Sie scheinen Göttern gleich verschwunden,
Die warnend schnell vorüber gehn.

Denn wie der Sänger es verlassen,
Erbebt das festliche Gemach,
Es stürzt in ungeheuern Massen
Herein das hochgewölbte Dach.
Die mächtigen Ruinen bauen
Den Todten, tödtend selbst, das Grab,
Und Zeus' gefeierte Söhne schauen
Auf ihren Sänger mild herab.

112. Der Alp.

Am Weidenbusch, an dem schilf'gen Teich,
Ging Martha mit ihrem Kind.
‚Ach Mutter! was wird dein Gesicht so bleich?
Was eilst du so bang und geschwind?‘

„Sei ruhig, mein Kind, der Wind bläst kühl,
Komm, hüll' in den Mantel dich warm!“
Da krächzt es dumpf: „‚Gib mir zum Spiel
Das Knäblein auf deinem Arm!‘“

‚Ach Mutter! hörst du die Eule schrein?
Wie sie krächzt: Komm mit! komm mit!‘ . . .
„Sei ruhig, mein Kind, bald sind wir heim,
Wir eilen mit schnellem Schritt!“

„‚Gib deinen Sohn mir, und willst du nicht,
So nehm' ich ihn mit Gewalt!‘“
Still zeichnet die Mutter des Kindes Gesicht
Mit des heiligen Kreuzes Gestalt.

„‚Soll ich dein Kind nicht haben, so schau',
Wie Alp dir sein eigenes bringt‘“ . . .
Und schnell aus dem Busche wälzt sich's grau,
Und auf den Nacken ihr springt.

Und sie ängstet sich ab und stöhnt und keucht,
Gebeugt von der gräßlichen Last;
Und sie trägt, bis sie mühsam den Hof erreicht,
Da sinket sie hin und erblaßt. *)

*) Vgl. damit Goethe's „Erlkönig.“

113. Das Gottesgericht.

Vorüber ist die Freude der Jagd,
Es lenken zu Königs Schlosse
Zurück die Jäger die Rosse,
Hin zieh'n sie bei goldner Sterne Pracht;
Da schimmert's wie Fackelzug durch die Nacht,
Und fernher, vom Winde getragen,
Tönt's leise wie Seufzer und Klagen.

„Wem tönt der traurige Klageton?“
Der König gebietet zu weilen,
Er befiehlt dem Pagen zu eilen.
„Wer Klage hat, nahe noch heut dem Thron!
Der Tag ist dem König in Lust entflohn:
Soll froh ihm der Abend erscheinen,
Darf keiner der Bürger weinen.“

Und näher wallt eine klagende Schaar,
Und es stellt sich, mit bräutlichem Kranze,
Geschmückt wie zum festlichen Tanze,
Mit weinendem Aug' und gelös'tem Haar
Dem König die schönste der Frauen dar;
Bleich ist, wie ein Geist, sie zu sehen,
Und es dringt zu dem König ihr Flehen:

‚O König, räche den blutigen Mord!
Es lenkt zu des Waldes Mitte
Gott selbst dir zur Rache die Tritte;
Schau' hin auf den blutigen Todten dort!‘
Doch vergebens versucht sie der Klage Wort,
Es drängen die heißen Schmerzen
Zurück die Rede zum Herzen.

Da winkt sie der Träger trauerndem Reihn
Und sie bringen die Bahre getragen,
Und von bangem Seufzen und Klagen
Ertönt von neuem der nächtliche Hain,
Und bei der Fackeln röthlichem Schein
Erblickt der König mit Schrecken
Gehoben die blutigen Decken.

Er kennt des Todten bleiches Gesicht;
Bekannt durch erfochtene Siege
Sind des tapfern Aubry Züge.
Besiegt ward im Kampfe der Mächtige nicht,
Raubgierig erschlug ihn ein Bösewicht,
Und von Allen wird Rache geschworen
Dem Freunde, den Jeder verloren.

„Wer sie vollbrachte, die schändliche That,
Gefoltert von peinlichen Qualen
Soll langsam sein Leben es zahlen;
Blut soll er ernten von blutiger Saat!"
Laut ruft es der König, und ihm naht
Der Ritter von Ardillère,
Zu verkünden die schreckliche Märe:

„„Verborgen, o König! in tiefer Nacht,
Von keinem Auge gesehen,
Ist diese Unthat geschehen;
Doch es waltet gerecht des Himmels Macht,
Und der Rache allsehendes Auge wacht;
Sie gibt zu des Mordes Klage
Selbst dem Munde der Thiere die Sprache.

„„Sieh dieses Weib mit dem Kranz im Haar,
Von wildem Schmerze zerrissen!
Ihr ward der Bräut'gam entrissen.
Bereit zur Trauung war der Altar,
Versammelt der frohen Gäste Schaar . . .
Ach, nicht zu der Liebe Freuden,
Zum Grab den Freund zu geleiten!

„„Der Morgen verstrich, der Mittag kam;
Kaum kann noch die Braut verhehlen
Die Sorgen, die ängstlich sie quälen;
Noch fehlt ihr zur Hochzeit der Bräutigam,
Getheilt ist ihr Herz in Kummer und Scham.
Ist's ein Unglück, daß er verweilet?
Ist's Kaltsinn, daß er nicht eilet?

„„Und sie sendet Knechte zu Fuß und zu Roß,
Und befiehlt dem Wächter, zu schauen
Vom Thurme in Felder und Auen;
Doch sieht er nicht nahen den Ritter zum Schloß,
Und heim kehrt der Knechte suchender Troß.
Schon beginnt der Abend zu thauen,
Und vermehret der Ahnung Grauen.

„„Und es trösten die Freunde, es jammert die Braut,
Da naht mit lautem Gebelle
Des Ritters Dogge der Schwelle.
Und die Harrende, mit der Stimme vertraut,
Begrüßt entzückt den bekannten Laut,
Und eilt mit Schmerz und Verlangen,
Den Säumenden zu empfangen.

„„Da folgt ihr mit wildem Sprunge der Hund,
Er faßt sie am seidnen Gewande,
Nicht achtend der Schläge Schande;
Laut winselnd will er mit treuem Mund
Ihr thun die Schreckensbotschaft kund,
Und mahnt mit ängstlichem Heulen,
Ihm nach zum Walde zu eilen.

„„Nun eilt er in flüchtigem Laufe voran,
Blickt oft mit forschendem Blicke,
Ob wir ihm folgen, zurücke;
Nichts hält des Eilenden Schritte an,
Er reißt uns auf nie betret'ner Bahn
Durch Moos und Dornen und Hecken
Zum Ort der blutigen Schrecken.

„„Dann plötzlich hemmt er den wilden Lauf,
Und prüft mit milder Gebärde
Die bekannte gefundene Fährte;
Dann wühlt er mit Macht den Boden auf,
Daß hoch in der Bäume Wipfel hinauf
Sich heben Steine und Schollen,
Und weit in die Gegend rollen.

„„Und tiefer gräbt er mit grimmiger Wuth;
Wir stehen daneben und schauen
In ein Grab mit ängstlichem Grauen . . .
Da scheint uns die Erde geröthet von Blut
Und bald, entblößt von dem deckenden Schutt,
Zeigt sich auf dem blutigen Grunde
Ein Leichnam mit tödtlicher Wunde.

„„Und Aubry ist's, und die jammernde Braut,
Erschöpft von dem herben Leide,
Sinkt an des Ermordeten Seite.
Verwittwet, noch eh sie dem Manne vertraut,
Erhebt sie vor Dir die Klage laut,
Den als Gerechten und Weisen
Die Lippen des Volkes preisen!""

Und der König blickt den Ermordeten an:
„Von Räubern ward nicht verübet
Die That, die uns alle betrübet;
Das hat ein verborg'ner Feind gethan!
Wem Räuber, nach Raub begierig, nahn,
Dem bleibt nicht das gold'ne Geschmeide,
Nicht die perlengestickte Seide.

„Wer nun von der Schuld sein Herz fühlt rein;
Der berühre die blasse Leiche,
Ob ihr Blut anklagend sich zeige!
Denn von des Mordes blutigem Schein
Muß der König die Ritter wissen rein;
Ich selbst will die Prüfung bestehen,
Rein soll man den König sehen."

Und schnell er hin zu dem Todten tritt,
Und geschlossen bleibet die Wunde;
Dann halten die Ritter die Runde.
Sie nahen dem Todten mit sicherm Tritt,
Und wenden, von Schuld gereinigt, den Schritt;
Stumm bleibt der blutige Zeuge,
Schon naht der Letzte der Leiche.

Verhüllt bleibt die That im Dunkel der Nacht,
Sie wird von Gott nicht gerochen,
Sein Urtheil wird nicht gesprochen,
Den letzten Ritter trifft kein Verdacht;
Mit Aubry vereint durch der Freundschaft Macht,
Ist's nöthig, daß Ritter Macaire
Die Treue prüfend bewähre?

Voraus schon spricht ihn die Menge frei,
Als er tritt zur Bahre des Todten,
Wie der König den Rittern geboten;
Doch plötzlich, mit Wuth und wildem Geschrei,
Springt, wie er naht, die Dogge herbei,
Und die grimmigen Klauen packen
Den Ritter an Brust und Nacken.

Zur Rettung eilen die Knappen heran,
Und der Hund mit grimmigem Blicke
Kehrt still zu dem Todten zurücke.
Von neuem will sich der Ritter nahn,
Da blickt er mit blitzenden Augen ihn an,
Streckt weit aus dem Rachen die Zunge,
Und hebt sich zu wüthendem Sprunge.

Da entsetzt sich der Hof, und der König spricht:
»Ward nicht von dem treuen Hunde
Dir zuerst des Mordes Kunde?«
Und die Jungfrau verhüllet das schöne Gesicht:
,O König, Gott selbst bringt die Unthat an's Licht!
Was tief ich verborgen im Stillen,
Muß ich nun gezwungen enthüllen.

,O hätt' ich verschmähet die falsche Scham,
Hätt' ich die heimlichen Sorgen
Nicht thöricht im Herzen verborgen,
So nagte mein Herz nicht Kummer und Gram,
So läg' nicht erschlagen der Bräutigam
Dem falschen Freunde zur Beute,
Gemordet von tückischem Neide!

,Einst hatte der Ritter mit wilder Gluth
Um meine Liebe geflehet,
Doch ward er von mir verschmähet;
Oft zittert' ich vor des Erzürnten Wuth,
Doch fehlte mir zu dem Bekenntniß der Muth;
Nun hat es blutig geendet,
Zu lange schwieg ich verblendet!'

Mit Entsetzen vernimmt der König das Wort...
»Willst du auf Tod und Leben
Dem Ritter Klage erheben,
So wähle dir einen Kämpfer sofort,
Ihm Schuld zu geben den Meuchelmord;
Gott hilft dem Gerechten siegen,
Läßt den Schuldigen unterliegen!«

Und sie blickt umher in der Ritter Kreis,
Doch alle betroffen schweigen,
Es will sich kein Kämpfer zeigen;
Selbst ist sie des Sieges köstlicher Preis,
Von Sehnsucht glüht Jedem der Busen heiß,
Doch ungerecht anzuklagen,
Will keiner der Ritter wagen.

»Wohl!« spricht der König, »kein Ritter sah,
Was heimlich im Dunkel geschehen,
Doch hat es Ein Auge gesehen;
Des Rächers Aug' ist der Unthat nah,
Der Zeuge des blutigen Mordes ist da,
Der des Todten Leichnam entdecket,
Und drohend den Ritter geschrecket.

»Zum Kampf mit dem Thier im Gottesgericht
Wird von mir der Ritter geladen!
Wenn ihn rein von blutigen Thaten
Des Herzens innere Stimme spricht,
So bringt der Sieg die Unschuld an's Licht;
Doch hat er die That verbrochen,
So werde sie blutig gerochen!«

Und er spricht's, und die Ritter ordnen den Kreis,
Daß von Fackeln auf Busch und Wiesen
Sich falbe Lichter ergießen;
Dann theilen sie auf des Königs Geheiß
Das Licht und den Wind mit sorgsamem Fleiß,
Und schmetternd ruft die Trompete
Zur blutig entscheidenden Fehde.

Da ziehet der Ritter sein gutes Schwert
Und erwartet den grimmigen Rüden,
Doch der König gebietet Frieden:
»Das Schwert wohl im Kriege den Ritter ehrt,
Doch wird's von seinem Gegner entbehrt;
Nicht durch den Vortheil der Waffen
Soll ein Ritter sich Recht verschaffen.

»Zur Wehr hat das Thier nur den spitzen Zahn
Und die scharfen, mächtigen Klauen,
Nach dem Feind' im Kampfe zu hauen;
Mit keinem Harnisch ist's angethan;
So kämpf' auch ungepanzert der Mann
Mit des zackigen Kolbens Streichen,
Daß ganz die Kämpfer sich gleichen!«

Und der Ritter vollbringt des Königs Geheiß,
Und die Richter gebieten Stille;
Da naht mit dumpfem Gebrülle,
Von den Knechten geleitet, die Dogge dem Kreis,
Schaut um sich, von blutiger Rachgier heiß,
Und stürzt sich, im Sprunge gehoben,
Auf den Ritter mit wüthendem Toben.

Der hebt der Keule gewichtige Kraft,
Und schwingt die spitzigen Zacken
Auf des Hundes Schädel und Nacken,
Daß ihm strömend entquillt des Lebens Saft;
Doch eh' sich der Ritter vom Streiche errafft,
Hat ihm schnell sich der Rüde entwunden,
Und des Feindes Blöße gefunden.

In den Nacken schlägt er die grimmigen Klau'n,
Und der Ritter, zu Boden gerissen,
Wird zerfleischt von wüthenden Bissen;
Nicht kann er das Licht des Tages mehr schaun,
Schon umfängt ihn des Grabes furchtbares Graun,
Da ruft an des Todes Pforte
Er matt die sterbenden Worte:

„„Von meiner Hand ist erschlagen der Freund!
Bald geh' ich auf dunklen Wegen
Dem zürnenden Schatten entgegen.
Ich liebte die Braut, die den Todten beweint,
Verblendet erblickt' ich im Freunde den Feind,
Da schlug ich in schwarzer Stunde
Ihm verzweifelnd die Todeswunde.

„„Vergebt, was heiße Liebe verübt!
Mehr als Leben sind ihre Freuden,
Mehr als Tod sind ihre Leiden.
Der hat gelebt, wen die Liebe geliebt,
Zehnfach ist todt, wen die Liebe betrübt;
Vergebt, was das heiße Verlangen,
Was der Liebe Wahnsinn begangen!""

Stumm bleiben die Ritter; die Dogge sinkt,
Von des Blutes rinnenden Flüssen
Erschöpft, zu der Herrin Füßen;
Matt brechend ihr treues Auge blinkt,
Versöhnung sie freundlich dem Ritter winkt,
Und kühlt mit erkaltendem Munde
Ihm die selbst geschlagene Wunde.

Und es senkt sich der Fackeln leuchtender Brand,
Und die Lichter erlöschen am Boden
Zur stillen Feier der Todten.
Und die Nacht hängt düster über dem Land,
Da reicht die Jungfrau dem Ritter die Hand,
Und wie er getröstet sie fasset,
Da sinket er hin und erblasset.

Und der König das dumpfe Schweigen bricht:
„Sie hat dem Mörder vergeben,
So laßt nun ein Grab erheben,
Da sollen sie ruh'n, bis Gottes Gericht
Aus den Gräbern die Todten rufet an's Licht;
Auch soll im Grabe von Beiden
Der treue Rüde nicht scheiden!"

Und auf dem Grab erhebet sich bald
Eines stillen Klosters Mauer,
Drin lebt die Jungfrau der Trauer.
Und täglich weit durch den grünen Wald
Für die Todten die heilige Messe schallt,
Bis endlich der Tag erscheinet,
Der die Liebenden ewig vereinet.

Siegfried August Mahlmann

wurde am 13. Mai 1771 zu Leipzig geboren, wo sein Vater Kaufmann war. Schon als zartes Kind verlor er seine Eltern. Auf der Fürstenschule zu Grimma unter Seume's und Chr. A. Fischer's Leitung für die Universität vorbereitet, ergriff er, nachdem er noch eine Zeitlang das Privatinstitut des Rektors Korbinsky in Borne besucht hatte, 1789 in seiner Vaterstadt das Studium der Rechtswissenschaft, ohne jedoch darin bei seiner idealischen Lebensanschauung Befriedigung und Beruf zu finden. Nach beendigtem akademischen Kursus ging er als Hofmeister nach Liefland (Riga), um einen jungen Edelmann zur Universität vorzubereiten, leitete später dessen Studien in Göttingen und Leipzig, machte mit ihm 1797 eine Reise durch den Norden Europa's, verweilte längere Zeit in Petersburg, und kehrte 1799 nach Leipzig zurück. Hier beschäftigte sich Mahlmann als Privatgelehrter hauptsächlich mit der deutschen schönen Literatur, stand kurze Zeit einer Buchhandlung vor und übernahm nach seines Schwagers Spazier Tode 1804 die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt", welche er bis 1810 allein, von da bis 1816 gemeinschaftlich mit Methusalem Müller besorgte. Zu gleicher Zeit erlangte er die Herausgabe der politischen „Leipziger Zeitung" (1810—18), welche ihm zwar 1813 französischerseits eine bedenkliche Gefangenschaft auf der Erfurter Citadelle zuzog, ihm aber auch zu Wohlstand und ansehnlichen Besitzungen unweit Leipzig verhalf. Auf diese zog er sich dann zurück und lebte vornehmlich den Naturwissenschaften und der praktischen Landwirthschaft. Später Direktor der durch seine Beihülfe erneuerten ökonomischen Societät, wie auch Vorsteher der Loge Minerva in Leipzig, fanden seine Verdienste auch höhererseits durch Ertheilung des königl. sächsischen und herzogl. gothaischen Hofrathtitels und des russischen Wladimir-Ordens Anerkennung. Er starb am 16. Dezember 1826 in Leipzig.

* * *

Seine allgemein beliebten Lieder, deren mehrere durch Hummel, Reichardt, Zumsteeg u. A. in Musik gesetzt sind (als: „Mein Lebenslauf ist Lieb' und Lust" 2c., — „Weg mit den Grillen und Sorgen" 2c., — „Ich denk' an euch, ihr himmlisch schönen Tage" 2c., — „Als mein Leben voll Blumen hing" u. s. w.), zeichnen sich bei technischer Reinheit und sangbarer Gefälligkeit nicht sowohl durch kühnen Aufflug der Phantasie, als durch Innigkeit und Wahrheit des Gefühls, liebevolle Sehnsucht, geläuterte Wehmuth, und hauptsächlich durch einen tief-religiösen Sinn und eine ruhige Beschauung der Poesie des Todes aus, wodurch sie meistens, wie Hymnen, den Charakter der Erhabenheit und des feierlichen Ernstes an sich tragen. In erzählender Form sind nur wenige von ihm vorhanden; unter diesen empfiehlt sich besonders die schwung-

hafte Darstellung „Saul und David“ durch gelungene Zeichnung der, auch im wechselnden Rhythmus unterschiedenen, in tragischem Pathos und heiterer Anmuth einander entgegengesetzten Charaktere, — und durch eine fast unnachahmliche Einfachheit „Vater Martin“, in welchem der Dichter die Sehnsucht eines lebensmüden Greises nach Grabesfrieden in Gott schildert und in der Art, wie sein Wunsch in Erfüllung geht, das Beneidenswerthe seines irdischen Verlöschens anschaulich macht.

Als Satyriker fand er rühmliche Anerkennung durch die dramatische Burleske „Herodes vor Bethlehem“, womit er Kotzebue's „Hussiten vor Naumburg“ insbesondere, und die larmoyante Gattung der Rührspiele überhaupt, mit glücklich-behaglichem Witz der Parodie bekämpfte. Das Stück fand so allgemeinen Beifall, daß es nicht allein in mehrern Städten wochenlang nach einander gegeben wurde, sondern auch wiederholte Auflagen erlebte. Witz und heitere Laune zeigt auch sein Lustspiel „Simon Lämmchen, oder Hanswurst und seine Familie“ (Bd. 7 der sämmtlichen Schriften). — Ueberdieß hat er sich durch mehrere novellistische Arbeiten und Märchen in Tieck's Manier, so wie durch ästhetisch-kritische Abhandlungen vortheilhaft bekannt gemacht.

Schriften.

Narrheit und Vernunft. Jedem das Seine. Ein moral. Bilderbuch für alte Kinder. Aus dem Französischen übersetzt und hin und wieder auf deutschen Meridian gerichtet von Jul. Heiter. Leipz. 1802.
Erzählungen und Märchen. 2 Bde. Leipz. 1802; neue Ausg. das. 1812.
Albano, der Lautenspieler. 2 Bde. m. Kpfrn. Leipz. 1803.
Herodes vor Bethlehem, oder der triumphirende Viertelsmeister. Ein Schau-, Trauer- und Thränenspiel in 3 Aufzügen. Als Pendant zu den vielbeweinten Hussiten vor Naumburg. Das. 1803. 4te Aufl. 1818; 5te das. 1837.
Die Maske. (Harlekins Wiedergeburt.) Leipz. 1803.
Die Lazaroni. 2 Thle. Ebd. 1803.
Marionetten-Theater, oder Sammlung lustiger und kurzweiliger Aktionen für große und kleine Puppen. Ebd. 1806.
Der Geburtstag. Lustspiel in 3 Aufz. Ebd. 1810.
Der Hausbau. Lustsp. in Knittelversen und 3 Akten. Ebd. 1810.
Neue Originallustspiele für große und Privattheater. Ebd. 1810.
Liederbuch für die Loge Minerva zu den drei Palmen, herausg. Leipz. 1822.
Gedichte. Halle 1825. 37. — Sämmtliche Gedichte. 4te Aufl. 1845. Min.-Ausg. 1846.
Sämmtliche Schriften. 8 Bde. Leipz. 1839—40. — Neue Aufl. 3 Bde., nebst Biographie und Portrait. Ebd. 1859.
Viele seiner Aufsätze, Erzählungen und Gedichte finden sich in W. G. Becker's „Taschenbuch“ 1797—1807; in Bouterwek's „neuen Vesta“ 1803—6; in der „Zeitung f. d. eleg. Welt“ u. a. O.

Zur Kritik:

Jahrbücher der Literatur. Wien. Bd. 35.
F. Hillebrand, Nationalliteratur, III. 122.
J. Minckwitz, Neuhochd. Parnaß S. 569.

---

114. Saul und David.

„Feige zittern und Sklaven schweigen,
Stille des Todes wohnt im Palast;
Der Argwohn flüstert, Verräther schleichen;
Des Königs Herz hat nimmer Rast.
Nach so viel Triumphen, nach so viel Siegen,
Nach solcher Arbeit — solche Pein;
Nur einen Augenblick, mich sorglos einzuwiegen,
Des Bettlerglücks, des Schlafes mich zu freun!

„Als Jünglingskraft mir im Herzen schlug,
Wie stolz flog meiner Hoffnung Flug
Empor, wo große Thaten glänzen!
Und ruhmbegierig erhob sich die Brust
Voll edler Sehnsucht nach Kampf und Lust
Und nach unsterblichen Lorbeerkränzen!

„Wehe mir, wehe! Wie anders gestaltet
Ist nun am Ziele die mühvolle Bahn!
Ein finstrer Richter über mir waltet,
Und tausend Stimmen klagen mich an!

„Der Welt Herrlichkeit trank ich mit kühnem Muth,
Zu den Göttern vermaß sich der stolze Sinn;
Ich leerte den Becher, er war voll Blut,
Und ewiger Durst war darin!

„Was kocht und brennt in der engen Brust?
Vorbei ist alles, vorbei!
Ein Hohngelächter grinst aus dem Rausche der Lust,
Aus dem Taumel des Tanzes ein Mordgeschrei!
Und, weh' mir! die Töchter der alten Nacht
Treten daher in Schreckensgestalt;
Ihr schlummerlos Auge ewig wacht!
Ihre Brust ist eisern und kalt!
Weg, Schlangen, euch bleibt die Beute gewiß!
Was wollt ihr schon jetzt mich vernichten?
Laßt ab mit giftigem Natterbiß!
Weg, weg mit den grausen Gesichten!

„Mein Thron — da steht er, von Leichen erbaut!
Mein Schmuck — von Thränen gesammelt!
Im Wind heult die Verzweiflung laut,
Und die trostlose Unschuld stammelt,
Und das Scepter brennt in der blutigen Hand!
Der Glanz meines Ruhmes ist Weltenbrand!
Wehe mir! weh'!“ —

Und es trat der Hirtenknabe
Zu dem kranken König hin;
Seine zarten Hände gleiten
Durch der Harfe goldne Saiten
Und er singt mit heiterm Sinn:

‚Athem Gottes, süßes Leben!
Lust und Liebe bekränzen dich;
Froh, wie im Haine die Lüftchen schweben,
Selige Stunden, so schwebt um mich!

‚Der Tag erwacht, die Berge glühen
Im lieben frischen Morgenstrahl!
Mit meiner Heerde laßt mich ziehen,
Mit meiner Flöt' in's Blüthenthal!

‚Da schatten die vertrauten Bäume,
Da hüpft der Quell im muntern Lauf,
Und heller werden meine Träume,
Und froher geht das Herz mir auf.

‚Und hat Gewitter mich umzogen,
Verstummt der Sänger fröhlich Chor:
Geduld! ein schöner Regenbogen
Steigt bald aus meiner Nacht empor.

‚Was ist die schönste Blüthe
Der blüthenreichen Welt?
Ein ruhiges Gemüthe,
Ein Herz, das Gott gefällt!'

Das schnitt dem König in's tiefste Gemüth,
Ihn ergriff ein wüthender Schmerz:
„Für mich hat diese Welt ausgeblüht!
Um mich schlage kein glückliches Herz!“
Und er raffte sich auf und er blickte umher,
Voll Wuth der Besinnung beraubt,
Und schleuderte grimmig den schweren Speer
Nach des Knaben unschuldigem Haupt!
Doch ein Engel nahm des Kindes wahr,
Vorüber sauste die Todesgefahr;
Der Knab' entwich, und vor der Pforte
Erklangen leise noch die Worte:

‚Laß mir mein stillzufriednes Leben!
Bei meinem Liede vergiß den Schmerz!
Dir ward Gewalt und Macht gegeben,
Mir Anmuth und ein menschlich Herz.'

115. Der Vater Martin.

Der alte Vater Martin war
Mit Ehren sechs und achtzig Jahr,
Er schlich so matt, er schlich so schwer
An seinem Stab im Dorf einher;
Sein Haupt, mit weißem Haar geschmückt,
War längst dem Grabe zugebückt.

Im Dorfe liebt' ihn Groß und Klein,
Man lud zu jedem Fest ihn ein,
Man gab ihm stets den schönsten Kranz
Beim Hochzeitreihn und Erntetanz;
Denn Vater Martin, sanft und gut,
Verscheuchte nie den frohen Muth.

Das Pfingstfest kam, die erste Nacht
Ward mit Gesang und Tanz vollbracht;
Da sammelte sich Groß und Klein,
Und sang und sprang im Mondenschein;
Der alte Martin aber schlich
Zu seiner Freunde Gräbern sich.

Die Nacht war schön, ein Lüftchen nur
Durchzog des Kirchhofs stille Flur,
Und lispelte mit sanftem Hauch
Im thaubeglänzten Rosenstrauch,
Der, frisch gepflanzt von lieber Hand,
An eines Jünglings Grabe stand.

Der alte Martin seufzte schwer,
Er sah empor zum Sternenheer,
Und fiel auf's Grab, wo Anne schlief,
Voll heißer Andacht hin, und rief:
„Ach, lieber Gott! ach, führe du
Den alten Martin auch zur Ruh!

„All' meine Freund' und Nachbarn hier
Sind längst, du lieber Gott, bei dir;
Ich bin so einsam und allein,
Und möcht' auch gern dort oben sein!
Du lieber Gott, was soll ich doch
So spät auf deiner Erde noch?

„Wohl bin ich alt und lebenssatt,
Mein Geist ist schwach, mein Herz ist matt,
Mein zitternd Haupt ist silberweiß;
Was hilft dir, Herr, der matte Greis?
Ach! nimm ihn auf und decke du
Sein müdes Herz mit Erde zu!“

Und Martins Bitte stieg zum Ohr
Des großen Herrn der Welt empor;
Er winkt' Erhörung seinem Flehn
Und hieß den Todesengel gehn,
Daß er bereitete sein Grab
Und nähm' ihm ab den Pilgerstab.

Der Engel wehte Trost und Ruh
Dem frommen Vater Martin zu,
Er trat zu ihm im Lichtgewand
Und reicht' ihm seine kalte Hand,
Er sprach zu Martin: ‚Küsse mich!'
Da küßt' ihn Martin und erblich.

Konrad Friedrich von Schmidt-Phiseldeck

wurde den 3. Juli 1770 zu Braunschweig geboren, wo damals sein Vater als Professor am Kollegium Carolinum lebte. Nachdem er das Gymnasium in Wolfenbüttel besucht, bezog er in seinem 17. Jahre die Universität Helmstädt, wo er sich vorzugsweise der Philosophie und Theologie widmete, ohne jedoch darüber die neuere Literatur aus dem Gesichte zu verlieren. Im dritten Jahre seines akademischen Cursus ward er 1789 in Braunschweig mit dem dänischen Geh. Konferenzrath Brun, dem Gemahle der Dichterin desselben Namens, bekannt und als Privatlehrer bei dessen Sohne angestellt. Diese Familie begleitete er damals auf ihrer Reise durch Deutschland, Frankreich und die Schweiz. Er wünschte in Kopenhagen die akademische Laufbahn einzuschlagen, erwarb sich durch Vertheidigung einer gelehrten Abhandlung die Befugniß, öffentliche Vorlesungen zu halten, und erhielt zu gleicher Zeit die Doktorwürde der Philosophie. Um das Recht der Eingebornen zu erlangen, unterwarf er sich dem theologischen Amtsexamen, worauf ihm das Indigenat ertheilt wurde. Im Herbst 1794 begann er seine Vorlesungen an der Kopenhagener Universität, doch sollte er nur kurze Zeit diesem Berufe leben. Seine schon in frühester Jugend geweckte Vorliebe für die Staatswissenschaften bedurfte nur einer äußern Anregung, um von neuem lebendig zu werden. Diese ward ihm von Seiten des verewigten Staatsministers Grafen von Schimmelmann, der ihn als Privatsekretär zu sich nahm und ihn bestimmte, drei Jahre hindurch auf seine Kosten die Kameralwissenschaften zu studiren. Schon 1797 Assessor im k. Oekonomie- und Kommerzkollegium, sah er sich zugleich als Sekretär der zur Verbesserung der Volksschulen errichteten Kommission beigeordnet; 1799 wurden ihm die Geschäfte eines Kommittirten des Handels- und Konsulatsdepartements übertragen; das Jahr darauf erhielt er den Rang eines wirklichen Kommittirten. Zum Mitgliede der neuerrichteten Quarantäne-Direktion (1804) ernannt, sah er sich im Dezember desselben Jahres noch zum wirklichen Justizrath befördert. Der König von Dänemark ertheilte ihm 1812 das Ritterkreuz des Danebrogordens und ernannte ihn zum Deputirten im Kommerzkollegium und zum wirklichen Etatsrath. 1813 war er Mitdirektor der Reichsbank, trat 1823 wieder in das Kommerzkollegium ein, worauf er 1828 zur Würde eines Danebrogsmannes und im folgenden Jahre zu der eines Konferenzrathes empor stieg. Er starb zu Kopenhagen den 15. November 1832.

* * *

Dieser geistreiche Publizist hat sich auch um unsere Poesie anerkennenswerthe Verdienste erworben. Schon als Jüngling lieferte er zu verschiedenen Taschenbüchern lyrische Beiträge, welche 1794 gesammelt erschienen sind, und noch in den letzten Jahren seines Lebens dichtete er geistliche Lieder. C. L. Cholevius (Geschichte d. deutsch. Poesie, II. 414) reiht ihn den bedeutendern Freunden und Schülern des göttinger Hainbundes an. Er findet in seinen „Gedichten" (1794) Anklänge an Klopstock's Patriotismus, an Voßens freien Mannessinn, und Sympathie für das Bäuerliche, während er das Naturleben mehr mit Hölty's und Matthisson's zarten Farben schildere. Den unten mitgetheilten poetischen Darstellungen aus der Sagenwelt der Neugriechen, deren Stoff oft wunderbar mit den Sagen der nordischen Völker zusammenstimmt, sind zwar Fauriel's „Chants populaires de la Grèce moderne" zu Grunde gelegt, doch darf man sie keineswegs als bloße Uebersetzungen betrachten; sie können vielmehr als deutsche, aus volksthümlichen Ideen und Sagen der Neugriechen erwachsene Schöpfungen gelten, da es ihrem Verfasser einzig um den möglichst treffenden und vollständigen Abdruck des poetischen Ideenbildes in deutschen Formen und Weisen zu thun gewesen ist. Wir lassen ihn die aufgenommenen Stücke selbst kommentiren:

„Die schöne Sängerin (της καλης Τραγουδιστρας) ist im Original ein herrlicher poetischer Torso, dem der Schluß fehlt. Ob wir ihn (schreibt er) durch die zwei letzten Strophen würdig ergänzt haben, möge das Gefühl des Lesers entscheiden. — Die Stimme aus dem Grabe (ἡ βοη του μνηματος) ist eine Warnerin vor Uebermuth und vor Verspottung der Gräber, welche das Heiligste sind für jedes Volk, das noch eine Gemeinschaft voraussetzt zwischen dem Geiste des Abgeschiedenen und der Asche in seinem Grabe. Sie warnt, wie Stolberg die deutschen Frauen vor einem andern Leichtsinne, durch ein Märchen, das sich wahrscheinlich auf eine Traditon von der Erscheinung eines alten Helden gründet, dem die Grabesruhe auf frevelhafte Weise gestört ward. — Die nächtliche Wanderung (ἡ νυκτερινη περιπατησια) hat mit Bürger's Lenore insofern eine auffallende Aehnlichkeit, als hier, wie dort, ein Todter einen Lebenden abholt, der erst auf der Reise durch mancherlei Anzeichen, mit immer steigender Angst, allmäiig inne wird, wie es um seinen Begleiter stehe. In der Lenore aber ist es der todte Geliebte selbst, der die Braut zum Grabe holt, in das sie nach langer Marter mit ihm versinken soll, und der Bräutigam verwandelt sich vor ihren und unsern Augen auf eine beinahe burleske Weise in ein scheußliches Gerippe. Hier ist ein Sohn, der, noch im Grabe gehorsam, ernst und still, die Tochter ihrer Mutter wieder zuführt, um ihrer unbedachten Aufforderung Folge zu leisten, und ein heiliges Versprechen zu lösen; die Mutter aber, die den wiedergekommenen Todten vor sich sieht, muß sterben, denn Niemand mahnt ungestraft einen Todten aus dem Grabe herauf. Das Schicksal der Tochter bleibt im Dunkeln. — Wenn in rohen Gemüthern die Bürger'sche Lenore vielleicht mehr sinnlichen Schrecken erregt, als unsere Wanderer, so wird doch der ernste Gehorsam des Sohnes und der stille Tod der Mutter die Warnung vor ungemäßigtem Erguß des Schmerzes, und die Scheu vor unheiligem Frevel, in edlere Gemüther einzuprägen auch in sofern weit besser geeignet sein, als hier sich nichts vorfindet, an dem auch der gebildetste Geschmack Anstoß nehmen könnte. — „Verlaß die Berge nicht, dort lebst du frei!" so ermahnt der sterbende Klephte seinen Nachfolger. Diese Lehre einzuschärfen, und die mit ihrer Uebertretung verbundene Gefahr anschaulich darzustellen, ist der Gegenstand der Romanze: Kitsos und seine Mutter (ὁ Κιτσος και ἡ μητερα του), die besonders durch den Heldenmuth der letzteren, und die ernste Nachfrage nach den verlorenen Waffen, an die Spartanischen Mütter der alten Zeit erinnert. — Vevros und sein Pferd (ὁ Βεβρος και ὁ μαυρος του) führen uns in das Homerische Zeitalter zurück, in dem Achill sich mit seinen Pferden vertraulich bespricht,

und eines derselben, Xanthos, ihm den bevorstehenden Tod weissagt. Wenn, wie Bileams Esel, nur die höchste Nothwendigkeit, in einer Lage, die keine andere poetische Maschinen verstattet, den verschlossenen Mund der Thiere eröffnen darf, so ist diese Bedingung hier auf eine Art erfüllt, die nichts zu wünschen übrig läßt, und die Treue, mit welcher das edle Roß den letzten Willen des sterbenden Gebieters ausrichtet, und dann, gleich ihm, in's Schattenreich hinabsinkt, wird in jedem gefühlvollen Herzen sympathische Empfindungen zu erregen nicht verfehlen können."

Schriften.

Gedichte. Braunschw. 1794.
Der Europäische Bund. Kopenh. 1821.
Die Politik nach den Grundsätzen der heil. Allianz. Kopenh. 1822.
Das Menschengeschlecht auf seinem gegenw. Standpunkte. Ebd. 1827.
Auswahl neugriechischer Volspoesien, in deutsche Dichtungen umgebildet. Ebd. 1827.
Die Welt als Automat und das Reich Gottes. Kopenh. 1830.
Europa und Amerika, oder die künftigen Verhältnisse der civilisirten Welt. Ebd. 1832.

---

116. Die schöne Sängerin.

Dort unten am Ufer, am Meeresstrand,
Da wusch die Schöne des Mannes Gewand
Und sang in Klagetönen.
Es horcht' ihr schweigend der Vögel Chor,
Und reckten die Fische die Köpf' empor
Und hörten zu der Schönen.

Die Böte, sie schwammen am Ufer hin,
Zu lauschen der lieblichen Sängerin;
Ihr lauschte die Galeere.
Die Bursche, sie legten die Ruder ein,
Der Hauptmann gewahrt' es, und schalt nicht drein,
Und Stille herrscht' im Meere.

Das däuchte die Sängerin wundersam;
Und als sie das Rauschen nicht mehr vernahm,
Und nur die eigenen Töne,
Da schwieg sie plötzlich, und schaut' umher,
Und auf sie blickte so Land als Meer,
Erstaunt ob ihrer Schöne.

Der Hauptmann verneigte sich tief und sprach:
„O Nymphe des süßen Gesanges, sag',
Was treibt dich, aufzuhören?
Dir lauschen die Ufer, das Schifflein ruht,
Die Winde verstummen, es schweigt die Fluth,
Sie fürchten, dich zu stören." —

„„Nicht sang ich dem Hörer zu Freud' und Lust,
Ein Laut nur der Wehmuth entquoll der Brust,
Zu machen Luft dem Herzen;
Es ließ mich daheim der geliebteste Mann
Und kam zu Sommer nicht wieder an,
Drum sing' ich meine Schmerzen.

„„Er ging, zu streiten für's Vaterland,
Und zehnmal die Scheibe des Mondes schwand,
Seit er von mir gegangen.
Kein Bote verkündet, was ihm geschah,
Kein Auge mir naht, das den Trauten sah,
Drum schmacht' ich vor Verlangen.

„„Er schmeichelte mir mit der Hoffnung Wort:
Und muß ich, o Liebchen, und muß ich fort,
Laß sein, bald kehr' ich wieder;
Ich fliege zum rüstigen Kriegestanz,
Dann komm' ich, und lege den Siegerkranz
Zu deinen Füßen nieder!

„„Er kam nicht wieder, er ist nicht da;
Der Sommer entschwindet, der Herbst ist nah:
Ist dann er nicht gekommen,
So hab' ich, bevor der Winterschnee
Bedeckt das Kloster auf der Höh',
Den Schleier schon genommen.""

So klagte die Schöne, da tönte Gesang;
Wie Flötenstimme, wie Harfenklang,
So tönt' es her vom Meere:
„„Und hättest du mir den Namen genannt,
So lebte wohl einer, der ihn gekannt,
Allhier auf der Galeere!""

Sie kannte die Stimme, sie kannte den Laut,
In's Wasser sich stürzte die holde Braut,
Schwamm hin zu der Galeere.
Die Fluthen küßten des Kleides Saum,
Sie hob sich, wie Cypris aus Wellenschaum,
Zum Liebsten aus dem Meere.

117. Die Stimme aus dem Grabe.

Verehrt die Gräber! Hört die Sage
Vom Phyllonikos, der die Klage
Des Geistes aus der Gruft vernahm,
Und, als er nicht, was ihm geboten,
Vollbracht, im Grabe mit dem Todten
Verschwand, und nimmer wiederkam.

Er hatt' im Kreise tapfrer Zecher
Beim frohen Mahl, beim vollen Becher,
Den Osterabend zugebracht,
Mit wildem Ruf, mit frechen Scherzen
Ergötzt der rohen Krieger Herzen, . . .
Und taumelnd ging er heim bei Nacht.

Bald abgelenkt vom rechten Wege,
Fährt er durch Felder und Gehege,
Durch Busch und Sumpfmoor fort zu gehn;
Und eh' er sich des Trugs versehen,
Gelangt er hin zu jenen Höhen,
Wo alter Helden Gräber stehn.

Ein Hügel, von den andern beiden
Gesondert, rings mit Thränenweiden
Umpflanzt, von Eichensproß umlaubt,
Steht einsam da; mit raschem Schritte
Erklimmt er keck des Hügels Mitte,
Und tritt dem Todten auf das Haupt.

Da rührt sich das Gebein; im Grimme
Entfährt des Geistes Donnerstimme
Entsetzlich der entweihten Gruft.
Es zischen Flammen um den Hügel,
Die Eule schlägt mit schwarzem Flügel,
Und Schatten flattern in der Luft.

Doch Phyllonikos, voll Vertrauen,
Beschaut die Wunder sonder Grauen,
Und ruft in das empörte Grab:
»Was schreist du, Geist? ... Drückt dich die Erde,
So schaff' ich, daß sie leichter werde;
Drückt dich der Stein, . . . ich wälz' ihn ab!«

Da kam mit grimmiger Geberde
Der Geist herauf: »»Nicht drückt die Erde,««
Spricht er, »»nicht lastet mich der Stein;
Mich kränkt der Hohn, den ich erlitten,
Als frech du über's Grab geschritten,
Und aufgerüttelt mein Gebein!

»»Auch ich bin jung und brav gewesen,
Auf meinem Denkmal kannst du lesen
Von Schlachten, die mein Arm gewann;
Du hast die Ruhe mir genommen,
Herauf vom Grabe mußt' ich kommen,
Mein Schwert erklang, mein Staub zerrann.

»»Hier kann ich nun nicht länger wohnen,
Muß flattern in den luft'gen Zonen,
Bis mir ein neues Grab bereit;
Drum, willst du deinen Frevel büßen,
So grabe zu des Hügels Füßen
Ein Todtenhaus, mach's hoch und breit!

»»Scheint neu der Mond auf diese Höhen,
Muß mir die Wohnung fertig stehen,
Und drob das Kreuz errichtet sein.
Erfüllst du das, so sei vergessen,
Was sich dein Uebermuth vermessen,
Erfüllst du's nicht, so bist du mein!««

So sprach der Geist, und in die Lüfte
Zerfloß das Dunstbild, und die Grüfte
Erhellt das junge Morgenlicht.
»Bleib du nur in den Lüften hangen,
Mir soll vor keinem Geiste bangen,
Und deine Drohung schreckt mich nicht!«

So prahlt der rohe Gottverächter,
Und schickt ein schallendes Gelächter
Dem Schatten in die Lüfte nach.
Der Tag entflieht, es eilt die Stunde,
Am Himmel macht der Mond die Runde,
Und seine Sinne werden wach.

Doch nimmer kann sein Trotz sich beugen,
Er heißt die inn're Stimme schweigen,
Die ihn zu Reu' und Buße treibt.
Kein Kreuz, kein Denkmal wird errichtet,
Kein Erdenhügel aufgeschichtet;
Der Trotz vergeht, die Rache bleibt.

Der neue Mond war aufgegangen,
Da fängt's dem Frevler an zu bangen,
Es treibt ihn fort, er hat nicht Ruh';
Er jagt, die Angst sich zu verreiten,
Durch Feld und Wald, da trabt von weiten
Ein schwarzer Reiter auf ihn zu.

Er eilt davon, ihm zu entkommen,
Doch welchen Weg er auch genommen,
Stets ist der schwarze Reiter da.
Er lenkt sein Roß auf alle Seiten,
Will vorwärts bald, bald rückwärts schreiten,
Der schwarze Reiter bleibt ihm nah.

Mit Schauder sieht an fernen Höhen
Ein Grabmal Phyllonikos stehen;
Zwei Kreuze ragen in die Luft.
„„Du thatest nicht, was dir geboten,
Doch graben können auch die Todten,
Nun mußt du mit mir in die Gruft!““

So spricht der Geist; sie stehn am Hügel,
Die Eule schlägt mit schwarzem Flügel,
Aus Wolken fährt der Blitz herab
Und Flammen schießen aus dem Grunde . . .
Und um die erste Morgenstunde
Versinken Beid' in's offne Grab.

118. Die nächtliche Wanderung.

„Neun Söhne gehen dir aus und ein,
O Mutter! die einzige Tochter dein
Sie darf im Hause nicht bleiben.
Was badest du sie im dunkeln Ort?
Was flichtst du ihr Haar im Mondenschein?
Wem schmückst du sie, Mutter? ... O laß sie fort,
Sie darf nicht länger Jungfrau sein.

„O gib Arete dem fremden Mann!
Dem Freier aus Babylon gib sie hin!
Daß bei ihr Trost ich finden kann,
Wenn in der Fremd' ich ein Pilger bin!“ —

„„O Sohn, mein Konstantin, sonst so klug,
Wie sprichst du so eitle Worte!
Wer bringt, wenn das Roß von hinnen sie trug,
Sie wieder von fremdem Orte?
In Freud' oder Leid, über Land und Meer,
Wer bringt mir das Töchterchen wieder her?““
Und er schwört ihr den Schwur nach ihrem Gebot,
Er schwört ihr den Schwur bei dem höchsten Gott
Und bei den Heiligen allen:
„In Freud' oder Leid, über Land und Meer
Bring' ich dir das Töchterchen wieder her.“

Zwei Jahre vergingen, die Zeit verrann,
Da kam die Pest in's Land.
Die Brüder erkrankten; sie starben dran,
Sie starben alle neune.
An Konstantins Leiche die Mutter stand,
Sie zerrauft ihr Haar, sie zerreißt ihr Gewand:
„„Und hast du mir wohl die Tochter gesandt,
Arete, die einzige meine?

„„Steh auf, mein Sohn! mich verlangt nach ihr!
Auf, Konstantin! und bring sie mir.
Hast du mir nicht geschworen,
Sie sei mir unverloren?
Hast du nicht geschworen nach meinem Gebot,
Hast du nicht geschworen beim höchsten Gott
Und bei den Heiligen allen:
In Freud' oder Leid, über Land und Meer
Bring' ich dir das Töchterchen wieder her!““

Der Todte stund auf um Mitternacht,
Er ging die Schwester zu holen;
Er ritt so leise durch die Nacht,
Sein Roß war schwarz wie Kohlen.

Er fand sie vor der Thür im Mondenschein,
Sie flocht ihr blondes Haar, . . .
„Auf, auf! Aretula, Schwester mein,
Komm mit mir! die Mutter begehret dein,
Sie hat mich hergesendet,
Mein Glaub' ist ihr verpfändet!“

‚O Bruder, mein Bruder! ist jetzt die Zeit,
Gleich jetzt, in der Mitternachtsstunde?
In der Stunde der Nacht? ... Der Weg ist weit,
Und Geister tanzen die Runde.
Ist Freud', sag' an, in der Mutter Haus?
So such' ich den besten Schmuck mir heraus,
Und komm' in festlichem Kleide,
Daß Mutter die Augen weide.

‚Ist Leid' im Hause, ist Klag' im Land,
So hüll' ich mich in schwarzes Gewand.
O Bruder, mein Bruder, verweile noch hier,
Was treibst du mich an, was verkündest du mir?‘

„Was Freude, was Leid! Komm mit, wie du bist,
Lang ist die Reise, und kurz die Frist!“

Sie zogen die Straße, sie zogen so still
Auf dem Rosse, so schwarz wie Kohlen;
Sie hörten die Vögel aus hoher Luft,
Sie hörten die Vögel wohl über der Gruft,
Die sangen so schaurig, die sangen so wild:
O seht mir das liebliche Frauenbild!
Der Todte soll sie holen;
Zur Mutter bringt er das liebe Kind,
Sie reiten so schnell im nächtlichen Wind!

‚O Konstantin, hörst du der Vögel Gesang? ...
Mir graut vor den Vögeln; mir wird so bang.‘

„Laß singen die Vögel! Was kümmert dich ihr Sang?
Die Frist ist kurz, die Reise — die Reis' ist lang.“

‚O Bruder, es graut mir! mir ahnet Leid!
Nach Myrrhen und Weihrauch riecht dein Kleid!‘

„Der Pfaffe schwang das Rauchfaß, er schwang es auf der Gruft;
Zur Kirche waren wir alle; die Kleider füllte der Duft.“

Sie ritten noch ein Weilchen so still im Mondenschein . . .
„Mach auf die Thür, o Mutter, und laß Areten ein!“

„„O Fremder, zieh' vorüber! so Gott dir helfe, zieh' von hier!
Arete ist im fernen Land; sie wohnt so weit von mir!““

„Mach' auf, meine Mutter, mach' auf die Thür!
Dein Konstantin bin ich, und bringe sie dir!
Ich bringe dir Arete nach deinem Gebot,
Nach dem Schwur, den ich schwor bei dem höchsten Gott:
In Freud oder Leid, über Land und Meer
Bring' ich dir das Töchterchen wieder her!“

Die Mutter geht zur Thür; sie öffnet das Haus,
Sie schaut auf Roß und Reiter; . . . da fährt die Seel' ihr aus.

---

119. Kitsos und seine Mutter.

Auf den Bergen, auf den Bergen, auf waldigen Höhn,
Wo rauschen die Ströme, wo brauset der Föhn,
Da wohnen die Starken, die Helden des Speers,
Da wachsen die Jungen, die Blumen des Heers.

Es lockt sie der Türk' in das ebene Feld,
Zur Beute sie locket das reiche Gezelt;
Sie ordnen die Schaaren, sie ziehen hinab,
Sie streiten um Beute, sie finden ihr Grab.

Keraunos, der mächtige Klephte, war todt;
Nicht achtete Kitsos der Mutter Gebot,
Er zog in den Krieg, wie der Vater gethan,
Und träumte von Siegen auf blutiger Bahn.

Die Mutter saß einsam und webt' ein Gewand
Zum Mantel für Kitsos mit fleißiger Hand;
Da kam ihr ein Bote zur Stunde der Nacht,
Kaum war er entronnen vom Felde der Schlacht.

Von dem Boten, von dem Boten zur nächtlichen Stund'
Wird nimmer erfreuliche Botschaft kund.
„O sage geschwind,“ ruft die Mutter ihm zu,
„Wie steht's um den Knaben, was bringest du?“

„„Ich bringe dir Trauer, ich bringe dir Leid,
Gefangen ist Kitsos in blutigem Streit;
Noch lebt er in Banden, doch endet die Noth
Ihm Morgen vor Mittag ein schmählicher Tod!““

Das hörte die Mutter, es brannt' ihr in's Herz,
Doch dämpfte sie tapfer den nagenden Schmerz;
Sie dachte der Noth, die den Knaben umfing,
Sie steckt' in den Gürtel ein Messer, und ging.

Sie ging mit dem Boten durch Anger und Feld,
Es drängte sie fort nach der Türken Gezelt;
Doch kaum war die Hälfte des Weges gethan,
Da hemmte der Fluß die betretene Bahn.

Vor dem Flusse, vor dem Flusse, der mächtiger schwoll,
Da kniete die Mutter, so gramesvoll:
„O beuge dich nieder, o sinke geschwind,
Und trag' mich hinüber zu meinem Kind!“

Er trug sie hinüber, den Boten dazu,
Nicht troffen die Kleider, nicht naß war der Schuh;
Der Engel des Stromes, er streckte die Hand,
Er spreizte den Fittig und trug sie zu Land.

Nun schritten sie rüstig durch Anger und Feld,
Im Morgenlicht strahlte der Türken Gezelt;
Da brauste Trompeten- und Trommelnklang,
Und Allahrufen und wilder Gesang.

Auf wähligen Rossen fünfhundert Mann,
Die zogen mit wehenden Fahnen voran,
In Mitten ging Kitsos gebunden einher,
Ihm folgten zweitausend mit blinkender Wehr.

Und die Mutter, o die Mutter, sie eilet herbei,
Sie zwinget die Angst, ihr entfährt kein Schrei,
Sie drängt sich zu Kitsos, sie redet ihn an:
„O Kitsos, gib Antwort! was hast du gethan?

„Wo hast du die Waffen, wo hast du die Wehr?
Es trug sie Keraunos, er liebte sie sehr;
Er ließ sie dem Sohne, nun hat sie der Feind;
Das hätte wohl nimmer der Vater gemeint!“

‚O Mutter! gedenkst du der Waffen allein,
Alleine der Waffen, und denkest nicht mein?
In tapferem Streite verlor ich die Wehr,
Nun geh' ich zu sterben, und fechte nicht mehr.'

„Willst sterben, so suche dir ehrlichen Tod,
Und rette dich wacker aus schimpflicher Noth!
Ich löse die Bande, ich mache dich frei,
Ich schneide die Stricke, die Riemen entzwei.“

Mit dem Messer, mit dem Messer in kräftiger Hand
Zerschnitt sie die Stricke, zerhieb sie das Band,
Da lacht es in Kitsos, da wuchs ihm der Muth,
Er stürzt auf den Aga, den Führer der Hut.

Er wirft ihn zu Boden, er nimmt sein Geschoß,
Bereit steht der Bote mit Mutter und Roß...
Wie Blitz ist er hinten, die Mutter ist vorn,
Er tummelt den Renner, er gibt ihm den Sporn.

Wie Wunder ergreift es die türkische Schaar,
Nicht Einer verfolget das reitende Paar.
Sie reiten durch Anger, sie reiten durch Feld
Die Berge hinein, in die obere Welt.

Auf den Bergen, auf den Bergen, auf waldigen Höhn,
Wo rauschen die Ströme, wo brauset der Föhn,
Da wohnen die Starken, die Helden des Speers,
Da wachsen die Jungen, die Blumen des Heers.

120. Vevros und sein Pferd.

Am Vardar, am Vardar, auf grünem Feld,
Lag Vevros im Sterben, der kühne Held;
Es hatt' ihn der Türk', im Busche versteckt,
Mit meuchlischer Kugel hingestreckt,
Nun lag er still im Grase.

Sein Rappe, sein Rappe, das treue Pferd,
Ihm war der Gebieter, er ihm so werth;
Er stand, und wußte nicht, wie's geschah,
Daß so den Helden er liegen sah,
Er wagt's, ihn anzureden:

„Steh auf, mein Gebieter, und hör' mein Wort:
Der Türk' ist im Felde, wir müssen fort!
Fern sind die Genossen, wir sind allein,
Und willst du nicht hier gefangen sein,
So eile flugs von hinnen!“

„„Wohl möcht' ich von hinnen,... ich kann es nicht!
Nicht länger schau' ich der Sonne Licht;...
Die Kugel, sie drang durch Mark und Bein,
Sie drang in's innerste Leben ein,
Nun geht's mit mir zu Ende!

„„Drum höre, du Treuer in Freud' und Noth,
Merk' auf, und höre mein letztes Gebot:
Scharr' mit dem Fuß in den tiefen Sand,
Und grab' ein Grab mir an Ufersrand
Mit deinen starken Hufen!

„„Und hat mein Auge geschlossen sich,
So greif mit dem Zahn am Gürtel mich,
Dann halte mich schwebend in der Luft
Und senke mich in die kühle Gruft,
Und deck' sie zu mit der Erde.

„„Und hast du getreulich das Grab bestellt,
So eile zurück zu meinem Zelt;
Bring meinem Bruder, du edles Roß,
Bring ihm den Säbel und dies Geschoß,
Auf daß er mein gedenke!

„„Bring meinem Mädchen dies bunte Tuch,
Das ich zu Ehren der Liebsten trug!
Und nimmt sie's wieder, gedenket sie mein,
Und fließen ihre Thränen drein,
So find' ich Ruh' im Grabe.

„„Fahr wohl, mein Rappe, das Auge bricht,
Mach' schnell, und laß mich dem Türken nicht!““...
So seufzte der Held, ihn umfing der Tod,
Der Rappe begrub ihn, nach seinem Gebot,
Am Ufer tief im Sande.

Und als begraben der edle Held,
Da eilte der Rappe zu Vevros' Zelt;
Er brachte die Waffen und das Geschoß,
Das Tüchlein brachte das edle Roß
Zu seiner Vielgetreuen.

Zu ihren Füßen er legt' es hin,
Sie hüllte die weinenden Augen drin,
Sie jammerte laut vor bittrem Schmerz...
Da brach dem Rappen das treue Herz,
Es brach, und schlug nicht wieder.

Friedrich Freiherr von Hardenberg,

eine der originellsten und einflußreichsten Erscheinungen der romantischen Schule, genannt **Novalis**, aus einer herrnhutischen Familie abstammend (sein Vater war Direktor der sächsischen Salinen), wurde am 2. Mai 1772 auf dem Gute Wiederstedt in der Grafschaft Mannsfeld geboren. Er wuchs in dem reinen Elemente auf, welches eine edle engverbundene Familie, die nur dem Guten und Schönen huldigt, um sich zu verbreiten pflegt, zeigte aber als Knabe wenig Anlagen, war kränklich, träumte still vor sich hin und fand im Mittelpunkte seines Wesens nur eine unendliche Liebe für seine Mutter, bis endlich eine spätere schmerzliche Krankheit, die nur durch gewaltsame Reizmittel gehoben werden konnte, seinen Geist wie aus einem Schlaf erweckte. Einen Theil seiner Jugend verlebte Novalis bei seinem Oheim in Lokkum bei Braunschweig. Nachdem er das Gymnasium in Eisleben absolvirt, in Jena 1790 unter Fichte, Reinhold, Schiller Philosophie, in Leipzig und Wittenberg 1792—93 die Rechte und Staatswirthschaft studirt hatte, ging er nach Arnstadt in Thüringen, um sich als praktischer Jurist auszubilden. Im benachbarten Grüningen lernte er Sophie von Kuhn kennen, eine der lieblichsten Gestalten „voll Grazie und himmlischer Anmuth", verlobte sich mit ihr, fungirte 1795 unter seinem Vater als Auditor bei den kursächsischen Salinen in Weißenfels, mußte aber 1797 den Schmerz erfahren, seine fünfzehnjährige Braut durch den Tod zu verlieren. Durch diesen Verlust innerlich gebrochen, kehrte der Jüngling sich frühzeitig von allem irdischen Glück ab; er versenkte sich mehr und mehr in das Studium der Mystiker und Neuplatoniker, so wie in Fichte's Idealismus, dessen religiös-poetische Apotheose er gefeiert hat. Im Dezember dieses Jahres bezog er die Bergakademie zu Freiberg, um sich unter Werner die zu einer Anstellung bei den Salinen ihm noch abgehenden Kenntnisse in Physik und Bergbau zu verschaffen, verlobte sich hier in neuer Lebensluft mit Julie von Charpentier, kehrte 1799 zu seinem Vater zurück und wurde unter diesem als Assessor angestellt. In dieser Zeit besuchte er oft Jena, den eigentlichen Herd der romantischen Schule, wo er mit Ritter dem Physiker, Schelling, Tieck und Wilh. Schlegel näher bekannt wurde und mit dessen ihm aus früherer Zeit befreundeten Bruder Friedr. Schlegel verkehrte. Als er im August 1800 zu seiner Hochzeit nach Freiberg abreisen wollte, zeigten sich die bedenklichsten Symptome der Schwindsucht; die Hochzeit mußte verschoben werden. Er war bereits zum Amtshauptmann des Thüringischen Kreises designirt als er im noch nicht vollendeten 29. Lebensjahre im väterlichen Hause zu Weißenfels den 25. März 1801, unter den Tönen des Klaviers. seinen Geist aushauchte. (Vgl. Neuer Nekrolog d. Deutschen, herausg. von Fr. Schlichtegroll. Jahrg. IV. Gotha 1805, S. 187—261.

* * *

Seltene Originalität, reiche Phantasie, Scharfsinn und tiefes Ahnungsvermögen im Gebiete der Naturphilosophie und ein tiefreligiöses Gemüth kennzeichnen die meist fragmentarischen Schöpfungen dieses „wunderbaren" Dichters, in welchem die Poesie rein symbolisch war. Sein vorzüglichstes Werk in Betracht origineller Anlage und Darstellung ist der unvollendete, im Plan durch Tieck ergänzte Roman „Heinrich von Ofterdingen", worin er das ahnungsvolle, religiös-sittliche, sinnlich auf eine Beschränkung, Bedrängung und Einengung hinweisende Element der „Lehrjahre" Goethe's als vorzügliche Anregung benutzte, um durch eine Steigerung und eine Verdoppelung einen noch seltsamern Effekt hervorzubringen. Er wollte darin alle romantischen Strahlen im Brennpunkt der Poesie sammeln, alle Künste und Wissenschaften, Natur und Leben, als eine Ausstrahlung der göttlichen Einheit darstellen. So ist die wunderliche Richtung dieses Romans, darin der Held als Träger des romantischen Idealismus figurirt, entstanden, alles höchst Wirkliche des Menschen und der Welt als bloßen Traum für die lebendig vorhandene Gegenwart zu schildern, und dagegen diese als das eigentliche Nichts und Nichtseiende darzustellen. — Seine „geistlichen Lieder", wo sie sich nicht in vollste Ueberschwenglichkeit mystischer Anschauung und Uebertriebenheit des sinnlichen Ausdrucks verlieren, gehören zu den preiswürdigsten, die wir besitzen *); vortrefflich sind auch einzelne seiner

---

*) **Geistliches Lied.**

Wenn alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei.
Für mich umfing dich Leiden,
Vergingst für mich in Schmerz;
Drum geb' ich dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz.

Oft muß ich bitter weinen,
Daß du gestorben bist,
Und mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen
Hast du so viel gethan,
Und doch bist du verklungen,
Und keiner denkt daran.

Du stehst voll treuer Liebe
Noch immer jedem bei,
Und wenn dir keiner bliebe,
So bleibst du dennoch treu;
Die treuste Liebe sieget,
Am Ende fühlt man sie,
Weint bitterlich und schmieget
Sich kindlich an dein Knie.

Ich habe dich empfunden,
O! lasse nicht von mir;
Laß innig mich verbunden
Auf ewig sein mit dir!
Einst schauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts,
Und sinken liebend nieder,
Und fallen dir an's Herz.

weltlichen Gesänge, so z. B. das schöne Weinlied „Auf grünen Bergen wird geboren ꝛc.“**), oder das Bergmannslied: „Der ist der Herr der Erde, wer ihre Tiefen mißt ꝛc.“ Die Epik, welche gerade die Wirklichkeit als solche zu gestalten hat, war nicht das Gebiet, wo sein Lorbeer grünte. Was er Romanzenartiges gibt, ist doch meistens nur Schilderung des Gefühles, ohne der Phantasie einen vollen scenischen Anhalt zu geben. Jos. von Eichendorff (in seiner Schrift über die ethische u. relig. Bedeutung der neuern romant. Schule, S. 35 ff.) urtheilt von ihm u. a.: „Er stellt allein schon die ganze innere Geschichte der modernen Romantik, ihre Wahrheit und ihren Irrthum, in allen ihren Hauptrichtungen dar, oder deutet sie doch an. — Er wurde, bei der prosaischen Versunkenheit seiner Zeit, zuerst sich bewußt oder hatte doch zuerst den Muth, es den Gebildeten klar und öffentlich zu sagen, daß die ganze neuere Bildung im Christenthum wurzle und nothwendig auf diese ihre Grundlage wieder zurückgeführt werden müsse, wenn sie fortan Bedeutung und Bestand haben solle. — Nur der Katholicismus bedeutete ihm das volle, ungetrübte Christenthum. — Durch seine Dichtungen überhaupt weht der belebende Hauch einer christlichen Weltanschauung. Gleichwie das Christenthum die Gegenwart nur als eine Himmelsleiter und Pilgerfahrt nach dem Reiche Gottes, das diesseitige Leben nur als eine Aufgabe betrachtet, deren Lösung in eine andere Welt hinüberreicht: so ist auch Novalis' Poesie durchaus eine weissagende, eine Poesie der Zukunft und der Sehnsucht, und seine geistlichen Lieder sind eben durch ihr herzliches Heimweh so unvergänglich schön. Daher bei ihm überall die Bedeutsamkeit des Traumes, wo, wie Jean Paul sagt, die Thore um den ganzen Horizont der Wirklichkeit die ganze Nacht offen stehen, ohne daß man weiß, welche fremde Gestalten dadurch einfliegen; daher seine scharfsinnige Vorliebe für das Uebersinnliche, Mystische, Symbolische der Erscheinungen. Poesie und Religion haben sich bei ihm gewissermaßen identificirt“.

Von ihm:

Schriften. Herausg. von L. Tieck und Friedr. Schlegel. 2 Bde. Berl. 1802; 5te Aufl. das. 1837. — Bd. 3r., herausg. von L. Tieck und Ed. v. Bülow. Das. 1846.

(Inhalt. I. Vorrede und Leben; Heinrich von Ofterdingen. Th. 1. Die Erwartung; Th. 2. Die Erfüllung. — II. Hymnen an die Nacht. Geistliche Lieder. Die Lehrlinge zu Sais. Fragmente vermischten Inhalts: 1. Philosophie und Physik. 2. Aesthetik und Literatur. 3. Moralische Ansichten. — III. Vorwort von Ed. v. Bülow. Ueber sein Leben von Just. Aus Novalis' Tagebuche seiner letzten Lebensjahre. Gedichte. Briefe. Fragmente.)

Ueber ihn:

Schubarth, Zur Beurtheilung Goethe's mit Beziehung auf verwandte Literatur und Kunst. 2te Aufl. Bresl. 1820.

Fr. Wähner, Jahrbücher der Literatur. XIX. Wien 1822.

Adam Müller, Vorlesungen über deutsche Wissenschaft und Literatur. Dresden 1807, S. 73.

J. Hillebrand, die deutsche Nationalliteratur ꝛc. III. 315 ff.

A. F. C. Vilmar, Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur ꝛc. Marb. 1847. S. 648 f.

Jul. Schmidt. Geschichte der Literatur ꝛc. I., S. 422 f.

**) Lob des Weins.

(Aus dem Roman: Heinrich von Ofterdingen.)

Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt,
Die Sonne hat ihn sich erkoren,
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Luft empfangen,
Der zarte Schooß quillt still empor,
Und wenn des Herbstes Früchte prangen,
Springt auch das goldne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen
In's unterirdische Geschoß,
Er träumt von Festen und von Siegen
Und baut sich manches luft'ge Schloß.

Es nahe keiner seiner Kammer,
Wenn er sich ungeduldig drängt,
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt.

Denn unsichtbare Wächter stellen,
So lang er träumt, sich um ihn her;
Und wer betritt die heil'gen Schwellen,
Den trifft ihr luftumwundner Speer.

So wie die Schwingen sich entfalten,
Läßt er die lichten Augen sehn,
Läßt ruhig seine Priester schalten,
Und kommt heraus, wenn sie ihm flehn.

Aus seiner Wiege dunkelm Schooße
Erscheint er in Krystallgewand,
Verschwiegner Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.

Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hocherfreut,
Und tausend frohe Zungen stammeln
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.

Er sprützt in ungezählten Strahlen
Sein innres Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus seinen Schaalen,
Und bleibt ihm ewig zugesellt.

Er nahm, als Geist der goldnen Zeiten,
Von jeher sich des Dichters an,
Der immer seine Lieblichkeiten
In trunknen Liedern aufgethan.

Er gab ihm, seine Treu' zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübschen Mund,
Und daß es keine darf ihm wehren,
Macht Gott durch ihn es Allen kund.

121. Die Schlangenkönigin.

Der Himmel war umzogen,
Es war so trüb und schwül;
Heiß kam der Wind geflogen,
Und trieb sein seltsam Spiel.

Ich schlich in tiefem Sinnen,
Von stillem Gram verzehrt.
Was soll ich nun beginnen?
Mein Wunsch blieb unerhört.

Wenn Menschen könnten leben
Wie kleine Vögelein,
So wollt' ich zu ihr schweben,
Und fröhlich mit ihr sein.

Wär' hier nichts mehr zu finden,
Wär' Feld und Staude leer,
So flögen, gleich den Winden,
Wir über's dunkle Meer.

Wir blieben bei dem Lenze
Und von dem Winter weit,
Wir hätten Frücht' und Kränze,
Und immer gute Zeit.

Die Myrte sproßt im Tritte
Der Wohlfahrt leicht hervor,
Doch um des Elends Hütte
Sprießt Unkraut nur empor.

Mir war so bang zu Muthe,
Da sprang ein Kind heran,
Schwang fröhlich seine Ruthe
Und sah mich freundlich an:

‚Warum mußt du dich grämen?
O weine doch nicht so!
Kannst meine Gerte nehmen,
Dann wirst du wieder froh.'

Ich nahm sie, und es hüpfte
Mit Freuden wieder fort,
Und stille Rührung knüpfte
Sich an des Kindes Wort.

Wie ich so bei mir dachte:
Was soll die Ruthe dir?
Schwankt aus den Büschen sachte
Ein grüner Glanz zu mir.

Die Königin der Schlangen
Schlich durch die Dämmerung;
Sie schien gleich goldnen Spangen
In wunderbarem Prunk.

Ihr Krönchen sah ich funkeln
Mit bunten Strahlen weit,
Und alles war im Dunkeln
Mit grünem Gold bestreut.

Ich nahte mich ihr leise
Und traf sie mit dem Zweig;
So wunderbarer Weise
Ward ich unsäglich reich.

---

122. Der Sänger.

(Aus: Heinrich von Ofterdingen.)

Der Sänger geht auf rauhen Pfaden,
Zerreißt in Dornen sein Gewand,
Er muß durch Fluß und Sümpfe baden,
Und keins reicht hülfreich ihm die Hand;
Einsam und pfadlos fließt in Klagen
Jetzt über sein ermattet Herz,
Er kann die Laute kaum noch tragen,
Ihn übermannt ein tiefer Schmerz.

»Ein traurig Loos ward mir beschieden,
Ich irre ganz verlassen hier,
Ich brachte Allen Lust und Frieden,
Doch Keiner theilte sie mit mir;
Es wird ein Jeder seiner Habe
Und seines Lebens froh durch mich,
Doch weisen sie mit karger Gabe
Des Herzens Forderung von sich.

»Man läßt mich ruhig Abschied nehmen,
Wie man den Frühling wandern sieht,
Es wird sich Keiner um ihn grämen,
Wenn er betrübt von dannen zieht.
Verlangend sehn sie nach den Früchten,
Und wissen nicht, daß er sie sä't;
Ich kann den Himmel für sie dichten,
Doch meiner denkt nicht ein Gebet.

»Ich fühle dankbar Zaubermächte
An diese Lippen festgebannt;
O, knüpfte nur an meine Rechte
Sich auch der Liebe Zauberband!
Es kümmert keine sich des Armen,
Der dürftig aus der Ferne kam;
Welch' Herz wird sein sich noch erbarmen
Und lösen seinen tiefen Gram?«

Er sinkt im hohen Grase nieder,
Und schläft mit nassen Wangen ein,
Da schwebt der hohe Geist der Lieder
In die beklemmte Brust hinein:
‚Vergiß anjetzt, was du gelitten,
In kurzem schwindet deine Last;
Was du umsonst gesucht in Hütten,
Das wirst du finden im Palast.

‚Du nahst dem höchsten Erdenlohne,
Bald endigt der verschlungne Lauf;
Der Myrtenkranz wird eine Krone,
Dir setzt die treu'ste Hand sie auf.
Ein Herz voll Einklang ist berufen
Zur Glorie um einen Thron;
Der Dichter steigt auf rauhen Stufen
Hinan, und wird des Königs Sohn!'

Der Sänger fährt aus schönen Träumen
Mit froher Ungeduld empor;
Er wandelt unter hohen Bäumen
Zu des Palastes eh'rnem Thor.
Die Mauern sind wie Stahl geschliffen,
Doch sie erklimmt sein Lied geschwind;
Es steigt, von Lieb' und Weh' ergriffen,
Zu ihm hinab des Königs Kind.

Die Liebe drückt sie fest zusammen,
Der Klang der Panzer treibt sie fort;
Sie lodern auf in süßen Flammen
Im nächtlich stillen Zufluchtsort.
Sie halten furchtsam sich verborgen,
Weil sie der Zorn des Königs schreckt,
Und werden nun von jedem Morgen
Zu Schmerz und Lust zugleich erweckt.

Der Sänger spricht mit sanften Klängen
Der neuen Mutter Hoffnung ein,
Da tritt, gelockt von den Gesängen,
Der König in die Kluft hinein.
Die Tochter reicht in goldnen Locken
Den Enkel von der Brust ihm hin;
Sie sinken reuig und erschrocken,
Und mild zergeht sein strenger Sinn.

Der Liebe weicht, und dem Gesange,
Auch auf dem Thron ein Vaterherz.
Und wandelt bald in süßem Drange
Zu ew'ger Lust den tiefen Schmerz.
Die Liebe gibt, was sie entrissen,
Mit reichem Wucher bald zurück,
Und unter den Versöhnungsküssen
Entfaltet sich ein himmlisch Glück.

Johann Ladislav Pyrker von Felsö-Eör,

ein berühmter Epiker, war zu Langh in Ungarn am 2. Nov. 1772 geboren. Obwohl der Sohn unbemittelter Eltern (sein Vater war Gutspächter), ward er dennoch für den gelehrten Stand bestimmt und erhielt seine Vorbildung auf der Schule zu Stuhlweißenburg, sowie auf der Akademie zu Fünfkirchen. Um im Beamtenfache unterzukommen, wandte er sich hierauf nach Ofen, jedoch ohne Erfolg, da man ihm die Aufnahme in die Hauptkanzlei versagte. Er reiste nun, um eine Sekretärstelle bei einem Grafen in Palermo anzutreten, nach Italien und schiffte sich zur Ueberfahrt in Neapel ein, hatte aber nebst einem Gefährten das Unglück, von einem Korsaren aufgegriffen und nach Algier in Sklaverei gebracht zu werden. Glücklicher Weise gelang es ihm bald, von dort zu entkommen. Er pilgerte noch im selben Jahre über Venedig nach Wien zurück, trat in den Orden der Cisterzienser zu Lilienfeld in Unteröſterreich und machte seine theologischen Studien im Seminar zu St. Pölten. Nach vier Jahren (1796) zum Priester geweiht, verwaltete er mehrere Aemter seines Klosters und hatte seit 1807 die Seelsorge in Sirnitz zu versehen, einer zum Stift gehörigen Pfarrei. Im Jahre 1811 wurde Pyrker zum Prior und im folgenden zum Abte des Stifts erwählt, 1818 zum Bischof von Zips in Ungarn, 1820 zum Patriarchen von Venedig, 1821 zum wirklichen k. k. Geheimrath ernannt, und im Februar 1827 vom Kaiser Franz zum Erzbischof von Erlau, Primas von Dalmatien und Erbobergespann der Heveser Gespannschaft erhoben. Als Dichter gefeiert und auch wegen seiner Humanität hoch verehrt, rief ihn der Tod am 2. Dezember 1847 in Erlau von dannen.

* * *

Pyrker hat sich verdienten Ruhm erworben durch seine im klassischen Versmaße gedichteten Epen „Tunisias“ und „Rudolfias“, jenes den Kampf Karl's V. gegen Hairaddin Barbarossa, die Eroberung von Tunis und die Befreiung von zwanzigtausend Christensclaven behandelnd, dieses den Kampf Rudolfs von Habsburg gegen Ottokar von Böhmen darstellend; deßgleichen durch die „Perlen der heiligen Vorzeit,“ eine biblische Gemäldegallerie (enthaltend Abraham, Moses, Samuel, Helias den Thisbiten, Elisa und die Makkabäer); die beiden erstern wurden in's Ungarische, letztere (die Perlen) in dieselbe Sprache, zweimal in's Böhmische, viermal in's Italienische und in's Lateinische übertragen. Kraft und Würde der Darstellung, Bestimmtheit der Charakterzeichnung, Kunst der Schilderungen, meisterhafte Behandlung der Sprache und des hexametrischen Rhythmus unter Vossens Prinzipien, sind die schätzbaren Vorzüge derselben; zur Klassizität fehlt ihnen die schöpferische Frische, der Zauber originell anschauender Phantasie, zum Theil auch die Wahrheit und Schönheit der Gestaltung, und vor allem die Freiheit der Anschauung, womit er sich über sein Zeitalter erhoben und erhaben gezeigt hätte. Seine „Lieder der Sehnsucht nach den Alpen“, denen frische Unmittelbarkeit den Hauch der Dichtung gibt, enthalten vom Standpunkte elegi-

scher Anschauung manches anmuthende romantische Idyll, nicht ohne Melodie der Empfindung, welche sie durchklingt und durchwärmt; aber sie lassen die dem Inhalt adäquate Form vermissen.

Schriften.

Historische Schauspiele. (Die Korwinen. Trauersp. in 1 Akt. — Karl der Kleine, König von Ungarn. Trauersp. in 5 Akten. — Zrini's Tod. Trauersp. in 5 Akten.) Wien 1810.
Tunisias. Heldengedicht in 12 Gesängen. Wien 1819; 3te Aufl. 1826. — N. Ausg.: Stuttg. u. Tübingen 1832 u. ö.
Perlen der heiligen Vorzeit. Ofen 1821; 2te Aufl. Wien 1826; 3te Aufl. Stuttg. 1841 u. ö.
Rudolf von Habsburg. Heldengedicht in 12 Gesängen. Wien 1824. — Neue vollst. Ausg. m. d. Bildniß d. Verfassers. Das. 1827 u. ö.
Bilder aus dem Leben Jesu und der Apostel. (Gedichte.) 12 Liefgn. Wien 1842—43.
Legenden der Heiligen. In metrischer Form. Mit Vign. u. Randverzierungen. Wien 1842.
Lieder der Sehnsucht nach den Alpen. Stuttg. u. Tübing. 1845; neue verm. Aufl. 1846.
Sämmtliche Werke. 3 Bände. Stuttg. u. Tüb. 1832—33. — Taschenausg., 3 Bde., 1845. — Prachtausg. in Einem Bande. Ebd. 1839.

Zur Charakteristik:

Fr. Ed. Söller, Kommentar zu J. L. v. P's. Werken in der Form einer Blumenlese aus denselben. Augsb. 1840.
Katholische Stimmen. Augustheft Nr. 67—69. Regensb. 1841.
Wilh. v. Schütz, Die Epik der Neuzeit in Betrachtungen des Heldengedichts Tunisias. Altenb. 1844.
R. Gottschall, Die d. Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. I. Bresl. 1855, S. 187 f.
Karl Leo Cholevius, Geschichte d. deutsch. Poesie nach ihren antiken Elementen. II. Leipz. 1856.
Js. Minckwitz, Neuhochd. Parnaß. Leipz. 1861. S. 687—92.

---

123. Der arme Senn.

(Aus: Lieder der Sehnsucht nach den Alpen.)

Thürmend ragt ein Fels empor
An des Sennten Hütte;
Duftig zieht ein Nebelflor
Fort an seiner Mitte,
Und verschwimmt im tiefen Thal,
Wo des Waldstroms Fluthen
Hin zum nahen Wasserfall
Sich im Laufe sputen.

Lichter wird es rings umher,
Denn die hehre Sonne
Hebt sich aus dem Nebelmeer,
Aller Welt zur Wonne.
Gemsenpfeifen, Vögelsang
Tönt den Wald herunter,
Und was lebt das Thal entlang,
Fühlt sich froh und munter.

Doch der Sennte, schmerzgebeugt,
Thränen statt der Lieder,
Erdenwärts den Blick geneigt,
Schwankt zum Dorfe nieder;
Alsbald dringen aus dem Thal
Auf die Trauerklänge:
Von dem Kirchlein Glockenschall,
Fleh'n, und Grabgesänge.

Ach, der Aermste kehrt zurück,
Wirft sich hin zur Erde,
Schluchzt, und klaget dem Geschick
Mit des Weh's Geberde:
„Dort liegt nun die traute Maid
Eingesargt im Grabe...
Endlos ist fortan mein Leid,
Werthlos meine Habe!

„Was soll mir die Alpe doch,
Was die Schaar der Kühe?
Ohne sie zu leben noch
Lohnte nicht der Mühe:
Wenn nicht laut ihr Jubelsang
Schlüg' an Felsenwände,
Und mein Herz, so angst und bang,
Dort sie nimmer fände!“ —

Als ich einst vorüber kam,
Stand die Senn' verödet,
Denn des Treuen tiefer Gram
Hatte ihn getödtet;
Und ich fand ein Doppelgrab
An des Kirchleins Mauer,
Wo der Herr ihm Ruhe gab
Nach so herber Trauer.

---

124. Der Friedhof auf der Alpe.

Die Stürme brausen scharf und laut
Im Spätherbst durch die Gauen,
Die Erde war, wie schnell ergraut,
In Greisentracht zu schauen.
Die Nacht war kühl,
Der Tag oft schwül,
Und dichte Nebel lagen
Umher an allen Tagen.

Es war so traurig für das Thal,
Noch mehr für jene Triften
Dort auf den Höh'n, so lang und schmal
In eisig kalten Lüften.
Der Wald verstummt,
Kein Bienchen summt
Mehr dort auf jenen Matten,
Die Nebelgraun umschatten.

An einem solchen düstern Tag,
Wo weit nicht zehen Schritte —
In jenem Qualm, der dicht her lag,
Der Mensch stets in der Mitte,
All überall
Durch Berg und Thal,
Nicht vor-, nicht rückwärts schauen
Mehr konnt' in jenem Grauen,

Da hört die Senntin vor dem Stall
Die Kühe heimwärts kommen;
Die Glocknerin zeigt mit dem Schall
Es ihr zum Trost und Frommen
Von ferne an;
Denn heute kann
Zu ihres Herzens Wehen
Sie alle doch nicht sehen.

Nur eine fehlt, als sie geschaart
Dort vor dem Stalle ruhen —
Die liebste ihr, von bester Art,
Wie könnte sie noch ruhen?
Die ganze Nacht
Hat sie durchwacht,
Doch an dem frühsten Morgen
Fort treiben sie die Sorgen.

Sie forscht nach ihr in jeder Schlucht,
Und ruft sie bei dem Namen;
Doch findet sie, so sehr sie sucht,
Den Liebling nicht, auch kamen
Nicht Ruf, nicht Schall
Im Wiederhall
Wie sonst in ihre Ohren;
Sie waren heut verloren.

Verdumpfet ist die ganze Welt
Bei solchen Nebelschauern.
Nun klettert sie, so schwer es fällt,
Hinan die steilsten Mauern,
Und stürzt vom Rand
Der Felsenwand —
In finstrer Todesstunde
Hinab zum tiefsten Schlunde.

Die Nacht entweicht, der Morgen graut,
Die Senntin kehret nimmer,
So sehr der Sennte horcht und schaut;
Der Hoffnung letzter Schimmer,
Der treibt ihn fort,
Von Ort zu Ort,
Um in den fernsten Gründen
Vielleicht sie aufzufinden.

Doch als der Sennt' aus Nebeln tritt
Und diese schnell entfliehen,
Da strebt er aufwärts Schritt für Schritt,
Nicht achtend Schweiß und Mühen,
Bis er den Grat
Erklommen hat,
Wo nur mit tiefem Grauen
Die Augen abwärts schauen.

Dort sieht er nun die theure Maid
In jener Schlucht zerschmettert,
Er ringt die Hände wund vor Leid
Und stürzt mehr, als er klettert,
Hinab vom Rand
Der Felsenwand,
Um noch den Trost zu haben,
Sein Liebstes zu begraben.

Bald sah man dort ein Kreuz von Holz,
Geschmückt mit Blumenkränzen,
Es war des Armen Trost und Stolz,
Sie öfter zu ergänzen.
Die Kirche gab
Die Weih' dem Grab,
Wie noch die späten Sagen
Vom Alpenfriedhof sagen.

125. Die Schneelavine.

Die Sonne hing am ersten Mai
Erglüht am Himmelsbogen,
Es schien, ein jedes Lüftchen sei
Von dannen fortgezogen;
Nun sank erstickend heiße Luft,
Gleich feuchtem Qualm aus dumpfer Gruft,
Der Menschenbrust zuwider,
Rings in die Thäler nieder.

Schön Röschen kam im Sonntagskleid
Zurück vom Kirchengange;
Auch ihr Verlobter war nicht weit,
Denn stets ward ihm so bange,
Wenn sie mit ihrem sanften Blick
Nicht nährte seines Herzens Glück,
Da seit den Kindheit=Jahren
Sie hier sich alles waren.

Nun rief sie ihm mit holdem Laut:
»Wie, wollen wir nicht sehen,
Ob nicht der Schnee dort oben thaut
Auf unsern Alpenhöhen,
Und wir in dieser schönen Zeit,
Zur Alpenauffahrt schon bereit,
Zum langersehnten Mühen
Mit unsern Rindern ziehen?«

Er winkt ihr lächelnd Beifall zu,
Und, Arm in Arm verschlungen,
Ward alsbald, sonder Rast und Ruh,
Der erste Kulm errungen.
Doch immer höher führt der Weg,
Bis endlich auf dem Wolkensteg
Sie an den Felsenplatten
Die Alp' erklommen hatten.

Da ficht das Mädchen an die Luft,
Ihr Sennerlied zu singen;
Sie ruft es aus mit voller Brust,
Daß rings die Höh'n erklingen,
Und bald im frohen Wiederhall
Die Felsenschluchten überall
Von lauten Freudentönen
Bis in die Ferne dröhnen.

Er steht, und horcht ihr frohen Blicks —
Umfaßt sie mit der Rechten.
O Menschen, denkt des Wehgeschicks,
Mißtraut des Luftraums Mächten;
Sie neiden euch solch Himmelsloos,
Es ist für Sterbliche zu groß;
Oft kömmt mit leisen Tritten
Das Unglück schnell geschritten!

Die Lüfte hat der Schall erregt
Rings an den Gletschermauern;
Die letzte lose Schneeschicht regt
Und blähet sich in Schauern,
Und stäubt empor im Wirbelwind
Hochauf zum Himmel, blitzgeschwind,
Als jetzt im dumpfen Grollen
Die Massen niederrollen.

Nachstürzen, schmetternd, Fels und Wald
Hinab zu tiefen Gründen,
Als weithin Donnersturm erschallt,
Die Schrecken zu verkünden;
Es ras't, und tobt, und ruhet nicht,
Bis endlich dort sein Grimm sich bricht,
Und wie in letzten Zügen
Die Trümmer ringsher liegen.

Getrennet wurden durch die Wucht
Des Ungethüms die Beiden.
Ihn riß sie mit, ... ihr Auge sucht
Den Ort zu unterscheiden,
Wo er begraben lag im Schnee;
Sie schaut umher im furchtbar'n Weh'
Und fleht, und ringt die Hände,
Ob sie nicht Hülfe fände?

Und ach, sie klagt sich selber an
Mit glühend heißen Thränen:
Sie hab' allein den Fehl gethan,
Als in des Herzens Sehnen
Sie nicht die böse Neigung mied,
Und laut auffsang ein weltlich Lied,
Wo dann des Mundes Lauten
Des Schnee's Gefieder thauten.

Dann fleugt sie rasch hinab in's Thal
Mit hocherhob'nen Armen,
Und fleht um Rettung überall,
Um Mitleid und Erbarmen.
Bald folgen hundert Menschen ihr
Mit Hau'n und Spaten für und für,
Bis sie, der Maid zu frommen,
Zur Unglücksstelle kommen.

Dort gräbt man rastlos Tag und Nacht,
Wie ihre Wink' es hießen,
Daß Arm und Bein und Rücken kracht,
Und Ströme Schweißes fließen.
Sie gräbt umsonst, so sehr sie strebt,
Die blut'ge Hand am Spaten klebt,
Und ihre Kräfte schwinden;
Nicht will sich Rettung finden.

Doch jetzo tönt es dumpf und hohl,
Nah an des Schneebergs Wänden
Da knie't sie nieder, hoffnungsvoll,
Und scharrt noch mit den Händen,
Bis endlich doch die Hülle sinkt,
Hervor ein mattes Auge blinkt,
Und aus des Eises Bogen
Der Sennte wird gezogen.

Den höhlte sich sein Odem aus,
Und hielt ihn noch am Leben,
Bei all des Jammers Nacht und Graus
Dem Ew'gen still ergeben.
Wie jauchzt sie nun zu ihm empor,
Wie lieblich füllen Herz und Ohr
Des Dankes fromme Laute,
Daß er dem Herrn vertraute!

Und als sie jetzt mit Hand und Mund
Den Rettern Dank gespendet,
Umfaßt sie ihn zum neuen Bund,
Der nimmer, nimmer endet;
Sie hofft vom gütigen Geschick,
Nun stehe fest ihr Lebensglück,
Und eilt in Windesschnelle
Mit ihm zur Waldkapelle.

Dort liegen sie auf ihren Knie'n,
Und beten lang im Stillen.
Sie wollen jährlich dorthin zieh'n,
Und ihr Gelübd' erfüllen:
Daß Gottes unermeß'ne Huld,
Die mild erhebt aus Sünd und Schuld,
In frommen Sangesweisen
Noch Kind und Enkel preisen!

Heinrich Joseph von Collin,

der Sohn eines geschätzten Arztes, geboren zu Wien am 26. Dez. 1772, erhielt seit Herbst 1782 seine Bildung im Löwenburgischen Stifte und zeichnete sich durch glückliche Anlagen aus. Später studirte er die Rechte und trat 1795 als Praktikant bei der k. k. Hofkanzlei ein. Nach zwei Jahren erhielt er eine Anstellung als Hofkonzipist beim obersten Finanz- und Kommerzhofe und arbeitete sich fortan von Amt zu Amt empor, bis er 1809 Hofrath bei der geheimen Kredit-Hofkommission und Ritter des Leopoldordens wurde. Bald aber erlagen einer zu angestrengten Thätigkeit seine Kräfte; noch in der Blüthe seiner Jahre erlag er einem Nervenfieber am 28. Juli 1811. Sein Ruheort ist Gersthof. Zu seinem Denkmale in der Karlskirche zu Wien steuerten alle Provinzen der österreichischen Monarchie so reichlich bei, daß aus dem Ueberschusse der Kosten (von nahe an sechstausend Gulden), zum ewigen Gedächtniß des Dichters und Patrioten, ein Stipendium für Rechtsbeflissene gestiftet werden konnte.

* * *

Das poetisch Bedeutendste leistete Heinrich von Collin durch seine Trauerspiele „Regulus“, — „Coriolan“ (mit herrlicher Ouverture von Beethoven), — „Polyxena“, — „Mäon“ u. a., welche einerseits aus dem Bestreben hervorgingen, antiken Charakter des Drama ganz auf deutsche Bühnendichtung anzuwenden, und anderseits, die Richtung Schiller's in Fortbildung historischer Behandlung des Stoffs zu eigenthümlichen Schöpfungen gleichsam zu vollenden. Man findet darin mehr erhabene Gesinnung, als Gemälde menschlicher Leidenschaften, wozu es ihm an ächt dichterischer Wärme und Kraft gebrach. Unter seinen lyrischen Erzeugnissen haben den meisten Werth seine aus edler Patriotenbrust erklungenen „Wehrmannslieder“, freilich mehr ahnungstrübe als schlachtenfreudig, und seine zur Verherrlichung der Geschichte des Kaiserhauses verfaßten Romanzen. Ganz in Schiller's Geiste gedichtet ist sein „Herzog Leupold“, eine stofflich interessante, meisterlich abgerundete und kräftig veranschaulichte glanzvolle Darstellung der Großthat der Solothurner, wie sich eine solche wohl in der Weltgeschichte kaum wieder findet, der selbst die edle Hülfe, welche die Drontheimer im Januar 1719 ihren Feinden bringen wollten, an Größe nachsteht. Berühmt ist das Gedicht „Kaiser Max auf der Martinswand“, dessen Quelle J. J. Fugger ist im „Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich“ rc. (Nürnb. 1668), beginnend mit Kaiser Rudolf's I. Geburtsjahre 1212, und mit Maximilian's I. Todesjahre 1519 endend. Es verdient dasselbe nicht minder der großartigen Komposition wegen, als der dramatischen Lebendigkeit der Schilderung und gelungenen Individualisirung der Charaktere vor den übrigen den Vorzug. Das Gebet, womit Max auf der Höhe des Zirlberges — so genannt von dem anliegenden Dorfe Zirle, auch St. Martinswand geheißen von der nächsten Kirche und dem alten Schloß zu St. Martin, und weil er gleich einer gemauerten Wand empor an die Wolken sich gipfelt — inbrünstig zur Dreifaltigkeit fleht um Gnade und Aufnahme in der Gläubigen Verein, ist in mehrern Chrestomathieen, unbekümmert um den dadurch zerrissenen Strophenbau, als unwesentlich und den raschern Gang der Handlung hemmend, weggelassen; doch ist dasselbe der Situation keineswegs unangemessen und sind die von einander getrennten Gruppen, der Kaiser auf der Felsenwand, das Volk im Thale, durch dieses Gebet und die heilige Handlung vollkommen zur Einheit gebracht.

Schriften.

Regulus. Eine Tragödie in 5 Aufzügen. Berl. 1802.
Coriolan. Trauerspiel in 5 Aufz. Berl. 1804.
Polyxena. Trauerspiel in 5 Abtheilungen. Berl. 1804.

Balboa. Trauerspiel. Berl. 1806.
Bianca della Porta. Trauerspiel. Berl. 1808.
Mäon. Trauerspiel. Berl. 1809.
Die Horatier und Curiatier. Trauerspiel. Ebd. 1810.
Trauerspiele. 3 Bde. (die vorgenannten Stücke enthaltend) Berl. 1828.
Wehrmannslieder. Wien 1809.
Gedichte. Herausg. von Matthäus von Collin. Wien 1812.
Sämmtliche Werke. Gesammelt und mit Biographie herausg. von Matth. v. Collin. 6. Bde. m. Kpfrn. Wien 1812—14.
Auch hinterließ er den Plan und Bruchstücke eines Epos „Rudolf von Habsburg", und dichtete mit seinem Bruder Matthäus (s. über ihn die „Jahrbücher d. Literatur" XL., Wien 1827), der ihm in vaterländischer Tendenz wie in literarischer Methode eng verbunden war, ein Oratorium „Die Befreiung Wiens."

Ueber seine Dramen:

Gervinus, Geschichte d. deutsch. Dichtung V. 522. 605.
Cholevius, Geschichte d. deutsch. Poesie 2c. II. 491 f.
Julian Schmidt, Geschichte d. deutsch. Literatur 2c. I. 192.

---

126. Kaiser Albrecht's Hund.

Voll Unmuths und ergriffen von finsterm Menschenhaß,
Zu Wien in seiner Hofburg der Kaiser Albrecht saß.
Ihm durfte Niemand nahen, er wollte Niemand sehn,
Er ließ die Weltgeschäfte, so wie sie wollten, gehn.

Die nahmen für ihn freilich wohl ärgerlichen Lauf.
Unruhig war der Deutsche, der Schweizer stand schon auf,
Der Schwabe wollte Hansen *); doch Hansens Uebermuth
Der machte ja vor Allem dem Kaiser böses Blut.

Oft rief er seinem Hunde, der Hund war ihm getreu:
„Steh du mir, treuer Packan, vor falschen Menschen bei!"
Da kroch der Bullenbeißer sogleich an seinen Ort,
Hielt an der Thüre Wache und jagte Jeden fort.

Die Schranzen nahten leise: da hob er nur den Kopf,
Und knurrte . . . hei! sie flohen, als hielt' er sie am Schopf.
Der Marschalk einstolziret, den springt er grimmig an,
Und schnell hinaus zur Pforte treibt er den stolzen Mann.

Nun Herzog Leupold nahet mit leichtem Jünglingsschritt;
Es kennt der Hund von weitem des Kaisersohnes Tritt,
Und eilet ihm entgegen, und wedelt mit dem Schwanz,
Umhüpft ihn auf zwei Beinen in freundelichem Tanz.

Die Tatzen auf den Schultern, gibt er ihm manchen Kuß,
Der Herzog sanft erwiedert durch Streicheln seinen Gruß;
Jetzt schiebt er ihn zur Seite, rasch wandelnd hin zur Schwell',
Da springt der Hund inzwischen mit Winseln und Gebell,

Und faßt mit Kraft den Mantel, und zerrt den Herrn zurück,
Und schmeichelt ihm nun wieder mit flehentlichem Blick.
Schon war der Herr unwillig, und gab ihm einen Stoß,
Und ging im Doppelschritte rasch auf die Thüre los.

---

*) Johannes von Schwaben, Sohn Herzogs Rudolf von Schwaben, Neffe des Kaisers. Albrecht verweigerte ihm die Belehnung mit Schwaben, und dies brachte Hansen so auf, daß er bekanntlich später den Kaiser ermordete; daher sein Name Johannes Parricida (Vatermörder).

Der Hund kennt seine Pflichten, und setzet nach in Hast,
Am Halse schnell den Kragen er fest dem Herzog faßt,
Da ballt die Faust Herr Leupold, und gibt ihm einen Schlag . . .
Der Hund hielt nie mehr Wache; wohl war's sein letzter Tag.

Wie klug nun auch der Herzog die Flucht in Eile nahm,
Denn allzubald die Märe vor Albrecht's Ohren kam,
Man habe vor der Thüre den Hund gefunden todt,
Erschlagen ohne Zweifel, der Boden sei noch roth:

Der Herr, unmaßen grimmig, berief den ganzen Hof,
Den Ritter und die Frauen, den Knappen und die Zof',
Die Söhne mit Herrn Hansen; dem war er nimmer gut,
Ihm zieh er schon im Stillen des treuen Packans Blut.

Der Hof war nun versammelt, der Herr im Thronsaal sitzt,
Sein vorgetretnes Auge ganz blutdurchströmet blitzt,
Es bebet ihm die Lippe, ha! furchtbar anzuschau'n,
Darum wohl fühlet Leupold im Herzen heimlich Grau'n.

Nun donnert Kaiser Albrecht: „Der Hund war meine Lust!
Das war von euch wohl Jedem seit Jahren her bewußt;
Recht mich in's Herz zu kränken, traf ihn der Todesschlag;
Doch zittern mag der Mörder, die That muß mir an Tag.

„Wer mir den Thäter kündet, und sei's ein schlichter Knecht,
Belehn' ich reich mit Gütern, aus vollem Kaiserrecht;
Weh aber ihm, dem Mörder! er soll von meinem Thron
Entfliehen als ein Bettler, und wär's — mein eigner Sohn!"

Da siehet Leupold beben der schöne Friederich,
Schnell zu des Vaters Füßen erwirft er flehend sich,
Und ruft: „‚Verzeihung, Vater! ich schlug den Packan todt;
Er fiel mich an so wüthend; es that mir wahrlich Noth!'"

Und Albrecht, sich vergessend, die Hand empor schon schwingt,
Als schneller aus den Schaaren vorfliegend Leupold dringt,
Und fängt die Hand des Kaisers, und rufet: „„Vater, halt!
Mich trifft ja nur nach Rechten nun Deines Zorns Gewalt.

„„Mein Friederich, nicht lüge! Wie bist du gar so gut!
Für mich zu sterben, wahrlich, deß hättest du wohl Muth;
Doch solchen Hund zu tödten, hast du wohl nicht die Kraft,
Hab' ich ja selbst zum Schlage mich ganz empor gerafft.""

Schnell Friederich entgegnet: „‚Nicht traue seinem Wort,
Er will mich retten, Vater, will in die Welt nun fort;
Stets strebt zum heil'gen Lande sein ehrbegier'ger Sinn,
Doch hätt' wohl Oestreich nimmer von diesem Zug Gewinn.'"

„„Durch Gott!"" aufbrauset Leupold, „„wohl zeigt es meine Hand,
Noch ist vom Schlag sie blutig, und auch des Wamses Rand;
Jetzt magst du, Herr, mich bannen aus Deinem Angesicht,
Es sei; nur, Herr, entziehe mir Deinen Segen nicht!""

Dem guten Bruder Friedrich das Aug' in Thränen schwellt,
Schnell um den Hals des Bruders er nun laut schluchzend fällt;
Der Kaiser beide Augen sich mit den Händen drückt,
Dann schnell zu seinen Söhnen sich liebvoll niederbückt,

Und leget ihre Häupter wohl sanft an seine Brust,
Sie küssend und sie herzend mit wahrer Vaterlust.
Es sieht der Hof mit Staunen: der strenge Vater weint;
Deß hätten sie ihn fähig wohl nimmermehr gemeint.

Anjetzt der Kaiser saget zum edlen Brüderpaar:
»Zwei Dinge werden plötzlich nun meinem Geiste klar:
Der Mensch ist doch nicht böse, kommt gut aus Gottes Hand;
Gelobet sei der Höchste, daß ich euch gut erfand!

»Und Habsburg kann nicht sinken, wenn seine Söhne sich
So brüderlich stets lieben, so fest, so inniglich.
Und wie die Feinde drängen, und wie der Meuter bellt:
Ihr, Brüder, stellt euch siegend entgegen einer Welt!«

---

127. Herzog Leupold vor Solothurn.

(1318.)

An Solothurn's Mauern ein Herold naht,
Trommetet, dann ruft er die Worte:
‚Nahmt Ludwig ihr ein in die Pforte,
So büßet, Verräther, dem Kaiser die That!
Von Mittag und von Mitternacht
Rückt Leupold an mit Heeresmacht,
Entschlossen, die Wälle zu stürmen,
Und sollt' ihr zum Himmel sie thürmen!'

Noch scholl es, das stolze, dräuende Wort,
Schon fluthen der Reisigen Glieder,
Ein Lanzenwald, von den Bergen nieder,
Und Fähnlein drängen die Fähnlein fort.
Wie Herzog Leupold, siegsgewohnt,
Stolz auf dem bäumenden Rappen thront!
Jetzt vorn, jetzt mitten, und jetzt im Rücken
Blitzt er umher mit wildem Entzücken.

An den Ufern der Aar mit lärmender Hast
Entschaaren sich vielgeschäftig die Heere,
Und zimmern die Flöße, und bauen die Wehre.
Nicht eher gönnen die Mannen sich Rast,
Bis wohlgefügt die Brücke steht,
Und jauchzend Heer zum Heere geht.
Bald ruft die Trommete mit weckendem Halle:
Auf zu den Waffen! hin zu dem Walle!

Ob sich die Luft von Pfeilen schwärzt,
Steinlasten die Kämpfer bedecken,
Der Tod kann Helden nicht schrecken!
Wie Schlangen klug, wie Löwen beherzt,
Stehn sie im Graben auf Leichengrund,
Stoßen mit Widdern das Bollwerk wund,
Und krachend, rastlos, nimmer müde,
Schleudert den Fels die wüthende Blyde*).

Wo schützend hoch die Zinne dräut,
Trotzt höher ein Thurm ihr entgegen;
Wer's wagt, auf dem Wall sich zu regen,
Der hat sich dem Tode geweiht.
Weh! rings Verwüstung, Mord und Graus!
Doch steht der Bürger, hält noch aus;
Aber vom Gipfel der Thürme behende
Schwingt der Belagerer flammende Brände.

Auf lodern die Dächer und stürzen in Gluth!
Da faßte Verzweiflung den Bürger;
Soll er die Wälle lassen dem Würger,
Und dämpfen des Feuers empörte Wuth?
Schwarz qualmt der Rauch in Wolken auf;
Ha, weithin mäht der Tod im Lauf!
Geschrei, Geheul an dem Wall, in den Straßen,
Daß auch die Tapfersten selbst erblassen!

Ernst blickt Graf Hugo zum Himmel empor,
Vertrauend den ewigen Mächten;
Ihn preiset die Stadt den Gerechten,
Und weise stehet der Greis ihr vor.
»Du Gott«, so ruft er, »beugst uns sehr!
Uns kleine Schaar umbraust ein Meer;
Hier würden sich Helden nicht Sieg erwerben;
Eins bleibt uns nur: als Männer zu sterben!

»Ein Freier hab' ich in Ehren gelebt,
Vor Schmach und Kerker und Ketten
Wird dieser Stahl mich retten;
Nie hab' ich dem Tode gebebt.
Der Kinder, Greise, Weiber Loos,
Das leg' ich, Herr, in deinen Schooß:
Willst unserm Fleh'n dich gnädig erzeigen,
Muß endlich der Stolze sich dennoch beugen!«

---

*) Blyde, ein Wurfgeschütz, ähnlich dem römischen Ballisten, zum Schleudern großer Steine gegen die oberen Wehren und Erker der Thürme. Die Artilleristen der alten Zeit hießen Blydner (Bleidner); ihr Meister hieß der Gezeugmeister.

Als gläubig der Greis empor noch schaut,
Kommt, Wolk' an Wolke geflogen,
Daher ein Gewitter gezogen,
Daß Jeder sich kreuzt, daß Jedem graut.
Hoch flattert die Saat, der Windsbraut Raub,
Und dunkel wirbelt von Grund auf Staub;
Als wär' in Empörung Erd' und Himmel,
Blitzt es und kracht es in's Sturmgetümmel.

Und ehe der Krieger es sich versieht,
Da wanken die Thürme ... sie sinken, sie fallen,
Zertrümmert, zersplittert, mit Donnerknallen.
Vergebens ist Leupold zu retten bemüht.
Er ruft und ruft, ... des Herrschers Willen
Verhallet vor des Nordwinds Brüllen.
Als hätten die Mannen nicht Augen, nicht Ohren,
So stehn sie geblendet, betäubt und verloren.

Die Wolken brechen, und Fluth auf Fluth
Platzt nieder mit sausendem Falle,
Braust ab mit reißendem Schwalle;
Hoch hebt's der Belagerten Muth.
Die Brunst erlischt dem Wasserfall,
Das Lager reißt mit der Wogen Schwall,
Und Ritter selbst auf hohen Rossen
Fallen wie Rohr den gewichtigen Schlossen.

„Schicksal"', zürnt Leupold, „„du triffst mich hart;
Trotz biet' ich dir doch! Die Stadt zu befreien,
Laut will ich einst der Ohnmacht dich zeihen.
Nicht laß ich mir kürzen Haar und Bart,
Bis die Verfluchten ich hingestreckt,
In Trümmer und Schutt ihr Nest gelegt!
Tod und Verderben soll sie ereilen,
Und müßt' ich hier mein Leben verweilen!""

Nun erbrüllt die Aar in der engenden Kluft;
Wie sie ringt, die Dämme zu sprengen,
Wie die Wogen auf Wogen sich drängen,
Und der Schaum zerstäubt in die Luft!
Die neue, dringende, höchste Gefahr
Nimmt Leupold mit Entsetzen wahr;
Denn Bäume, Lasten, Felsenstücke
Schleudert die Fluth an die wankende Brücke.

Er aber, mit klugem Feldherrnsinn,
Läßt schnell sie mit Steinen beschweren;
Dem Andrang mit Stangen zu wehren,
Reiht an's Geländer die Mannen er hin.
Doch immer höher schwillt der Fluß,
Und pfeilschnell fährt des Wassers Guß.
Jetzt, jetzt zerberstet die Brück' in Trümmer!
Aufschallt der Armen Geheul und Gewimmer.

Abstürzt sich Leupold vom hohen Roß,
In die Fluth hinab stracks will er springen,
Mit dem Schwall um die Seinigen ringen;
Ihn läßt der Treuen Gefolge nicht los.
Da starrt er hinaus mit grausem Schmerz,
Und schlägt verzweifelnd an Stirn und Herz,
Fleht: „„Gott, mein Gott! o laß dich's erbarmen,
Mich strafe, mich! Nur rette die Armen!""

Und sieh! aus der Stadt schon Kahn auf Kahn
Beherzt in den Strudel sich wagen,
Mit Wogen und Scheitern sich schlagen;
Graf Hugo rudert wacker voran.
Er schwanket her, er schwanket hin;
Ihm glückt's, den Ersten empor zu ziehn.
Durch Feindeskraft, durch Feindessorgen
Sind Alle gerettet, sind Alle geborgen.

An den Ufern tönt auf ein Freudengeschrei;
Doch Leupold blickt dankend nach oben,
Stimmt an: „„Herr Gott, dich wollen wir loben!""
Gleich fällt ihm das Heer mit Rührung bei.
Kaum war der Jubelchor vollbracht,
Ist schon der Lösung er bedacht:
Knechtschaft von den Seinen zu wenden,
Will er zum Feinde Rüdiger'n senden,

Befiehlt: „„Wann sich röthend der Tag erneut,
Magst du am Thor als Herold erscheinen,
Und fordern sogleich vom Feinde die Meinen,
Die später doch einst mein Arm befreit.
Er selbst bestimme das Lösegeld;
Wie hoch es kommt, wie schwer mir's fällt:
Sie früher zu retten vor Schmach und Qualen,
Will ich es gern und redlich bezahlen.

„„Nur daß sich die Stadt nicht etwa vermißt,
Will Freiheit für Freiheit bedingen;
Ha, dazu ließe sich Leupold nicht zwingen,
Der nie geschworener Rache vergißt!
Wenn sie mit der Unsern Tode dräun,
Sag dann, ich könnt' auch grausam sein.
Für der Gefangenen Leben und Leiber
Bürgen mir Greise, Kinder und Weiber!""

Als kaum noch der Morgen dämmernd graut,
Da, horch! von der Stadt die Trommet' erklinget,
Und Leupold im Flug auf's Pferd sich schwinget;
Und alles erwacht, und eilet und schaut:
Graf Hugo naht, der edle Greis,
Der Retter in der Geretteten Kreis;
Die stürzen hervor, umarmen die Brüder,
Und jubeln: „O Glück! wir sehen uns wieder!"

Fest spricht der Graf den Herzog an:
„Ich segne die heilige Stunde,
Wir stehn nicht mit Wogen im Bunde;
Wehrlose fesselt kein Ehrenmann.
Sie alle zu retten, genoß ich das Glück,
Drum nehmt auch frei sie alle zurück!
Was zwischen uns bleibet zu rechten,
Laßt fürder uns Mann an Mann verfechten!"

Und mit den Worten wandt' er sich um,
Und ohne Zögern und Weilen
Sieht man ihn rasch zu den Mauern eilen.
Lang bleibt Leupold wie ein Marmorbild stumm.
Jetzt wird er endlich wieder wach,
Und spornt sein Roß, und jagt ihm nach,
„„Halt!"" ruft er, „„ein Wörtchen laßt mich noch sprechen,
Ich muß mich an dir, du Stolzer, rächen!

„„Du wagst mir zu trotzen im Uebermuth,
Willst mich durch Großmuth bezwingen?
Das soll dir, bei Gott! nicht gelingen,
In mir wallt Rudolfs erlauchtes Blut;
Der eigenen Sache künd' ich den Krieg,
Und schon gewonnen ist der Sieg!
Ich ziehe nach Hause mit all' den Meinen;
Du bringe Frieden und Freiheit den Deinen!""

---

128. Kaiser Max auf der Martinswand in Tyrol.

(Ostermontag 1493.)

„Hinauf, hinauf!
In Sprung und Lauf!
Wo die Luft so leicht, wo die Sonne so klar,
Nur die Gemse springt, nur horstet der Aar;
Wo das Menschengewühl zu Füßen mir rollt,
Wo das Donnergebrüll tief unten grollt:
Das ist der Ort, wo die Majestät
Sich herrlich den Herrscherthron erhöht!
Die steile Bahn
Hinan, hinan!
Dort pfeifet die Gemse! Ha, springe nur vor;
Nachsetzt der Jäger und fliegt empor!

„Gähnt auch die Kluft
Schwarz wie die Gruft,
Nur hinüber, hinüber im leichten Schwung!
Wer setzet mir nach? 's war ein Kaisersprung!
Klimm', Gemse, nur auf die Felsenwand;
In die luftige Höh', an des Abgrund's Rand,
Mach' ich mit Eisen mir doch Bahn.
Nur muthig hinauf, nur muthig hinan!
Jetzt ohne Rast
Den Strauch erfaßt!
Wenn tückisch der Zweig vom Gesteine läßt,
So hält mich im Fall die Klippe noch fest.“

Der Stein nicht hält,
Der Kaiser fällt
In die Tiefen hinab zwei Klafter lang . . .
Da ward Herrn Maxen doch gleichsam bang.
Ein Felsen hervor ein wenig ragt,
Das nennt er Glück, — Gott sei's geklagt!
Einbrachen die Knie', doch blieb er stehn,
Und taumelt' sich aus; da mußt' er nun sehn:
Hier half kein Sprung,
Kein Adlerschwung;
Denn unter ihm senkt sich die Martinswand,
Der steilste Felsen im ganzen Land.

Er starrt hinab
In's Wolkengrab,
Und starrt hinauf in's Wolkenmeer,
Und schaut zurück und schaut umher . . .
Da zeigt sich kein Fleck zum Sprung handbreit,
Kein Strauch, der den Zweig dem Klimmer beut;

Aus hartem Felsen wölbt sich ein Loch
Schroff hinter ihm, wie ein Dom so hoch!
Der Kaiser ruft
In taube Luft:
„Ei doch, wie hat mich die Gemse verführt!
Kein Weg zu den Lebenden niederführt!“

Er war's gewillt,
Es ist erfüllt!
Wo die Luft so leicht, wo die Sonne so klar,
Wo die Gemse nur springt, nur horstet der Aar,
Wo das Menschengewühl zu Füßen ihm rollt,
Wo das Donnergebrüll tief unten grollt,
Da steht des Kaisers Majestät,
Doch nicht zur Wonne hoch erhöht.
Ein Jammersohn
Auf luft'gem Thron
Findet sich Max nun plötzlich allein,
Und fühlt sich, schaudernd, verlassen und klein.

Im Thalesgrund
Ein Hirte stund,
Und sieht auf der Platte sich's regen,
Und bücken und heben und schreitend bewegen.
‚Den bannt wohl hinauf des Satans Gewalt?
Das ist, bei Gott, eine Menschengestalt!'
So ruft er, und winkt die Hirten herbei,
Daß Jeder ihm staunend das Wunder zeih'.
‚Gott sei mit ihm!'
Ist's eine Stimm':
‚Der steht dort oben in großer Noth,
Muß arg wohl erleiden den Hungertod!'

Auf leichtem Roß
Ein Jägertroß
Kommt nun das Thal hereingesprengt,
Wo sich die Menge schon gaffend drängt,
Und rufet den nächsten Hirten an:
„Nahm wohl der Kaiser anher die Bahn?
Hoch auf den Alpen klomm er empor,
Daß ihn des Jägers Blick verlor!“
Der Hirte blickt
Auf die Wand, erschrickt;
Hindeutend sagt er zum Jägerschwarm:
‚Dann schaut ihn dort oben! daß Gott erbarm'!'

Der Jäger blickt
Auf die Wand, erschrickt,
Und hebet nun schnell sein Sprecherrohr,
Und ruft, was Menschenbrust mag, empor:
„Herr Kaiser, seid Ihr's, der steht in der Blend',
So werft herab einen Stein behend!“
Und vorwärts nun woget das Menschengewühl,
Und plötzlich ward es nun todtenstill . . .
Da fällt der Stein
Senkrecht hinein,
Wo unter dem Felsen ein Hüter wacht,
Daß zerschmettert das Dach zusammenkracht.

Des Volks Geheul,
Auf eine Meil'
Im ganzen Umkreis zu hören,
Macht rings das Echo empören.
Und zum Kaiser auf dringet der Jammer laut,
Der kaum mehr menschlicher Hülfe vertraut.
Er spannet das Aug', er strecket das Ohr:
„Was wühlet dort unten? Was rauscht empor?“
Er steht und lauscht . . .
Fort wühlt's und rauscht . . .
So harret er aus, ohn' Murren und Klag',
Der edle Herr bis zu Mittag.

Doch Sonnenbrand
Die Felsenwand
Zurück mit glühenden Strahlen prallt;
Da wird unleidlich der Hitze Gewalt.
Erschöpft von der mattenden Gemsenjagd,
Von Durst gequält, von dem Hunger geplagt,
Fühlet sich Max ganz matt und schwach;
War's Wunder, daß endlich die Kraft ihm brach?
Das wünscht er allein:
Gewiß zu sein,
Eh' die Besinnung ihm verfließt,
Ob Hülfe bei Menschen noch möglich ist?

Bald wußt' er Rath
Und schritt zur That,
Und schrieb mit Stiften auf Pergament
Die Frag' an's Volk, und wickelt behend
Mit goldenem Bande das Täfelein
Auf einen gewichtigen Marmorstein;
Ließ fallen die Last in die Tiefe hinab,
Und horcht',... kein Laut der ihm Antwort gab.
Ach Gott und Herr!
Man liebt ihn so sehr,
Drum findet vom Volke sich Niemand ein,
Dem Herrn ein Bote des Todes zu sein.

Der Kaiser, wie hart!
Auf Antwort harrt,
Und sendet den dritten und vierten Stein,
Doch immer wollt' es vergeblich sein,
Bis schon am Himmel die Sonne sich senkt,
Und nun erseufzend der Herr sich denkt:

„Wär' Hülfe möglich, sie riefen es mir,
So harr' ich nun sichrer des Tods allhier.“
Da hob sein Sinn
Zu Gott sich hin,
Ihm entflammt das Herz der heilige Geist,
Daß er sich schnell von dem Irdischen reißt,

Wegstößt die Welt,
Zum Ew'gen hält.
Jetzt wieder ein Täflein nimmt er zur Hand,
Beschreibt es eifrig; weil fehlte das Band,
So band er's am Stein mit dem goldenen Vließ:
Was sollt's ihm? er war ja des Todes gewiß!
Und aus dem erhöheten luftigen Grab
Wirft er den Stein in das Leben hinab.
Wohl peinlicher Schmerz
Durchwühlet das Herz
Jedem, der nun, was der Kaiser begehrt,
Weinend vom weinenden Leser hört.

Der Leser rief:
„So heißt der Brief!
Viel Dank, Tyrol, für deine Lieb',
Die treu in jeder Noth mir blieb;
Doch Gott versucht' ich mit Uebermuth,
Das soll ich nun büßen durch Leib und Blut.
Bei Menschen ist keine Rettung mehr;
Gott's Wille geschehe! gerecht ist der Herr!
Will büßen die Schuld
Mit Muth und Geduld.
Mit Einem wohl könnt' ihr mein Herz erfreun,
Ich will euch den Dank im Tode noch weihn.

„Nach Zierlein eilt
Nun unverweilt
Ein Bot' um das heilige Sakrament,
Nach dem mir dürstend die Seele brennt.
Und wenn der Priester steht am Fluß,
So kündet's mir, Schützen, durch einen Schuß;
Und wenn ich den Segen nun soll empfahn,
So deut' es ein zweiter mir wieder an.
Sehr bitt' ich euch,
Fleht dann zugleich
Mit mir zum Helfer in aller Noth,
Daß er mich stärk' in dem Hungertod!“

Der Bote fleugt;
Der Priester keucht
Nun schon herbei, nun steht er am Fluß;
Schnell kündet's dem Kaiser der Schützen Schuß.
Der schauet hinab, erblickt die Monstranz,
Denn blitzend erglänzt ihr Demantkranz,
Und wirft sich vor ihr auf die Kniee hin
Mit zerknirschtem Herzen, mit gläubigem Sinn.
Die Menschheit ringt,
Und siegt, und schwingt
Auf entfesselten Flügeln empor sich schnell
Zu der ewigen Liebe hochheiligem Quell.

Und, o wie fleht
Sein heißes Gebet!
»O Gott, du Vater, allmächtig am Himmelsthron,
Du Lieb' aus Lieb' entquollener Gottessohn,
Und du, hochheiliger Gottesgeist,
Der beide vereint das Heil uns weist;
O Gott, deß Lieb' auf jeder Spur
Verkündet laut die weite Natur!
O tauchte sich schnell
Im Liebesquell
Mein liebender Geist, umfaßte die Welt,
Die liebend am Herzen dein Arm erhält!

»Vor meinem Tod
Dein Himmelsbrod
Wünsch' ich, Unwürdiger, o wie sehr!
O sieh auf mich erbarmend her!
O Christus' Lieb', tritt bei mir ein,
Und führ' mich zurück in der Gläub'gen Verein,
Die deine Lieb' so feurig beseelt,
Daß eins sie werden mit Gott und Welt!
Und weil ich nicht werth,
Was ich begehrt,
Ein einzig Wort aus deinem Mund
Macht deinen Knecht auch wieder gesund!«

So will er im Flehn
Vor Liebe vergehn . . .
Da kündet ein zweiter Schuß ihm an,
Daß er den Segen nun soll empfahn.
Der Herr sogleich auf Felsengrund
Wirft sich die Stirn und die Hände wund,
Und der Jäger mit lautem Sprecherrohr
Sagt ihm des Priesters Worte vor:
‚Dich segnet Gott
In deiner Noth,
Der Vater, der Sohn, und der heilige Geist,
Den Himmel und Erd' ohn' Ende preist.'

Nun allzumal
Im ganzen Thal
Das Volk auf den Knieen harrt im Gebet,
Und laut für das Heil des Herren fleht.
Den Kaiser rührt's; der Betenden Schall
Bringt ihm zu Ohren der Wiederhall.
Auch er bleibt knieen im Gebet,
Und Gott für das Wohl der Völker fleht.
Schon flammt der Mond
Am Horizont,
Und herrlich das grünliche Firmament
Von funkelnden Sternenheeren brennt.

Des Himmels Pracht
Erweckt mit Macht
Die Sehnsucht zum himmlischen Vaterland,
Ihm löset sich jedes irdische Band.
Wo der Seraphim Harfe Jubel erklingt,
Der Seligen Chor das ‚Heilig' singt,
Wo das Leiden schweigt, die Begierde sich bricht
Zur ewigen Liebe, zum ewigen Licht:
Dahin, dahin,
Schwingt sich sein Sinn,
Und mit hoch empor gehobenen Händen
Denkt er entfliehend sein Elend zu enden;

Als schlank und fein
Ein Bäuerlein,
Wie der Blitz ihn blendend, nun vor ihm stund,
Und grüßt ihn mit lieblich ertönendem Mund:
»»Herr Max, zum Sterben hat's wohl noch Zeit,
Doch folgt mir schnell! der Weg ist weit.««
Der Kaiser entsetzt sich ob dem Gesicht,
Und trauet den Augen und Ohren nicht,
Und wie er schaut,
Ihm heimlich graut;
Denn es wallt um den Knaben gar sonderlich
Ein dämmernder Schein, der nichts Irdischem glich.

Doch der Kaiser in Hast
Sich wieder faßt,
Und fragt das Knäblein: »Wer bist du? sprich!«
»»Ein Bote, gesandt, um zu retten dich.««
»Wer zeigte dir an zur Klippe den Weg?«
»»Wohl kenn' ich den Berg und jeglichen Steg.««
»So hat dich der Himmel zu mir geschickt?«
»»Wohl hat er dein reuiges Herz erblickt!««
Drauf er sich dreht,
Zur Höhlung geht,
Und gleitet nun leicht durch den Riß in der Wand,
Den vorher sein forschendes Auge nicht fand.

Durch den Riß gebückt
Der Kaiser sich drückt,
Sieh! da hüpfet das Knäblein leuchtend voran,
Durch steile Schluchten tief ab die Bahn.
Wo funkelnd das Erz an den Wänden glimmt,
In der Tiefe der Schwaden aufblitzend schwimmt,
Am Gewölb ertönt der Schritte Hall,
Fern donnert des Bergstroms brausender Fall,
Tiefer noch ab,
Meilen hinab:
Da gleitet das Knäblein in eine Schlucht, . . .
Die Fackel erlosch. Mit den Händen bange nun sucht

Max sich den Weg hinvor,
Und dringt empor,
Und schaut aufathmend der Sterne Licht,
Und sucht den Knaben, und findet ihn nicht.
Da faßt ihn ein Schauer. Nicht hat er geirrt;
Wohl war es ein Engel, der ihn geführt.
Und schon erkennt er Zierleins Thal,
Hört brausen der Menge verworrenen Schall.
Mit bebendem Tritt
Er weiter schritt,
Wie oft, ermattet, er weilen muß,
Bis er naht dem weit erglänzenden Fluß.

Noch stand er weit,
Doch hocherfreut
Schaut er den Priester bei Fackelglanz
Stehn, unermüdlich mit der Monstranz,
Und noch die treuen Gemeinden knie'n,
Und heiß im Gebete für ihn glühn.

Sein Auge ward naß, sein Herz hoch schwoll,
's war ja von tausend Gefühlen voll.
Schnell tritt er vor,
Ruft laut empor:
„Lobet den Herrn und seine Macht!
Seht, mich hat sein Engel zurückgebracht!" *)

---

*) Anastasius Grün singt:

Wohl kündet uns die Sage aus grauer Ahnenzeit
Von einem Himmelsboten, der schützend ihn befreit;
Ja, wohl ein Engel war es, ein Schutzgeist, stark und kühn,
Des treuen Volkes Liebe, so nennt zu deutsch man ihn.

Karl Lappe,

der Sohn eines Landpredigers, geboren zu Wusterhausen bei Wolgast am 24. April 1773, studirte zu Wolgast und Greifswald, wo er Kosegarten's Schüler war, versah dann Hauslehrerstellen bei einer meklenburgischen Familie und drei Jahre lang bei Kosegarten zu Altenkirchen auf Rügen, und erhielt 1801 eine Anstellung am Gymnasium zu Stralsund. Wegen Kränklichkeit nahm er 1817 seine Dienstentlassung und wohnte nun mit Familie in Steinhagen, später in Pütte, unweit Stralsund, wo er sich auf eigenem kleinen Besitzthume mit ländlichen und literarischen Arbeiten beschäftigte. Im Jahre 1823 verlor er durch Brandstiftung Haus, Scheune und sämmtliche Vorräthe seiner selbstverlegten Schriften; nur die Handschrift seiner Gedichte konnte gerettet werden. Nachdem er sein Haus wieder aufgebaut, rief er im September 1824 seine neun aus den Flammen geretteten Kinder wieder zu sich mit dem schönen Gedichte „Heimruf".

* * *

Lappe, der Sänger des trefflichen Liedes „So oder so" ꝛc.*), welches Beethoven so einfach als schön komponirt hat, und anderer volksthümlich gewordener Poesien, nimmt zugleich als kräftiger Kampf- und Freiheitsdichter neben Arndt, Rückert, Schenkendorf, Stägemann, Wetzel u. A. einen Ehrenplatz ein. Ungezwungene und einfache Natur, reines Gefühl, geläuterte und bewährte Lebensphilosophie, und durchgehends ein höchst edler Sinn tönt uns aus den Saiten seiner Lyra melodisch entgegen. Man findet bei ihm auch wohlgelungene Alliterationspoesie und Naturschilderung. Seine Erzählungen und Balladen, größtentheils dem skandinavischen Sagenkreise angehörend, entbehren nicht der Volksmäßigkeit des Ausdrucks, sind aber in der Behandlung mitunter zu weitschweifig. Durch blühende Diktion und schöne Architektonik des Strophenbaues empfiehlt sich besonders sein in Ottaverimen geschriebenes Epos „Miranda".

Cholevius (Geschichte d. deutsch. Poesie, ꝛc. II. 415) ergänzt uns seine poetische Physiognomie, wie folgt: „Er dichtete vorzugsweise für seine Familie. Die frohen und trüben Stunden des Hauses verwandelten sich in festliche und trostreiche Bilder der Poesie und seine Naturlieder legte er gern den Kindern selbst in den Mund. Nach außen hin erweiterte sich die Welt des Dichters durch die Sagen und durch die Schönheit seiner Heimath. Kosegarten's Vorgang hat bis in die neueste Zeit zu solchen lokalen Dichtungen angeregt.

***) So oder so.**

Nord oder Süd!
Wenn nur im warmen Busen
Ein Heiligthum der Schönheit und der Musen,
Ein götterreicher Himmel blüht!
Nur Geistesarmuth kann der Winter morden,
Kraft fügt zu Kraft, und Glanz zu Glanz der Norden.
Nord oder Süd!
Wenn nur die Seele glüht.

Blaß oder roth!
Doch auf den bleichen Wangen
Nur Sehnsucht, Liebe, Zürnen und Erbangen,
Gefühl und Trost für fremde Noth!
Es strahlt der Geist nicht aus des Blutes Welle,
Ein andrer Spiegel brennt in Sonnenhelle.
Blaß oder roth!
Nur nicht das Auge todt!

Stadt oder Land!
Nur nicht zu eng die Räume.
Ein wenig Himmel, etwas Grün der Bäume
Zum Schatten von der Sonne Brand.
Nicht an das Wo ward Seligkeit gebunden!
Wer hat das Glück schon außer sich gefunden?
Stadt oder Land!
Die Außenwelt ist Tand.

Schlaf oder Tod!
Willkommen, Zwillingsbrüder!
Der Tag ist hin; ihr zieht die Wimper nieder,
Traum ist der Erde Glück und Noth.
Zu kurzer Tag! zu schnell verrauschtes Leben!
Warum so schön, und doch so rasch verschweben?
Schlaf oder Tod!
Hell strahlt das Morgenroth!

Auch Lappe besingt die romantischen Reize der Inseln, der Berge und Küsten, der Seen und Flüsse. Ossian und die alte Sage sowohl als die jüngern schwedischen und dänischen Dichter führen ihm eine Fülle epischen und lyrischen Stoffes zu. Anderseits entlehnt er auch von dem Osten Legenden, Parabeln, Märchen zu Gedichten und prosaischen Aufsätzen, in denen er bald die Erzählung, bald die Reflexion vorherrschen läßt. Seine lyrischen Gedichte sind zunächst dadurch anziehend, daß er in ihnen eine so männliche, allem Extremen abholde Gesinnung und Empfindung ausspricht. Seine Poesie hat nicht mehr die Vorzüge, aber auch nicht die Fehler der ersten Jugend. Die stürmische Begeisterung der Göttinger für die Freiheit der teutonischen Urwälder war bereits verklungen; von jener studentenhaften Geselligkeit und sentimentalen Minne schloß den Dichter schon sein reiferes Alter aus. Er schwärmt nicht mehr, sondern er regelt sein Gefühl durch eine verständige und vielseitige Lebensbetrachtung. Oft erinnert er daher an Horaz, dessen Sprüche er zum Theil zusammen stellte, und die praktische Weisheit, die das Zuviel in Furcht und Hoffnung vermeidet, bei allen schmerzlichen Erfahrungen einen freudigen Lebensmuth rettet und das Glück des genügsamen Landmannes zum Maße der Genüsse macht, wird ihn allen Freunden des Horaz empfehlen. Nach diesem selbst ist nichts gedichtet, dagegen ist Einiges aus Vida übersetzt. Wie in der Gemessenheit des Gefühls, so bildet Lappe auch in der Darstellung einen vollkommenen Gegensatz zu Kosegarten. Wir finden bei ihm nicht jene prunkende, schwülstige Rhetorik. Der nur leise gefärbte Ausdruck läßt dem Inhalte seine Wahrheit; wir sehen, daß der Dichter sich nicht mit erkünstelten Affekten schmückt, und nehmen daher gern an ihm Theil. Möchte jeder Lyriker von seinen Liedern mit Lappe sagen können: Nicht hoch seid ihr geschrieben, doch tief seid ihr erlebt!"

Schriften.

Gedichte. Düsseld. 1801. — Zweite Sammlung: Stralſ. 1811.
Miranda. Ein historisches Gedicht in drei Gesängen. Rostock 1809.
Glaube, Hoffnung, Liebe, Treue. Zu einem Kranze für das Leben gewunden. Leipz. 1810.
Kampfgedichte. Aus dem Feldzuge von 1813. Stralſ. 1814.
Froschmäuseler. Im Auszuge aus Rollenhagen bearbeitet. Ebend. 1816.
Altes verjüngt. Der Jugend gewidmet. Nürnb. 1823.
Beispiele des Guten. 4 Thle. 2te Aufl. Stuttg. 1824.
Linné's eigenhändige Aufzeichnungen über sich selbst. Mit Anmerkungen und Zusätzen von Afzelius. Aus dem Schwedischen übersetzt. Berlin 1826.
Blätter. Heft 1: Lied und Leben. Stralſ. 1824; Heft 2 und 3. auch unter dem Titel: Vermischte Schriften. Stralſ. 1829.
Friedhofs-Klänge. Ebd. 1831.
Klims und Gullivers wunderbare Reisen; im Auszuge für Jung und Alt herausgegeben. Ebd. 1832.
Die Insel Felsenburg. Eine Robinsonade für die Jugend. Nürnb. 1834.
Sämmtliche poetische Werke. Ausgabe letzter Hand. Mit dem Bildnisse des Verfassers. 5 Thle. Rostock 1835. — Neue Aufl. ebd. 1840.
Blüthen des Alters (Gedichte). Stralſ. 1841.

Zur Charakteristik:

Briefe an Fouqué, herausg. von Albertine von Fouqué. Mit Vorbericht und Anmerkungen von H. Kletke. Leipz. 1847.

---

129. Der kleine Derik.

»Derik!« ruft der Pflanzer tief bekümmert,
»Wo bist du?« — „O Derik, Derik!" wimmert
Halb entseelt die Gattin durch den Wald.
Keine Ruhe soll die Mutter laben,
Bis sie findet ihren trauten Knaben.
„Derik! Derik!" — Keine Antwort schallt.

„O mein Derik, soll ich so dich missen?
Wilde Katzen haben dich zerrissen;
O mein armes, mein verlornes Kind!
Oder lebst du? Hörst du noch mein Jammern?
Eilet, rettet, eh' sie ihn umklammern,
Deren Krallen schon gehoben sind!"

Ach, sie eilen, alle Hausgenossen,
Mitleidsvoll, in Thränenfluth zerflossen,
Fliegen, suchen, rufen durch den Hain.
„Alles ist verloren und vergeben;
Ach, mein Derik ist nicht mehr am Leben!"
Ruft sie wild, gepreßt von Todespein.

In der Ohnmacht tief hinab geschlagen
Ruht sie starr; die stummen Männer tragen
Die gebeugte Mutter in das Haus.
Schon verronnen sind des Tages Stunden,
Alle Hoffnung ist zugleich entschwunden,
Und der Vater rauft das Haar sich aus.

Lautes Klagen jammert durch die Hütte —
Sieh, da nahet sich mit müdem Schritte
Noch ein Wilder und sein treuer Hund.
Teweniſſa ist's, der auf der Reise
Als Bekannter einkehrt nach der Weise,
Mit dem Pflanzer hält er Freundesbund.

Und er sieht den Gastfreund bleich in Zähren,
Und er forscht, und brennet, schnell zu hören,
Was dem Hause diese Wunde schlug.
»»Laßt den Kummer, meine weißen Brüder!
Lebend oder todt, ich bring' ihn wieder;
Gebt mir Kleider, die der Knabe trug!««

Und man bringt sie; Tewenissa reibet
Seines Hundes Nüstern, und beschreibet
Einen weiten Zirkel mit dem Stab,
Wendet sich bedeutend zu dem Hunde.
Gibt durch Winke seines Willens Kunde,
Und hinweg rennt schnobernd Oniab.

Dicht den Boden mit der Schnauze rührend
Kreiset Oniab; die Fährte spürend
Schlägt er bald mit lautem Bellen an;
Emsig suchend stürzt er in's Gebüsche,
Alles folgt in wimmelndem Gemische,
Doch zuvor rennt weit der braune Mann.

Man verliert die Schnellen hinter Bäumen;
Aber sieh! nach einem kurzen Säumen
Rauscht der Wald, der Wilde kehrt zurück,
Einen Knaben trägt er auf dem Arme:
„„Bruder Weißer, laß vom bittern Harme!
Hier ist Derick, deines Lebens Glück!

„„Tief versteckt im Laub des Dickichts trafen
Wir das Kind, ermattet eingeschlafen,
Unverletzt, doch halb verschmachtet schon!““
Und der Vater hört es mit Entzücken,
Und die Mutter hört es, und sie drücken
An den Busen den geliebten Sohn.

Laute Wonne folgt auf tiefe Schmerzen;
Freudetaumelnd küssen sie und herzen
Bald den Knaben, bald den wilden Mann,
Bald den Hund, den redlichen getreuen,
Der verständig scheint sich mit zu freuen;
Unter Jubel bricht die Nacht heran.

Als durch's Laub des Morgens Strahlen brannten,
Schickt' Lefevre rings zu den Bekannten,
Alle Pflanzer ladet er zum Schmaus,
Und sie kommen willig zu dem Feste;
Treue Nachbarn, vielwillkommne Gäste,
Strömen sie theilnehmend in das Haus.

Biederherzig, sonder Falsch und Tücke,
Freut sich Jeder in des Hauses Glücke;
Traulich um den Vater steht ein Schwarm,
Um die Mutter, die den Spätgebornen,
Ach, den Todtbeweinten, den Verlornen,
Stets noch hält in liebevollem Arm.

Doch, gepreßt vom rauschenden Gedränge,
Flüchtet Tewenissa aus der Menge,
Sitzt bescheiden in dem Schoppen hin;
Denn er dünkt sich bei dem großen Feste
Den Geringsten der geladnen Gäste,
Unverstellt, mit anspruchlosem Sinn.

Ihn vermißt Lefevre aus dem Kreise;
Kundig längst des Mannes stiller Weise,
Sucht er schnell den zu bescheidnen Freund.

Aus dem Schoppen führt er, tief gerühret,
Seinen Gast, der mehr, denn sich gebühret,
Von dem Wirthe sich gefeiert meint.

Und Lefevre kann der Fluth von Zähren
Heißen Danks nicht länger sich erwehren,
Er umarmt den guten braunen Mann:
„Wähle dir von allen meinen Schätzen,
Was am meisten deinen Sinn ergötzen,
Was am besten dich belohnen kann!“

„„Biete nicht dem Wilden deine Güter!
Keines Silbers, keines Goldes Hüter
Mag dein Freund aus Anaquaga sein.
Arm und fröhlich sind die Nationen,
Die am Strome Susquehannah wohnen;
Unsre Schätze birgt der Wald allein.““

Heißer drängt des Freundes sanfte Bitte,
Doch er weigert mit bescheidner Sitte,
Da kein Reichthum seinen Sinn besticht.
Endlich läßt er sich zum Angedenken
Dieses Tages eine Flinte schenken;
Aller andern Schätz' bedarf er nicht.

Drauf mit seinem Knaben auf dem Arme,
Still umringt von aller Gäste Schwarme,
Faßt der Pflanzer Tewenissa's Hand;
Mit dem Ausdruck, der das Herz gewinnet,
Naht er sich dem Fremden, und beginnet,
Mit der Wilden Rede wohl bekannt:

„Tewenissa, merke, was ich sage,
Jedes Wort, das ich im Busen trage;
Mit dem Wampumgürtel rühr' ich dich.
Sieh, ich war von Angst und Qual umgeben,
Wie erstarrte Schlangen, ohne Leben;
Tewenissa, du erwärmtest mich.

„Tewenissa, nimm mein Wort zu Ohren:
Meines Alters Stab hatt' ich verloren,
Und du fandest wieder diesen Stab;
Ach, den süßen Trost des müden Alten,
Meinen Derik hast du mir erhalten,
Du und dein getreuer Oniab!

„Tewenissa, meines Knaben Retter,
Lohnen mögen mein' und deine Götter
Diese That, die du an mir gethan!
Sieh, mein Volk und deines, sie sind Feinde,
Doch nicht wir, seit lange sind wir Freunde;
Heute nehm' ich dich zum Bruder an.

„Wirst du alt, nicht fürder mehr zu jagen,
Wollen deine Füße dich nicht tragen:
Tewenissa, Bruder, komm zu mir!
Deines Alters Schwäche will ich pflegen,
Deine müden Knochen weich zu legen,
Breit' ich eine Bärendecke dir.

„Wird auch einst dein rüstiger Begleiter,
Er, dein Jagdgefährt' und Nebenstreiter,
Dein getreuer Hund des Alters Raub:
Bring' ihn mir! Auch sein will ich gedenken,
Will ihm Kost und Pfleg' und Ruhe schenken,
Und mit Thränen ehren seinen Staub.

„Nun, mein Bruder, fasse meine Rede,
Merke meine Worte all' und jede!
Diesen Wampumgürtel nimm von mir;
Daß dein Geist nicht flüchtig abwärts schweife,
Nimm auch hin und rauche meine Pfeife;
Dieß sei Zeugniß zwischen mir und dir!"

---

130. Die Tochter von Hiddensee und der Meermann.

Wie einsam blüht Agnete
Auf öder Hiddensee;
Du Bräutchen in der Wüste,
Wer nimmt dich hier zur Eh',
Hier zur Eh'?
Für dich sind keine Freier
Auf armer Hiddensee.

Agnete war die Freude
Der Eltern, das ist wahr;
Doch nicht für diese lockt sich
Ein gelbes Ringelhaar,
Ringelhaar.
Was sich Agnete wünschte,
Das war ihr selbst nicht klar.

Agnete ging wie träumend,
War nie von Herzen froh.
„Was fehlt dir, liebe Tochter?
Du warst ja sonst nicht so,
Sonst nicht so."
‚Ach, schilt nicht, süße Mutter!
Man sinnt doch so und so.'

Agnete schaut von Zinken
Des Hochlands ab in's Meer.
Was meint die stille Thräne,
Die Seufzer tief und schwer?
Tief und schwer?
Viel unbekanntes Sehnen
Weht zauberhaft vom Meer.

Sie stieg den Pfad der Liethe
Hernieder an den Strand,
Schaut in die Flimmerwelle,
Schaut auf den Glimmersand,
Glimmersand.
Sie wußte nicht, wie nahe
Die Schicksalsstunde stand.

Horch auf! ein süßes Singen
Umsäuselt sanft ihr Ohr;
Zu ihren Füßen kreiselt
Die Welle hoch empor,
Hoch empor.
Aus Schaum und Silber hebt sich
Der Meermann hell hervor.

Sein Hauptthaar schien gesponnen
Aus goldner Fäden Glanz;
Er trug um Stirn und Schulter
Den reichsten Perlenkranz,
Perlenkranz.
Vom Haupte bis zur Ferse
Umhüllt ihn Schimmer ganz.

„„Wie schön bist du, Agnete!
Du strahlst wie eine Braut.
Nie hab' ich, weil ich lebe,
So hohen Reiz erschaut,
Reiz erschaut.
O Königin der Liebe,
Wo steht dein Thron erbaut?

„„Agnete, laß dir sagen,
Du hast mein Herz entwandt;
Ich sah dich oft verstohlen
Am öden Muschelstrand,
Hier am Strand.
Dort unten bin ich König,
Dort ist mein Reich und Land.

„„Schau' hin, es wölbt sich unten
Die Wasserwelt so klar!
Wirst du im heitern Spiegel
Mein stolzes Schloß gewahr?
Schloß gewahr?
Wie lebt man dort so selig,
Der Erdensorge bar!

„„Agnete, kannst du lieben
Den Meermann ewig jung?
Komm, theile meine Krone,
Des Meerreichs Huldigung!
Huldigung!
In deinen holden Armen
Gib mir Vergötterung!""

Agnete stand und blickte,
Gefangen war ihr Herz;
Es schmolz in sanftes Lächeln
Jedweder alte Schmerz,
Jeder Schmerz.
Sie sah nicht mehr die Berge,
Es zog sie wellenwärts.

Er schob zwei Bernsteinschuhe
Zu ihren Füßen hin;
Es trug so nett und glänzend
Sie keine Königin.
„‚Nimm sie hin!
Gar köstlich sind die Schuhe,
Man geht gesund darin.‘“

Er reicht' ihr von Brillanten
Ein breites Flammenband;
Solch Armband hat getragen
Noch keiner Fürstin Hand.
„‚Nimm das Band!
Geliebte, nimm und trag es
An deiner schönen Hand!‘“

Er schob ihr an den Finger
Des Goldreifs treuen Schein:
„‚Sieh da! wir sind vermählet.
Bist du auch fröhlich mein?
Fröhlich mein?‘“
‚Ja Meermann, schöner Meermann,
Ich will dein eigen sein.

‚Ich will mit dir hinunter
In's Reich der Wellen gehn;
Ich will nicht mehr am Strande
Hier einsam traurig stehn,
Traurig stehn;
Ist doch vor Gottes Himmel
Die Trauung hier geschehn!‘

Er schloß ihr zu die Ohren,
Das Auge und den Mund;
Er fuhr mit ihr hinunter
Tief in des Meeres Schlund.
Mund an Mund,
So trug er sie hinunter
Auf den lasurnen Grund.

Sie lebten nun und liebten,
Entrückt aus Müh' und Leid;
Sie schlürften vollen Zuges
Der Liebe Seligkeit,
Seligkeit.
Und oben rollten Monde,
Doch unten stand die Zeit.

Agnete saß im Schlosse
Des Meermanns froh und sang . . .
Da, horch! was klingt von oben?
War das nicht Glockenklang:
Ding, ding, dang?
Das war die Kirchenglocke
Zu Kloster, die da klang.

Agnete sprang vom Sessel,
Ihr wuchs das Herz so voll:
‚Ach Meermann, schöner Meermann,
Geliebter, hörst du wohl?
Hörst du wohl?
War das nicht Glockenläuten,
Was her vom Berge scholl?

‚O Meermann, süßer Meermann,
Wie bald ist es geschehn,
Laß mich ein kurzes Weilchen
Nach Kloster beten gehn,
Beten gehn!‘
Wie lange hab' ich Arme
Kein Gotteshaus gesehn!‘

„‚Agnete‘“, sprach der Meermann,
„‚Ungern entlaß' ich dich;
Doch willst du gehn und beten,
So bete mit für mich,
Mit für mich!
Wir haben Einen Vater,
Agnete, du und ich.‘“

Er schloß ihr zu die Ohren,
Das Auge und den Mund;
Er fuhr mit ihr zu Tage
Wohl aus der Tiefe Schlund
Mund an Mund;
So trug er sie zu Tage,
Bis auf des Eilands Grund.

„‚So geh denn hin, mein Leben,
Und bete, frommes Kind;
Doch hast du ausgebetet,
So kehre heim geschwind,
Heim geschwind!
Verhaßt ist mir die Stunde,
Die ohne dich verrinnt.‘“ —

Agnete flog die Stiegen
Des Kirchenbergs hinan,
Und draußen stand der Küster,
Der ernste, alte Mann,
Alte Mann,
Sah sich im Abendglänzen
Die frischen Gräber an.

»Agnete!« rief der Alte,
Rieb Augen und Gesicht,
»Bist du's, die wir vermissen?
Steh still, und gib Bericht,
Gib Bericht!
Wo bist du, Kind, gewesen?
Wir sahn dich lange nicht.«

‚O laßt mich, daß ich eile!
Es frommt nicht, daß Ihr's wißt;
Ich will nur gehn und beten
Und habe kurze Frist,
Kurze Frist.
Sehr lang ist zu erzählen,
Was mir begegnet ist.‘

„Mit nichten!“ zürnt der Alte,
„Steh Rede, gib Bescheid!
Sag' an vor Gottes Auge,
Wo du gesteckt die Zeit?
All' die Zeit?
Wo wohnst du jetzt, wie lebst du?
Ich will Aufrichtigkeit.“ —

‚Ach, guter Vater Küster,
Was forscht Ihr so genau?
Ich wohn' im Schloß der Wellen,
Und bin des Meermanns Frau,
Meermanns Frau.
Ich lebe froh und glücklich;
Nun wißt Ihr es genau.‘

„Agnete!“ schalt der Küster,
„Wie hör' ich das von dir?
Du hast den Herr verläugnet,
Des ew'gen Heils Panier,
Heils Panier!
Du willst zur Hölle fahren,
In sündiger Begier!“ —

‚Ach nein! von meinem Herzen
Ist solch ein Frevel fern;
Auch in dem Schooß der Fluthen
Erkennt man Gott den Herrn,
Gott den Herrn;
Da lebt man wie die Engel,
Und singt und betet gern.

‚Was hab' ich denn begangen?
Ist's Sünde, daß man liebt?
Daß man dem treusten Manne
Ein Herz voll Treue gibt?
Treue gibt?
Ich habe nichts gesündigt,
Ich habe bloß geliebt.‘

Der Alte zog die Brauen,
Die Dirne macht' es kraus;
Ihm ging bei der Verstockten
Geduld und Athem aus,
Athem aus;
Er hob den Warnefinger,
Und fuhr im Zorn heraus:

„Hab' ich dich nicht verhöret
Die heil'gen zehn Gebot'?
Wie lautet denn das vierte?
Was spricht der starke Gott?
Starke Gott?
Heißt das die Eltern ehren?
Du treibst mir argen Spott!

„Wie stimmt der Alten Jammer
Zu deinen Wangen roth?
Herzmutter liegt zu sterben,
Ihr Herz bricht in der Noth,
Bricht in Noth!
Vor wenig Tagen härmte
Dein Vater sich zu Tod!

„Heut trugen wir die Leiche
Den Kirchensteg entlang . . .
Hast du denn nicht vernommen
Der Glocken ernsten Klang?
Ding, ding, dang?
Ich schwör's, daß nie so schaurig
Die Todtenglocke klang.“ —

Agnete stand versteinert,
Ihr kroch das gelbe Haar.
‚Barmherz'ger Gott im Himmel!
Ist all der Schrecken wahr?
Alles wahr?
Und bin ich denn der Hölle
Verfallen ganz und gar?

‚Was hab' ich's mit der Erde,
Die hart ist, schwer verschont!
Nur Ein Gebet im Tempel,
Wo Gottes Milde wohnt,
Milde wohnt!
Dann eil' ich heim zur Welle,
Wo der Geliebte thront.‘ —

Sie schwankte durch die Thüre,
Sie blickte zweifelnd um,
Da drehten alle Bilder
Sich an den Wänden um,
Rund herum;
Die Bänder und die Kronen,
Die drehten all' sich um.

Sie bebte zum Altare,
Vor Schrecken bleich und stumm,
Da dreht' sich das Altarblatt
Vor ihrem Anblick um,
Rund herum;
Die Schiffe, die da hingen,
Sie drehten all' sich um.

Agnete riß vom Finger
Den Zauberring herab,
Stürzt' auf den Kirchhof, suchte
Das neu'ste, frische Grab,
Vaters Grab;
Da stieß ein scharfer Stachel
Das müde Herz ihr ab.

Nun ruht sie, wo in Kämpfen
Die Staubbrust nimmer stöhnt,
Wo die verirrte Liebe
Kein heil'ger Irrthum höhnt,
Kalt verhöhnt;
Da rastet nun Agnete,
Entsündigt und versöhnt.

Der Meermann? wirst du fragen.
Als sie zurück nicht kam,
Als bald die Glocken klangen,
Ergriff ihn Weh' und Gram,
Banger Gram.
Er trau'rt noch diese Stunde,
Daß sie nicht wieder kam.

Und wenn auf Klosters Berge
Ertönt der Leichensang,
Und wenn die Glocken weinen
Den herben Todesklang
Ding, ding, dang, ...
Dann weint es aus der Tiefe:
„'Agnete! Ding, ding, dang!'"*)

---

*) Aehnlichen Inhalts ist das schwedische Lied in den Svenska Folkvisor 2, 22—29., übersetzt in Wolff's Proben altholländischer Poesie, S. 131 ff., und in Mohnike's Altschwedischen Balladen, S. 93—96. Vgl. das Volkslied „Der Wassermann" S. 41 dieses Werkes.

Ludwig Tieck,

das Oberhaupt der neuen romantischen Schule, einer unserer ersten Dichter, Komiker ersten Ranges, Begründer der phantastischen Komödie, neben Goethe der vorzüglichste und eleganteste Prosaist, erblickte das Licht zu Berlin am 31. Mai 1773. Er besuchte das damals unter Gedicke blühende Friedrichswerder'sche Gymnasium und wurde schon hier mit seinem frühverstorbenen kunstliebenden Freunde W. H. Wackenroder (gest. 1798) verbunden, mit welchem er auch gemeinsam die Universität Halle bezog. Seit 1793 studirte er auch in Göttingen und kurze Zeit in Erlangen hauptsächlich romanische Sprachen, Geschichte und die poetische Literatur der Alten und Neuern, namentlich auch des deutschen Mittelalters. Er kam 1796 als Doktor der Philosophie nach Berlin zurück, wo er mit Buchhändler Nicolai (Vater und Sohn) verkehrte, unter dessen Begünstigung er bereits 1790 zu schriftstellern begonnen hatte. Mit Musäus, dem Verfasser der „Volksmärchen der Deutschen", welche Novellengattung Tieck zu klassischer Ausbildung erheben sollte, kam er einige Jahre später als Mitarbeiter an dessen „Straußfedern" (Berl. 1795—98) in Verbindung. Seinen berliner Aufenthalt vertauschte er eine Zeitlang mit Hamburg, wo er Fr. L. Schröder's Bekanntschaft machte, des Mannes, welcher den großen Shakspeare den Zeitgenossen nach seinem poetischen Geiste zuerst lebendig vergegenwärtigte. Hier vermählte sich Tieck mit einer Tochter des Predigers Alberti, des Hauptgegners jenes durch seinen Streit mit Lessing berüchtigten Hauptpastors Götze. Von 1799 auf 1800 brachte er zehn Monate in Jena zu, lernte Fichte und Schelling kennen, befreundete sich mit Hardenberg-Novalis, Brentano und den Brüdern Schlegel (August Wilhelm hatte durch seine berühmten Rezensionen des „Blaubart" und „gestiefelten Katers" in der Jenaer Literaturzeitung 1797, Nr. 333, zuerst auf ihn die Aufmerksamkeit des Publikums gelenkt), und gewann gelegentlich in Weimar auch Goethe's freundliche Zuneigung. In den Jahren 1801—2 hielt er sich zu Friedrich Schlegel in Dresden, wo Kunst, Wissenschaft und Natur ihn anzogen. Unterdessen waren seit 1795 von ihm erschienen die Romane: „William Lovell" und „Peter Lebrecht", worin eine neue poetische Richtung mit ihren ironisirenden Tönen sich verrieth; „Lebrechts Volksmärchen" (darin der „Blaubart" und „gestiefelte Kater"), welche den Verfasser schon in seiner ganzen Eigenthümlichkeit, das heißt, in einer rein polemischen und in dieser Polemik heiter schaffenden romantischen Poesie zeigten; der im Geiste religiöser Romantik geschriebene Kunstroman „Sternbald's Wanderungen", womit er entschieden in die neue Tendenz der Zeit übertrat; die „Phantasien über die Kunst" (zum Theil mit den Elementen des Wackenroder'schen Nachlasses); das in Gozzi's Geiste behandelte musikalische Märchen „Das Ungeheuer, oder der verzauberte Wald", wodurch er sich großes Verdienst um Behandlung der Oper erwarb; die dramatische Humoreske „Die verkehrte Welt"; die unübertroffene Uebersetzung des „Don Quixote"; ferner „Romantische Dichtungen", mit dem darin enthaltenen „Prinzen Zerbino" und dem Trauerspiele „Genoveva", dem bedeutsamsten Denkmale romantischer Produktion während dieses Zeitraums. Er lebte hierauf theils in Berlin, theils auf dem gräflich Finkenstein'schen Gute Ziebingen, zwischen Frankfurt und Crossen, in stiller dichterischer Muße. Nach Vollendung und Herausgabe seines großen Hauptwerkes „Oktavian", worin der Dichter, an ein Volksbuch des 16. Jahrhunderts sich anlehnend, seine Ansicht der romantischen Poesie allegorisch, lyrisch und dramatisch niedergelegt und die eigentliche Summe seiner produktiven Macht und Kunst gezogen, begab sich Tieck 1805 nach Rom, um sich in die Kunst des Alterthums einzuweihen und die Manuscripte mittelhochdeutscher Dichtungen im Vatikan einzusehen. Gegen Ende 1806 kehrte er gichtleidend über München, wo er einige Zeit rastete, auf seinen ländlichen Sitz nach Ziebingen zurück. Um diese Zeit trat er mit dem Philosophen Solger in nähere Verbindung, dessen Nachlaß und Briefwechsel er in späterer Zeit (1826) mit Raumer veröffentlicht hat. Während der trüben Kriegsjahre bereitete er sich auf seine größern Unternehmungen, namentlich zu den Shakspeare'schen Werken vor; das „altenglische Theater" nahm seit 1811 seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Erst 1812—16 trat er wieder produktiv auf mit dem Minneroman „Ulrich von Lichtenstein's Frauendienst" und namentlich mit dem köstlichen „Phantasus", eine Sammlung früherer, mit neuern, namentlich dem „Fortunat" vermehrter Märchendichtungen. Im Jahre 1818 unternahm er eine Reise nach England und legte zu London kostbare Sammlungen zu seinem größern Werke über Shakspeare an, als dessen Einleitung „Shakspeare's Vorschule" zu betrachten ist. Die Metropole Frankreichs und ihre Kunstschätze hatte er vorher kennen gelernt.

Nach seiner Rückkunft 1819 ließ sich Tieck in Dresden nieder, wo er bald seine „Gedichte" sammelte und die Herausgabe von Heinrich von Kleist's „hinterlassenen Schriften" (Berlin 1821), später auch der „gesammelten Schriften" von J. M. R. Lenz (1828) veranstaltete. Die Werke seiner Freunde Novalis und Maler Müller hatte er bereits 1802 und 1811 herausgegeben. Nunmehr begann eine neue Epoche seiner dichterischen Thätigkeit. Dem großen Dichter, welcher, in einer unendlich reichen Naturanschauung sich bewegend, eine neue Romantik geschaffen hatte, war es nämlich beschieden, in die moderne geschichtliche Weltanschauung hinübertretend, eine andere eigenthümliche Gestalt der Poesie zu erzeugen, die nur durch den Namen Novelle an schon existirende Dichtformen erinnert. Er trat jetzt aus dem eigentlich Romantischen zur „Sozial-Novellistik" über. Zum Bedeutendsten, was er auf diesem Gebiete bis 1840 hervorbrachte, gehören „Die Gemälde", — „Die Verlobung", — „Musikalische Leiden und Freuden", — „Die Gesellschaft auf dem Lande", — „Dichterleben", — „Der 15. November", — „Tod des Dichters Camoens", „Die Vogelscheuche", — „Der Pokal" u. a., ganz besonders auch das Fragment „Der Aufruhr in den Cevennen", ein vortreffliches Seelengemälde, sowie „Der junge Tischlermeister", voll eigenthümlicher Färbung und Stimmung. Tieck erhielt 1825 den Hofrathstitel und die Intendantur des Theaters und lebte als der Stolz dieser Stadt, ein Gönner der Fremden und Freund der Einheimischen, unermüdlich thätig und auch durch sein außerordentliches Talent des Vorlesens dramatischer Werke berühmt und verehrt. Erst 1842 verließ er die sächsische Hauptstadt, nachdem er seine geistreiche Tochter Dorothea, die neben dem Grafen Wolf von Baudissin an der Verdeutschung Shakspeare's mitgeholfen, unerwarteten Todes verloren. Noch ein anderer und hauptsächlicher Grund wirkte mit. Der für Wissenschaft und Kunst begeisterte König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen hatte dem berühmten Verfasser der „Vittoria Accorombona" kurz nach seiner Thronbesteigung ein Jahrgehalt (1000 Thaler) verliehen mit dem Wunsche, der Dichter möge ihn zuweilen auf längere Frist in Berlin oder Potsdam durch den Zauber seiner wundervollen Stimme nach der Sonnenhöhe des Parnasses entrücken. So beschloß denn der Greis, dem eine öftere Reise zu beschwerlich fallen mußte, lieber nach seiner Geburtsstadt Berlin selbst überzusiedeln, und der König gewährte ihm nicht nur einen für die neuen Verhältnisse angemessenen reichern Jahrgehalt, sondern bewies ihm auch durch Ertheilung des Charakters eines Geheimraths und Verleihung des neugestifteten Ordens pour le mérite seine Hochschätzung. Noch bevor Tieck ganz nach Berlin übergesiedelt war, hatte der kunstsinnige König zur Verwirklichung eines lange gehegten Lieblingsgedankens des Dichters bereitwillig die Hand geboten, nämlich zur Aufführung von Trauerspielen der „ewigen athenischen Dichter", wodurch Tieck, der größte Kenner des ältern und neuern, des in- und ausländischen Theaters, eine welthistorische Bewegung auf dem Gebiete der Poesie hervorrief. Und so gelang nicht nur die Darstellung von Sophokles' „Antigone" (woran Goethe vor mehrern Jahrzehnten in Weimar so gut wie gescheitert war), des „Oedipus auf Kolonos" (beide Tragödien mit Inmusiksetzung der Chorgesänge von Felix Mendelssohn-Bartholdy), und des „König Oedipus", sondern auch der „Medeia" des Euripides und der „Oresteia" von Aeschylos, des großartigsten Bühnenrestes aus dem Alterthum (s. Johannes Minckwitz, Neuhochd. Parnaß, S. 830 ff.). Auch von seinen eigenen Jugendprodukten brachte Tieck eins versuchsweise auf die Bretter, nämlich die aristophanische Komödie „Der gestiefelte Kater". Diese harmlosen Beschäftigungen, denen er sich am Spätabende seines Lebens zu Berlin und Potsdam hingab, und manche andere Liebhabereien, die ihm noch im Sinne schwebten, unterbrach plötzlich die politische Zornwoge der Jahre 1848—49. Der lange Nachhall des Ungewitters verhinderte sogar die Wiederaufnahme musenfreundlichen Verkehrs zwischen ihm und dem Könige in der nachmärzlichen Zeit. Unter den trüben Wolken, die den Himmel unsers Vaterlandes aussichtslos bedeckten, und nicht sehr getröstet weder von Fürstengunst, noch von nationaler Theilnahme, entschlief er am 28. April 1853 in Berlin.

* * *

Wenn in Novalis die Poesie rein symbolisch gewesen, nahm sie in Friedrich Schlegel, obgleich ihre Natur überall behauptend, eine mehr klassische Wendung; in Tieck aber, bei großer Produktionskraft und glänzender Phantasie, suchte sie, ohne für das viele Herrliche des Auslandes sich zu verschließen, das deutsche Leben in seinen mannigfaltigen Verhältnissen zu umfassen, näherte sich zwar den Empfindungen und der Sinnesweise der Gegenwart, meistens aber mehr, um sie mit der Macht humoristischer Ironie und lachenden, oft übermüthigen Spottes zu bekämpfen. Ueberhaupt scheint uns Tieck als Komiker am eigenthümlichsten und bedeutendsten, namentlich in seinen unübertroffenen Spottkomödien, weil eben hier die Ironie selbst (welche Solger so trefflich und wahr als die poetische Schlichtung eines im Geistesleben sich kundgebenden Widerspruchs charakterisirt hat) die poetische Seele des Ganzen wird, wo alles Ordinäre der Welt unbewußt sich selbst vernichtet, ohne gemeine Satyre oder Reflexion, sondern einzig durch die unauslöschliche Lächerlichkeit seines eigenen Pathos. Karl Rosenkranz (Handb. einer allg. Geschichte d. Poesie, III., Halle 1833) faßt Tieck's Poesie als Verschmelzung der positiven Richtung und der negativen auf. Zuerst wendete er sich — so schreibt er — mit dem lebendigsten Witz, mit der reichsten Komik und Gedankenfülle gegen die oberflächliche Sentimentalität und dünne Verständigkeit, die in der Schule von Kotzebue, Iffland, Hermes, Miller u. A. herrschte. In diesen Parodien und Satyren ließ er den positiven Kern seiner Romantik nur andeutungsweise hervortreten, der sich später in seinen Märchen, in den größern dramatischen Werken, wie „Octavianus", „Genoveva" und „Fortunat", plastisch entwickelte. In seinen Novellen hat er zuletzt die Interessen der Gegenwart zur Sprache gebracht, und so steht er nach Schiller und Goethe als der Träger der dritten Literatur-Epoche da.

Durch seinen Humor, der über die ganze Welt lacht (s. A. W. Bohtz, Ueber das Komische und die Komödie; ein Beitrag zur Philosophie des Schönen. Götting. 1844), keck das Unterste nach oben kehrt, und doch nicht wieder feindlich den einzelnen Erscheinungen gegenüber tritt (wie z. B. bei Platen), ist Tieck mit den größten Komikern aller Zeiten verbunden. Könnte er mit derselben Kraft, womit er die Extreme der Thorheit und Narrheit zur Anschauung bringt, auch die Wahrheit der wirklichen Welt oder die Idee offenbaren, so würde seine Komik in ähnlicher Vollendung, wie die des Cervantes oder Shakspeare dastehen. Es beruht nun aber einmal in Tieck's ganzer Weltansicht, daß das negative Moment oder die Ironie vorherrscht und diese nicht zuläßt, daß die Wirklichkeit in ihrer vollen Schönheit und ganzen Bedeutung sich aufschließt. Wollte man jedoch das eben Gesagte dahin deuten, als ob der deutsche Lustspieldichter über-

haupt die positiven Momente des Lebens nicht zur Anschauung brächte, so würde man ihm entschieden Unrecht thun. Tieck's Ironie ist die des wirklich begeisterten Dichters, und er kann daher nicht negativ im gewöhnlichen Sinne sich zeigen, nicht das erscheinende Leben, insofern es von dem substantiellen Inhalte getrennt ist, vorführen. Daher begegnen wir einerseits in Tieck's komischer Welt immer auch den Offenbarungen des Reinmenschlichen, dem eigentlich Schönen, anderseits ist aber auch wieder anzuerkennen, daß diese idealen Momente, wie sie auftauchen, so auch bald hier wieder verschwinden, und daß das so viele geistige Kräfte entbindende Spiel nicht selten in dem Nichtigen sich auflöst. Dieses Verfahren unterscheidet den Tieck'schen Humor von dem des Cervantes und des Shakspeare. Hier nämlich kommt das negative Moment in der Idee völlig zur Auflösung, während dagegen der deutsche Dichter es liebt, die mit der bunten Maske angethane Narrenwelt in den Vordergrund des Lebens zu stellen. Daher kann denn auch der Tieck'sche Humor im Allgemeinen nicht jenes wohlthuende, beseligende Gefühl erwecken, welches die vollendete Kunst der beiden genannten Dichter in uns zurückläßt. Spuren des Dämonischen, die hin und wieder in Tieck's Dichtungen sich zeigen, verhindern, daß die reine Heiterkeit über alle Theile des Ganzen sich verbreitet. Es finden sich im „Zerbino“, im „Däumchen“ und im „Fortunat“ Situationen, von denen man sagen möchte, daß sie mehr dem witzigen, dämonischen Lachspiele, als dem eigentlichen Lustspiele angehören rc. Anders jedoch als mit den übrigen Lustspielen verhält es sich mit dem „Kaiser Octavianus“, in welchem Ernst und Scherz nicht als die zu keiner Vermittlung gelangenden Gegensätze schroff einander gegenüber stehen. Wenn wir hier von der fratzenhaft-häßlichen Gestalt des Narren Hornvilla absehen, so ist der Humor von allen störenden, dem Erguß reiner Freude hinderlichen Elementen gereinigt. Wie der Geist hoher, romantischer Poesie das Ganze durchdringt, so ist die komische Lust der Art, daß sie zuweilen in eine Heiterkeit, in welcher der volle Jubel der Seele widertönt, übergeht. Ein Humor, der das Komische nicht aus den im Laufe der Handlung zu entwickelnden Gegensätzen allmälig hervorgehen läßt, sondern den Zuschauer sogleich in eine tollkomische Welt versetzt, muß seinem innersten Leben nach zum Phantastischen sich hinneigen. Und so sehen wir denn auch, daß Tieck gerne der Legende oder des Märchens sich bedient, damit auf solchem Grunde die Gestalten der wirklichen Welt sich erheben. In der Verbindung dieser so verschiedenartigen Bestandtheile ist der deutsche Komiker wie Wenige glücklich. Das reine Märchen, die diesem angehörige naiv-kindliche Anschauungsweise bleibt erhalten, und doch drängt sich das phantastische Element nicht so sehr in den Vordergrund, daß durch dasselbe, wie man fast erwarten sollte, die Wahrheit des wirklichen Lebens verdunkelt und das Interesse an dem Spiele der Leidenschaft geschwächt würde rc. Je mehr man nun aber bei dem tiefern Eingehen in Tieck's humoristische Schöpfungen sich davon überzeugt, daß hier eine Fülle poetischer Kräfte, wie bei wenigen Lustspieldichtern, hervortritt, um desto mehr muß man beklagen, daß dieser Komiker es verschmähte, den Forderungen des eigentlichen Drama Genüge zu thun, indem er der eigentlichen dramatischen Konstruktion entsagte. Unstreitig ist unter seinen in Scene gesetzten Dichtungen „Fortunat“ nicht nur an Witz und Laune die reichste, sondern auch diejenige, welche das Interesse des Drama am meisten befriedigt rc. Gewiß gehört „Fortunat“ durch tief eindringenden poetischen Witz und drastische Kraft zu den merkwürdigsten Dichtungen der neueren Zeit. —

Auch Heinrich Heine, „der ungezogene Liebling der Grazien“ (Romantische Schule, Hamb. 1836 S. 150 ff.) stellt Tieck als Komiker verhältnißmäßig sehr hoch und spricht sich überhaupt mit einer seltenen Anerkennung, wenn auch nicht ohne Beimischung ironischer Laune und übermüthigen Hohnes, dem unfehlbaren Ingrediens seiner „göttlichen Prosa“, über ihn aus. „Nach den Schlegeln — schreibt er — war Herr Ludwig Tieck einer der thätigsten Schriftsteller der romantischen Schule. Für diese kämpfte und dichtete er. Er war Poet, ein Name, den keiner von den beiden Schlegeln verdient. Er war der wirkliche Sohn des Phöbus Apollo und, wie sein ewig jugendlicher Vater, führte er nicht bloß die Leier, sondern auch den Bogen mit dem Köcher voll klingender Pfeile. Er war trunken von lyrischer Lust und kritischer Grausamkeit, wie der delphische Gott. Hatte er, gleich diesem, irgend einen literarischen Marsyas erbärmlichst geschunden, dann griff er, mit den blutigen Fingern, wieder lustig in die goldenen Saiten seiner Leier und sang ein freudiges Wonnelied. Die poetische Polemik, die er in dramatischer Form gegen die Gegner der Schule einführte, gehört zu den außerordentlichsten Erscheinungen unserer Literatur. Es sind satyrische Dramen, die man gewöhnlich mit den Lustspielen des Aristophanes vergleicht. Aber sie unterscheiden sich von diesen fast eben so, wie eine Sophokleische Tragödie sich von einer Shakspeare'schen unterscheidet. Hatte nämlich die antike Komödie ganz den einheitlichen Zuschnitt, den strengen Gang und die zierlichst ausgebildete metrische Sprache der antiken Tragödie, als deren Parodie sie gelten konnte, so sind die dramatischen Satyren des Herrn Tieck ganz so abenteuerlich zugeschnitten, ganz so englisch unregelmäßig und so metrisch willkürlich, wie die Tragödien des Shakspeare. War diese Form eine neue Erfindung des Herrn Tieck? Nein, sie existirte bereits unter dem Volke, namentlich unter dem Volke in Italien. Wer Italienisch versteht, kann sich einen ziemlich richtigen Begriff jener Tieck'schen Dramen verschaffen, wenn er sich in die buntscheckig bizarren, venezianisch phantastischen Märchen-Komödien des Gozzi noch etwas deutschen Mondschein hineinträumt. Sogar die meisten seiner Masken hat Herr Tieck diesem heiteren Kinde der Lagunen entlehnt. Nach seinem Beispiel haben viele deutsche Dichter sich ebenfalls dieser Form bemächtigt, und wir erhielten Lustspiele, deren komische Wirkung nicht durch einen launigen Charakter oder durch eine spaßhafte Intrigue herbeigeführt wird, sondern die uns gleich unmittelbar in eine komische Welt versetzen, in eine Welt, wo die Thiere wie Menschen sprechen und handeln, und wo Zufall und Willkür an die Stelle der natürlichen Ordnung der Dinge getreten ist. Dieses finden wir auch bei Aristophanes. Nur daß letzterer diese Form gewählt, um uns seine tiefsinnigsten Weltanschauungen zu offenbaren, wie z. B. in den „Vögeln“, wo das wahnwitzigste Treiben der Menschen, ihre Sucht, in der leeren Luft die herrlichsten Schlösser zu bauen, ihr Trotz gegen die ewigen Götter, und ihre eingebildete Siegesfreude in den possierlichsten Fratzen dargestellt ist. Darum eben ist Aristophanes so groß, weil seine Weltansicht so groß war, weil sie größer, ja tragischer war als die der Tragiker selbst, weil seine Komödien wirklich „scherzende Tragödien“ waren. So hoch aber verstiegen sich nicht unsere deutschen Aristophanesse; sie enthielten sich jeder höheren Weltanschauung; über die zwei wichtigsten Verhältnisse des Menschen, das politische und religiöse, schwiegen sie mit großer Bescheidenheit; nur das Thema, das Aristophanes in den „Fröschen“ besprochen, wagten sie zu behandeln; zum Hauptgegenstand ihrer dramatischen Satyre wählten sie das Theater selbst, und sie satyrisirten, mit mehr oder minderer Laune, die Mängel unserer Bühne. Wir haben — fährt Heine fort — jetzt Ruhe in Deutschland, die Theaterkritik und die Novelle wird wieder Hauptsache, und da Herr Tieck

in diesen beiden Leistungen excellirt, so wird ihm von allen Freunden der Kunst die gebührende Bewunderung gezollt. Er ist in der That der beste Novellist in Deutschland; jedoch alle seine erzählenden Erzeugnisse sind weder von derselben Gattung, noch von demselben Werthe.

Wie bei den Malern, kann man auch bei Herrn Tieck mehrere Manieren unterscheiden. Seine erste Manier gehört noch ganz der früheren alten Schule rc. Die Werke, die er in seiner ersten Manier schrieb, meistens Erzählungen und große lange Romane, worunter „William Lovell" der beste, sind sehr unbedeutend, ja sogar ohne Poesie. Es ist, als ob diese poetisch reiche Natur in der Jugend geizig gewesen sei, und alle ihre geistigen Reichthümer für eine spätere Zeit aufbewahrt habe rc. So wie Tieck mit den Schlegeln in Berührung kam, erschlossen sich alle Schätze seiner Phantasie, seines Gemüthes und seines Witzes. Da leuchteten die Diamanten, da quollen die klarsten Perlen, und vor allem blitzte der Karfunkel, der fabelhafte Edelstein, wovon die romantischen Poeten damals so viel gesagt und gesungen. Diese reiche Brust war die eigentliche Schatzkammer, wo die Schlegel für ihre literarischen Feldzüge die Kriegskosten schöpften. Herr Tieck mußte für die Schule die satyrischen Lustspiele schreiben und zugleich nach den neuen ästhetischen Rezepten eine Menge Poesien jeder Gattung verfertigen. Das ist nun die zweite Manier des Herrn Ludwig Tieck. Seine empfehlenswerthesten dramatischen Produkte in dieser Manier sind: „Kaiser Octavianus", — „die heilige Genofeva" und der „Fortunat", drei Dramen, die den gleichnamigen Volksbüchern nachgebildet sind rc. rc. Weit kostbarer noch als jene Dramen sind die Novellen, die Herr Tieck in seiner zweiten Manier geschrieben. Auch diese sind meistens den alten Volkssagen nachgebildet. Die vorzüglichsten sind: „Der blonde Eckbert" und „der Runenberg". In diesen Dichtungen herrscht eine geheimnißvolle Innigkeit, ein sonderbares Einverständniß mit der Natur, besonders mit dem Pflanzen- und Steinreich. Der Leser fühlt sich darin wie in einem verzauberten Walde; er hört die unterirdischen Quellen melodisch rauschen; er glaubt manchmal, im Geflüster der Bäume seinen eigenen Namen zu vernehmen; die breitblätterigen Schlingpflanzen umstricken manchmal beängstigend seinen Fuß; wildfremde Wunderblumen schauen ihn an mit ihren bunten sehnsüchtigen Augen; unsichtbare Lippen küssen seine Wangen mit neckender Zärtlichkeit; hohe Pilze, wie goldene Glocken, wachsen klingend empor am Fuße der Bäume; große schweigende Vögel wiegen sich auf den Zweigen, und nicken herab mit ihren klugen langen Schnäbeln; alles athmet, alles lauscht, alles ist schauernd erwartungsvoll: — da ertönt plötzlich das weiche Waldhorn, und auf weißem Zelter jagt vorüber ein schönes Frauenbild, mit wehenden Federn auf dem Barett, mit dem Falken auf der Faust. Und dieses schöne Fräulein ist so schön, so blond, so veilchenäugig, so lächelnd und zugleich so ernsthaft, so wahr und zugleich so ironisch, so keusch und zugleich so schmachtend, wie die Phantasie unsers vortrefflichen Ludwig Tieck. Ja, seine Phantasie ist ein holdseliges Ritterfräulein, das im Zauberwalde nach fabelhaften Thieren jagt, vielleicht gar nach dem seltenen Einhorn, das sich nur von einer reinen Jungfrau fangen läßt.

Eine merkwürdige Veränderung begibt sich aber jetzt mit Herrn Tieck, und diese bekundet sich in seiner dritten Manier. Als er nach dem Sturze der Schlegel eine lange Zeit geschwiegen, trat er wieder öffentlich auf, und zwar in einer Weise, wie man sie von ihm am wenigsten erwartet hätte. Der ehemalige Enthusiast, welcher einst, aus schwärmerischem Eifer, sich in den Schooß der katholischen Kirche (dichterisch) begeben, welcher Aufklärung und Protestantismus so gewaltig bekämpft, welcher nur Mittelalter, nur feudalistisches Mittelalter athmete, welcher die Kunst nur in der naiven Herzensergießung liebte: dieser trat jetzt auf als Gegner der Schwärmerei, als Darsteller des modernsten Bürgerlebens, als Künstler, der in der Kunst das klarste Selbstbewußtsein verlangte, kurz als ein vernünftiger Mann. So sehen wir ihn in einer Reihe neuerer Novellen. Das Studium Goethe's ist darin sichtbar, so wie überhaupt Herr Tieck in seiner dritten Manier als ein wahrer Schüler Goethe's erscheint. Dieselbe artistische Klarheit, Heiterkeit, Ruhe und Ironie. War es früher der Schlegel'schen Schule nicht gelungen, den Goethe zu sich heranzuziehen, so sehen wir jetzt, wie diese Schule, repräsentirt von Herrn L. Tieck, zu Goethe überging rc. Außer Goethe ist es Cervantes, welchen er am meisten nachgeahmt. Die humoristische Ironie, ich könnte auch sagen, der ironische Humor dieser beiden modernen Dichter, verbreitet auch ihren Duft in den Novellen aus Herrn Tieck's dritter Manier. Ironie und Humor sind da so verschmolzen, daß sie ein und dasselbe zu sein scheinen rc. Von dieser humoristischen Ironie ist viel bei uns die Rede, die Goethe'sche Kunstschule preist sie als eine besondere Herrlichkeit ihres Meisters, und sie spielt jetzt eine große Rolle in der deutschen Literatur rc. rc. Es ist jetzt ein sonderbares Mißverhältniß eingetreten zwischen dem Verstande und der Phantasie dieses Schriftstellers. Jener, der Tieck'sche Verstand, ist ein honetter, nüchterner Spießbürger, der dem Nützlichkeitssystem huldigt und nichts von Schwärmerei wissen will; jene aber, die Tieck'sche Phantasie, ist noch immer das ritterliche Frauenbild mit den wehenden Federn auf dem Barett, mit dem Falken auf der Faust rc. — Ich kann nicht umhin zu bemerken, daß der Tieck'sche Verstand in seinen jüngsten Novellen noch grämlicher geworden, und daß zugleich seine Phantasie von ihrer romantischen Natur immer mehr und mehr einbüßt rc. Herr Tieck ist jedoch immer noch ein großer Dichter, denn er kann Gestalten schaffen, und aus seinem Herzen dringen Worte, die unsere eigenen Herzen bewegen" rc. rc.

Heine rühmt dann noch Tieck's Uebersetzung einer Reihe englischer Dramen aus der vorshakspeare'schen Zeit und namentlich des Don Quixote, diese als besonders gelungen, mit dem Beifügen: „Spaßhaft genug ist es, daß gerade die romantische Schule uns die beste Uebersetzung eines Buches geliefert hat, worin ihre eigene Narrheit am ergötzlichsten durchgehechelt ist. Denn diese Schule war ja von demselben Wahnsinne befallen, der auch den edlen Manchaner zu allen seinen Narrheiten begeisterte; auch sie wollte das mittelalterliche Ritterthum wieder restauriren; auch sie wollte eine abgestorbene Vergangenheit wieder in's Leben rufen." — Heine schilt seinen eigenen Schild, denn er stand ja selbst mit einem Fuße in derselben Schule, die er in seinen Apercu's lächerlich macht und der er gradezu das Beste verdankt, was sein Dichtergenius hervorzauberte.

Es bleibt uns noch übrig, die lyrischen Poesien Tieck's, dieses reichen Dichtergeistes, zu beleuchten. Im Allgemeinen sind sie zu träumerisch-phantastisch und überschwenglich, es fehlt ihnen der rechte Lebensnerv; manche derselben aber vereinigen alle Eigenschaften des ächten Dichters: frische und jungfräuliche Reinheit der Empfindung, glühende Liebe zur Natur, andächtige ungeheuchelte Anbetung der Kunst, Gestaltungskraft, warmen lebhaften Humor, ungeschminkte Einfachheit und melodische Grazie des Ausdrucks. Seine innige Naturliebe anlangend, so gebührt vor Allen Tieck der Ruhm (s. Cholevius, Geschichte d. deutsch. Poesie,

II. 366), daß er durch seine seelenvollen Lieder mehr noch, als es Goethe gethan, den Deutschen wieder zu seinen Bergen, Wäldern und Strömen hinauslockte. Gern läßt man sich die ausschweifende Magie gefallen, mit welcher er die Vegetation zu einer urweltlichen Großheit und Farbenpracht erhob und, an unverlorene Erinnerungen anknüpfend, wieder das alte Reich der Elementargeister lebendig machte. — „Tieck ist vorzugsweise Naturdichter (s. Heinr. Kurz, Handbuch d. poet. Nationalliteratur, III. 331 f.), nicht zwar in der gewöhnlichen Bedeutung des Worts, nicht einer, der die Erscheinungen der Natur plastisch, anschaulich künstlerisch darzustellen sucht, sondern die poetische Idee, die sich in der Erscheinung offenbart, oder vielmehr Beides zusammen, denn Beides, Idee und Erscheinung, sind Eins, untrennbar, nur in und mit einander bestehend. Daher ist bei Tieck Alles belebt und selbstständig, der Wald und die Quelle, die Blumen und Gebüsche, der Strom und der Himmel, ja selbst der Sturm, Alles hat ein unabhängiges, sich selbst genügendes Leben, wie der Mensch. Aber Alles ist durch ein geheimnißvolles Band an den Menschen gefesselt, Nichts kann ohne ihn bestehen; daher dieses Streben, sich mit dem Menschen zu vereinigen, für ihn und mit ihm zu leben, worauf schon die uralten Sagen der Wasserjungfrauen hinweisen. „In den Romanzen, besonders den natur-symbolischen, spricht sich diese Eigenthümlichkeit der poetischen Natur Tiecks entschieden aus; sie entstanden in den Jahren 1793—1810. — „Arion“ besitzt vor dem gleichnamigen Schlegel'schen Gedichte den großen Vorzug, daß in ihm die Idee des Mythus klarer aufgefaßt ist. Die Macht des Gesanges auf die Thierwelt bildet, wie es nicht anders sein darf, den Mittelpunkt der Romanze; der Dichter ist von der Idee so durchdrungen, daß er sogar den Gang der Sage, wie sie uns überliefert worden ist, verläßt, und die Schiffer nur gleichsam vorübergehend erwähnt. Sie stoßen den Sänger in's Meer, und erst in den Wogen läßt er, ‚statt mit ihnen wild zu streiten‘, seinen Gesang ertönen. Die Worte, die er singt, sind viel bedeutungsvoller als bei Schlegel; ihre Wirkung auf die den Sänger umgebende Meerwelt tritt viel anschaulicher hervor, — nicht bloß Delphine, nicht bloß die lebenden Geschöpfe werden vom Zauber seines Gesangs bewegt, selbst die Wogen des Meeres fühlen die Macht der Töne. So vollkommen aber auch Tieck den Mythus aufgefaßt hat, so wenig ist die Ausführung des Ganzen zu loben. „Die Zeichen im Walde“ scheinen mehr um der von ihm gewählten Form (Assonanz) willen, als aus einem höhern dichterischen Zwecke gedichtet zu sein. Denn sonst hätte er ihr kaum eine so übermäßige Ausdehnung gegeben, welche um so mehr ermüden muß, als das Ganze sich äußerst monoton bewegt. Die Erfindung ist sehr glücklich; man könnte kaum einen Stoff finden, der eine so reiche Fülle von Situationen darbietet als dieser, in welchem die Leidenschaften des menschlichen Herzens in so mannichfaltiger Abwechslung erscheinen, eine so entschiedene Höhe erreichen. Auch ist die Komposition durchaus lobenswerth; der Dichter hat die verschiedenartigsten Begebenheiten glücklich in Einen Punkt zusammengefaßt und dadurch seinem Gedichte die schönste Einheit gegeben. Dagegen ist die Ausführung nichts weniger als befriedigend, was zum großen Theile gewiß der Form zuzuschreiben ist, welche den Dichter zu einer Eintönigkeit der Darstellung zwang, die mit dem reichen Wechsel des Inhalts sehr kontrastirt. Ferner ist jeder einzelne Theil des Gedichts, jede Rede, jede Erzählung, bis zur Weitschweifigkeit ausgedehnt; diese hat sich überhaupt des Dichters so ganz bemeistert, daß er, statt kräftig und bedeutend abzuschließen, von einer Strophe zur andern schleicht, bis er, ganz ermattet, das längst gewünschte Ende findet.“ —

Wir fügen noch einige erläuternde Bemerkungen über Tieck's bedeutsamste Dichtungen der lyrisch-epischen Gattung bei, nämlich über die Romanzen vom Siegfried und vom getreuen Eckart. „Siegfried's Jugend“ und „Siegfried der Drachentödter“, dem Stoffe nach aus dem Heldenbuch entnommen, sind Darstellungen mythisch-heroischer Züge aus dem abenteuerlichen Jugendleben unseres deutschen Achilles, des Helden des Nibelungenliedes. Die Begebenheit ist objectiv klar gestaltet und drastisch veranschaulicht, im ursprünglichen Nibelungenversmaße, in ersterer Romanze gedrängter und einheitlicher durch die Rache an dem tückischen Schmiede Mimer, in letzterer malerisch ausführlicher und romantisch belebter durch die Traumsituation. Siegfried, König Sigmunds und Sigelindens Sohn, zu Santen am Niederrhein schon als Knabe zum Helden herangewachsen, durch manche Lande gezogen, um seines riesigen Leibes Stärke zu versuchen, kommt zu einem Schmiede als Gehülfe, der ihn in den Wald schickt, Kohlen zu brennen, eigentlich aber, damit den Gefürchteten ein im Walde hausender Drache umbringe. Siegfried aber tödtet den Lindwurm, badet sich in seinem Blute und bekommt dadurch eine unverwundbare Hornhaut, die nur durch eine nicht gehörnte Stelle, wo ein Lindenblatt zufälliger Weise ihm auf die Schulter fiel, unterbrochen wird (in der ihm später Hagen die Todeswunde beibrachte). Hierauf kehrt er zur Schmiede mit dem Drachenhaupte zurück, schlägt den Meister nieder, steigt zu Roß und fährt im Sturmgewande durch's Land. Seine künftigen Heldenthaten, besonders daß er den unermeßlichen Schatz an edlem Gestein und rothem Gold dem finstern Geschlechte Schilbung's und Nibelung's abgewinnen werde, läßt der Dichter ihm in der zweiten Romanze, während er das Drachenblutbad nimmt, durch Nachtigallengesang unter'm Lindenbaum verkünden. — Auch der Stoff zum „Weland“ gehört dem Heldenbuch an, und entfaltet sich vor uns in eigenthümlicher Behandlung zur plastischen Darstellung, worin man, wie in den vorgenannten Gedichten, die Urzüge der Ritterlichkeit im rohen Beginnen erblicken mag. — Der „getreue Eckart“ *) gehört gleichfalls der Heroensage an, mehr aber als Uebergang vom heidnischen in das christliche Element. Diesen schönen Romanzen-Cyklus hatte Tieck zuerst dem Volksmärchen gleichen Namens im „Phantasus“ einverleibt, wo die poetische Dar-

---

*) Eckart ist nach Dr. Gräße (s. dessen „Sage vom Ritter Tannhäuser, aus dem Munde des Volks erzählt“ ꝛc. Dresd. und Leipz. 1846) einer der beiden Markgrafen von Burgund in der Nibelungensage, der Chriemhilden in das Nibelungenland und von da nach Worms folgt. Er begleitet sie nachher als ihr Kämmerer nach Heunenland. Nach andern Sagen des Heldenbuchs ist er aber zu Breisach der Vormund der jungen Harlungen, die er vergeblich gegen ihren Onkel Ermenrich beschützt. Später kämpft er auf Seiten Dietrichs von Bern. Er sitzt endlich, wie er früher Hagen vor Chriemhilden gewarnt, vor dem Venusberge, welcher hier Chriemhildens Rosengarten zu Worms und bezauberter Palast im Heunenlande, in welchen der Spielmann Volker durch Zaubertöne verlockt, sein würde. Meistens aber gilt dafür der zwischen Eisenach und Gotha liegende Hörselberg mit einer Schlucht, Hörselloch genannt, aus welcher man oft sonderbare Töne erschallen hört. Eckart, am Eingange derselben sitzend, soll mit einem weißen Stabe in der Hand alle ihm Begegnenden warnend fortwinken. Auch läßt ihn die Volkssage der wilden Jagd und der Frau Holla voranziehen.

stellung durch die erzählende Prosa ergänzt und vervollständigt wird. Ein an Handlung reiches, tiefpoetisches Gebilde mit köstlichen Situationen und trefflicher Charakterzeichnung des Helden. Meisterhaft ist die letzte Abtheilung, voll musikalisch schwärmerischen Gefühls und bezaubernden Duftes, die Imagination mit ergreifender Gewalt fesselnd durch die lebhafte Versinnlichung der Sage vom zauberischen Spielmann aus dem Venusberg. Der Herzog von Burgund hat nämlich Eckarten trotzdem, daß er ihm sogar die Söhne hat tödten lassen, treu und bewährt gefunden („Dem ich die Kinder hab' erschlagen, der muß mich in den Armen tragen!"), sich mit ihm in Liebe versöhnt, und ihn bei seinem Sterben zum Vormund über die Prinzen gesetzt. Seitdem nahm sich Eckart (heißt es im Phantasus) der Regierung mit allem Fleiße an und Jedermann im Lande mußte seinen hohen männlichen Muth bewundern. Es währte nicht lange, so verbreitete sich in allen Gegenden das wunderbare Gerücht von dem Spielmanne, der, aus dem Venusberge gekommen, das ganze Land durchziehe und mit seinen Tönen die Menschen entführe, welche verschwänden, ohne daß man eine Spur von ihnen wiederfinden könne. Einmal lagerte er sich mit den unmündigen Jünglingen auf einem Abhange des Berges vor dem Schlosse, von wo sie weit in das schöne Land hinein sehen konnten, und Eckart unterdrückte das Andenken an seine Kinder, denn sie schienen ihm von den Bergen herüber zu schreiten, indem er aus der Ferne einen lieblichen Klang vernahm („Kommt es nicht wie Träumen aus den grünen Räumen?" 2c.). Es war der Zauberklang des Spielmannes, welcher in den frommen Jungen einen seltsam bösen Geist erregte, der sie tobend nach unbekannter Ferne zog, wo sie dem Spielmanne in fremder Tracht begegnen. Eckart, dem auch die Sinne wanken, muß ihnen folgen, aber die Erinnerung an die Todesstunde seines Freundes Burgund schirmt sein Gemüth, er will auf den Spielmann eindringen mit dem Degen, doch beim Klingen der Pfeife ist ihm die Kraft geraubt. Wunderliche, aus den Bergen stürzende Gestalten von Zwergen nahen, reißen die Jünglinge und ihn im Zuge mit fort, und machen erst am klaffenden Venusberge Halt, aus dem verführerische Musik erschallt. Jetzt ermannt sich Eckart, und mit dem Ausrufe „Ich bleibe treu!" in die dämonischen Schaaren einhauend, gelingt es ihm, die Prinzen zu befreien, welche durch das Thal fliehen und in Sicherheit kommen. Haufenweis sinken die Zwerge von seinem tapfern Arm, aber andere kommen aus dem Felsenschacht und fallen ihn mit Wuth an, bis er endlich, wild kämpfend wie ein Leu, an den empfangenen Wunden stirbt. Burgunds geretteter ältester Sohn besteigt nun den Thron, Eckarts Geist aber hält seitdem als Warner am Venusberg Wache.— In diesem Gedichte ist Tieck der treuherzige altdeutsche Ton, den er sonst gerne karrikirt, so meisterlich gelungen, daß man im Innersten erschüttert wird. Was die Natur geheimnißvoll Lockendes hat, regt der Gesang des alten Spielmanns an, der Zug zum Venusberg ist unwiderstehlich, und doch wird in aller dieser Herrlichkeit das sehnende Herz nicht froh, es möchte nach der Menschenwelt mit ihren mäßigen Leiden und Freuden zurück, vertrieben wieder von der unendlichen Sehnsucht.

Schriften.

Thaten und Feinheiten renommirter Kraft- und Kniffgenies. 2 Bde. Berl. 1790—91.
Almansur. Ein Idyll. Berl. 1791.
Abdallah. Erzählung. Leipz. 1795.
William Lovell. 3 Bde. Berl. 1795. N. Aufl., 2 Bde., das. 1814.
Karl von Berneck. Trauersp. 1795. (Die erste Schicksalstragödie.)
Die sieben Weiber des Blaubart. Berl. 1795.
Peter Lebrecht. Der gestiefelte Kater. Ein Kindermärchen a. d. Ital. 1te unverb. Aufl. Bergamo 1797.
Peter Lebrecht. Eine Geschichte ohne Abenteuerlichkeiten. 2 Thle. Berl. 1797.
Volksmärchen, herausg. von Peter Lebrecht. 3. Bde. Berl. 1797. (I. Blaubart. — Eckbert. — Heimonskinder. II. Der gestiefelte Kater. — Die schöne Magelone. III. Karl von Berneck — Schildbürger.)
Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders. (Herausg. mit Wackenroder). Berl. 1797. N. Aufl. 1822.
Allah Moddin. Schausp. Leipz. 1798.
Der Abschied. Trauersp. Leipz. 1798.
Ritter Blaubart. Ein Ammen-Märchen. Berl. 1798.
Die verkehrte Welt. Schausp. 1798.
Sternbald's Wanderungen. 2 Bde. Berl. 1798.
Phantasien über die Kunst. Von einem kunstliebenden Klosterbruder. (Herausg. mit Wackenroder.) Hamb. 1799. N. Aufl. Berl. 1814.
Prinz Zerbino, die Reise nach dem guten Geschmack. Jena 1799.
Romantische Dichtungen. 2 Bde. Jena 1799—1800. (I. Zerbino. — Der getreue Eckart und der Tannhäuser. II. Rothkäppchen. — Genoveva. — Historie von der Melusina.)
Don Quixote von Cervantes, übersetzt. 4 Bde. Berl. 1799—1801; 3te Aufl. das. 1831.
Poetisches Journal. 2 Stücke. Jena 1800.
Leben und Tod der heil. Genoveva. Trauersp. Berl. 1800. N. Aufl. 1820.
Das Ungeheuer oder der verzauberte Wald. Bremen 1800.
Musen-Almanach auf das Jahr 1802, herausg. (mit A. W. Schlegel). Tübing.
Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter, neu bearbeitet. M. Kpfrn. Berl. 1803.
Kaiser Octavianus. Eine Lustsp. in 2 Theilen. Berl. 1804.
König Rother. Fragment. Berl. 1806. (Zuerst in v. Arnim's Einsiedlerzeitung.)
Das Donauweib. Berl. 1808. (Zuerst in Förster's Sängerfahrt 1818.)
Alt-Englisches Theater oder Suppl. zu Shakspeare. 2 Bde. Berl 1811.
Frauendienst oder Geschichte und Liebe des Ritters und Sängers Ulrich von Lichtenstein. Stuttg. u. Tübing. 1812.
Phantasus. Eine Sammlung von Märchen, Erzählungen, Schauspielen und Novellen. 3 Bde. Berl. 1812—17; desgl. 1828; desgl. 1844. (I. Blonde Eckbert. — Getreue Eckart. — Runenberg. — Liebeszauber. — Magelone. — Elfen. — Pokal. — Rothkäppchen. II. Blaubart. — Gestiefelte Kater. — Verkehrte Welt. — Däumchen. III. Fortunat.)

Deutsches Theater. 2 Bde. Berl. 1817. (I. Rosenplüt. — Hans Sachs. — Ayrer. II. Opitz. — Gryphius. — Lohenstein.)
Gedichte. 3 Bde. Dresd. 1821—23. N. Titelausg. 1834. N. Ausg. m. Portr. Berl. 1841.
Pietro von Abano oder Petrus Apone. Bresl. 1822. 1825.
Novellen. 7 Bde. Berl. u. Bresl. 1823—28.
Shakspeare's Vorschule. Herausg. und mit Vorrede. 2 Bde. Leipz. 1823—29.
Dramaturgische Blätter. 2 Bde. Dresd. 1825—26. Bd. 3.: Leipz. 1852. Vollständig in 2 Theilen: Leipz. 1852.
Shakspeare's dramatische Werke übersetzt und erläutert. (Ergänzung der Schlegel'schen Uebersetzung.) 9. Bde. Berl. 1825—33. N. Ausg. 12. Bde. 1839—41.
Der Geheimnißvolle. Novelle. Dresd. 1825.
Der Aufruhr in den Cevennen. Eine Novelle. Abschn. 1 u. 2. Berl. 1826.
Novellenkranz. Almanach für 1831—34. 4 Jahrgänge. m. Kpfrn. Berl.
Der junge Tischlermeister. Novelle in 6 Abschnitten. 2 Bde. Berl. 1836.
Evremont. 3 Thle. Bresl. 1836.
Shakspeare. Vier historische Schauspiele, herausg. u. übersetzt. Stuttg. u. Tübing. 1836.
Vittoria Accorombona. Ein Roman. 2 Bde. Bresl. 1840; 2te Aufl. m. Vorwort von Braniß. Das. 1841.
Das Lied der Nibelungen, bearbeitet. 3 Bde. (Unvollendetes, handschriftlich hinterlassenes Werk.) Fr. v. d. Hagen, welchem Tieck einige Wochen vor seinem Tode diese Arbeit übergab, theilt Proben daraus mit in der Germania, Bd. X. S. 1—16.

Gesammt-Ausgaben.

Sämmtliche Werke. 12 Bde. Leipz. 1799. (Unrechtmäßige Ausgabe.)
Gesammelte Schriften. 20 Bde. Berl. 1828—46.
Gesammelte Novellen. 8 Bde. Bresl. 1835—38. Desgl. vermehrt und verbessert: 14 Bde. Bresl. 1838—42; 2te Aufl. das. 1842—47. Vollständige Sammlung ders., 12 Bde. Berl. 1853.
Kritische Schriften. Zum ersten Mal gesammelt u. mit einer Vorrede herausgegeben. 4 Bde. Leipz. 1848—52.
Gesammelte Schriften. Vollst. Ausgabe in 12 Bndn. Berl. 1853—55.
Nachgelassene Schriften. Auswahl und Nachlese. Herausg. von Rudolf Köpke. 2 Bde. Leipz. 1855. (Dramatisches; Lyrisches; Novellistisches; Kritisches, darunter Bruchstücke des beabsichtigten Werks über Shakspeare.)

Zur Lebensgeschichte und Beurtheilung:

Friedr. Schlegel, Vorlesungen über die deutsch. Literatur ꝛc. II. 331 ff.
Solger, Nachgel. Schriften. I. 428 f.
Goethe in den Werken, Bd. 27. S. 73.
Wiener Jahrbücher der Literatur 1819, S. 110 f.; 1822, S. 201 f.
J. G. Kühne, Jahrbücher f. wissensch. Kritik. Septbr. 1833.
J. v. Eichendorff, Ueber die ethische u. religiöse Bedeutung der neuern romant. Poesie in Deutschland Leipz. 1847.
G. G. Gervinus, Geschichte d. deutsch. Dichtung. Leipz. 1853, V. 587 f., 645 f.
Rud. Köpke, Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen. 2 Bde. Berl. 1855.
Julian Schmidt, Geschichte d. deutsch Literatur ꝛc. Leipz. 1855. I. S. 382 f., 431 f.
J. L. Hoffmann, L. Tieck. Eine literarhistorische Skizze. Nürnb. 1856.
Fr. Zarncke, Liter. Centralblatt f. Deutschland. Leipz. 1857, Nr. 20.

---

131. Arion.

Arion schifft auf Meereswogen
Nach seiner theuren Heimath zu;
Er wird vom Winde fortgezogen,
Die See in stiller, sanfter Ruh.

Die Schiffer stehn von fern und flüstern,
Der Dichter sieht in's Morgenroth;
Nach seinen goldnen Schätzen lüstern,
Beschließen sie des Sängers Tod.

Arion merkt die stille Tücke,
Er bietet ihnen all sein Gold;
Er klagt und seufzt, daß seinem Glücke
Das Schicksal nicht wie vordem hold.

Sie aber haben es beschlossen,
Nur Tod gibt ihnen Sicherheit.
Hinab in's Meer wird er gestoßen;
Schon sind sie mit dem Schiffe weit.

Er hat die Leier nur gerettet,
Sie schwebt in seiner schönen Hand;
In Meeresfluthen hingebettet,
Ist Freude von ihm abgewandt.

Doch greift er in die goldnen Saiten,
Daß laut die Wölbung wiederklingt;
Statt mit den Wogen wild zu streiten
Er sanft die zarten Töne singt:

„Klinge, Saitenspiel!
In der Fluth
Wächst mein Muth;
Sterb' ich gleich, verfehl' ich nicht mein Ziel.

„Unverdrossen
Komm' ich, Tod!
Dein Gebot
Schreckt mich nicht; mein Leben ward genossen.

„Welle hebt
Mich im Schimmer;
Bald den Schwimmer
Sie in tiefer, nasser Fluth begräbt.“

So klang das Lied durch alle Tiefen,
Die Wogen wurden sanft bewegt,
In Abgrunds Schlüften, wo sie schliefen,
Die Seegethiere aufgeregt.

Aus allen Tiefen blaue Wunder,
Die hüpfend um den Sänger ziehn;
Die Meeresfläche weit hinunter
Beschwimmen die Tritonen grün.

Die Wellen tanzen, Fische springen;
Seit Venus aus den Fluthen kam,
Man dieses Jauchzen, Wonneklingen
In Meeresvesten nicht vernahm.

Arion sieht mit trunknen Blicken
Lautsingend in das Seegewühl;
Er fährt auf eines Delphins Rücken,
Schlägt lächelnd in sein Saitenspiel.

Der Fisch, zu Diensten ihm gezwungen,
Naht schon mit ihm der Felsenbank;
Arion hat den Fels errungen,
Und singt dem Fährmann seinen Dank.

Am Ufer kniet er, dankt den Göttern,
Daß er entrann dem nassen Tod.
Der Sänger triumphirt in Wettern,
Ihn rührt Gefahr nicht an und Tod!

---

132. Die Zeichen im Walde.

„O mein Sohn, wie gräßlich heulend
Klagt herauf vom Moor die Unke!
Hörst du wohl die Raben krächzen?
Die Gespenster in dem Sturme?“ —

„„Vater, laßt die Sorge fahren,
Denn die Wolken ziehn hinunter;
Bald wird sie der Mond bezwingen,
Der zu scheinen schon begunnte.

„„Durch die Thäler streift der Nebel,
Schon erglänzen fern die Burgen,
Schaut! schon leucht't das Kruzifixe,
Das Kapellenbild da drunten.““ —

„Ach, du Kruzifixe gütig,
Laß vom Schatten dich verdunkeln!
O Mariabild, sei gnädig,
Bleib in Finsterniß verschlungen!

„Laßt ihn los, den alten Sünder,
Fahren laßt den alten Wulfen:
Tod und Sünde seine Freunde,
Und die Hölle ihm verbunden!

„Wie die Nacht bald leucht't, bald dämmert,
Schauernd in dem Wolkenzuge,
Ist es wie ein tiefes Auge,
Da der Erbfeind herblickt dunkel.

„Wie die Wälder sausen, schallen,
Rauschen ab die Felsenbrunnen,
Hör' ich Wald, Thal, Berg und Klüfte
Summen: Komm zu uns herunter!“ —

Und es spricht sein Sohn ihm tröstend,
Der ihn liebt, Sohn Sigismunde:
„„Ach mein Vater, wär' vorüber
Diese schreckenvolle Stunde!

„„Soll ich nach dem Beicht'ger laufen?
Nach dem Arzt, daß Ihr gesundet?
Soll ich beten? . . . Geht zum Heiland,
Tröstet Euch an seinen Wunden!

„„Wollt Ihr sterben, alter Vater,
Von Verzweifeln, Angst bezwungen?
O wie faß' ich doch die Seele,
Die sich Gott und Heil' entrungen?

„„O besinnt Euch auf die Güte,
Auf die ew'ge, ew'ge Tugend,
Die herab uns sprang, den Sündern,
Von des Gottessohnes Blute!

„„Denkt den Vater, denkt Marien,
Unsrer ew'gen Liebe Mutter,
Denkt den Geist, das unergründlich
Heilig und dreifaltig Wunder!

„„Daß wir lieben, sind wir Sünder,
In dem Tod die Lilienblume;
Reue kann uns Gott versöhnen,
Auf macht er die Heiligthume.

„„Unsre Angst klopft an die Pforten:
Auf, o lieber Vater, thue!
An dem Schlosse sitzt Erbarmen,
Schiebt den Riegel bald zurucke.

„„Ohne Schätzung ist der Himmel,
Dennoch mag er Kauf erdulden;
Unsre Thränen nimmt Sankt Peter,
Schätzet sie als Münze gulden.

„„Schnee und Regen gehn hernieder,
Alle Ströme gehn bergunter,
Jeder Stein, hinaufgeschleudert,
Muß zur Erd' herab zur Stunde:

„„Also zieht den Menschen Sünde,
Niemals kann er ganz gesunden,
Daß er aufrecht schaut zum Vater,
Sind die himmlischen fünf Wunden.

„„Da kam Himmelreich hernieder,
Aus fünf Quellen wonnig blutend,
Da erwuchs das Paradiese,
Aus fünf Wunden göttlich blumend.

„„Da erschrack die Erde freudig,
Und zerborst in große Kluften,
Und die Herzen wurden offen,
Gottes Liebe faßte Wurzel,

„„Blüht hinein in seinen Himmel,
Wächst hinauf in seine Ruhe,
Rankt hinan in schön Gebeten;
Große Kraft hat Herz und Zunge.

„„Ihr seid selbst ein Zweig vom Baume,
Welcher steht in Gottes Grunde;
Alle Zweig' und Laub sind Engel,
All' formirt zu seinem Ruhme.““ —

Abwärts wandte sich der Alte,
Weil er keine Gnade wußte,
Denn sein Ohr vernahm die Worte,
Doch sein Herz war fern vom Muthe.

„Du mein einzig Kind,“ begann er,
„Niemals ward dir Schwester, Bruder;
Als sie dich gebar, da schied sie,
Deine treue fromme Mutter.

„Nur auf kurze Zeit geliehen
War dem Frevler Kunigunde;
Du warst fromm, mein Sohn, und heilig
So wie ihre Todesstunde.

„Und so oft dein Blick geleuchtet,
Sah ich immer diese Stunde;
Und mein Herz zerriß die Sorge,
Schürte fester mich im Bunde.

„Darum war ein grimmer Wechsel
Stets von Haß und Lieb' im Busen;
Bei der Wiege stand ich lauernd,
Und mein Arm den Dolch erhube.

„Aber dann die stillen Augen,
Die sich aus einander schlugen,
Brachten Furcht und Liebe wieder,
Und die Angst ward wieder Ruhe.

„Also bist du mir erwachsen,
Immer war mir freund dein Thuen;
Liebst du mich mit ganzer Seele,
Kannst mir doch nicht stehn zum Schutze.

„Innerst recht in meiner Seele
Sind die Kräfte, die da unten,
Gottlos abgewandt vom Heile,
In der Frevel Tiefe wuchern.

„Nicht ist mir der Christ gestorben;
Andern Mächten, mit dem Blute,
Das ich, trotzend ihm, vergossen,
Bin ich eisenfest verbunden.

„Mir sind andre Paradiese,
In dem Graus sind meine Blumen;
Himmelsmächten widerstrebend,
Folg' ich meinem dunkeln Fluge.“ —

Weinend nimmt der Sohn die Hände,
Weinend spricht der Sigismunde:
„„Vater, was Ihr fehltet, gebt mir,
Gebt mir, ach! die trübe Kunde.

„„Daß uns Gott erlösen wollte
Von dem allerschlimmsten Bunde,
Drum gab er den Eingebornen,
Himmel ist uns so gefunden.

„„Jedem Sünder, der ihm traute,
Ist Vergebung noch gelungen;
Der Allmächt'ge kann vergeben,
Und es will auch der Allgute.

„„Nur nicht widerstrebt dem Geiste,
Ohne Sühnung ein Verschulden;
Diese Sünde thut Ihr, Vater,
Wenn Verzweiflung obgerungen!

„„Leben, Blut und Herz und Glauben
Will ich auf zum Werke rufen,
Alle Kräfte sollen streiten,
Siegen ob dem schlimmsten Truge.““ —

Da erwacht der alte Vater,
Sehnend wie aus einem Schlummer,
Und es rinnen große Thränen
Seinem trüben Aug' hinunter.

„Auf,“ so spricht er, „was der Himmel
Für Gewalt erleid', versuche!
Ob so späte Reu' im Sterben
Wiederbring' verlorne Tugend.

„Geh' hinunter nach dem Walde:
Was die Zeichen dort im Grunde
Aller Welt verbergen, hole!
Betend find' ich dann wohl Ruhe.“ —

„„Und was sind denn diese Zeichen?
Deine Reden sind mir dunkel.
Wie soll ich in Nacht sie treffen?
Wo im Walde soll ich suchen?““ —

„Kennst du nicht, fernab im Forste,
Tief ein Thal, von Tannen dunkel,
Wo ein Stein, bekreuzt mit Dolchen,
Weiß dasteht auf trübem Grunde?

„Oftmals hast du mich gefraget,
Wann wir jagten in der Runde,
Was der Stein bezeichnen solle;
Noch verschwieg ich dir die Kunde.

„Das ist nun das erste Zeichen,
Mir ein Zeichen meines Kummers,
Den erhebe; bringe zu mir,
Was du finden wirst da drunten!

„Und zwei Dolche wirst du finden
In der Erde wenig Schuhe.
Ach, damit hab' ich erstochen
Ihn, den Liebling meiner Jugend!

„An dem Platze war's geschehen,
Und da setzt' ich meiner Tugend
Dieses Zeichen, die gestorben
In des liebsten Freundes Blute.

„Aufgekeimt wie junge Lämmer
Spielten wir in jeder Stunde;
Er bewohnte, die du jenseits
Schimmern siehst, die alten Burgen.

„Mit dem Alter wuchs die Liebe,
Und er hieß mich seinen Bruder,
Und gelobte, wann er stürbe,
Mir zu geben seine Burgen.

„Nahm mich freundlich in die Arme,
Und versprach mit einem Schwure,
Eine Gattin nie zu freien,
Nimmer um ein Weib zu buhlen.

„Also schrieb er selber nieder,
Bald darauf erhielt ich Kunde,
Daß er oft hinüber ritte
Zu der schönen Kunigunde.

„Da erwacht' es wie ein Grausen
Tief in meines Herzens Grunde;
Geister rotten sich zusammen,
Steigen aus dem finstern Schlunde.

„Diese Veste nur die meine,
Sie die ärmste in der Runde,
Und die Fremde als das schönste
Weib in jedes Mannes Munde!

„Sie besucht' ich, sah sie selber,
Fühlte bald die tiefe Wunde,
Die mir Sinn und Leben raubte;
Dachte sie nur jede Stunde.

„Alle Freundschaft ward vergessen,
Was er that zu meinen Gunsten;
Die Gestalt, sein lieblich Wesen,
Kuß und Handdruck war verschwunden.

„Der Begierde Stachel fühlend,
Der je scharf und schärfer wurde,
Mied ich ihn, wo ich ihn schaute,
Furchte mich vor seinem Gruße.

„Meine Liebe ward ihm fremde,
Ihn gereute seine Jugend,
Und er freite um die Schöne
Bei den Eltern Kunigundens.

„Lieber war ich ihr geworden,
Sie versprach mit einem Kusse
Mein zu sein, doch war ihr Vater
Jenem hold, ob seinem Gute.

„Also traf ich ihn im Holze,
Haß und Brunst in meinem Muthe,
Daß ich ihn schnell ohn' Erbarmen
Mit der Lanze niederschluge.

„Und die Dolche waren plötzlich
In der Hand, ob ich nicht wußte
Wie, woher; so eilt der Böse,
Daß in uns erstirbt das Gute.

„Seine Augen baten flehend,
Zugeschlossen war mein Busen,
Und das Herz, das mir geschlagen,
Das zerstach ich, der Verfluchte.

„Trennte drauf das Haupt, das liebe,
Mit dem Schwerte von dem Rumpfe,
Und verbarg es in der Erde,
Weiter ab im dunkeln Grunde.

„Dieses ist das zweite Zeichen.
Gehe hin, den Stein verrucke,
Bringe den geliebten Schädel,
Eh' ich zu die Augen drucke.

„Weiter ab, wo Wald zu Ende,
Steht bei dem Wachholderbusche
Endlich noch das dritte Zeichen.
Ach, wo find' ich davor Ruhe?

„Also war mein Freund erblichen,
Also starb der edle Kunze.
Bald darauf ward ich vermählet
Mit der schönen Kunigunde.

„Und die Freunde meines Freundes
Forschten nach, wie er verblutet,
Und von mir ward gleich das Schlimmste
Von den Forschenden vermuthet.

„Angeklagt des schnöden Mordes
Ließen mich die Richter rufen,
Und ich fand den strengsten Richter
Schon in meinem eignen Busen.

„Schwer im Wochenbett darnieder
Lag die Gattin Kunigunde,
Und es hatte sich der Kranken,
Wie sie starb, ein Sohn entwunden.

„Alles Glück war abgeschlachtet,
Meine Brust die Mördergrube:
Ehre, Hoffnung, Liebe, Leben
Ausgetilgt, und jedem Buben

„War mein Herz nun Preis gegeben;
Um mich grinsten Höllenhunde,
Und ich riß mit wüstem Streben
Das, was mich an Gott gebunden.

„Mitternacht lag auf dem Lande,
Da verließ ich dich im Schlummer,
Und die Leiche meiner Gattin;
Ging hinab die hohen Stufen.

„Wild zur Wildniß ging ich nieder,
Sternen und dem Himmel fluchend;
Nach der Nacht streckt' ich die Arme,
Und der Mond ging trübe unter.

„Daß die Klüfte wiederschallten,
Fing ich an so laut zu rufen.
Eingeweiht zu tieferm Grausen
Ward ich bald den finstern Zunften.

„Und der böse Feind erschiene
Finster meinem bösen Muthe,
Und er nahm ein Schreiben von mir,
Das ich schrieb mit meinem Blute:

„Ihm zu eigen mich zu geben,
Unter seinem grimmen Schutze
Sicher sein mein Leib und Leben;
Nur die Seele war verschuldet.

„Diese Schrift ward eingeschlossen,
Daß ich's sah, in erzner Truhe,
Unterm Steine eingegraben
Dort im dunkelgrünen Grunde.

„Dieses ist das dritte Zeichen
Dorten beim Wachholderbusche.
Welche Macht kann es befreien,
Bringen mir die Eisentruhe?

„Reichthum, Ehre ward verliehen
Dem, der ab sich that dem Guten.
Heute ist der Preis verfallen,
Und ich fühl' der Hölle Ruthen.

„Kannst du mir die Zeichen bringen,
Ist es dir, o Sohn, gelungen,
O so möcht' es mir gerathen,
Daß ich mich hinaufgeschwungen!

„Sieh, der Mond scheint hell und heller,
Ach, so liebe Sterne lugen
In den Grund hinab, und sanfte
Herrscht im Thal und Wald die Ruhe.

„In sich klingt der Himmelsbogen,
Regnen nieder Segensfluthen,
Ein Erbarmen winkt von oben:
Eile denn zum Wald hinunter!“ —

Wie der Sohn den Vater anschaut,
Will er ihm so fremd bedunken . . .
Schaudernd wendet er sich von ihm,
Geht hinab die Felsenstufen.

Und er naht dem Kruzifixe
Der Kapelle dort im Grunde,
Und er wirft sich knieend nieder,
Betet da in tiefen Brunsten.

Erd' und Himmel, Berg und Waldung,
Blum' und alle Kreaturen,
Er sich selber, sind wie Fremdling,
Findet nicht die vor'gen Fluren.

Taumelnd tritt er in den Wald ein,
Irrend sucht er wohl die Spuren,
Die ihn nach den Zeichen leiten,
Die er sonst im Thal gefunden.

Durch die Blätter geht ein Flüstern,
Lichter gehn ihm vor dem Fuße,
Da erblickt er mit den Dolchen
Weißen Stein auf dunklem Grunde.

Mühsam wälzt er fort den Marmor,
Und er gräbt nur wenig Schuhe:
Sieh, da sind die beiden Dolche,
Und er steckt sie in den Busen.

Weiter geht er, bange sinnend,
Jenes zweite Zeichen suchend;
Fern ab jenem lenkt der Stein ihm
Seine Schritte, wohl zweihundert.

Schwerer ist der abzuwälzen,
Nach dem Zeichen wächst sein Hunger,
Sollten ihm die Sehnen reißen,
Achtet's nicht; es ist gelungen.

Aus dem Boden steigt ein Schädel,
Und er hört fernab ein dumpfes
Winseln, ob es Geister wären,
Oder ein Geheul der Unken.

Und der Wald ist schon zu Ende;
Nahend dem Wachholderbusche
Sieht er auf dem größten Steine
Eine Menschenbildung ruhen.

„„Fort da, Fremdling! Du mußt weichen,
Diesen Ort muß ich durchsuchen,
Denn da unten liegt ein Kleinod
Von des Vaters Eigenthume.““

„Wie so unhold?‟' sagt der Fremde,
„Wohlbekannt ist deine Jugend;
Sonst war mir ein Freund dein Vater,
Denn ich heiß' mit Namen Kunze.‟'

„„Kunze ist dein Name, sprichst du?““
Ruft erschreckend aus der Junge,
„„Der ist todt, so sagt mein Vater,
Und begraben längst, der Gute!““

„Wird noch stets sein Wahnsinn irren?‟'
Sprach der Mann mit dumpfer Zunge,
„Sollen wir uns nie versöhnen?
Nimmer ist es mir gelungen.

„Zwietracht hielt uns lang entfremdet,
Und er wähnt, daß er erschluge
Seinen treusten Freund und liebsten,
Seinen besten Waffenbruder.‟'

Freudenthränen weint der Jüngling,
Da der diese Wort' anhube.
„„O so kommt mit mir! Mein Vater
Ist schon nahe seiner Grube.

„„Zeig' ihm jetzt dein Angesichte,
Daß er Wähnen von sich thue,
Daß er fröhlich möge sterben
Und in Gottes Schooß dann ruhe!

„„Ach, wie soll ich dir vergelten,
Was du mir erzeigst so Gutes?
Wiederum darf ich ihn lieben,
Denn er ist ja rein vom Blute.““

Nebenher gehn Beide rückwärts,
Große Schatten auf den Fluren,
Und der Fremde dünkt so seltsam,
Wie er schreitet, Sigismunden.

Nachtgevögel schwärmt herüber,
Und Geschrei erfüllt die Kluften...
Sieh, da stehn sie vor dem Schlosse,
Welches golden liegt im Dufte.

„Laß uns nicht den Umweg nehmen
Vor dem Kruzifix da drunten,‟'
Sagt der fremde Mann, „hier oben
Geht ein Fußpfad, den ich wußte,

„Als ich sonst mit deinem Vater
Spiele trieb in diesen Schluften.‟'
Und der Jüngling folgt ihm gerne,
Doch nimmt dieser Steig ihn Wunder.

Denn so oft er hier gewandelt,
Hat er nie den Weg gefunden.
„„Um so bälder,““ sagt er freundlich,
„„Bringen wir dem Alten Ruhe.““

Und sie gehn hinauf die Stiegen,
Wendeltreppen, welche dunkel.
Schon erglänzt aus dem Gemache
Licht, das bei dem Alten funkelt.

Und es öffnet sich die Thüre,
Und sie treten in die Stube,
Und der Alte fällt zurücke
Sich entsetzend, aus dem Stuhle.

„O mein Sohn, sind dies die Zeichen,
Dieses die versprochne Truhe?
Du bringst mir an deiner Hand hier
Selbst den Feind von meiner Ruhe?

„Ja, der Menschen Erbfeind ist es.“ —
„Kennst du mich?‟' so fragt der Dunkle,
„Nimm hier, was du mir geschrieben,
Deine Seel' nehm' ich hinunter!‟'

Wieder braust der Sturm und heulet
Rasselnd her vom alten Thurme,
Und die Raben krächzen lauter,
Und es dröhnt der Ton der Unken.

Winselnd windet sich der Alte,
Und der Satan schlägt ihm Wunden;
Todt liegt er in seinem Bette,
Als der Morgen aufgedunkelt.

Aber fremd sind alle Züge,
Keine Miene kennt der Junge,
Nicht mehr weiß, ob's Traum gewesen
Oder Wahrheit, Sigismunde.

Er bestattet ihn zur Erden,
Wo die Zeichen stehn im Grunde,
Macht sich selbst zum Eremiten,
Traurend von derselben Stunde.

Thut sich ab der Ritterkleider,
Pönitenz und schwere Bußen
Uebt er Tag wie Nacht, und singet
Requiem dem todten Wulfen.

Nun hört man das Glöcklein schallen
Durch der Nächte stille Ruhe,
Seine Stimme weint dazwischen,
Daß er Gottesdienste thue.

Keinen Menschen sieht er wieder,
Nähret sich von Kraut und Wurzeln,
Gott nur will er gern versühnen;
Bald verfallen seine Burgen.

Durch das Thal sieht man ihn schleichen,
Gram verzehrt die frische Jugend.
Bauern fanden seinen Leichnam,
Legten ihn in's Grab zur Ruhe.

---

133. Siegfried's Jugend.

In frühen Kindestagen,
Aus Trutz und frevlem Muth,
Entlief der Burg zu Santen
Siegfried, ein Recke gut.

Er kam nach vielem Irren
In einen fernen Wald,
Sah da die große Schmiede,
Ein trat der Knabe bald.

Hier wohnt' mit seinen Künsten
Mimer, ein Held bekannt,
Der mit vielen Gehülfen
Schmiedete schön Gewand.

Er wirkte edle Schwerdter,
Panzer und Schilde breit,
Die kauften werthe Recken
Und Könige hoch erfreut.

Er war ein Held gewaltig,
Zu ihm trat Siegfried ein,
Und wollt' im grünen Walde
Mimers Gehülfe sein.

Als größer ward der Knabe,
Zeigt' er viel bösen Sinn,
Er droht' und plagte alle,
Der Meister furchte ihn.

Er stellt' ihn an die Arbeit
An einem Sommertag,
Da nahm Siegfried den Hammer
Und that so kräft'gen Schlag,

Daß er den Ambos spaltete
Und schlug ihn in den Grund,
Darob sie all' erschracken
Und wünschten zu der Stund',

Er wäre nie gekommen,
Sie hatten sein nicht Noth,
Sie furchten, daß der Große
Sie alle schlüge todt.

Ein giftiger Linddrache
Dort in dem Walde was,
Vor dessen grimmen Rachen
Der Kühnste nicht genas.

Mimer in seinen Listen
Dachte mit klugem Sinn:
Der Knab' wird sich nicht fristen;
Sandt' ihn zum Wurme hin.

Da folgt der Jüngling kühne
Dem anbefohlnen Werke,
Ohn' Waffen in der Grüne,
Nur in selbsteigner Stärke.

Der Drache schoß im Grimme
Aus seiner Höhle wild,
Den jungen Ritter schirmten
Baumzweige wie ein Schild.

Damit kämpft' er so kräftig
Und schlug das Ungeheuer;
Dann aß er in dem Walde,
Und zündete ein Feuer.

Im Drachenblut er badete,
Hürnen ward seine Haut,
Kein Waffen ihm nun schadete,
Wie scharf es auf ihn haut.

In sehr grimmigen Muthe
Riß er vom Wurm das Haupt,
Und rennt durch Waldesdunkel,
Als schon der Meister glaubt,

Er sei im Wald erstorben.
Da schreien die Gesellen:
„Wir sehen Siegfried kommen,
Der wird uns alle fällen!

„Er trägt das Wurmhaupt blutig
Wie einen Schildesrand!“
Siegfried trat ein wildmuthig,
Sie flohen zur Steineswand.

Mimer ging ihm entgegen,
Er sah des Jünglings Wuth,
Um Gnade bat der Degen;
Harnisch und Schwerdter gut

Versprach er fleh'nd dem Werthen;
Siegfried nichts sagte wieder,
Das Haupt warf er zur Erden
Und schlug den Meister nieder.

Auf saß er dann zu Rosse,
Und nahm ein Sturmgewand;*)
Nicht sucht' er die Genossen,
Weit fuhr er durch das Land.

---

*) Sturmgewand ist wohl synonym mit Nebelkappe, Tarnkappe, Tarnhaut, welche den unsichtbar machenden Ueberwurf bezeichnet. Die Väter der Nebelgestaltigen, in gold- und silberreichen Bergen wohnend, voller Perlen und Edelsteine, gaben ihnen bekanntlich göttliche Weisheit in die Vergangenheit zu schauen und die Zukunft zu enthüllen; besonders verstanden sie sich auf die Edelsteine, deren einige Stärke verliehen, andere unsichtbar machten.

134. Siegfried der Drachentödter.

Im Walde lebte Mimer
Und bei den Felsenhöhn,
Dem kam der kühne Siegfried
In früher Jugend schön.

Der Meister lehrt' ihn schmieden,
Siegfried war wohlgemuth,
Er schlug all die Gesellen
In Lust und Uebermuth.

Sie fürchteten ihn alle,
Er brächte ihnen Noth;
Bald zog er sie an Haaren,
Bald droht' er ihnen Tod.

Mimer, mit klugen Sinnen
Wußt', wie im finstern Wald
Ein Drache hatte drinnen
Im Fels den Aufenthalt;

Der mochte alle tödten,
Daß selbst die Kühnsten flohn.
Der Meister sprach in Nöthen:
„„Der Knabe spricht uns Hohn!

„„Er trotzt in seiner Stärke,
Und droht uns zu erschlagen;
Er mag sich zu dem Berge
Dort in die Wildniß wagen.““

Sie lobten, was der Meister
In seinen Sinn genommen,
Da war Siegfried, der dreiste,
In Freuden hergekommen.

Er lachte, als er sahe,
Wie sehr ihn alle scheuten;
Er sprach: „Ich diene zagen
Und ungemuthen Leuten.

„Wie ich nicht Harnisch trage
Und auch kein Sturmgewand,
Wie könnt' ich euch erst schlagen,
Hätt' ich ein Schwerdt zur Hand!“

Da sprach der Schmied, der kluge:
„„Du mußt nicht, wildes Kind,
Dem Meister also trotzen;
Geh in den Wald geschwind,

„„Vorbei dem tiefen Brunnen,
Wo dunkle Weiden stehn,
Der Felsenkluft vorüber,
Und wo im Winde wehn

„„An einem schroffen Berge
Auf rundem grünen Raum
Umher viele der Eschen,
Und mancher Tannenbaum;

„„Und wo ein Wasser fließend
Rund um den Felsen braust,
Und auf den Bergesspitzen
Manch wilder Adler haust:

„„Dort sollst du Bäume fällen
Zu meinem Eisenwerk,
Und wenn die Nacht herdämmert,
So bleibe dort im Berg.

„„Auch Kohlen mußt du brennen,
Daß ich arbeiten mag;
Ich will dir Speise geben
Auf sieben volle Tag,

„„Daß du nicht dürfest darben,
Umkehren vor der Zeit.""
Siegfried, der Jüngling starke,
War dessen hocherfreut.

Mimer, der kluge, wußte,
Täglich zur Steineswand
Der Drach' aus seinen Klüften
Zu trinken her sich wand.

Bald gehend und bald springend
Siegfried mit Schritten schnell
Lief nach dem Walde singend,
Es schien die Sonne hell.

Er fand bald nach den Zeichen
Den tief verborgnen Berg,
Begann alsbald mit Freuden
Sein aufgetragnes Werk.

Die Axt klang an den Bäumen,
Ein Feuer er entbrann,
Der Wald und Bach erglänzte.
Nun saß der kühne Mann,

Um auszuruhn, verdrossen,
Die Arbeit that ihm leid,
Eine Lind' breit und große
Gab ihren Schatten weit,

Darauf sungen viel Vögelein,
Darunter ging der Bach,
Auch Rosen blühten röthelich,
Mit Freuden er das sach.

Er nahm die Essens-Speise,
Die er da mit sich trug,
Die Mimer ihm bereitet
Für sieben Tag' genug;

Die nahm er wohlgemuthet,
Auf einmal er sie aß,
Dann trank er von dem Brunnen
Und ruht' im grünen Gras.

Die Axt warf er von hinnen
Und sah die Blumen an;
Er sprach: „Schlecht Werk ist schmieden
Und ziemet keinem Mann.

„Von Abenteuern, Gefahren,
Hört' ich so vieles sagen,
Von manchem wilden Kampfe
In meinen Kindestagen.

„O käm' doch aus dem Dunkel
Ein wildes Scheusal her!
Ich bin so wohlgemuthet,
Ich achtet' es nicht sehr.

„Voll Kraft sind meine Arme,
Ich bin so satt und froh!"
In seinem Uebermuthe
Der Jüngling sprach also.

Da kam in langen Zügen
Der Drache hergewunden,
Vom Strom sah er ihn trinken,
Mit klugem Aug' erkunden

Den Jüngling auf der Wiese;
Den sprang er brüllend an,
Daß fürchterlich erklungen,
Weithin der dunkle Than,

Und alle Berge grüne;
Die Adler flogen scheu
Von ihren hohen Nestern
Geschreckt, mit bangem Schrei.

Siegfried sah still das Wunder,
Er von dem Lager sprang;
Der Wurm in weiten Ringen
Zum kühnen Jüngling drang.

Der schützte sich mit Zweigen
Und gab ihm manchen Schlag;
Manch' Baum von harten Streichen
Auf des Wurms Rücken brach.

Stahlhart waren die Schuppen,
Die Klauen schwerdterscharf;
Siegfried sprang von dem Wurme,
Die Zweig' er von sich warf,

Die Axt ergriff er wieder,
Er that so grimmigen Schlag,
Daß gleich zu seinen Füßen
Der Drache hauptlos lag.

Ein großer Strom des Blutes
Rann dampfend durch den Grund,
Es färbte dunkel purpurn
Blumen und Sträucher rund,

Und sammelte sich nieder,
So wie ein großer See.
Siegfriede saß dann wieder,
Der Schlag that selbst ihm weh.

Die Einsamkeit ward stiller,
Flüsternd ging hin ein Wind,
Und strich durch Tann und Eiche
So kühlend und gelind;

Der Bach ging dahin rieselnde,
Aus Bergen kam ein Schall,
Und widerstreitend liebliche
Sang manche Nachtigall.

Da dünkt dem jungen Helden,
Er sei im süßen Traum,
Sinnend saß er und denkend
Am grünen Lindenbaum.

Sein Herze strebt so muthig,
Sein Auge war so hell,
Als er den See schaut blutig
Neben dem blauen Quell.

Und über sich im Wipfel
Vernimmt er lieblich Schallen,
Es ist Klagen und Girren
Von zweien Nachtigallen.

Und wie er sich besinnet
Und recht den Laut erfand,
Siegfried im Herzen fühlte,
Daß er den Ton verstand.

‚Der junge Sohn Siegmundes',
Sang diese wunderbar,
‚Vollbrachte hier ein Großes,
Was schon seit manchem Jahr

‚Kein Held nicht durfte lösen;
Ihn hat hieher gebracht
Mimer mit seinen Tücken,
Doch dieses nicht gedacht.

‚Er wird der Held der kühneste,
Berühmt in aller Zeit,
Er wird der Recke schöneste,
Zu Thaten hoch erfreut;

‚Seine Jugend, die liebliche,
Erfrischet jeden Muth,
In Schild und Harnisch spielende
Vergießt er Vieler Blut.'

Siegfried war froh und staunte,
Da hub die andre an
Im Wechselsang so laute,
Daß wiederscholl der Than:

‚Wüßt' er die rechte Märe,
Ihm wär' es noch gelungener,
Er hätte größre Ehre
Und bliebe unbezwungener,

‚Wenn er nackend im Blute
Den Leib, den schönen, badete,
Kein Eisen ihn verwundete,
Nicht Lanz' und Schwerdt ihm schadete.'

Da sprang der Jüngling nacket
In das rauchende Blut,
Er fühlt' im rothen Bade
Den heißen Uebermuth.

Da sang der Vogel girrende
Mit süß klagendem Ton:
‚Bald wird das Gold, das schimmernde,
Dir, Siegemundes Sohn!'

Das Drachenbett, das glänzende,
Auf dem der giftige lag,
Sich in den Gluthen wälzende,
Ihm schien die Nacht wie Tag;

Die Edelstein', die funkelnden,
Die ihm geleuchtet spat,
Die Lagerstelle wunderlich
Siegfried gewonnen hat.

Nicht wußte das der Kühne,
Daß sie vom Schatze sungen,
Den dann gewann Siegfriede
Ab von den Nibelungen.

Hell stieg er aus dem Blute,
Da war er schön und groß,
Auch dünkt' er sich an Muthe
Den Edelsten Genoß.

Es mochte keine Wunde
Verletzen je den Mann;
Doch wie er auch vom Blute
Den Zauber sich gewann,

Fiel doch, unwissend, seiner
Ein Blatt ab von der Lind',
Ihm zwischen weiße Schultern,
Daran starb Siegmunds Kind.

135. Weland.

Wir hören große Wunder
Vom klugen Weland sagen;
Sein Vater, Riese Vade,
Bracht' ihn in jungen Tagen

Zu Mimer, dem verständ'gen,
Dem Schmied im dunkeln Than;
Dann kam Weland zu Zwergen,
Wo er mehr Kunst gewann.

Zum König Nidung ging er,
Sein Ruhm war weit bekannt,
Er wirkte schöne Schwerdter,
Und manchen Schildesrand,

Und Messer, wunderkünstlich,
Auch Becher goldner Pracht;
Er wurde für den klügsten
Und besten Schmied geacht't.

Durch Weland's Weisheit siegte
Nidung, vom Feind gequält;
Drum ward des Königs Tochter
Dankbar dem Mann vermählt.

Als nun der Feind geschlagen,
Weland zum König trat;
Doch zürnend hörte dieser
Nicht, was der Schmied ihn bat.

Er stieß ihn hart zurücke:
„‚Du kannst nicht sein mein Sohn,
Mein Kind find't ander Glücke!'" —
„So gebt mir meinen Lohn,

„Laßt mich von dannen ziehen",
Rief Weland, „fern von hier!" —
„‚Du bleibst hier'", rief der König,
„‚Das Fortgehn hindr' ich dir.'"

Am Fuß ließ er die Sehnen
Ihm schneiden. — „‚Nun geh hin!
Nicht fliehst du, sollt' ich wähnen'",
Sprach er mit falschem Sinn.

Hinkend und ungemuthet
Schlich Weland in sein Haus,
Wie schwach er war; doch Rache
Sann seine List ihm aus.

Um schmieden ihn zu sehen,
Der Sohn des Königs kam.
Beim Ambos stand der List'ge,
Er schnell den Knaben nahm,

Und tödtete ihn heimlich;
Dann faßt' er sein Gebein,
Und goß von Erz und Silber
Viel Leuchter schön und fein;

Die Knochen in den Säulen,
Den Schädel nahm er dann,
Es machte den zum Becher
Von Gold der kluge Mann.

Man suchte wohl den Knaben,
Sie fragten auch Weland;
Der sprach: „Ich sah ihn nimmer,
Er ist zum Wald gerannt."

Des Königs schöne Tochter,
Ein junges Mägdelein,
Trug einen Ring von Golde
Mit manchem Edelstein,

Den ihr der Vater schenkte
Und gern ihn schimmern sah
An ihren weißen Fingern:
Im Garten es geschah,

Als sie dort Blumen suchte,
Daß ihr der Ring zerbrach,
Die Jungfrau rang die Hände,
Und klagte Weh! und Ach!

Sie furchte ihres Vaters
Bestrafung, seinen Zorn;
Sie rief: ‚O wär' ich Arme
Doch nimmermehr geborn!

‚Er wird gewiß mich tödten
Um dieses Ringelein;
Kein Mägdlein könnte ärmer
Auf dieser Welt doch sein!'

Da riethen die Freundinnen:
Geh heimlich zum Weland,
Von seinen klugen Sinnen
Wird bald dein Leid gewandt!

Sie trat in seine Schmiede,
Und klagte ihre Noth;
Er nahm den Ring und fachte
Schnell an das Feuer roth,

Er fügte ihn zusammen
Und schmolz wohl Gold und Erz;
Sie sah froh in die Flammen,
Vergessen war ihr Schmerz.

Sie lächelte ihm freundlich,
Da schloß der Schmied Weland
Schnell seine feste Thüre
Und nahm sie bei der Hand.

Er zwang das Mägdlein dorten,
Die Nidung ihm versprach;
Sie weinte in den Nöthen,
Und sah nie schlimmern Tag.

Sie kehrte heim zum Vater,
Sie hat ihm nichts gesagt.
Bald fühlte sie sich schwanger,
Da wurde viel geklagt.

So hatte sich gerächet
Weland, der kluge Mann;
Drauf macht' er große Flügel
Und band sich diese an.

So stand er auf der Zinne,
Die Leute riefen: Seht!
Weland ist nun ein Vogel,
Er fliegend von uns geht!

Auch Nidung kam, der König,
Es nahm ihn Wunder groß.
Weland rief: »Fort ich fliege,
Du bist nun erbelos.

»Den Sohn hab' ich getödtet!
In Leuchtern, golden fein,
Die deine Tafel schmücken,
Schmolz ich des Sohns Gebein.

»Auch hast du einen Becher,
Leuchtend von Golde roth:
Du trinkst aus seinem Schädel,
Und kennst nicht deine Noth.

»Und deine schöne Tochter
Geht nicht mehr Jungfrau dir;
Sie zwang ich, dir erzürnet,
Sie trägt ein Kind von mir!«

Der König nahm den Bogen,
Legt' auf den scharfen Pfeil,
Alle Ritter im Zorne
Spannten in grimmer Eil.

Da flogen scharfe Strahlen
Und schossen durch das Licht;
Doch Weland hob die Schwingen,
Kein Eisen traf ihn nicht.

Er flog mit klugen Sinnen
Auf seines Vaters Schloß,
Und Nidung starb, der König;
Das Herzeleid war groß.

Sein jüngster Sohn ward König;
Die Schwester sein gebar
Wittich, den kühnen Helden,
Noch in demselben Jahr.

---

136. Der getreue Eckart.

1.

Der edle Herzog groß
Von dem Burgunder Lande
Litt manchen Feindesstoß
Wohl auf dem ebnen Sande.

Er sprach: „Mich schlägt der Feind,
Mein Muth ist mir entwichen,
Die Freunde sind erblichen,
Die Knecht geflohen seind!

„Ich kann mich nicht mehr regen,
Nicht Waffen führen kann;
Wo bleibt der edle Degen,
Eckart, der treue Mann?

„Er war mir sonst zur Seite
In jedem harten Strauß;
Doch leider blieb er heute
Daheim bei sich zu Haus.

„Es mehren sich die Haufen,
Ich muß gefangen sein,
Mag nicht wie Knecht entlaufen,
Drum will ich sterben fein!" —

So klagt der von Burgund,
Will sein Schwerdt in sich stechen:
Da kommt zur selben Stund
Eckart, den Feind zu brechen.

Geharnischt reit't der Degen
Keck in den Feind hinein,
Ihm folgt die Schaar verwegen
Und auch der Sohne sein.

Burgund erkennt die Zeichen,
Und ruft: „Gott sei gelobt!"
Die Feinde mußten weichen,
Die wüthend erst getobt.

Da schlug mit treuem Muthe
Eckart in's Volk hinein;
Doch schwamm im rothen Blute
Sein zartes Söhnelein.

Als nun der Feind bezwungen,
Da sprach der Herzog laut:
„,Es ist dir wohl gelungen,
Doch so, daß es mir graut.

„,Du hast viel Mann geworben,
Zu retten Reich und Leben,
Dein Söhnlein liegt erstorben,
Kann's dir nicht wieder geben!'" —

Der Eckart weinet fast,
Bückt sich, der starke Held,
Und nimmt die theure Last,
Den Sohn in Armen hält.

„Wie starbst du, Heinz, so frühe,
Und warst noch kaum ein Mann!
Mich reut nicht meine Mühe,
Ich seh' dich gerne an,

„Weil wir dich, Fürst, erlösten
Aus deiner Feinde Hohn,
Und drum will ich mich trösten,
Ich schenke dir den Sohn."

Da ward dem Burgund trübe
Vor seiner Augen Licht,
Weil diese große Liebe
Sein edles Herze bricht.

Er weint die hellen Zähren
Und fällt ihm an die Brust:
„,Dich, Held, muß ich verehren'",
Spricht er, „,in Leid und Lust.

„,So treu bist du geblieben,
Als alles von mir wich,
So will ich nun auch lieben
Wie meinen Bruder dich,

„,Und sollst in ganz Burgunde
So gelten wie der Herr;
Wenn ich mehr lohnen kunnte,
Ich gäbe gern noch mehr.'" —

Als dies das Land erfahren,
So freut sich jedermann.
Man nennt den Held seit Jahren
Eckart den treuen Mann.

2.

Es schwang sich auf sein Pferd
Eckart, der treue Held,
Und sprach: „In aller Welt
Ist mir nun nichts mehr werth.

„Die Söhn' hab ich verloren,
So find' ich nirgend Trost,
Der Fürst ist mir erbost,
Hat meinen Tod geschworen."

Da reitet er zu Wald
Und klagt aus vollem Herzen
Die übergroßen Schmerzen,
Daß weit die Stimme schallt:

„Die Menschen sind mir todt!
Ich muß mir Freunde suchen
In Eichen, wilden Buchen,
Ihn'n klagen meine Noth.

„Kein Kind, das mich ergötzt!
Erwürgt vom schlimmen Leuen
Blieb keiner von den Dreien,
Der Liebste starb zuletzt."

Wie Eckart also klagte,
Verlor er Sinn und Muth,
Er reit't in Zorneswuth,
Als schon der Morgen tagte.

Das Roß, das treu geblieben,
Stürzt hin im wilden Lauf,
Er achtet nicht darauf,
Und will nun nichts mehr lieben.

Er thut die Rüstung abe,
Wirft sich zu Boden hin,
Auf Sterben steht sein Sinn,
Sein Wunsch nur nach dem Grabe.

3.

Der Herzog sank darnieder
Im wilden dunklen Hain,
Da nahm Held Eckart bieder
Ihn auf die Schultern sein.

Er sprach: „,Gar viel Beschwerden
Mach' ich dir, guter Mann!'"
Der sagte: „Auf der Erden
Muß man gar viel bestahn."

„,Doch sollst du'", sprach Burgund,
„,Dich freu'n, bei meinem Worte!
Komm' ich nur erst gesund
Zu Haus und sichern Orte.'"

Der Held fühlt Thränen heiß
Auf seinen alten Wangen,
Er sprach: „Auf keine Weis'
Trag' ich nach Lohn Verlangen.“

„„Es mehren sich die Plagen““,
Sprach der Burgund in Noth,
„„Wohin willst du mich tragen?
Du bist wohl gar der Tod?““

„Tod bin ich nicht genannt“,
Sprach Eckart noch im Weinen,
„Du stehst in Gottes Hand,
Sein Licht mag dich bescheinen.“

„„Ach! wohl ist mir bewußt““,
Sprach jener drauf in Reue,
„„Daß sündvoll meine Brust,
Drum zittr' ich, daß er dräue.

„„Ich hab' dem treusten Freunde
Die Kinder umgebracht,
Drum steht er mir zum Feinde
In dieser finstern Nacht.

„„Er war mir recht ergeben,
Als wie der treu'ste Knecht,
Und war im ganzen Leben
Mir niemals ungerecht.

„„Die Kindlein ließ ich tödten,
Das kann er nie verzeihn,
Ich fürcht', in diesen Nöthen
Treff' ich ihn hier im Hain:

„„Das sagt mir mein Gewissen,
Mein Herze innerlich,
Die Kind hab' ich zerrissen,
Dafür zerreißt er mich!““

Der Eckart sprach: „Empfinden
Muß ich so schwere Last,
Weil du nicht rein von Sünden
Und schwer gefrevelt hast.

„Daß du den Mann wirst schauen,
Ist auch gewißlich wahr;
Doch magst du mir vertrauen,
So krümmt er dir kein Haar.“

4.

Da stand der Eckart von der Erden
Und trat herfür an's helle Licht,
Er zeigt mit traurigen Geberden
Sein hochbekümmert Angesicht.

Da fehlt dem Burgund Kraft und Muth,
Den Blick des Mannes auszuhalten;
Den Adern sein entweicht das Blut,
In Ohnmacht ist er festgehalten.

Es stürzen ihm die matten Glieder
Von neuem auf den Boden nieder.
„„Allmächt'ger Gott!““ so schreit er laut,
„„Du bist es, den mein Auge schaut?
Wohin soll ich vor dir entfliehn?
Mußt du mich aus dem Walde ziehn?
Dem ich die Kinder hab' erschlagen,
Der muß mich in den Armen tragen?““

So klagt Burgund und weint im Sprechen,
Und fühlt das Herz im Busen brechen;
Er sinkt dem Eckart an die Brust,
Ist sich sein selber nicht bewußt. —
Der Eckart leise zu ihm spricht:
„Der Schmach gedenk' ich fürder nicht,
Damit die Welt es sehe frei,
Der Eckart war dir stets getreu.“

5.

„Kommt es nicht wie Träumen
Aus den grünen Räumen
Zu uns wallend nieder,
Wie Verstorbner Lieder?“

Spricht Eckart zu den jungen Herrn,
Vernimmt den Zauberklang von fern.
Wie sich die Tön' herüberschwungen,
Erwachet in den frommen Jungen
Ein seltsam böser Geist,
Der sie nach unbekannter Ferne reißt.

‚Wir wollen in die Berge, in die Felder,
Uns rufen die Quellen, es locken die Wälder,
Gar heimliche Stimmen entgegen singen,
In's irdische Paradies uns zu bringen!'

Der Spielmann kommt in fremder Tracht
Den Söhnen Burgund's in's Gesicht,
Und höher schwillt der Töne Macht,
Und heller glänzt der Sonne Licht;
Die Blumen scheinen trunken,
Ein Abendroth nieder gesunken,
Und zwischen Korn und Gräsern schweifen
Sanft irrend blau' und goldne Streifen.

Wie ein Schatten ist hinweg gehoben,
Was sonst den Sinn zur Erden zieht,
Gestillt ist alles ird'sche Toben,
Die Welt zu einer Blum' erblüht;
Die Felsen schwanken lichterloh,
Die Triften jauchzen und sind froh,
Es wirrt und irrt alles in die Klänge hinein
Und will in der Freude heimisch sein;
Des Menschen Seele reißen die Funken,
Sie ist im holden Wahnsinn ganz versunken.

Es wurde Eckart rege
Und wundert sich dabei,
Er hört der Töne Schläge
Und fragt sich, was es sei.

Ihm dünkt die Welt erneuet,
In andern Farben blühn,
Er weiß nicht, was ihn freuet,
Fühlt sich in Wonne glühn.

Ha! bringen nicht die Töne,
So fragt er sich entzückt,
Mir Weib und liebe Söhne,
Und was mich sonst beglückt?

Doch faßt ein heimlich Grauen
Den Helden plötzlich an;
Er darf nur um sich schauen,
Und fühlt sich bald ein Mann.

Da sieht er schon das Wüthen
Der ihm vertrauten Kind,
Die sich der Hölle bieten
Und unbezwinglich sind.

Sie werden fortgezogen
Und kennen ihn nicht mehr,
Sie toben wie die Wogen
Im wildempörten Meer.

Was soll er da beginnen?
Ihn ruft sein Wort und Pflicht,
Ihm wanken selbst die Sinnen,
Er kennt sich selber nicht.

Da kömmt die Todesstunde
Von seinem Freund zurück,
Er höret den Burgunde
Und sieht den letzten Blick.

So schirmt er sein Gemüthe
Und steht gewappnet da,
Indem kömmt im Gewüthe
Der Spielmann selbst ihm nah.

Er will den Degen schwingen
Und schlagen Jenes Haupt:
Er hört die Pfeife klingen,
Die Kraft ist ihm geraubt.

Es stürzen aus den Bergen
Gestalten wunderlich,
Ein wüstes Heer von Zwergen,
Sie nahen grauerlich.

Die Söhne sind gefangen
Und toben in dem Schwarm,
Umsonst ist sein Verlangen,
Gelähmt sein tapfrer Arm.

Es stürmt der Zug an Vesten,
An Schlössern wild vorbei,
Sie ziehn von Ost nach Westen
Mit jauchzendem Geschrei.

Eckart ist unter ihnen,
Es reißt die Macht ihn hin,
Er muß der Hölle dienen,
Bezwungen ist sein Sinn.

Da nahen sie dem Berge,
Aus dem Musik erschallt,
Und alsobald die Zwerge
Stillstehn und machen Halt.

Der Fels springt von einander,
Ein bunt Gewimmel drein,
Man sieht Gestalten wandern
Im wunderlichen Schein.

Da faßt er seinen Degen
Und spricht: „Ich bleibe treu!“
Und haut mit Kraft verwegen
In alle Schaaren frei.

Die Kinder sind errungen,
Sie fliehen durch das Thal;
Der Feind, noch unbezwungen,
Mehrt sich zu Eckarts Qual.

Die Zwerge sinken nieder,
Sie fassen neuen Muth,
Es kommen andre wieder,
Und jeder kämpft mit Wuth.

Da sieht der Held schon ferne
Die Kind in Sicherheit,
Sprach: „Nun verlier' ich gerne
Mein Leben hier im Streit!“

Sein tapfres Schwerdt thut blinken
Im hellen Sonnenstrahl,
Die Zwerge niedersinken
Zu Haufen dort im Thal.

Die Kinder sind entschwunden
Im allerfernsten Feld,
Da fühlt er seine Wunden,
Da stirbt der tapfre Held.

So fand er seine Stunde,
Wild kämpfend wie der Leu,
Und blieb noch dem Burgunde
Im Tode selber treu.

Als nun der Held erschlagen,
Regiert der ält'ste Sohn,
Dankbar hört man ihn sagen:
‚Eckart hat meinen Thron

Erkämpft mit vielen Wunden
Und seinem besten Blut,
Und alle Lebensstunden
Verdank' ich seinem Muth.'

Bald hört man Wundersagen
Im ganzen Land umgehn,
Daß, wer es wolle wagen,
Der Venus Berg zu sehn,

Der werde dorten schauen
Des treuen Eckart Geist,
Der Jeden mit Vertrauen
Zurück vom Felsen weist,

Wo er nach seinem Sterben
Noch Schutz und Wache hält. —
Es preisen alle Erben
Eckart den treuen Held.

Karl Bernhard von Trinius,

Sohn eines Predigers, geboren 1773 zu Eisleben, widmete sich der Heilkunde. Er wirkte zuerst, seit 1805, als praktischer Arzt zu Hasenpoth in Kurland, und zwar mit so glücklichem Erfolg, daß der Herzog Alexander von Württemberg ihn 1807 zu seinem Leibarzt ernannte. In dieser Stellung lebte er eine Zeitlang in Wien, folgte dann der Herzogin Antoinette von Württemberg nach St. Petersburg, praktizirte später in Witeplk, und wurde 1824 als Arzt und kaiserl. russischer Hofrath in Petersburg angestellt, wo er dem Großfürsten Thronfolger Unterricht, namentlich in der Botanik ertheilte und nach und nach für seine Verdienste mit dem Wladimir- und St. Annen-Orden geschmückt, auch zum Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften ernannt wurde. Er starb zu Reval 1844.

* * *

Mehr als Schriftsteller im Gebiete der Naturwissenschaften, denn als Dichter bekannt, hat Trinius gleichwohl durch seine lyrischen Beiträge in Ulrich v. Schlippenbach's „Euronia" (1806—8), im stuttgarter „Morgenblatt" (1816, 17, 19), im „Frauentaschenbuch" (1822), im „deutschen Musenalmanach" (1833) u. s. w. sich als solchen im edlern Sinne des Wortes bewährt. Ein sinnig tiefes, naturandächtiges Gemüthsleben spricht aus diesen Erzeugnissen; es sind treffliche Natursymbole, voll Farbenfrische und zarten erquickenden Duftes, Landschafts- und Blumen-Personifizirungen in origineller Auffassung und feinsinniger Behandlung *). In dieser Beziehung singt einmal sein Freund Friedrich Rückert (Gesammelte Gedichte,

---

*) **Blumen.**

1.

Pulsatille.

Am Berg, geküßt im rauhen März
Vom warmen Sonnenschein,
Bewegt sich's wie ein schlagend Herz
Inmitten dem Gestein.

Tief schläft's umher im feuchten Moos,
Umstarrt von dürrem Rohr;
Da wühlt es aus des Berges Schooß
Zum Lichte sich hervor.

Zart wie ein Frühlingsmorgentraum
Ein wunderbarer Zwerg,
Gehüllt in duft'gen Silberflaum,
Tritt aus dem nackten Berg.

Er steht vor grauem Felsenthor,
Und hält so freundlich hold
Klar-amethystnen Kelch empor,
Gefüllt mit purem Gold.

Hell blüht da oben, bunt und mild,
Der schöne Feentraum;
Doch, bald verblüht, das duft'ge Bild
Zerrinnt in leeren Raum.

Da kommt hinab vom goldnen Zwerg
Die Wundersag' in's Thal,
Und flugs, zu schau'n den Zauberberg,
Zieht aus das Volk zumal.

Wohl schaut's umsonst, und sucht sich matt;
Doch findet, der nicht glaubt,
Der Zweifler an der Zauberstatt
Ein grau Medusenhaupt.

2.

Schneeglöckchen.

Von weitem hör' ich zarten Ton
Wie Silberglöckchen läuten;
Es wird gewiß, ich merk' es schon,
Das Frühlingsfest bedeuten.

Bd. VI.) von ihm: „Immer übst du Schöpferkraft an Natur-Metamorphosen" ꝛc. Der Ballade hat sich Trinius seltener zugewandt, sie ist ihm auch im Ganzen weniger geglückt; doch ist die ansprechende Einfachheit, womit er die schöne schwedische Bergmannssage behandelte, von spätern Bearbeitern derselben, den

---

Es sucht der Elfe Blanc-gelé
Sich eine große Flocke
Vom allerbesten Märzenschnee,
Und macht sich eine Glocke.

Er hat sie unter's Wetterdach
Gehängt an grüne Stange;
Er sitzt im feuchten Laubgemach
Und zieht sie mit dem Strange.

Da fährt empor und spitzt und reckt
Das junge Gras die Ohren,
Und strebt, von dürrem Laub bedeckt,
Sich an das Licht zu bohren.

Das Best' ist's eben nicht, was hast
Geweckt mit deinem Schallen;
Die Küchenschell', der Seidelbast,
Die schlimmen, blüh'n vor allen.

Man hört geheim von Gift und Dolch
Verdächtiges Gemunkel;
Man kennt sie auch: von Dolch der Lolch,
Von Gifte die Ranunkel.

Da kommt, sich gegen Frühlingsmacht
Bei Zeiten zu verwahren,
Der Winter, brausend über Nacht
Von Norden hergefahren.

Und ach! am Morgen liegt von Eis
Das Bächlein da, gebunden,
Und alles Feld ist wieder weiß,
Und alles Grün verschwunden.

Doch, wie die liebe Sonne scheint,
Muß Eis und Schnee zerrinnen;
Das Bächlein, tanzend, trägt den Feind
In seinem Strom von hinnen.

O Winter, siehst denn nicht das Laub?
Merkst nicht, was das bedeutet?
Du alter Winter blind und taub,
Schneeglöckchen hat geläutet!

3.

Himmelsschlüsselchen.

So siehst du denn, zu schönrem Sein erlöst,
Des Himmels Licht, du freie Erde, wieder!
Wie dehnet sie, der schweren Band' entblößt,
Und regt mit Lust und badet sich die Glieder!

Schon drängt sich, speerbewehrt, die junge Saat;
Der Strauch zerreißt der Zweiggeschosse Hüllen;
Der Baum, der Wald bricht auf, mit schöner That
Die Hoffnung aller Herzen zu erfüllen.

Schon trägt die Lerche, jubelnd, himmelwärts
Zum Thron des Herrn das Feierlied der Erden;
Und dennoch mag, und immer nicht das Herz
Recht froh bewußt des jungen Frühlings werden.

Wie üppig auch sein grünes Busenband
Der Bach mit Gold- und Silberblumen schmückte,
Kein Bienchen kommt, es bückt sich keine Hand,
Die sie zum Strauß für die Geliebte pflückte.

Aus erd'gem Duft im feuchten Schooß erzeugt
Steht ihr Kristallgebild empor geschossen;
Kein Himmelsthau hat liebend sie gesäugt,
Der ehern noch im Firmament verschlossen.

Wann — sieh! er naht; aus Südgewölk hervor
Des Himmels Pförtner naht mit Sturmes Rossen,
Und krachend aufgethan das heil'ge Thor
Strömt Regen aus, vom goldnen Blitz erschlossen.

Auffährt, erwacht aus Träumen, die Natur;
Der Frühling wandelt über die Gefilde,
Und streut ein Zeichen aus auf seiner Spur,
Der goldnen Schlüssel duftige Gebilde.

4.

Rose.

Die Blumen sprechen zu der Nachtigall:
Was störst du unsern Schlaf um deine Rose
Bei stiller Nacht mit deinem Liebesschall?
Und warum liebst du mehr, denn uns, die Rose?
Sie spricht: Der Himmel prangt, die Erd' in ihr,
Das Morgenroth geneigt, Smaragd erhoben
In ihrem Kelch. Sie sprechen: So auch wir
Sind, wie die Ros', aus Erd' und Licht gewoben.

Spricht Nachtigall: Es streitet mit dem Thau
Die Quelle sich, wer bei dem Kelch der Rose
Soll Schenke sein. Sie sprechen: So genau
Tränkt uns der Thau, die Quelle, wie die Rose.
Spricht Nachtigall: Tags von der Sonne Licht
Erleuchtet, nachts vom Strahl des Monds, der Sterne,
Prangt ihr Gemach. Sie sprechen: Minder nicht
Strahlt uns, wie ihr, das goldne Licht der Ferne.

Spricht Nachtigall: Tief auf metallnem Rost
Mit Naphtagluth bereitet für die Rose
Der Gnom' unsichtbar ihre Blumenkost;
So nimmt, gleich den Unsterblichen, die Rose
Aus goldnen Bechern ihr ambrosisch Mahl,
Daß sie, mit Recht, mein Lied vor allen preiset,
Die Göttliche! Sie sprechen: So zumal
Sind alle wir, wie sie, bedient, gespeiset.

Sie spricht: Verkündet nicht der Waffen Zier,
Der scharfe Dorn, die hohe Fürstin Rose?
Die Schlehe spricht: Gleich mächtige hat mir
Geburt verliehn, und stärkre, denn der Rose.
Spricht jene: Doch, wohl Throne nur verschönt
Der Sänger Preis, und ihrer Hymnen Schallen.
Sie sprechen: Nachtigall! auch uns ertönt
Dein und der Sänger Lied; wie ihr, uns allen.

So ward euch Alles denn, auch mein Gesang,
Spricht Nachtigall, ihr Blumen, wie der Rose;
Wohl tönend fliegt vorüber euch der Klang,
Empfunden nur vom Busen meiner Rose.
Die Liebe nur versteht des Liedes Schall;
Ihr sammlet sich der Klang aus allen Räumen!
Da lächeln sie, und sprechen: Nachtigall,
Man hört es wohl, du träumst, wie Sänger träumen.

Arnim, Rückert, Pfizer, Paul Grf. v. Haugwitz u. A., nicht erreicht worden. — In seinen „dramatischen Ausstellungen", wenn sie sich auch kaum in den nothwendigern Bedingungen der Form halten, welcher sie angehören, waltet poetische Kraft und wahre Poesie. Er schloß sich damit der Phantastik und dem ironisirenden Humor der Romantiker an.

Schriften.

Flore des Environs de St. Pétersbourg et de Moscou, pour servir aux Amateurs de la Botanique et des Jardins, aux Médecins, Pharmaciens etc. St. Petersbourg 1810. 3 Cahiers.
Description des mousses, qui croissent aux environs de St. Pétersbourg. Petersb. 1811.
Fundamenta Agrostographiae sive Theoria constructionis floris graminei, adjecta synopsi generum graminum hucusque cognitorum. Viennae 1820.
Dramatische Ausstellungen. Erste (und einzige) Sammlung. Berlin 1820. (Eine Woche am Meer. — Die Wilhelmsschlucht. — Eine Theestunde. — Eingestreute Balladen.)
Clavis Agrostographiae antiquioris. Uebersicht des Zustandes der Agrostographie bis auf Linné. Koburg 1822.
Gedichte. Mit des Verfassers Biographie, nach seinem Tode herausgegeben von zweien seiner Freunde. Berlin 1848.

---

137. Der Bergmann zu Falun.

Wißt ihr von des Bergmanns Leiche
Aus dem Schachte zu Falun? *)
Dem der Gott im Schattenreiche
Unverletzt vergönnt zu ruhn?
Nicht der Nachwelt Thränen weckte
Dieser Jüngling grauer Zeit;
Doch den treugeliebten deckte
Erde, nicht Vergessenheit.

Bei des Grubenlämpchens Schimmern
Mußte sich das junge Herz
Selber seine Ruhstatt zimmern,
Einen Sarg aus blankem Erz,
Bis nach mehr denn sechzig Jahren,
Viele hundert Klafter tief,
Man hinab zur Stell' gefahren,
Wo der arme Bergmann schlief.

Doch wie, rein und aufgehoben,
Ruht im Erdenschoos das Gold,
Das befleckt im Licht hier oben
Durch der Menschen Hände rollt:
So im Schoos metallner Klüfte
Schloß das ewige Gestein
In ambrosisch reine Düfte
Unversehrt den Schläfer ein.

Wie er nun an's Licht gezogen,
Blühend wie ein Maientag,
Dem der Sonne Glanz entflogen,
Vor des Volkes Augen lag,
Fragen staunend alle Blicke:
Wer der Wunderjüngling sei?
Und es zittert an der Krücke
Auch ein Mütterchen herbei.

Flehend drängt die Tiefbetrübte
Durch die Menge sich, und schaut —
Ja, er ist's, der Heißgeliebte!
Und sie ist des Jünglings Braut!
„Nur der Tod kann dich mir geben,
Aber ich war ewig dein!"
Sprach's, und schlief zum bessern Leben
An des Jünglings Busen ein.

*) Bergstadt in der Landschaft Thalland oder Dalarne (Dalekarlien) in Schweden, durch ein wichtiges Kupferbergwerk bekannt.

Friedrich Adolf Kuhn,

talentvoller Romantiker und eifriger Anhänger von Fichte und Schelling, Sohn des in den neunziger Jahren zu Freiberg verlebten Senators K., wurde am 2. Septbr. 1774 in Dresden geboren. Er erhielt seine Gymnasialbildung in Freiberg, wo er auch mit Eifer die neuern Sprachen, selbst die provenzalischen und nordischen vornahm, und widmete sich 1793—96 zu Wittenberg den Rechtswissenschaften, wo er sich mit Hardenberg-Novalis befreundete. Nachdem er noch ein Jahr zu Jena, wo ihn Fichte seines Umgangs würdigte und Schelling zuführte, außer den philosophischen auch Vorlesungen über Geschichte, Diplomatik, Physiologie und Anatomie gehört hatte, bereitete er sich in seiner Vaterstadt für eine Advokatur vor, indem er bei ältern Sachwaltern arbeitete. Als solcher trat er 1803 selber auf, und widmete seine Mußestunden

nächst der Poesie, Literatur und Sprachenkunde auch einigen Fächern der Naturwissenschaft, besonders der Chemie und Mineralogie. Bereits 1802 hatte er die Uebersetzung der „Lusiade" von Camoens begonnen, die viel später erst von J. J. C. Donner durch tieferes Eingehen in den Geist dieses Dichters übertroffen wurde. Durch eine glückliche äußere Lage begünstigt, bereiste Kuhn in spätern Jahren ganz Deutschland, einen Theil von Frankreich, Belgien und die Schweiz. Gestorben den 29. Juli 1844 in Dresden.

* * *

Ohne auf Neuheit der Ideen und genialen Personalcharakter Anspruch zu haben, offenbart Kuhn in seinen gesammelten „Gedichten" ein erhöhtes, von Ideen getragenes Gefühl, das in reichem Wohllaut ausströmt. Mit wohlmeinender Strenge rügte in denselben sein Freund Friedrich Kind (s. Abendzeitung 1820) eine Neigung zum Uebermaß, die öftere Entfernung vom Maße als dem wahren Gürtel der Schönheit, indem die Fülle der Ideen in Ueberfülle aufwuchere, durch Ueberladung mit Gleichnissen und Bildern zuweilen Breite, Unklarheit und Dunkelheit entstehe und das Feuer, womit der Dichter seinem Genius folge, ihn mitunter unrichtige Allegorien und Bilder, selbst technische Verstöße übersehen lasse. — In seinen erzählenden Poesien waltet idealisirendes Pathos und heitere Grazie auf dem Grund antiker Kunst- und Lebensanschauung. Eine gar anmuthige, sinnig-belebte Komposition ist „Der frohe Geist" (Gedichte S. 114 fg.), dessen schönes Dichterhaupt zu sehen selbst Götter herniedersteigen. Reben, Rosen und Myrten schlingen sich durch ihre Gunst um Anakreons Brust zum üppigen Kranze, in welchen es, wie auf ein Ruhekissen seligster Vergessenheit, herabsinkt, um süß in's Schattenreich hinüber zu schlummern. Begeisterung für das Alterthum und hellenisch schönes Gefühl athmet auch die melodische Darstellung „Sophokles" (zuerst in Becker's „Taschenb. z. gesell. Vergnügen" 1822), worin er freilich mehr als pathetischer Redner erscheint, mehr besingt als dichtet.

Von ihm:

Lusiade in 10 Gesängen. Aus dem Portug. des Luis de Camoens in deutsche Ottaverime übersetzt (gemeinschaftlich mit Th. Hell). Mit erklärenden Anmerkungen und Notizen zu dem Leben des Dichters versehen. Leipz. 1807.
Kleine Romane und Erzählungen. Berl. 1809.
Lieder eins Sachsen. Dresd. 1814.
Die Mutter und ihre Söhne. Ein Gedicht. Dresd. 1816.
Gedichte. Leipz. 1819.
Beiträge zu Becker's „Taschenb. f. gesellig. Vergnügen" (1795—96, 1804—6; zu Henning's „Genius der Zeit" 1796, 97; dessen „Erholungen" 1806 fg.; zur „Polychorda" 1803; „Eudora" 1804; zu Kind's „Harfe" 1815 fg.; dessen „Taschenb. f. gesell. Vergnügen" 1816—21, 1823—26; in der „Urania" 1817, 1824; Th. Hell's „Penelope" 1817—21; dessen „Abendzeitung" 1817—26; „Zeitung für d. eleg. Welt" 1817—18; Gubitz' „Gesellschafter" 1817—19; W. Müller's „Askania" 1820; zu v. Biedenfeld's und Kuffner's „Feierstunden" 1821—22; Kind's „Muse" 1821—22, u. a. O.

---

138. Der frohe Greis.

Ein alter Mann mit weißen Locken,
Der saß vor seines Hauses Thor;
Ihm schwebten rein, wie Blüthenflocken,
Die Bilder seines Lebens vor,
Und tausend helle, goldne Stunden,
Die sahen freundlich hin auf ihn,
Und wie von Kränzen eingewunden,
So sah er sie vorüberziehn.

„Dich, Wein, in deiner süßen Schale,
Dich hab' ich wahrlich nie verschmäht,
Ward oft beim hohen Freudenmahle
Von deinen Geistern angeweht;
Aus Rosen hob ich meinen Becher,
Und herrlich flog des Lebens Traum,
Ein Pfeil aus Phöbus' goldnem Köcher
Mit Flügeln aus des Bechers Schaum!

„Und zu dem Becher, zu den Rosen,
Da trat die Liebe, schön und jung,
Mit Flammen bald und leichtem Kosen,
Auf ihren Lippen Himmelsschwung;
In ihres Meeres laue Fluthen
Da tauchte tief der reine Schwan,
Und schloß sich stark in seinen Gluthen
An Aphroditens Busen an.

„Und zu dem Wein, dem goldnen Becher,
Und zu der Liebe großem Fest,
Da trat Apollo mit dem Köcher,
Der nimmer von den Reinen läßt;
Und wenn wir hoben unsre Schalen
Und Amor warf die Fackeln aus,
Dann streute Phöbus auch die Strahlen
Der Lieder weit in's frohe Haus."

So sprach der Greis mit heil'gem Feuer,
Und griff mit seiner starken Hand
In alle Saiten seiner Leier,
Zu sagen seines Herzens Brand,
Und hob empor zu Jovis Throne
Die Augen selig ungestüm,
Und pries des Lebens schöne Krone,
Vor allen Göttern herrlich ihm.

Und da begann ein leises Wehen
Und Götter traten selbst hervor,
Des Greisen schönes Haupt zu sehen,
Der lächelnd saß an seinem Thor.
Der schöne Gott, der Thyrsusschwinger,
Der Trauben um die Erde flicht,
Und Aphroditens Rosenfinger
Und Phöbus selber fehlte nicht.

Und wie sie liebreich ihm sich zeigen
Und ihm gewähren Lob und Gunst,
So flechten bald den Götterreigen
Die Grazien mit ihrer Kunst;
Und wie die Göttlichen sich gürten
Zu ihres Reigens Kranz und Lust,
So flechten Reben, Ros' und Myrten
Sich üppig um des Greises Brust,

Und flechten immer neue Kränze
Und drängen ihn, doch ohne Schmerz,
Und in dem neugebornen Lenze
Ermattet fast des Greisen Herz;
Er kann die göttlichen Gestalten,
Den Kranz, der mächtig ihn umlaubt,
Nicht mehr mit seinen Blicken halten,
Und in die Blumen sinkt das Haupt.

Doch seine Rosen, seine Lieder,
Die Phöbus aus der Hand ihm nahm,
Die fand der Greis wohl alle wieder,
Als er in's Land der Schatten kam;
Und wenn er in der Helden Kreise
Erhob des schönen Liedes Ton,
Da lobten ihn die Schatten leise,
Und nannten ihn Anakreon.

---

139. Sophokles.

O Hellas! heitres Jugendleben!
Du schönheitfrohes warmes Land,
Als aller Kräfte Füll' und Weben,
Die Götter Menschen nur gegeben,
Frei lodern ließ den frischen Brand;
Als Würd' und Anmuth fest umschlossen,
Und jede Kraft mit sicherm Gang
In's große Heer der Zeitgenossen,
In alles Lebens Mitte drang!

Kein enger Blick, der abgeschieden,
Was schön und gut und würdig wär':
Der Kräfte muntrer Chor hienieden
Versöhnt zu Einem Bund und Frieden
In frohem, freiem Tanz umher!
Ein Trieb, das Leben auszubreiten
Nach allen goldnen Kronen hier;
Ein Bürgerthum für alle Zeiten,
Für aller Menschheit Werth und Zier!

Wie fröhlich strömt die bunte Menge
Zum hohen, schönen Götterfest,
Athener, Sparter im Gedränge,
Zu des Theaters Lustgepränge,
Das freundlich ein die Griechen läßt!
Der Fabel strahlende Heroen,
Sie ziehen hin in Würd' und Huld,
Und Götter zürnen, Götter drohen
Und Eumeniden aller Schuld.

Der Wohllaut auf des Rhythmus Schwingen,
Die Flügel um die Menge hin,
Die goldnen Worte weh'n und klingen,
Und edle starke Helden ringen
Mit Göttern um des Siegs Gewinn.
Der Chor, nach alter Seher Weise,
Hebt alle Räthsel sanft in's Licht,
Daß glänzend in der Menschheit Kreise
Der Sonnenstrahl der Wahrheit bricht.

Des Lebens Pein im wilden Drange
Umschnürt mit immer engerm Kreis
Die Menschen, wie die Riesenschlange,
Und ferne von des Helden Gange
Des Segens schönes Palmenreis;
Das Unheil drängt, der wilde Jammer
Bis in der Unschuld stilles Haus,
Und Oedipus in dunkler Kammer
Löscht sich das Licht der Augen aus.

So strahlt die Macht in Götterreigen,
So ist das irdische Geschlecht.
Da sieh! es schimmern neue Zeichen,
Und die versöhnten Götter neigen
Das edle Haupt zu Pflicht und Recht.
Den sanften Oelzweig hat die Sühne
Dem Ringer auf zum Ziel gestellt;
Denn es umfaßt die Griechenbühne,
Die Menschen- und die Götterwelt.

Wer hat die Fabel schön gewunden
Um Götter und der Menschen Loos?
Wer hat an's Spiel der kurzen Stunden
Des Lebens tiefen Sinn gebunden,
Mit goldnen Worten schön und groß?
O, laßt die herrrliche Kamöne
Den krönen mit der Krone Zier!
Den Sieger auf der Griechen Szene
Von Allen, die gerungen hier!

Den hohen Dichter soll ich sagen,
Deß Namen lang schon Hellas ehrt,
Der wieder wohl in andern Tagen
Der Perser-Heere Trutz geschlagen,
Erzürnt, mit seinem Heldenschwert!
Den Sieger *hier* im holden Spiele,
Den Sieger *dort* im Schlachtenbrand!
Wer hätte nicht am Doppelziele
Den *einen Sophokles* erkannt!

Und es beginnt des Preises Tönen,
Es schwillt und rauscht, wie Meeresfluth,
Das Lob der freudigen Hellenen,
Des hohen Dichters Haupt zu krönen,
In aller seiner Kräfte Gluth.
Ein Lorbeer, frisch auf Pindus' Höhen
Von Phöbus selber abgepflückt,
Rauscht siegreich in des andern Wehen,
Der lange schon den Helden schmückt.

Wer ist der Schöne, wer der Hohe,
Der mit des Tanzes heiterm Schritt,
Aufflammend von des Festes Lohe,
Dort, wie ein leuchtender Heroe,
Vor Allen schön und siegreich tritt?
Wir sind's, wir sind's ja, die Hellenen!
Und haben Kränze frisch und grün
Für allen Ruhm des Menschlich-Schönen,
Das nur in unserm Land erschien!

Und wieder sieh der Szene Hallen
Sich öffnend vor der Griechen Kreis:
Ein heitrer Chor beginnt zu wallen,
Und froh bewegte Lieder schallen
Zu aller Götter Ruhm und Preis;
Und sieh in Tanz und Reigen schlingen
Der Jugend frohe Hand und Brust,
Und um der Schönheit Blume ringen
Der warmen, schönen Glieder Lust.

Und: „Sophokles!“ erschallt es wieder,
Und „Sophokles!“ im weiten Rund,
„Der unsre Feinde warf darnieder,
Der Held des Kampfes und der Lieder,
Der Sänger mit dem goldnen Mund!“
Der tritt auch in des Chores Mitte
Und stellt die Anmuth wunderbar,
Die Kraft, die Schönheit und die Sitte
In Einem Bund der Griechen dar.

Die Bühne will es ganz versöhnen
Das Leben mit des Kampfes Schweiß,
Ausgießen alle Huld des Schönen,
Und mit der Anmuth Rosen krönen
Auch noch des Drama ernsten Kreis.
Daß nach der Buße, nach der Reue,
Und wenn die Götter uns verzeihn,
Die Schönheit wieder uns erfreue
Und Segen möge mit uns sein.

Der hebt, wie Zeus ihn auserschen,
Der Lebensfackel goldne Gluth
Nach allen heitren Himmelshöhen,
Wo sich der Schönheit Sterne drehen
Weit um des Menschen Lebensmuth.
Und was die Götter ihm verliehen
An Glanz und Schönheit, Würd' und Ruhm,
Das will er Hellas nicht entziehen,
Der Mutter nicht ihr Eigenthum.

Und wieder in des Reigens Leben,
Der immer schön're Formen flicht,
Sieh Einen mit dem Leib sich weben
Und hoch die schöne Stirne heben
Und strahlen mit der Augen Licht;
Das Ebenmaß der holden Glieder,
Von seiner schönen Lust entbrannt,
Ein sanftes Strömen auf und nieder,
Und weit entfesselt das Gewand!

Drum hat er so das Schwert geschwungen,
Der Feldherr edel, schön und jung,
Und dann in Phöbus' Kampf gerungen,
Bis er sie alle hat bezwungen,
Die Sänger mit der Saiten Schwung;
Und drum ergossen auf der Szene
Sich in des Lenzes schönes Spiel;
Denn alles Gute, alles Schöne
Ist seines Lebens Schmuck und Ziel.

Das war in Hellas' froher Zone
Der Griechen Spruch, der Griechen Sinn.
Für allen Werth die heitre Krone,
Nach allem Preis und allem Lohne
Warm ringend alle Söhne hin!
Was nur an Kräften ausgegossen,
Vereint an eines Chores Tanz,
Das Gut' und Schöne, eng umschlossen,
Ein Farbenspiel, ein Lebenskranz.

Samuel Christian Pape,

dessen Vater Heinrich Pape, weiland Prediger im bremischen Dorfe Wulfsbüttel und seit 1783 zu Visselhövde in Verden, sich durch zahlreiche Schriften theologischen Inhalts und eine Umarbeitung des Bremer-Verden'schen Gesangbuchs bekannt gemacht hat, ein Urenkel vielleicht des Schauspieldichters Ambrosius Pape (Verfasser des „Jonas" 1605), wurde am 22. November 1774 zu Lesum bei Bremen geboren. Seine ersten Jugendjahre verlebte derselbe in öder Haidegegend „als einsames Haideblümchen", wie Fouqué sagt (s. dessen biographisches Vorwort zu Pape's Gedichten). Er soll ein wunderschöner, in kräftiger Fülle der Gesundheit blühender Knabe gewesen sein. Seit Herbst 1783 bis 1791 besuchte er das Gymnasium in Bremen, worauf er noch einige Jahre den Studien, besonders der hebräischen Sprache, im elterlichen Hause zu Visselhövde widmete. Hier liebte er mit Leidenschaft ein Mädchen, dessen frühen Tod er in einem rührenden Liede besang. Er bezog nun die Hochschule zu Göttingen und schloß seinen dreijährigen theologischen Kursus mit einer Uebersetzung des Hiob, welche Joh. Gottfried Eichhorn mit einer Einleitung beehrte. Heimgekehrt lebte Pape, durch äußere Unfälle gebeugt, trübe Zeiten. Ende 1794 übernahm er eine Hauslehrerstelle in Grasbergen, einem trübseligen Orte, der ihm nur Himmel und Moor zeigte, bis er 1801 die Stelle eines zweiten Predigers zu Nordleda im Lande Hadeln (Hannover) erhielt. Sterbfälle in seiner Familie, zumal der 1808 erfolgte Tod seiner Gattin, verkümmerten sein Leben und steigerten seine haidewehmüthige Stimmung, die uns aus seinen Liedern entgegen tönt, zur düstersten Niedergeschlagenheit. Etwas später neu vermählt, schien er frohern Tagen entgegen zu sehen, aber wiederholte Trauerfälle gaben seiner Melancholie neue Nahrung. Dazu gesellte sich eine Brustkrankheit, die ihn fast menschenscheu machte. Er ging zu seinen Vätern am 5. April 1817.

* * *

Dieser überaus anmuthige, von unsern Literarhistorikern vergessene Lyriker trat zuerst in Bürger's Musenalmanach (1796—98) vor das Publikum, wie er sich überhaupt mehr dem Göttinger Kreise (namentlich Bürger und Hölty), als den Romantikern anschloß. In stiller Abgeschiedenheit erblühte sein Talent, wenig bekümmert um die Manieren der Schulen und im Grunde auch wenig von ihnen berührt, was von seinem Naturadel zeugt. Der Grundton seiner zartbesaiteten Lyra ist recht eigentlich elegisch; wo seine mehr gesunde geistige Natur die kranke zu überwinden vermag, ist er ganz Dichter, hören wir auch noch die Akkorde seines irdischen Leides verhallend nachzittern. Ein eigener deutscher Hauch weht aus seinen Liedern, welche durch sittlichen Ernst, innige und reine Empfindung, schlichten und klaren Ausdruck und den lieblichsten Wohlklang das Herz ergreifen. Besonders treten die drastisch skizzirten Romanzen und Balladen dieses Sängers, ob auch einseitig in Hinsicht auf ihre Gegenstände, durch volksthümlich-einfache Darstellungskunst charakteristisch hervor. Einzelne darunter, z. B. „Der Königssohn", — „Der Harfner", — „Das Mädlein im Italischen Land", sind Kleinodien ächter Romanzenpoesie, worin uns auch das sittengeschichtliche Moment beachtenswerth scheint.

Pape's Gedichte (schreibt die Jenaer Allg. Literaturzeitung 1822), von einem gefühlvollen melancholischen Kolorit überhaucht, sind ganz und gar ein Abdruck des Gemüthes, denen von Seite der Kunst nur noch ein allgemeines Gepräge zu wünschen wäre. Das liebenswürdige fromme Gemüth ist es eigentlich, was ihnen innere Poesie giebt, die zu einer größern Erweiterung doch des rechten Lebensmuthes und jener Begeisterung ermangelt, welche mit einer Erhebung zum Himmel auch diese Welt zu verklären vermag. Die milde, wohlklingende Sprache verleiht denselben einen vorzüglichen Reiz und gewinnt das Herz für die trübe Stimmung des Sängers. In der Ballade und Romanze, worin sich das Gefühl, die eigene Theilnahme mit der Geschichte verschmelzen soll, hat darum unser Dichter Glück, nur mit dem Unterschiede, daß hier das Gefühl zu sehr vorherrscht.

Von ihm:

Hiob, übersetzt und mit Vorrede von J. G. Eichhorn. Götting. 1797.
Gedichte. Mit einem biographischen Vorwort von Friedrich de la Motte Fouqué. Tübing. 1821.

---

140. Der kühne Schiffer.

Das Ufer wogt im wilden Nord,
Die Felsen hallen rings umher,
Der kühne Schiffer stand am Bord:
„Ihr Männer, auf in's Meer!

„In's schöne Frankreich fahren wir,
Im reichen England kehr' ich ein,
In England trinkt ihr braunes Bier,
In Frankreich kühlen Wein!"

Und als das Segel rauscht' im Wind,
Und als am Mast das Segel schwoll,
Da rief ihm noch sein einzig's Kind
Vom Ufer Lebewohl!

‚Du könntest gehn im grünen Wald,
Am Blumenbach, so hell und klar;
Nun weht der Abendwind so kalt
Dein silberweißes Haar!

'Du könntest ruh'n die dunkle Nacht
In deinem warmen Kämmerlein;
Nun wachst du noch, wann Niemand wacht,
Im grausen Mondenschein!' —

O Mädchen, still! Bei Helgoland,
Bei Helgoland im tiefen Meer,
Da ruht dein Vater rechter Hand,
Die Männer um ihn her.

---

141. Lore.

Es war am heil'gen Jakobstag,
Die frühe Lerche sang,
Als Pachters Lore schlummerwach
Die schönen Hände rang:
„Schon wiederum die ganze Nacht
Hat mich sein Bild gequält!
Die ganze Nacht um ihn durchwacht!
Gott weiß es, was mir fehlt!

„Ich will hinaus zur grünen Au',
Wo die Violen stehn,
Dort, wo im kühlen Morgenthau
Die bunten Lämmer gehn;
Da weht der frische Rosenduft,
Da lacht das Blumenbunt,
Da singt das Vöglein in der Luft
Das kranke Herz gesund!"

Sie sah dort auf der grünen Au'
Wohl die Violen stehn,
Sie sah im kühlen Morgenthau
Die bunten Lämmer gehn;
Ihr weht kein frischer Rosenduft,
Ihr lacht kein Blumenbunt,
Noch singt das Vöglein in der Luft
Ihr krankes Herz gesund.

Da draußen fand sie keine Rast,
Im Hause keine Ruh,
Das ganze Dorf war ihr verhaßt,
Bis an den Abend zu,
Bis daß sie ging zum Abendtanz,
Wo ihr Geliebter war,
Ein'n Rosen- und Violenkranz
In ihrem blonden Haar.

Er trank wohl lustig Bier und Wein
Und wieder Wein und Bier,
Und jedem Mädchen schenkt' er ein,
Nur trank er nicht mit ihr;
Er tanzte lustig hier und dort,
Und wieder dort und hier,
Mit jedem Mädchen zog er fort,
Nur tanzt' er nicht mit ihr.

Sie bracht' ihm blaue Veilchen hin
Aus ihrem blonden Haar,
Die gab er einer Tänzerin,
Die seine Liebste war;
Sie bracht' ihm rothe Rosen hin
Aus ihrem blonden Haar,
Die gab er einer Tänzerin,
Die seine Liebste war.

Da ging sie weinend hin und saß
Da draußen auf der Bank;
Je länger sie da draußen saß,
Je schlimmer ward sie krank, —
Und todeskrank schlich sie hinein,
Die Thür, die schloß sie zu,
Hinein in's stille Kämmerlein,
Und legte sich zur Ruh.

Der Wächter kam die Straß' entlang,
Der Wächter blies um Drei,
Und als er seine Stunde sang,
Da ging's mit ihr vorbei;
Der Wächter kam die Straß' entlang,
Der Wächter blies um Vier,
Und als er seine Stunde sang,
Da war es aus mit ihr.

---

142. Der Jäger.

Am Sonntag war's, nach Mitternacht,
Am ersten Tag im Maien;
Der Jäger hört, vom Traum erwacht,
Den Todtenvogel schreien.
Das treibt ihn wunderbar heraus
Aus seinem Bett, den Saal hinaus,
Er schaut sich um im Freien.

Früh morgens um die Kirchenzeit,
Sieh da! von seiner Lieben
Ein großer Brief, so lang als breit,
Von ihrer Hand geschrieben.
Und als der Brief gelesen war,
Da ward ihm alles hell und klar,
Was ihn herausgetrieben.

Der Jäger setzt sich auf sein Roß,
Hinüber durch die Haide,
Daß ihm der Schweiß herunter floß
An seinem Jagdgeschmeide;
Und als er kam in's Dorf gerannt,
Da ging sie an des Priesters Hand,
In eitel Gold und Seide.

Er sprang herab, er wankte hin
Mit Zittern und mit Beben,
Ihm ward so grausenvoll zu Sinn,
Wie zwischen Tod und Leben,
Dann rief er dumpf, und weinte laut:
„So bist du nun des Pfaffen Braut?
Das mag dir Gott vergeben!“

Und als sie sprach kein einzig Wort,
Und als sie stand in Trauer,
Da trieb er sich unbändig fort
Mit wildem Todesschauer;
Und nieder schlug er leichenblaß,
Und taumelt' unter Moos und Gras
Hart an der Kirchhofmauer.

Da riß sie ihn in Todesqual
Hervor aus Leichensteinen,
Hier sah er noch zum letztenmal
Die Abendsonne scheinen;
Um zwölf Uhr, als der Wächter rief,
Das war die Stund', als er entschlief,
Da hub sie an zu weinen.

143. Die Trauung.

In der Kirche zu Mariengarten,
Vor dem Hochaltar,
Stand die Braut in Gold und Seide,
Und der Bräutigam im Feierkleide.
Nimmer stand ein schönres Paar
In der Kirche zu Mariengarten.

In der Kirche zu Mariengarten
Fiel der Mörderschuß —
Und die Mauern hallten's wieder,
Und der Bräutigam sank blutig nieder:
„Weh' mir, daß ich sterben muß
In der Kirche zu Mariengarten!“

In der Kirche zu Mariengarten
Sank die junge Braut,
Lag an des Altares Stufen,
Hörte nicht die gute Mutter rufen —
Und der Priester weinte laut
In der Kirche zu Mariengarten.

144. Das Mädlein im Italischen Land.

‚Ich bin ein welscher Rittersmann,
So ritterlich und treu,
Ich wage Leib und Leben dran
In Schlachten und Turnei.
Gib, Mädlein, mir die Hand!
Im ganzen weiten Italischen Land
Ist Keine so gut, wie du!' —

„O Ritter, wenn mein Herz mir bricht,
Und sterb' ich ungefreit,
So mag ich doch den Fürsten nicht,
Hat er wohl Land und Leut';
Hat er wohl Gold, wie Sand:
Im ganzen weiten Italischen Land
Ist Keiner so gut, wie du!“

Sie ging in ihres Vaters Park,
Sie brach den reifen Mohn.
Ach! Mädchenlieb' ist kühn und stark,
Siegt über Vaterdrohn,
Siegt über Gold und Stand —
Im ganzen weiten Italischen Land
War Keine so treu, wie sie!

Sie nahm den süßen Zaubertrank
Mit frommem Dulderſinn.
In todesgleichen Schlummer sank
Das holde Mädlein hin,
In ihrem Nachtgewand —
Im ganzen weiten Italischen Land
Schlief Keine so fest, wie sie!

„‚O weh, o weh mir armen Mann!
Mein edler Herr und Graf,
Seht nur das arme Mädlein an,
Das ist der Todesschlaf!
Fühlt nur die starre Hand!
Im ganzen weiten Italischen Land
Ist Keine so todt, wie sie!'“

Man trug sie wohl bei Trauerklang
Am andern Tage fort.
„„Da setzt sie hin mit Todtensang,
An diesen stillen Ort,
Dort an der kühlen Wand!
Im ganzen weiten Italischen Land
Ist keiner so still, wie der!""

Der Ritter ging zum Kellergrab,
Wohl in die Gruft hinein.
Der Priester seinen Segen gab
Bei stillem Fackelschein.
Sie gab ihm ihre Hand:
Im ganzen weiten Italischen Land
War Keiner so froh, als er!

Er zog mit ihr die Nacht hindurch
Bei hellem Mondenschein;
Er brachte sie zu seiner Burg,
Erbaut aus hartem Stein,
An hoher Felsenwand:
Im ganzen weiten Italischen Land
War keine so fest, wie die!

In seinem Schloß der Vater saß,
Und weint' die Augen roth,
Und härmte sich ohn' Unterlaß
Um seines Kindes Tod,
Von Vaterlieb' entbrannt;
Im ganzen weiten Italischen Land
War Keiner so krank, als er!

Und als die Freudenpost erscholl,
Da ward er flugs gesund;
Ein lauter Seufzer ihm entquoll
Aus seines Herzens Grund:
„„Gott, segne du das Band!
Im ganzen weiten Italischen Land
Sei keines so fest, wie das!""

---

145. Der Königssohn.

Es ritt ein Mann mit goldnem Stern
Im hellen Mondenstrahl.
Drei Hütten dämmerten von fern
Im tiefen Mühlenthal.
Da tummelt' er sein edles Roß
Mit seinem goldnen Sporn,
Bis unter ihm die Welle floß
Im kleinen Mühlenborn.

Er bückte sich, er wandte sich
An's stille Kämmerlein:
„Bei Nacht und Nebel irrte mich
Der falsche Mondenschein!"
„„Mein lieber Mann ist auf der Frohn,
Dort oben auf der Burg,
Und auf dem Felde wacht mein Sohn
Die ganze Nacht hindurch!""

Er bückte sich, er wandte sich
An's andre Fensterlein:
„Bei Nacht und Nebel irrte mich
Der falsche Mondenschein!"
„„Mein Vater ist im grünen Wald
Beim Ritter auf der Jagd,
Und meine Brüder, jung und alt,
Sind in der wilden Schlacht.""

Er bückte sich, er wandte sich,
An's andre Fensterlein:
„Bei Nacht und Nebel irrte mich
Der falsche Mondenschein!"
„„Mein Bruder dient für Königsgeld,
Mein armer Mann ist todt,
Und meine Kindlein über Feld,
Die betteln dort ihr Brodt!""

Er bückte sich, er wandte sich
Vom stillen Fensterlein:
„Bei Nacht und Nebel irrte mich
Gottlob! der Mondenschein."
Dann tummelt er sein edles Roß
Mit seinem goldnen Sporn,
Bis hinter ihm die Welle floß
Im kleinen Mühlenborn.

Und um ihn her der stille Quell,
Der frische Wiesengrund,
Des vollen Mondes Silberhell,
Schuf nicht sein Herz gesund;
Er weinte bis an's Morgenlicht,
Er weinte sich recht satt,
Und ritt mit Thränen im Gesicht
In seine Königsstadt.

---

146. Die Schäferin vom Lande.

Es ritt ein Junker, schön und fein,
Durch einen grünen Wald;
Und als es war um Abendschein,
Und als er kam zum Kirmeßreihn,
Da tanzte Jung und Alt.
Die Schäferin vom Lande
Gefiel dem Junker bald.

„Küß' mich, du schöne Schäferin,
Mit deinem Rosenmund!
Mir ist so weh in meinem Sinn,
All' meine Ruh nahmst du dahin,
Mach' du mich nun gesund!
Die Schäferin vom Lande
Lieb' ich von Herzensgrund!“ —

„„Geh du nur hin, du stolzes Blut,
Mit deinem Jägerstaat!
Dein Herzchen wird wohl wieder gut,
Jagst du zu Roß mit Junkers-Muth
Durch Korn und Waizensaat.
Die Schäferin vom Lande
Weiß keinen bessern Rath.““

Und als die kühle Nacht anbrach
Und er zu Rosse saß,
Sann er des Mädchens Rede nach,
Und was sie that und was sie sprach,
Macht' ihm sein Auge naß.
Die Schäferin vom Lande
Er nimmermehr vergaß!

147. Der Harfner.

Der Junker saß im Marmorsaal,
Er nahm den funkelnden Goldpokal,
Er goß ihn voll bis auf den Rand,
Er färbte roth sein Ritterband.
Da kam ein Harfner, groß und alt:
„Gott grüß' dich, Junker von Eberwald!“

Der Junker wandte sich herum;
Der Harfner trauerte blaß und stumm,
Ihm wogt's im Busen auf und ab,
Der Wehmuth Thräne rann herab,
Die Thräne rann, die Thräne fiel
Wohl auf sein liebliches Saitenspiel.

Der Harfner sang: „Allüberall
Ist meine Fahrt, über Berg und Thal,
Den Berg hinauf, den Berg hinab,
Der Harfner und sein treuer Stab;
Ich sah nur Thränen weit und breit,
Vergebens sucht' ich Gerechtigkeit.“

Der Junker schenkte taumelnd ein,
Er trank den schäumenden rothen Wein,
Er dachte wohl: du kühner Mann,
Was geht Gerechtigkeit dich an?
Und Thränen her, und Thränen hin,
Das darf nicht kümmern Adelsinn.

Der Harfner sang, „Ein Hügelrund
Umschließt ein Dörfchen im tiefen Grund;
Die Wiesen tränkt ein frischer Born,
Kein Unkraut blüht im dichten Korn,
Die Kelter trieft von Most und Wein,
Doch kann das Dörfchen nicht glücklich sein!“

Der Junker trank ein Doppelglas:
„„Du grauer Harfner, wie weißt du das
Das Dörfchen hätte Most und Wein,
Und könnte doch nicht glücklich sein?
Wer nicht beim Wein sich freuen kann,
Der ist, beim Himmel! ein armer Mann.““

Der Harfner sang: „Durch goldne Saat
Trug mich in's Dörfchen ein stiller Pfad,
Und eine Wittwe, schön und jung,
Weint' in der Abenddämmerung,
Die Wangen bleich, die Haare wild,
Und doch das Auge so gut und mild!“

Der Junker schenkte zitternd ein,
Ihm fuhr's wie Fieber durch Mark und Bein,
Er warf sich ahnend hin und her,
Der Goldpokal ward ihm zu schwer;
Er hätt' gegeben den Pokal,
Der Harfner wär' über Berg und Thal.

Der Harfner sang: „Sie winkte mir,
Ich ging und weinte gerührt mir ihr,
Drückt' ihre Hand und weinte drauf;
Sie blickte still zum Himmel auf,
Sie führte mich zum dunkeln Hain
Und warf sich nieder am Leichenstein.“

Der Junker starrte, blaß wie Tod,
Die Perlen schienen ihm blutig roth,
Der Wein im Becher däucht' ihm Blut,
Er leert' ihn aus mit Todeswuth;
Er hätt' gegeben all' sein Geld,
Der Harfner wär' über Haid' und Feld.

Der Harfner sang: „Auf ihrem Knie
Sprach sie mit himmlischer Melodie:
In Grabesnacht, in Todesnacht
Hat Junkers Wollust dich gebracht;
Dein treues Weib folgt bald hinab ...
Schlaf süß, schlaf ruhig in deinem Grab!“

Der Harfner schwieg; die Thräne fiel
Wohl auf sein liebliches Saitenspiel;
Der Wehmuth Thräne rann herab,
Ihm wogt's im Busen auf und ab —
Da ging der Harfner, fromm und alt:
„Leb' wohl, du Junker von Eberwald!“

Johann Dietrich Gries,

der hochgeachtete und berühmte Uebersetzer romanischer Dichterwerke, war am 7. Februar 1775 in Hamburg geboren, wo sein Vater das Amt eines Senators bekleidete. Dieser bestimmte ihn zwar, nachdem er bis in sein siebenzehntes Jahr auf dem Johanneum einen guten Grund in Schulkenntnissen gelegt, für den Kaufmannsstand, ertheilte ihm jedoch später, um seiner entschiedenen Neigung zu den Studien keinen Zwang anzuthun, die Erlaubniß, das Versäumte durch Privatunterricht nachzuholen, worauf er Michaelis 1795 die Universität Jena bezog. Die Jurisprudenz ließ er hier für das sogenannte Brodstudium gelten, beschäftigte sich aber vorzugsweise mit schöner Literatur und hatte bald die Freude, zu A. W. Schlegel und Friedrich Schiller in ein näheres Verhältniß zu kommen, wie er denn auch, bei seiner ungewöhnlichen musikalischen Bildung, in die geselligen Kreise der Stadt leicht eingeführt wurde, namentlich bei Hufeland, Mereau und Woltmann. Das erste von ihm veröffentlichte größere Gedicht, das Schiller für den Musenalmanach auf 1798 verlangte, war „Phaëthon“. Seinen ersten poetischen Uebersetzungen aus dem Italienischen: „Quelle piume bianche e nere“ und „La biondina in gondoletta“ (im „Neuen teutschen Merkur“ 1798) legte Wieland ein Lob bei, das den jungen Dichter bestimmte, dieses Fach beinahe ausschließlich zu bearbeiten, um so mehr, als auch Goethe und Herder ihn freundlicher Aufmunterung würdigten. Mit A. W. Schlegel, dessen geistreicher Frau Karoline und ihrer lieblichen Tochter Auguste Böhmer begab sich Gries im Frühjahr 1798 nach Dresden, wo er mit Schelling und Novalis bekannt wurde und, angeregt durch Schlegel, anfing Tasso's befreites Jerusalem im Versmaße des Originals zu übertragen. Zum Winter kehrte er mit seinen Freunden nach Jena zurück. Als aber sein Vater nun endlich von ihm eine ernsthafte Lebensbeschäftigung verlangte, ging er Ostern 1799 nach Göttingen, widmete ein Jahr hauptsächlich dem Rechtsstudium, und erlangte 1800 in Jena die Doktorwürde. Nachher ging er nach Wetzlar, um sich, nach damaliger Gewohnheit junger Juristen, mit dem Gange des Reichsprozesses näher bekannt zu machen. Allein die Zeitverhältnisse veranlaßten ihn bald, nach Jena zurückzukehren, wo er sich jetzt häuslich niederließ. Von 1806—8 weilte er in Heidelberg, wo er den Ariost vollendete; bereiste von 1808—10 die Schweiz und Oberitalien; hielt sich auf der Heimreise längere Zeit in München auf und nahm später (1817—24) sein Domizil in Stuttgart, worauf er wieder nach Jena übersiedelte. Vom Großherzog von Sachsen-Weimar 1824 zum Hofrath ernannt, lebte Gries in letzterer Zeit zu Weimar, zuletzt mit einem ihm aus Preußen verliehenen Jahrgehalt in Hamburg, wo er am 9. Februar 1842 starb.

* * *

G. G. Gervinus (Geschichte der deutschen Dichtung, Leipz. 1853, V. 575) signalisirt Gries als „den Mann, der, mitten in dem glänzenden Literaturkreise in Weimar und Jena angeregt, sein ganzes Leben der südlichen Dichtung widmete, ohne je von seinem gründlichen Ernste zu verlieren oder der mechanischen Uebung zu verfallen. Er gab die italienische Literatur, den Tasso, Ariost, viel später auch den Bojardo in ganz anderer Gestalt als die früheren Uebersetzer. Ihm schloß sich Kannegießer's Dante (1809), Alfieri von Rehfues und Tscharner (1804) an, und mit Allen wetteiferten später die Streckfuß, Lüdemann, Förster und Andere. So überführte man die feinste, geschliffenste Kunstdichtung der weichsten Sprache und unternahm es, in den strengsten und schwierigsten Formen, in den gehäuftetsten Reimen unsere harte und eckige Sprache abzufeilen und geschmeidig zu machen“. — In der That zeichnet seine trefflichen Uebertragungen oder vielmehr Umdichtungen durchgehends ein geistreiches Verständniß, seltene Gewandtheit und Kunst im Gebrauche der Sprache und edle Treue aus, wodurch sie sich einen Platz neben den ersten dieser Art errungen haben. Diese Formengewandtheit bewährt sich auch, bei feinem Geschmack, Witz und gründlichem Wissen, in seinen eigenen Gedichten, und wenn er als Uebersetzer auch größern Ruhm geerntet, so läßt sich doch an denselben die gute Schule nicht verkennen. Durchgängig herrscht darin der Wohllaut und der würdige Ton (s. Wolfgang Menzel's Literaturbl. z. Morgenblatt. Stuttg. 1830) den auch Goethe, Schiller und die Schlegel, hierin den gleichen Mustern folgend, ihren Gesängen eingehaucht haben. Steht er den Genannten auch an Erfindungsweise und Genie nach, so unterscheidet er sich doch von der großen Schaar der Nachahmer sehr vortheilhaft dadurch, daß er sich mehr an Gegenständen versuchte, die an sich schon eine gewisse Größe oder etwas objektiv Interessantes boten, und weniger an lyrischen Tändeleien, die nur durch die Subjektivität des Dichters Werth erhalten. Auf diese Weise reihen sich sein „Phaëthon“, seine „Danaiden“ u. a. den mythologischen Dichtungen Schiller's und Goethe's und dem Pygmalion und Arion Schlegel's nicht unwürdig an.

Schriften.

Torq. Tasso's befreites Jerusalem, übersetzt. (La Gerusalemme liberata.) 2 Bände. Jena 1800—3. Desgl. 1810. Desgl. 1824. — 6te Aufl., Leipz. 1844.

Lodovico Ariosto's Rasender Roland, übersetzt. (Orlando furioso.) 4 Bände. Jena 1804—9. Desgl. 2 Bände. 3te Aufl. Leipz. 1844, 45.
Calderon's Schauspiele, übersetzt. 7 Bände. Berlin 1815—26. N. Aufl., 8 Bde., das. 1840—41.
Forteguerri's Richardett, ein Rittergedicht, übersetzt. (Il Ricciardetto.) 4 Theile. Stuttg. 1831—33.
Bojardo's verliebter Roland. (L'Orlando inamerato.) Zum ersten Mal verdeutscht u. mit Anmerkungen versehen. 3 Bände. Stuttg. 1835—37.
Gedichte und poetische Uebersetzungen. 2 Bändchen. Stuttg. 1829.
Beiträge in Schiller's „Horen"; im stuttgarter „Morgenblatt" 1812; in F. A. Wolf's „Liter. Analekten" Bd. I. 1817.

---

148. Phaëthon.

An des Heiligthums geweihter Schwelle,
Flehend zu des Allbelebers Thron,
Lag, umflossen von Aurorens Helle,
Phaëthon, des Sonnengottes Sohn.
Seine Seufzer drangen durch die Lüfte,
Seine Thränen fielen auf den Stein,
Und der frühen Opfer süße Düfte
Wallten durch den Lorbeerhain.

Schöner wand auf Hellas' reichen Fluren
Sich ein Sohn vom Mutterschooße nicht;
Seiner Götterabkunft hohe Spuren
Strahlten von des Jünglings Angesicht.
Lockend flog entgegen ihm und schmachtend
Jedes Mädchens sehnsuchtsvoller Blick;
Doch, der Liebe holdes Glück verachtend,
Gab er keinen je zurück.

Schon dem Knaben waren Knabenspiele,
Jünglingslust dem Jünglinge verhaßt;
Höher schimmern seiner Wünsche Ziele,
Und der Erde Schranken sind ihm Last.
Eingedenk, daß er vom Himmel stammet,
Flieht zu ihm sein Auge sehnend hin,
Und des Staubes niedre Lust entflammet
Nimmer seinen hohen Sinn.

Wenn vom dämmernden Olymp Aurore
Kaum beginnt den segensreichen Lauf,
Rafft, ermuntert von der frühsten Hore,
Phaëthon vom harten Pfühl sich auf.
Schwach nur schimmert noch die Morgenröthe,
Heller seines Opfers Flamme schon,
Und des Jünglings brünstige Gebete
Fliehn empor zu Phöbos' Thron:

„Du, dem oft schon meine Wünsche nahten,
Den mein schwaches Auge nicht begreift,
Der mit gleicher Huld des Landmanns Saaten,
Und die Frucht der Hesperiden reift;
Der in des Gebirges tiefen Schachten
Labung kocht für die erstorbne Flur:
Gütig allen, die nach Hülfe schmachten,
Zürnest du dem Sohne nur?

„Wirst du nimmer dieses Flehn erhören,
Das sich heiß aus meiner Seele ringt?
Nimmer, nimmer mir den Wunsch gewähren,
Der empor zu deinem Thron sich schwingt?
Höher strebt's in meiner Brust und höher,
Und der Erde Freuden sind mir Spott;
Bring', o bringe mich dem Urquell näher,
Allbeleber, Vater, Gott!

„Ha! vergebens bieten Erdentöchter
Mir Cytherens oft ersehnten Kranz;
Ihrer niedern Flammen ein Verächter,
Blick' ich auf zu Phöbos' reinem Glanz.
Freundschaft selbst, die jenen Schmerz zu lindern
Sonst vermag, mir ist sie nicht gewährt;
Freundschaft mit Prometheus' schwachen Kindern
Ist des Göttersohns nicht werth.

„Einsam irr' ich auf den Felsenhöhen,
Einsam in dem mondbeglänzten Thal,
In der Nacht des Haines, an der Seen
Lichtem Ufer, ohne Rast der Qual.
Ach! vergebens such' ich in den Armen
Der Natur ein lang ersehntes Glück:
Meine Klagen gibt mir ohn' Erbarmen
Echo höhnend nur zurück.

„Schimmern nicht in zauberischem Lichte,
Dort an jenes Hügels grüner Wand,
Mir der Hesperiden goldne Früchte?
Sie entschlüpfen der betrognen Hand.
Dürstend schmacht' ich, und mein Gaumen glühet;
Schon, wie Tantaln, winket mir Genuß;
Ach! vor meinen dürren Lippen fliehet
Spottend ein Eridanus.

„Ewig sehnend, strebend, ausgeschlossen
Aus den kalten Armen der Natur,
Flieht mein Geist dahin, wo er entsprossen,
Sucht am Firmament der Heimath Spur.
Ja, ich fühl's, ein Gott hat mich gezeuget!
Doch wer hat mich dem Olymp entwandt?
Hat zur Erde nieder mich gebeuget?
Sie ist nicht mein Vaterland!

„O wozu, wozu dies heiße Streben,
Das so tief mein Innerstes durchglüht?
Soll ich ewig an der Erde kleben,
Wo für mich der Blumen keine blüht?
Nein! nicht länger will ich müßig gaffen
Nach des Himmels unbekannten Höh'n;
Ich will selber eine Welt mir schaffen,
Sollt' ich schaffend auch vergehn.

„Wallet glühend nicht in meinen Adern
Der Olympier unsterblich Blut?
Oder muß ich mit dem Zeuger hadern
Um des innern Feuers wilde Gluth?
Stamm' auch ich aus Uranos' Geschlechte,
Bin auch ich, wie du, ein Göttersohn:
O wo sind denn meiner Ahnen Rechte?
Wo der Himmelsabkunft Lohn?

„Ha, der Schande! Phaëthon, entsprossen
Aus des hohen Uranos Geblüt,
Lebt verbannt, bei sterblichen Genossen,
Er, in dem der Sonne Feuer glüht!
Wie die Frevler spotten! O verderbe
Diese Brut der allgerechte Zeus!
Bastard, wo dein väterliches Erbe?
Wo des Götterbluts Erweis?

„Send', o Vater! sende denn ein Zeichen,
Daß ich stamme von dem Gott des Lichts;
Laß beschämt die feigen Lästrer weichen
Vor den Strahlen deines Angesichts!
Ja, laß endlich mich den Vater sehen;
Ach! noch stets verbarg der Gott ihn mir.
Steig' herab von des Olympos Höhen,
Oder zeuch mich auf zu dir!

„Jetzt, o jetzt erhöre mein Begehren!
Schämst du dich der Mutter Liebe nicht,
Darf ich scheulos dich als Vater ehren,
Wie's so laut in meinem Busen spricht.
Send' herab den goldnen Sonnenwagen,
Deiner Rosse muthiges Gespann,
In des Vaters Arme mich zu tragen,
Zu des Himmels Höhn hinan!

„Dort nur, wo in ungetrübter Klarheit,
Helios, dein göttlich Auge wacht,
Wohnt, umstrahlt von Himmelsglanz, die Wahrheit,
Steiget nie zu dieses Thales Nacht.
Hier herrscht nur Verwirrung, Trug und Grauen,
Alles sinkt dem dunkeln Grabe zu;
Laß, o Vater, den Olymp mich schauen,
Mich unendlich sein, wie du!“

So der Jüngling, und die feuchte Wange
Senkt er schweigend auf's gebogne Knie.
Schauerliche Stille herrschet lange,
Leise Seufzer nur durchbrechen sie.

Jetzt, erregt von unsichtbaren Mächten,
Dringt ein feierlicher Schall hervor,
Dreimal donnert's zu des Jünglings Rechten,
Und dies Wort vernimmt sein Ohr:

„„Thörichter! was wagst du zu begehren?
Was verlangt dein frevler Uebermuth?
Konnte so der Leichtsinn dich bethören,
So dich blenden eitler Wünsche Gluth?
Gab dir nicht des Vaters weises Schweigen
Seiner Liebe vollste Sicherheit?
Konnt' es nicht des Flehns Gefahr dir zeigen,
Die dich nun dem Orkus weiht?

„„Ja, dem Orkus! Nur durch seine Lande
Windet sich zu dem Olymp die Bahn;
Nur befreit von jedem ird'schen Bande,
Kann der Erdgeborne Göttern nahn.
Selbst Alzid, der tausend Ungeheuer
Ueberwand, Kronions edler Sohn,
Mußte wandeln durch das Todesfeuer,
Eh' ihm Gottheit ward zum Lohn.

„„Schwören will ich's bei den dunkeln Wogen,
Die sich neunmal um den Orkus ziehn:
Dich hat nicht der Mutter Wort betrogen,
Ja, ein Gott hat dir das Sein verliehn!
Doch, daß du geboren bist vom Weibe,
Feßelt dich an jenes Erdenthal;
Dem Befreiten nur vom ird'schen Leibe
Oeffnet sich Kronions Saal.

„„Nimmer hätte deines Wahnsinns Grille
Dir des Vaters weisrer Blick gewährt,
Würde nicht des Schicksals ew'ger Wille
Schweigend nur von Göttern selbst verehrt.
Ja, zur Warnung hat es dich erkoren,
Beugt nicht dies den Sinn dir niederwärts:
Warnung allen, die ein Weib geboren,
Sei denn, und des Vaters Schmerz!

„„Doch genug; denn weiter keine Lehre
Hat des Schicksals Strenge dir vergönnt.
Eile denn, bethörter Sohn! zum Meere,
Wenn das Licht sich von den Schatten trennt;
Deiner harrt, sobald von jenem Hügel
Dich begrüßt Aurorens erster Blick,
Mein Gespann; ergreife dann die Zügel,
Und vollende dein Geschick!““

Jetzo schwieg's. Frohlockend der Erhörung
Seines Flehns, springt Phaëthon empor;
Nicht des Gottes Dräu'n, nur die Gewährung
Seiner heißen Sehnsucht schwebt ihm vor.
Froh verläßt er nun die heil'gen Hallen,
Die voll bangen Kummers er betrat,
Und die Opfer seines Dankes wallen
Zu der Götter hohem Rath.

Und schon senkt mit thauigem Gefieder
Von den Felsenhöhen sich die Nacht
Duftend auf das müde Thal hernieder;
Alles schlummert, nur der Jüngling wacht.
Von dem Aug' des kühnen Heliaden
Fliehet schüchtern die vertriebne Ruh,
Und kaum naht sich Luna den Gestaden,
Eilt er flugs dem Meere zu.

Schon von ferne schimmert ihm entgegen
Phöbos' Wagen, Phöbos' Viergespann.
Muthig sieht er sich die Rosse regen;
Schon, im Geiste, fliegt er himmelan.
Ungeduldig heben sie die Flügel;
Tellus zittert unter ihrem Huf.
Kühn ergreift jetzt Phaëton die Zügel,
Und sie folgen seinem Ruf.

Majestätisch wie auf Meereswogen
Schwebt einher der königliche Schwan,
Hebet sich zum hohen Himmelsbogen
Nun der Wagen auf der steilen Bahn.
Langsam hebt der Zug sich, Phöbos' Lenkung
So, wie gestern, wartend; doch er spürt
Leichtlich an der Zügel schlaffer Senkung,
Daß kein Gott sie heute führt.

Aber Phaëthon, jetzt nah dem Ziele,
Weidet sich an nieempfundner Lust,
Ihn durchschauern himmlische Gefühle,
Reinern Aether trinkt die heiße Brust.
Nun entkerkert aus der Erde Schranken,
Fleugt er auf zu seines Ahnherrn Thron,
Naht sich kühnern Schwungs und sonder Wanken,
Fühlt sich ganz des Gottes Sohn.

Schon entschwindet seinem Blick die Erde,
Ihn erreicht ihr trüber Dunst nicht mehr;
Rascher treibt er jetzt die Sonnenpferde,
Ungeduldig schweift sein Aug umher.
Götterodem glaubt er schon ihm wehen,
Duftend von Ambrosia sein Haar,
Achtet nur der lang ersehnten Höhen,
Nicht der drohenden Gefahr.

Doch die Rosse fühlen kaum den Wagen
Nur gelenkt von unvorsicht'gem Muth,
So beginnen sie erzürnt zu jagen;
Unaufhaltsam ras't die blinde Wuth,
Drohet bald der Götter hohe Sitze
Zu zerstören, aber bald auch droht
Des verirrten Wagens nahe Hitze
Tellus Untergang und Tod.

Da erschrickt der Jüngling, und die Zügel
Sinken aus des Todumringten Hand,
Und die Rosse schwingen hoch die Flügel,
Suchend ihr olympisch Vaterland.
Aber bald kehrt seine Kühnheit wieder,
Und auch in des Todes Angesicht
Beuget nichts den hohen Geist danieder,
Selbst der Zorn Kronions nicht.

»Vater!« ruft er, »ja, mir wird zum Lohne,
Was du sprachst mit hoher Wissenschaft;
Doch warum verliehest du dem Sohne
Göttermuth, und nicht auch Götterkraft!
Aber auch der Tod in diesen Höhen
Ist mir mehr als Tellus' schönster Lohn.
Ha, Triumph! Erhöret ist mein Flehen!
Und so sterbe Phaëton!«

Sprach's. Da öffnet sich mit lautem Krachen
Des Olympos lichtumstrahltes Thor;
Götterglanz, nicht anzuschaun dem Schwachen,
Bricht von Jovis goldnem Thron hervor;
Schnaubend stürzen da die Sonnenpferde
Abwärts; Donner rollt, ein Feuerguß
Trifft den Jüngling, schleudert ihn zur Erde,
Tief in den Eridanus. —

---

149. Die Danaiden.

Danaos, Argiver König,
Führte seinen Scepter schwer;
Alles war ihm unterthänig
Vom Gebirge bis an's Meer.
Rudernd durch die Wogen
War er hergezogen
Fern von Libyens heißem Strand
In das mild're Griechenland.

Doch wie seiner Heimath Sonne
Flammte wild des Königs Sinn,
Nur Gewalt war seine Wonne,
Herrschen nur war ihm Gewinn.
Endlich war's gelungen,
Argolis bezwungen,
Und nach langem, harten Krieg
Blieb ihm der gewisse Sieg.

Doch nicht ruhig konnt' er bleiben,
Argwohn haust' in seiner Brust,
Nimmer konnt' er den vertreiben,
Der vertrieb ihm jede Lust;
Denn an allem Orte
Hört er Phöbos' Worte:
‚Aus des Bruders Stamme droht
Dir von Eidamshand der Tod!'

Und er fühlt des Argwohns Flamme
Wilder stets im Busen glühn;
Aus Aegyptus' reichem Stamme
Schrecken fünfzig Helden ihn.
Seines Bruders Erben
Kommen sie und werben
Nach dem Bunde, der bestand,
Um der fünfzig Töchter Hand.

Aber seit Apollons Warnung
Sinnt er nur auf ihren Tod,
Sucht mit künstlicher Umgarnung
Abzuwenden, was ihm droht.
Endlich ist's ersonnen!
Wie der Tag begonnen,
Ruft die Töchter er zum Thron,
Redet mit verstelltem Ton:

„Seht, so weit die Blicke reichen,
Ist das Land mir unterthan;
Meiner Macht muß Alles weichen,
Mein Gebot nimmt Alles an.
Doch mich freut es wenig,
Bin ich gleich der König,
Ließ' ich nur, ihr Töchter, euch,
Wenn ich sterbe, Kron' und Reich.

„Wißt, in unsern eignen Mauern
Haust die Hyder, die euch droht,
Meines Bruders Söhne lauern
Lange schon auf meinen Tod.
Und wenn ich nun sterbe,
Nehmen sie das Erbe,
Rauben meinem theuren Blut
Frech das väterliche Gut.

„Drum, zu mindern eure Sorgen,
Bin ich weislich nun bedacht;
Vor Gefahr seid ihr geborgen,
Habt ihr meines Wortes Acht.
Doch vor allem schwöret,
Was ihr immer höret,
Eh' ihr mein Gebot gethan,
Bräutlich keinem Mann zu nahn!"

Und die Töchter alle schwören,
Wie der König es verlangt.
Heimlich muß nun jede hören,
Wessen ihr im Herzen bangt.

Doch den fünfzig Helden
Läßt der König melden:
Heute sei, wie ihr begehrt,
Euch der Töchter Hand gewährt!

Rings von tausendfachem Scheine
Wird der Hochzeitsaal erhellt.
Jedem Jüngling wird die Seine
Bei dem Mahle zugestellt.
Jetzt empfangen alle,
Bei Trommetenschalle,
Wie der König es befahl,
Von der Braut den Festpokal.

Was die Helden nimmer dachten,
Schlaferregend war der Trank;
Doch des Königs Augen wachten,
Als der Gatten Auge sank.
Höhnend rief er: „Spüret
Ihr schon Schlaf? So führet
Denn die Braut in's Brautgemach,
Doch der Bräutigam sei wach!"

Und es hörte mit Erröthen
Solchen Spott der Helden Schaar,
Und bei'm Klange süßer Flöten
Schlich hinweg sich jedes Paar.
Aber ach! vergebens
War die Macht des Strebens:
Der verrätherische Pokal
Siegte zu der Gattin Qual.

Würde sie der Schlaf berücken,
Also war des Königs Wort,
Sollten ihre Dolche zücken
Bräute zu der Gatten Mord,
Und mit raschen Händen
Sie zum Orkus senden,
Um von seines Argwohns Pein
Den Tyrannen zu befrein.

Ungeduldig in der Halle
Wartete der König schon:
„Haben denn die Frevler alle
Nun empfangen ihren Lohn?"
Als die Töchter kamen
Und sie dies vernahmen,
Sprachen sie: »Wie sich's gebührt,
Ist dein Wille, Herr, vollführt!«

Und die blut'gen Dolche zählte
Der Tyrann mit späh'nder Hand;
Doch als ihrer einer fehlte,
Neunundvierzig nur er fand,
Rief er, Wuth im Blicke:
„Welcher Schlange Tücke
Hat verspottet mein Gebot?
Treffe sie mit ihm der Tod!"

Ach! der Töchter jüngste hatte
Nicht vollführt den grausen Spruch;
Denn es jammert' sie der Gatte,
Und sie wagt' des Vaters Fluch.
In den Schwestern brannte
Gluth, die sie nicht kannte,
Noch von Libyens heißem Strand;
Doch sie zeugte Griechenland.

Hypermnestra hörte bebend,
Was der Vater grausam sprach;
Dem Gebote widerstrebend,
Trat sie in das Brautgemach,
Sah den Vater winken,
Sah den Jüngling sinken —
Und mit namenloser Qual
Faßt sie den gebot'nen Stahl.

Zitternd hat sie ihn geschwungen,
Doch es sieget die Natur.
»Götter!« ruft sie, »nur erzwungen
War des Mordes grauser Schwur;
Jene Libyerinnen,
Was sie auch beginnen:
In der Griechin sanfter Brust
Wohnt nicht Mord=, nur Liebeslust.

Und der Dolch entsinkt den Händen,
Auf den Jüngling stürzt sie hin;
Statt den Frevel zu vollenden,
Ruft die holde Retterin:
»Mein Gemahl, erwache!
In dem Brautgemache
Harrt, statt Amors süßem Scherz,
Nur auf dich des Todes Schmerz!«

Und der Jüngling dehnt die Glieder,
Wie der Schall sein Ohr berührt:
»»Ach! dein Trank, er macht mich müder,
Als dem Bräutigam gebührt.««
Zärtlich, voll Verlangen,
Will er sie umfangen;
Doch mit grauenvollem Blick
Stößt den Jüngling sie zurück.

»Nicht zu Hymen's frohen Spielen
Sei die kurze Zeit verwandt!
Deine Brüder, ach! sie fielen
Schon durch meiner Schwestern Hand;
Doch des Vaters Willen
Konnt' ich nicht erfüllen« —
Und noch eh' sie enden kann,
Stürzt in's Zimmer der Tyrann.

Fürchterlich in seinem Grimme,
Hört' er, was die Tochter spricht,
Ruft mit wutherstickter Stimme:
„‚Uebst du so des Schwures Pflicht?
Ha! du hast gebrochen,
Was du kaum versprochen;
Geh' denn auf des Orkus Bahn
Deinem Gatten, geh' voran!'"

Und das Eisen hoch geschwungen,
Zielt der König, rachentbrannt;
Doch der Jüngling, eh's gelungen,
Schlägt das Schwert ihm aus der Hand:
Rächend seine Brüder,
Stößt er rasch ihn nieder,
Und von dem verhaßten Ort
Reißt er die Geliebte fort.

Mit Entsetzen sonder Gleichen,
Als er sich der Halle naht,
Sieht er seiner Brüder Leichen,
Sieht des Wüthrichs grause That.
Daß er umgekommen,
Wird entzückt vernommen,
Und dem Jüngling beut zum Lohn
Das befreite Volk den Thron.

Aber jene Falschen beben,
Denn es droht ein hart Gericht.
Doch die Schwester fleht ihr Leben,
Und der junge König spricht:
»»Wohl, trotz ihren Ränken,
Will ich's ihnen schenken;
Doch es heischt der Pflicht Gebot
Strafe für der Brüder Tod.««

Schnell nach kunsterfahrnen Leuten
Schickt er jetzt im ganzen Reich,
Läßt ein hohes Faß bereiten,
Unten einem Siebe gleich.
»»Dieses ist mein Wille:
Eh' dies Faß sich fülle,
Sei euch nimmer Ruh' vergönnt;
Seht nun, ob ihr's füllen könnt!««

Und sie tragen auf und nieder;
Doch wenn kaum das Wasser schwoll,
Rinnt es aus dem Siebe wieder,
Und das Faß wird nimmer voll.
Und des Volkes Sage
Wandelte zur Plage
In des Orkus ew'ger Nacht,
Was der König weis' erdacht.

Friedrich Krug von Nidda,

mit vollem Namen: Friedrich Albrecht Franz, ward geboren den 14. Mai 1776 auf dem väterlichen Gute Gatterstädt bei Querfurt. Von seinen Lebensumständen ist uns nur bekannt, daß er kgl. sächsischer Hauptmann von der Armee war, worauf er sich, um den Musen zu leben, auf sein Rittergut zurückzog. Die öftere Angabe, daß er die Rechtswissenschaft studirt und zu Arnsberg als Regierungsdirektor gestanden, wird in Meusel's „Gelehrt. Deutschland" (1834) in Abrede gestellt. Er starb am 29. März 1841.

* * *

Krug gehört der romantischen Schule an, zum Theil in der Richtung Fouqué's, der auch seine gesammelten Gedichte mit einem brieflichen Vorworte versehen; doch hat er sich auch der Methode Schiller's und Schlegel's in Bearbeitung der griechischen Ballade, und spätern Meistern angeschlossen. Im Ausdruck der Empfindung zeigt er sich weniger glücklich als in der Malerei der Phantasie; dadurch aber wird der plastische Eindruck seiner Balladen und Romanzen geschwächt, deren Stoffe aus Mythe, Geschichte und Sage entnommmen sind. Wie Fouqué, zeigt auch er Neigung zu märchenhafter Wunderbarkeit und zur Phantastik des Grauenvollen. Seine Gegenstände haben meistens eine volksmäßige Grundlage, aber der kecke Wurf des Volksliedes ist ihm nicht gelungen, dazu mangelt diesen Gebilden die volle, reine, starke Naturwahrheit. Auch ist er seines Stoffs nicht immer in dem Grade Meister, um dafür die rechte Form der Darstellung zu finden. Sein Hauptwerk ist das heroische Gedicht „Skanderbeg", besser in der Ausführung als im Entwurf, mit kräftigen und ansprechenden Schilderungen.

Schriften.

Florian's Gonsalvo von Cordova, übersetzt. Leipz. 1817; 2te Aufl. 1820.
Heinrich der Finkler, oder die Ungarnschlacht. Histor. Drama in 4 Akten. Leipz. 1818.
Gedichte. Leipz. 1820.
Romanzen. Ebd. 1821.
Erzählungen und Romanzen. 2 Bde. Ebd. 1821—22. (Bd. 2 auch unter d. Titel: „Darstellungen.)
Skanderbeg. Heroisch. Gedicht in 10 Gesängen. 2 Bde. Ebd. 1823—24.
Lokalumrisse kleiner Reisen &c. 2 Theile. Halle 1825—26.
Schwertlilien. Erzählungen. 2 Theile. Halle 1827. 29.
Gedenkbüchlein oder Blicke durch's Leben. Leipz. 1829.
Bilderskizzen einer Rheinwanderung. (Gedichte.) Quedlinb. 1833.
Der Schmidt von Jüterbog. Chronikensage in Romanzen. Leipz. 1834.
Erinnerungsblätter einer Schweizer-Reise, nebst einem Blick nach Ober-Italien. Querfurt 1840.
Beiträge zum „Frauentaschenbuch" auf 1818, u. s. w.

---

150. Hylas.

Nach dem Fabelparadiese
Längs des Hellespontes Thor,
Nach des Widders goldnem Vließe,
Zog der Argonauten Chor.
Auch Alkmenens großem Sohne
Wuchs der ritterliche Muth
Nach der unbekannten Krone,
Die auf Kolchis' Bergen ruht.
Hylas, schön wie Morgensterne,
Folgt ihm liebend in die Ferne.

Doch, obschon Dodona's Eichen
Argo's mächt'ger Kiel beschwingt,
Den, entblößt von Laubeszweigen,
Noch Orakelkraft durchdringt;
Obschon Jason's tapfrem Stamme
Hellas' Blüthe sich verband,
Zu entziehn die heil'ge Flamme
Aus des Sonnenkönigs Land:
Durften doch in Siegesehren
Weng'e nur zur Heimath kehren.

Selbst dem Liebling des Alziden,
Hylas, tadellos und mild,
War das Todesloos beschieden
Auf dardanischem Gefild.
Aus Skamandros lautren Quellen,
Unentweihet noch durch Blut,
Schöpft er seinem Heergesellen
Wasser in den Eisenhut,
Schwelgend schon im Vorentzücken,
Den Erkrankten zu erquicken.

Doch welch hehres Gotteswunder
Hemmt urplötzlich seinen Lauf?
Geht ein Lebensstern ihm unter,
Oder flammt ein schönrer auf?
Aus des Stromes Purpurspiegel,
Aus der Fluth kristallnem Schooß,
Heben sich zwei Lilienhügel,
Wird ein Marmornacken bloß;
Hoch empor gerungnen Armen
Folgt ein Nothruf um Erbarmen.

Und der Jüngling steht und zaudert
Ueberrascht an Ufers Grün,
Mächtig ist's, was ihn durchschaudert:
Soll er retten oder fliehn?
Soll hier eine Huldin sterben,
Die bezaubernd ihn umstrickt?
Dort sein Heldenfreund verderben,
Der nach Labung ihn verschickt? —
Woll' ein Gott aus sel'gen Thalen
Licht in dieses Dunkel strahlen!

Ach! kein Gott steigt rasselnd nieder,
Doch im Herzen wird's ihm kund,
Denn er taucht die Rosenglieder
Blitzschnell in den Wogenschlund,
Reckt die Arme voll Verlangen
Nach der Unbekannten aus;
Doch in feurigem Umfangen
Ueberwölbt ihn Thetis' Haus.
Die er wähnte zu erretten,
Bindet ihn mit Todesketten.

‚Jüngling!' raunt in Schmeicheltönen
Die Najad' im Niederziehn:
‚Wie verlangt mich's, dich zu krönen
Mit der Myrte heil'gem Grün!
Nicht zu rauhem Thatenleben
Ward so zarte Form gebaut,
Götterfreuden selbst zu geben
Deiner meergebornen Braut!'
Sprach's, und zwingt des Schönen Glieder
Höhnend in die Tiefe nieder.

Kreise zog noch der Skamander
Schauervoll um Hylas' Gruft,
Sieh! da nahte flugs selbander,
Den der Ahnung Stimme ruft,
Herkules, der waffenschnelle,
Noch von Dursteswehen krank,
Suchend die verhaßte Stelle,
Wo sein Trautester versank;
Und zum erstenmal bezwungen
Steht der Halbgott, schmerzdurchdrungen.

Jammernd schweift er am Gestade,
An des Stromes ödem Strand,
Wo die schmeichelnde Najade
Seinen Liebling überwand;
Doch umsonst ist jede Klage,
All sein unermeß'ner Gram;
Nimmer kehrt zu ird'schem Tage,
Den die Todtenbarke nahm.
Nur des Echo Waldeslaute
Sind des Trauernden Vertraute.

Da erhebt er Herz und Hände
Zu der Sterne mächt'gem Lauf:
»Zeus, du Wolkenwandler! sende
Die Erinnyen herauf,
Hylas' grimmen Raub zu rächen
An des Meergotts falscher Brut,
Thetis' stolzes Haupt zu brechen —
Sei es durch ihr eignes Blut!«
Und der Donnrer ließ geschehen,
Was er längst schon vorgesehen.

So ward früh schon dem Peliden
Thränenwerther Fall bestimmt,
Tod dem Freudigen beschieden,
Eh' sein Leben noch entglimmt.
Und aus Thetis' eignem Herzen,
Wilder Leidenschaften Thron,
Rann die Quelle ew'ger Schmerzen
Um den hochgeliebten Sohn,
Der, der herrlichste von Allen,
Früh gestiegt, um früh zu fallen.

---

151. Harald.

Von unzugänglichem Granit,
Umdonnert von der Ostsee Wogen,
Herrscht' über Rügens waldiges Gebiet
Fürst Harald, früh in blut'ger Fehd' erzogen;
Es folgten seinem Machtgebot
Fünfhundert stahlbedeckte Krieger,
Mit ihnen spottet' er dem Tod
Und wiederkehrte nur als Sieger.

So sank des Ungestümen Speer
In Mitte seiner Kampfgenossen,
In weitem friedlichem Gebiet umher,
Manch Heldenherz, dem Männerthränen flossen;
Dann zog sein Panner tief in's Land
Und mähte Unbewehrter Leben;
Oft zündet' er des Aufruhrs Brand
In Burgen, die ihm treu ergeben.

Darob erzürnt, von heil'ger Gluth
Trat einst ein Seher ihm entgegen,
Den vor des Räuberfürsten finstrer Wuth
Kein Panzer schirmte, kein geweihter Degen;
Doch kündet' er des Schicksals Macht
Dem Frevler ohne Furchterröthen,
Und endend schwur er: »Noch in dieser Nacht
Wird ein verborgner Feind dich tödten!«

»»Die Wahrsagung tilgt nur das Blut!««
Zürnt Jener, — heißt in's Meer ihn stürzen,
Der es gewagt mit unberufnem Muth,
Prophetisch seinen Herrschertag zu kürzen.
Doch ließ er Ketten um die Wälle ziehn,
Geschütze führen auf die Felsendächer,
Und vor der Abendsonne Niederglühn
Schwand er in's Innre der Gemächer.

Hier warf er sich der Wonn' in Schooß
Und rang nach seligem Vergessen,
Doch was er gestern üppig noch genoß,
Dünkt heut ihm eitel und vermessen;
Er winkt zur Ruhe und verweilt
Nicht länger mehr im Kerzensaale, —
Im dunkeln Kreuzgewölb' ereilt
Ihn Todesfurcht zum ersten Male.

Und aufgeregt von Phantasien
Glühn unter ihm des Lagers Dunen;
Sturmwogen, so die hohe Burg umziehn,
Ergreifen ihn, wie dunkle Schicksalsrunen.
Da träumt ihm, nahn dem Brückenthor
Der Rache fürchterliche Boten:
Entrüstet winkt er seine Männer vor,
Ein Blitzstrahl wandelt sie zu Todten.

Schon leuchtet sein Gemach vom Schein
Der Oriflammen, die Verderben lodern,
Und ihn umkreisen bleiche Geisterreihn,
Die Mörderblut für blut'ge Morde fordern:
Da hebt noch edler Trotz des Fürsten Brust,
Und eh' die Todtenschaar an seinen Schmerzen,
An seiner Qual entzündet ihre Lust,
Führt er den Dolch zum eignen Herzen.

Am Morgen fand man Harald todt,
Verblutet an des Lagers Pfosten.
Die Wachten standen seit dem Abendroth,
Kein Unfall schreckte ihre Außenposten.
Doch nicht dem innern Feind entrann
Der Räuber auf den Dunenkissen,
Und was des Sehers Phantasie ersann,
Vollführte blutig sein Gewissen.

---

152. Der Wunderbrunnen.

Von rauher Felsenküste
Zog einst in stolzer Ruh
Winfried der Haidewüste
German'scher Marken zu;
Weiß sein Gewand wie Schwäne,
Sein Herz von Sünden rein,
Weiß seines Zelters Mähne,
Wie hoher Nordlandsschein.

Viel hatt' im Kattenwalde
Der Heiden er bekehrt,
Auf mancher Bergeshalde
Den Wodansstuhl zerstört;
Gen Thüringen zu fahren
Ihm nun der Ruf erging,
Wo noch das Volk in Schaaren
An Asgards Göttern hing.

Wohl galt's hier kühnes Schaffen,
Manch ritterlichen Schlag,
Eh Eines Gottes Waffen
Ein Götzenheer erlag;
Auch Winfried's Kreuzgefährte
Fand hier den Martertod,
Erlag dem Heidenschwerte,
Von tausend Wunden roth.

Doch wie ob wildem Meere
Ein Sternlein blank und frei,
Blieb seiner Himmelslehre
Der Wundermann getreu.
Da winkt zum Hain der Eiche
Ihn einst ein Freudenstrahl —
»Walt's Gott! vielleicht erreiche
Ich hier ein Ruhethal.

»Hab' lange nicht gerastet
Von irrem Pilgerlauf,
Mich lange nicht entlastet
Von Wehr und Schwerteskнauf,
Lang nicht mein Herz erhoben
In frommer Beter Kreis,
Mich fürder zu erproben
Zu meines Heilands Preis!« —

Sprach's, und hinangeritten,
Nicht sonder Ahnungsgräun,
Muß er in Waldes Mitten
Fluchwerthe Gräuel schaun;
Umschaart von grimmen Heiden
Ein bleiches Christenbild,
Bestimmt, den Tod zu leiden
Auf Krodo's Opferschild.

Nicht säumt der Gottesstreiter;
Ringfertig, sonder Scheu,
Stürmt er, ein Sieggeweihter,
Zum Ehrenkampf herbei;
Das Kreuz in starker Rechten,
Im Auge Wetterdräun,
Trennt er, gleich Geistermächten,
Den grimmen Todesreihn.

„Zurück, ihr Mörderschaaren!“
Gebeut sein heil'ger Muth,
„Beim Zorn des Unsichtbaren
Schont dieses Kindes Blut!
Fluch eurem Flammengötzen
Aus Krodo's finsterm Haus!
Nachtgeistern zum Entsetzen
Fahr' er in Wüsten aus!“

Aufschreit der Priester Rotte,
Von Scham und Rache heiß:
‚Stirb, dem geschmähten Gotte
Zur Sühne, frecher Greis!‘
Doch nah schon, ihn zu fassen,
Der furchtlos sich gestellt,
Sehn Alle mit Erblassen
Ihr Gottesbild gefällt;

Den Altar nachtumdunkelt,
Des Waldes Eichenhaar
Von Leuchtungen umfunkelt,
Gleich eh'rner Waffenschaar;
Doch Winfried's Haupt umwindet
Hochherrlich Siegeslaub,
Und Groll und Hader schwindet,
Der tiefsten Demuth Raub.

Und Vielen stürzen Thränen
Vom starren Angesicht,
Und Aller Herzen sehnen
Sich auf zum ew'gen Licht:
‚Wollst Gnade uns gewähren,
Du starker Christenhort,
Nicht feurig uns verzehren
Durch dein gewaltig Wort!‘ —

„Glaubt ihr an den Gebieter
Der Welt und dessen Sohn,
Und Ihn, den Menschenhüter,
Dreieins auf ew'gem Thron:
So sollt ihr, im Vertrauen
Auf deren Gnadenhuld,
Sofort Vergebung schauen,
Entsünd'gung jeder Schuld!“

‚Wir glauben, trauen, hoffen
Auf diesen Gottverein!
Der Krodo's Haupt getroffen,
Mag wohl der Stärk're sein;
Doch sei zum Unterpfande
Ein Kleinod uns verliehn,
Daß wir zu fremdem Lande
Nicht sonder Leitstern ziehn!‘

Und Winfried's Blicke heben
Sich brünstig zum Gebet:
„Christ! woll' ein Zeichen geben
Von deiner Majestät!“ —
Da flammt's vom heitern Himmel
Fernher in feur'gem Rund,
Und Winfried's edler Schimmel,
Aufbäumend, schlägt den Grund.

Und drunten hört man's dröhnen,
Bald nahe und bald weit,
Mit wunderlichen Tönen
Wie Feu'r und Wasserstreit;
Doch bei dem dritten Schlage
Des Hufes bebt das Thal,
Und sonnenhell zu Tage
Aufschießt ein Quellenstrahl.

Der wächst und wächst und fluthet,
Mehrt sich ohn' Unterlaß,
Und Winfried, hochgemuthet,
Tauft aus dem heil'gen Naß
Dreihundert Heidenkinder,
Die still zum Kreuze sehn,
Und als erlöste Sünder
Erstarkt von hinnen gehn. —

Der freche Sturm der Zeiten
Hat manchen Thron zerstört,
Doch im Vorübergleiten
Dem Bächlein nie gewehrt;
Noch rinnt's, ein Perlenregen,
Mild durch den Haideplan,
Und Sonn' und Eiswand legen
Ihm nimmer Fesseln an.

---

153. Der Wölfe Mahl.

Der Franken Heere in stolzer Pracht,
Sie zogen hinunter zur Reußenschlacht,
Durch Polens, durch Lithauens Waldgefild,
Und scheuchten zur Ferne manch edles Wild.

Drob sahen die Wölfe gar grimmig drein,
Schon vorempfindend des Hungers Pein;
Eismond und Winter schon vor der Thür,
Doch weggetrieben so Roß als Stier!

Und raubgerüstet, in mächtiger Zahl,
Durchschweiften sie eben ein ödes Thal
Unfern der Düna, die tief im Sand
Sich hin nach den reußischen Steppen wand.

Da klang's von Gewaffen und Kriegsgeschrei,
Da trabte ein fränkischer Zug vorbei;
Wie glühten die Panzer so guldigroth!
Wie ragten die Speere, — der Wölfe Tod!

Und heulend verbarg sich die blut'ge Schaar,
Wie Raubgewild vor dem stärkern Aar;
Doch tief aus dem schirmenden Sumpfesmoor
Rief bald sie ein einzelner Hufschlag vor.

Und siehe! ein Reiter, schier ganz allein,
Auf flüchtigem Zelter durchzog den Hain;
Die Stirn eine Wüste, die Wange bleich,
Sein Blick einem tödtenden Wetter gleich.

Den, stumm und versunken in stolzem Wahn,
Fiel wild und entzügelt die Meute an,
Je drei und drei, nach gewohnter Art,
Zum Kampfe vereinzelt und doch geschaart.

Und eh' noch der Franke Gefahr erkannt,
War flugs ihm der rettende Paß verrannt,
Ja heulend schon warf sich ein grimmes Thier
Dem Roß in die Seiten mit heißer Gier.

Wohl war's nun um Reiter und Roß gethan,
Da sah man den Alten des Berges nahn:
Sein blendend Gewand war gewebt aus Licht,
Lang floß ihm das Barthaar vom Angesicht.

Der schwenkte von fern nur den weißen Stab,
Da ließen die Wölfe vom Angriff ab;
Der strafte die blut'gen mit strengem Ton,
Da war schon der Frank' der Gefahr entflohn.

„Waldrüden!“ begann er mit milder'm Dräun,
„Was drängt ihr so feindlich auf Diesen ein?
Den leitet geruhig durch Berg und Thal —
Er schafft euch in Kurzem ein köstliches Mahl!

„Denn all die Geschwader, so trotzig und kühn,
Die hinter ihm her in's Verderben ziehn,
Eh' Winter verbreitet sein Schneegewand,
Sind all' eure Beute im Reußenland!“

Der Alte schied; doch des Mondes Kahn
Umkreiste kaum zweimal der Erde Plan:
Da fielen die Franken durch Frost und Stahl,
Da hielten die Wölf' ihr verheißnes Mahl.

---

154. Der Todesbund.

Beim Becher ruhten nach blutigem Strauß
Fünf wack're sächsische Krieger;
Sie zogen von heimischen Feldern aus,
Verpflichtet dem eisernen Sieger;
Sie schlürften gemüthlich nach Hader und Streit
Die schäumende Woge der stürmischen Zeit,
Und ließen den Ewigen walten;
Den heiligen Sonntag bis tief in die Nacht
Erfüllten die Tapfern mit Liedern der Schlacht,
Die freudige Gluth zu erhalten.

„Ja“, herrschte der Eine, „so wonnetraut
Vereinte uns nimmer die Rebe;
Drum sei auch von heute die Ehr' unsre Braut,
Der Ruhm uns kredenzende Hebe;
Laßt muthig uns flechten den Todtenkranz —
Wir schreiten hinunter zu blutigem Tanz
Und Keiner lasse vom Andern!
Ja, finde der Eine sein irdisches Ziel,
Schnell folg' ihm der Andre in's Kampfgewühl,
Damit wir geselliger wandern!“

Und über des Aeltesten Ritterschwert
Verkreuzten sie All' ihre Klingen,
Betheuernd, unsterblicher Palmen werth
Die Blume der Schlacht zu erringen;
Dem Feind zu begegnen im tiefsten Streit
Mit freudig altsächsischer Tapferkeit,
Ja nimmer vom Ziele zu wanken!
Und hingerafft von verwegenem Muth
Vermischten im Wein sie ihr heißes Blut,
Das sie beim Bundeskuß tranken.

„‚Ihr schwurt es!'" so donnerte Geisterlaut
Herauf aus nächtlichen Schlünden, —
„‚Heil ihm, der den Göttern des Kampfs vertraut,
Ihm wird das Höchste sich künden!
Beachtet wohl, was ihr jetzt gethan,
Bald sehn wir uns wieder auf eisernem Plan;
Ich selbst will mit Rosen euch kränzen!
Ja, eh' sich die wachsende Mondsichel füllt,
Sei euer unendliches Sehnen gestillt:
Als Sterne des Ruhms sollt ihr glänzen!'"

Die Tapfern vernahmen's mit lauschendem Ohr
Und schieden ernst von einander;
Doch kaum trat der röthliche Tag hervor,
So wurde der Bug zum Skamander;
Die Ufer erklangen von Waffenwehr,
Das Feld ward von feindlichen Reitern schwer,
Von Heergetümmel und Wagen;
Und ehe der nächste Sonntag erschien,
Sah man am Abend die Feinde fliehn,
Doch den Bundesführer erschlagen.

Von Sonntag zu Sonntag im Augenblick,
Als Jeder den Schwertbund beschworen,
Erreicht' einen Jeden sein Kriegsgeschick,
Ging Einer der Fünfe verloren.
Und ehe der Neumond zurückgekehrt,
War schon der gewaltige Ring zerstört,
Vollendet das blutige Zeichen; —
Denn, fiel auch kein Streiter im ganzen Heer,
So ließ doch ein einzelnes Schlachtgewehr
Ein Glied der Verbehmten erbleichen.

Von Allen der Jüngste noch übrig war,
Der seinen Tag überdauert,
Sich nimmer entziehend der Schlacht Gefahr,
So tief er die Freund' auch betrauert.
Nun traf ihn die Reihe der Lagerwacht
Am äußersten Posten, zur Sonntagsnacht,
Wo mancher Speer ihn umragte;
Da ward erst dem sinnigen Feldherrn kund,
Was längst schon sich pflanzte von Mund zu Mund,
Der Bund, den ein Jeder beklagte.

Und schleuniger sendet er Boten ab,
Den Kühnen vom Tode zu scheiden,
Der schwer nur und grollend sich wegbegab;
Den glorreichen Fall sollt' er meiden!
Kaum war er herein in des Lagers Schoos,
Vernahm man von Weitem schon Kampfgetos —
Die Russen stürmten entgegen;
Und da, wo der Fünfte im Geiste schon stritt,
Sein Stellvertreter den Tod erlitt,
Durchstoßen von feindlichen Degen!

So aus dem blutigen Ring gefreit,
Dem er im Herzen ergeben,
Ertrug der Verbannte mit innerm Streit
Fortan so Liebe als Leben.
Da kehrte noch einmal vom Inselstrand
Der reisige Korse zum Niederland,
Die Schlacht von Schönbund erglühte; —
Und was ihm durch Regnier's Gunst versagt,
Das hat er mit freudiger Hast hier erjagt:
Den Tod in herrlichster Blüthe!

Amalie von Helvig, geb. von Imhof,

wurde am 16. August 1776 in Weimar geboren. Ihr Vater war Major bei der englisch-ostindischen Kompagnie. Sie erhielt auf dem elterlichen Gute Mörlach bei Nürnberg, in der Pension zu Erlangen und auf Reisen, die sie mit ihren Eltern durch Frankreich, England und Holland machte, eine feine Erziehung und Weltbildung. Nachdem sie den Vater verloren, welcher Mörlach verkauft und um 1790 wieder in Weimar sich niedergelassen hatte, lebte sie an der Seite ihrer Mutter in dem damaligen deutschen Athen und dessen geistreichen Kreisen der Heroen unserer schönen Literatur. Französisch und Englisch sprach sie schon mit acht Jahren; hier lernte sie auch Griechisch. Ein Gelegenheitsgedicht machte sie Goethe und Schiller bekannt, welche nebst ihren Freunden Böttiger, Knebel, Meyer u. A. durch ihren belehrenden Umgang auf die Bildung und die Blüthe ihres Talents wirkten. Nachdem schon mehrere Gedichte von ihr in Schiller's Musenalmanach und dessen Horen („Abdallah und Balsora") aufgenommen waren, schrieb sie in Hexametern

ihr liebliches Idyll: „Die Schwestern von Lesbos“, das Schiller zuerst im Musenalmanach auf 1800 veröffentlichte. Bald darauf gewann sie die Gunst der Herzogin Amalie von Weimar, welche sie als Hofdame in ihren Kreis zog. Hier lernte sie 1802 ihren nachherigen Gemahl, den schwedischen Obersten Karl Gottfried von Helvig kennen, welcher damals von seinen diplomatischen Reisen aus dem Orient zurückkehrte. Sie vermählte sich ihm 1803, folgte ihm aber erst in Begleitung der Mutter und eines Bruders mit ihren Schwestern nach Stockholm, wo er 1807 zum Generalfeldzeugmeister aufstieg. Ihrer schwächlichen Gesundheit wegen kehrte sie jedoch bald nach Deutschland zurück, und als Pommern 1816 von Schweden an Preußen abgetreten wurde, trat auch ihr Gemahl als Generalmajor in preußische Dienste, aus welchen er 1826 als Generallieutenant seine Entlassung erhielt. Nach der Rückkehr in's Vaterland beschäftigte sie sich in Heidelberg viel mit Malerei und altdeutscher Kunst. Später lebte sie unter künstlerischen Beschäftigungen oftmals in Dresden und zuletzt in Berlin, wo sie am 17. Dezember 1831 starb.

* * *

Eine unserer besten Dichterinnen, reich an epischer Anschauung und glücklich in Schilderung von Gefühlen und Situationen; aber das Erbübel der meisten schriftstellernden Evatöchter, nämlich die grammatische Unkorrektheit, hat sie nicht ganz überwunden. Ihr episches Gedicht „Die Schwestern von Lesbos“ scheint dem Aesthetiker Franz Horn (s. dessen „Umrisse z. Geschichte der Kritik der schönen Literatur Deutschlands“, Berl. 1819) theilweise des dauerndsten Beifalls werth, nur dürfte dasselbe im Ganzen, wie er schreibt, eine weniger organische als mechanische (zufällige) Form aufweisen, was durch den Inhalt selbst erklärbar werde. Späterhin fiel dieses Mißverständniß zwischen Stoff und Form hinweg, da der Verfasserin die Poesie immer klarer ward, zu der die tiefere Neigung und das Talent sie hinzog. Das Christenthum mit seinen großartigen Legenden, das Vaterland mit seinen wunderbaren alten Sagen, das ward der schöne Spielraum ihres Geistes, und hierin hat sie Dauerndes geleistet. — Von ihrem Hauptgedichte (woraus F. A. Pischon im 5. Bande seiner „Denkmäler der deutschen Sprache“ eine Probe mittheilt) urtheilt ferner C. L. Cholevius (Geschichte d. deutsch. Poesie nach ihren antiken Elementen, II. 471 fg.), indem er dasselbe zur Charakteristik ihrer Dichtungsweise auswählt: „Die Schwestern von Lesbos“ sind nicht in Voßens Styl geschrieben und ähneln noch weniger den Idyllen der Alten. Der Verfasserin hat die Iphigenie vorgeschwebt. Das eigentliche Thema sind die Irrungen des Herzens, die sittliche Casuistik, und die Handlung ist Nebensache ꝛc. Griechisch ist dem Stoffe nach hier nichts als der ideale arkadische Schauplatz, an den uns schon Geßner, Jacobi und Wieland gewöhnt. Dagegen haben die gemessene Empfindung, die nivellirende Lebensbetrachtung, die stille Größe und Reinheit des Charakters in jenen von griechischem Geiste durchflossenen Dichtungen Goethe's auf das Idyll einen wesentlichen Einfluß geübt, und auch die Mängel der Iphigenie, die vorherrschende Sentimentalität, der reflektirende Ton, die Armuth an äußerem Leben, kehrten getreulich wieder. Selbst die sichere Anlage der einfachen Begebenheit, die leichte Motivirung, der runde Guß verrathen die nachhelfende Hand eines Meisters, so daß der Irrthum, Goethe für den Verfasser zu nehmen, gar nicht so fern lag, als man meint. Aehnliche Probleme sind oft behandelt, und eine Vergleichung dieses Idylls mit F. H. Jacobi's Woldemar oder Gutzkow's Weißem Blatt würde zur Erörterung mancher wichtigen Frage Anlaß geben.“ — Zu ihren vorzüglichern Leistungen gehören außer diesem Gedichte und den schon berührten christlich-poetischen Darstellungen, nämlich den Legenden, zu deren Bearbeitung ein schönes rhetorisches Talent und tiefere Neigung sie hinlenkten, noch die idyllische Behandlung der „Tageszeiten“ und ihre im gemildert mittelalterlichen Styl gehaltene, an Seelenkunde reiche Erzählung „Helene von Tornon“, deren Stoff aus den Memoiren der Margarethe von Valois, erster Gemahlin des Königs Heinrich IV. von Frankreich und Navarra, wie sie solche selbst geschrieben hat, entnommen ist. Auch bereicherte die Dichterin unsere Literatur durch eine sehr gelungene Uebersetzung der „Frithiofssage“ von Esaias Tegnér.

Schriften.

Die Schwestern von Lesbos. Heidelb. 1801. Frankf. a. M. 1801. Heidelb. 1833.
Die Schwestern auf Korkyra. Dramatische Idylle in 2 Abtheilungen. Amsterd. u. Leipz. 1812.
Die Tageszeiten. Ein Cyklus griechischer Zeit und Sitte. In 4 Idyllen. Leipz. 1812.
Taschenbuch der Sagen und Legenden, herausgegeben (mit Fr. Bar. de la Motte Fouqué). 2 Jahrgänge. I. o. J. II. Berl. 1817.
Die Sage vom Wolfsbrunnen. Ein Märchen. Berl. 1814; 2te Aufl. Heidelb. 1821.
An Deutschlands Frauen, von einer ihrer Schwestern. Leipz. 1816.
Helene von Tournon. Erzählung. Berl. 1824.
Gedichte zum Besten der Griechen. Berl. 1826.
Die Frithiofssage. Aus d. Schwedischen des Esaias Tegnér. Stuttg. 1826, 32, 45 u. ö.
Beiträge zum „Morgenblatt“ (1810—11, 20—22); zu dem dazu gehörigen „Kunstblatt“ (1820, 22, 23, 26); zu Schlegel's „deutschem Museum“ (1812), zu der „Urania“ (1815—17) u. s. w.

---

155. Die Rückkehr der Pförtnerin.

Früh geweihet sonder Wahl noch Willen,
Lebt' ein unerfahrnes, holdes Kind,
Eine Nonne, klösterlich im Stillen,
Tief im Innern weltlich doch gesinnt.

Schönheit hatt' ihr die Natur gegeben,
Heiß Gefühl der weichen Mädchenbrust,
Und ein ahnend sehnsuchtvolles Streben
Nach des Lebens tausendfacher Lust.

Und so werden ihr des Klosters Mauern
Bänglicher mit jedem Tag verhaßt,
Wo gespenstig sie in kalten Schauern
Gräberluft und Dunkelheit umfaßt;
Wo vom heitern Tageslicht geschieden,
Dem sich alles froh entgegen drängt,
Ihre Sinne, fremd dem heil'gen Frieden,
Düst'rer Zwang, die streitenden, beengt.

Also irret Klärchen umgetrieben
Zwischen Pflicht und bangem Zweifelmuth;
Fruchtlos strömet unter Geißelhieben
Längs dem Marmornacken oft ihr Blut.
Frei erduldend selbstgeschaffne Schmerzen
Fühlt sie ihrem Heile nicht Gewinn;
Denn es ziehet mächtig tief im Herzen
Sinn und Trachten nach der Welt sie hin.

‚Glücklich Vöglein!‘ seufzt sie, da mit Singen
Sich die Lerch' in blaue Lüfte hebt,
‚Kannst dich leichtlich über Mauern schwingen,
Wenn der kleine Sinn in's Weite strebt;
Wiegst dich lustig zwischen diesen Bäumen,
Singst den Schwestern fromm dein Morgenlied,
Bis entflatternd zu der Freiheit Räumen
Dich die eingeborne Sehnsucht zieht.

Seh' ich doch zu nachbarlichen Zweigen
Außer dieser hohen Mauern Raum
Sich vertraulich jenen Wipfel neigen,
Still gesellig webet selbst der Baum;
Mit dem Schmuck der vollen Blüthenäste
Will er gern des Wandrers Blick erfreun,
Seine Blätter im Gekos' der Weste
Freundlich auf den Pfad der Mädchen streun.

‚Aber Todesstille herrscht hier innen
In der heitern Hoffnung stummem Grab,
Und, ein farblos dunkler Faden, spinnen
Sich des Lebens Stunden langsam ab.
Trüb erfüllen wir die trüben Pflichten,
Unfreiwillig, oft in Haß gesellt.
Können Sklaven Freundschaft auch errichten,
Die gezwungen *eine* Kette hält?‘ —

So, in ird'schen Sehnen tief befangen,
Träumend sie durch düstre Gänge schweift,
Wo unnennbar rings ein schaudernd Bangen
Geisterhaft bedrohend sie ergreift.
Ach! es war dem armen jungen Herzen
Hier, von Angst und dunklem Wunsch bewegt,
Nur ein Ort, wohin es seine Schmerzen,
Seine Zweifel still vertrauend trägt.

Denn aus Marmor hob sich vom Gemäuer,
An der Vorhall' ungeschmückter Wand,
Dort ein hold Marienbild von treuer
Kindlich frommer, deutscher Meisterhand.

In des schweren Mantels keusche Falten
Still gehüllt mit demuthsvollem Sinn,
Stand es ruhig, längs dem Nacken wallten
Zart gekräuselt reiche Locken hin.

Innig in den mütterlichen Armen
Sie voll heil'ger Lust das Kindlein trägt,
Das am Busen scheinet zu erwarmen,
Sich bedeutend segnend vorbewegt.
Still beglänzt der Ampel Licht die Kronen,
Hellet des Gewandes goldnen Saum,
Und ein ew'ger Friede scheint zu wohnen
Hier mit ihr in stiller Halle Raum. —

Weinend wirft sich vor dem heil'gen Bilde
Mit gerungnen Händen Klärchen hin:
‚Schau', Maria, heute noch mit Milde
Auf die schwer bedrängte Sünderin!
Ach, du willst umsonst sie bei dir halten
Mit dem Blick voll himmelsreiner Huld;
Siegreich ziehen feindliche Gewalten
Sie hinaus in eine Welt voll Schuld!

‚Stillen muß ich dort das heiße Streben,
Muß erkennen endlich Schmerz und Lust,
Muß erfassen tief empfund'nes Leben,
Lieb' und Leiden in die eigne Brust.
Und so leg' ich dir von Thor und Zelle
Hier die Schlüssel, heil'ge Jungfrau, hin;
Denn auf immer flieh' ich diese Schwelle,
Bin von nun an nicht mehr Pförtnerin.

‚Innig hat mein Herz an dir gehangen,
Ach, ergoß vor dir sich tausendmal.
Tröstung ist von dir mir ausgegangen,
Oft des Friedens sanfter Himmelsstrahl;
Dankbar hab' ich Kränze dir gewunden,
Wie sie gläubig heitre Andacht flicht;
Wachsam nährt' ich still in nächt'gen Stunden
Treu vor dir der Lampe frommes Licht.

‚Doch ich fülle heut zum letzten Male
Frisch mit Blumen diese Krüge dir,
Gieße, daß die Leuchte fürder strahle,
Letzte Nahrung aus dem Oelkrug ihr.
Kannst, Maria, nimmer doch mich hassen,
Wenn dich stumpfes Frömmeln blöd umgiebt,
Keine hat dich so wie ich verlassen,
Aber keine hat dich so geliebt!‘

Sprach es, und enteilt den heil'gen Mauern
Aus des frommen Friedens sicherm Schoos
Hin, wo lächelnde Gefahren lauern.
Ach, wer ahnet nicht ihr traurig Loos! —
Sehnsuchtvoll, wie lang ihr Herz empfunden,
Nach der Neigung feurigem Erguß,
Hat sie allzuschnell ihn nur gefunden,
Den sie lieben bald und hassen muß.

Frevelnd bricht er ihrer Unschuld Blüthe,
Frech vergiftend ihrer Unschuld Glück,
Stößt gesättigt roh das Herz voll Güte,
Ihr vertrauend heißes Herz zurück. —
Kann denn Liebe nicht zur Treue rühren,
Keimt Verrath aus innigstem Verein?
Soll zur Sünde jedes Süße führen,
Muß ein Irrthum alles Leben sein!

Und so stürzt sie zwischen Wahn und Schmerzen
Sich in eitles Thun und Sinnenlust;
Glück entfliehet ewig ihrem Herzen,
Nur Verlangen wechselt in der Brust.
Schmeichler locken, Gaukelspiele wallen
Um die leicht Berückte schwindelnd her.
Ach, für sie, die einmal schon gefallen,
Wacht hinfort kein guter Engel mehr!

Tiefer muß sie stets und tiefer sinken,
Sieben Jahre wüst hindurch gerauscht,
Wo, statt reinen Lebens Quell zu trinken,
Gift'gen Trank ihr Thorheit eingetauscht!
Plötzlich da in Mitte bunter Scenen
Steht Mariens Bild vor ihrem Blick,
Und allmächtig ruft ein heißes Sehnen
Sie nach jener Unschuldswelt zurück.

Und sie säumt nicht, eilet sonder Zagen
Vor der Kirche schaudervollen Bann:
‚Mögen sie den Leib in Fesseln schlagen,
Wenn ich nur die Seele retten kann!
Seh' ich einmal nur vor meinem Scheiden,
O Maria, deinen Mutterblick,
Lass' ich dieses Thal, voll Schuld und Leiden,
Deiner Fürbitt' trauend, froh zurück!'

Unermüdet so im raschen Schreiten
Ruht sie nicht auf weitem Pilgergang:
Horch, da tönet fromm ihr schon vom Weiten
In der stillen Frühe Chorgesang.
Bebend zieht sie an der Klosterschelle,
Kniet in stummer Seelenangst davor —
Schau'! da leise öffnet auf der Stelle
Ihr — Maria selbst das Gitterthor.

Und sie spricht zu ihr, im feuchten Blicke
Himmlisch milden mütterlichen Schmerz:
»Kennst du, Arme, nun des Schicksals Tücke,
Kennst du nun dein eignes schwaches Herz?
Sag', was gab dir diese Welt an Freuden,
Die sich schneller nicht in Gram verkehrt?
Welche Lust dir, die so herber Leiden,
Ewig bitt'rer Reue Thränen werth?

»Wisse, nur vom Irdischen geschieden,
Das die trüben Sinne wild empört,
Blüht hienieden reiner Seelenfrieden,
Von dem Kampf des Lebens ungestört.
Selig heißet, wer zu höherm Glücke
Frei sich dieser Erde Lust begab;
Reue bringet Unschuld nicht zurücke,
Doch sie wäscht die Sünden endlich ab.

»Treu hab' ich indeß dein Amt verwaltet;
Blühend einst gestellt um diesen Schrein,
Sind nicht deine Blumen hier veraltet,
Leuchtet noch der Lampe milder Schein;
Denn versenkt in Irrthum, Sünd' und Schmerzen
Noch gedachtest du, o Tochter, mein;
Die mich treu bewahret so im Herzen,
Sollt' auf ewig nicht verloren sein!«

Sprach's, und Klärchen schaut gerührt die Kränze
Jene Sträuße, die sie selber wand,
Blühend alle noch durch sieben Lenze,
Unerneuet hier von fremder Hand.
Und sie sinkt in hoher Inbrunst nieder,
Trost von oben löst die Schmerzen mild,
Und sie findet ihre Thränen wieder
Vor der reinen Jungfrau Gnadenbild.

Doch d i e weist sie ernst an ihre Pflichten:
»Zu der Frühmeß eile sonder Fahr,
Mit den Schwestern dort den Dienst verrichten
Sah man stets dich diese sieben Jahr.
Oeffnet Gnade nach des Irrlaufs Ende
Ihren heil'gen Schoos der Sünderin:
Hebe dankbar zu dem Herrn die Hände,
Zu dem Heiland, dessen Magd ich bin!«

Und dem Wort vertrauend, zu den Schwestern
Tritt sie betend in den dunkeln Chor,
Die, sie traulich grüßend wie von gestern,
Still den Platz ihr räumen wie zuvor.
Dort in brünst'ger Andacht hingegossen
Vor dem Gott, an Gnaden reich und Huld,
Flehet sie, wie heiße Thränen flossen:
‚Herr, vergieb der Reuigen die Schuld!'

156. Sankt Georg und die Wittwe.

Als in Selena aus dem Rachen
Des blutbegierig grimmen Drachen
Sankt Georg mit heil'ger Tapferkeit
Die Königstochter kühn befreit;
Wie er besiegt das Ungeheuer
In muthig wundervollem Strauß,
Zog weit auf neue Abenteuer
Der gottgeweihte Streiter aus.

In Cappadocia geboren,
Gab er sein gräflich Land verloren,
Verspritzte fern sein edles Blut
In Christi Dienst mit kühnem Muth.
Schon manches Meer hat er befahren,
Der Ruhe Freuden längst entbehrt,
Erlegt viel tausend der Barbaren,
Doch mehr zum Glauben noch bekehrt.

So kam er zum Aegypterlande,
Wo an des Nilfluß heißem Strande
Der Heide Thier und Element
Verblendet seine Götter nennt.
Und wie der Held mit raschem Ritte
Schon Alexandria erreicht,
Begab sich's, daß vor nied'rer Hütte
Sich weinend eine Frau ihm zeigt.

Doch sie befällt ein heil'ges Grauen,
Den hohen Ritter anzuschauen,
Der wie aus einer andern Welt
Den Blick auf sie geheftet hält.
Nicht eines Sterblichen Geberde
Bedünket ihr sein frommer Gruß,
So segnend schwebt herab zur Erde
Vom Himmel nur ein Genius.

Die Linke hält das Roß am Zaume,
Das, wie geformt aus Meeresschaume,
Voll Stolz den edlen Reiter trägt
Und mit dem Huf die Erde schlägt;
Weiß glänzt die Fahne in der Rechten,
Die roth bekreuzet weit sich bläht,
In hundert blutigen Gefechten
Voran, die siegende, geweht.

Es prangt des Purpurkreuzes Zeichen,
Vor dem sich alle Frommen neigen,
Erlösung strahlend hehr und mild,
Auch auf des Ritters Silberschild;
Und glänzend über'm Helme schwebet
Mit ausgespreiztem Schwingenpaar
Die goldne Taube; golden strebet
Hervor sein reichgelocktes Haar.

Stumm wirft vor ihm das Weib sich nieder;
Kaum tragen schwankend sie die Glieder,
Als er, den zitternd sie verehrt,
Nun Speis' und Trank von ihr begehrt.
Doch eilet sie, wie er befohlen,
Mit folgsam regem Schritte schnell
Hinaus, ihm etwas Brod zu holen,
Und frischen Trank aus nahem Quell.

Herab vom Rosse steigt der Ritter,
Befestigt's an ein Rohrgegitter,
Und tritt, da scharf der Ostwind stürmt,
Hinein, wo ihn die Hütte schirmt;
Sein stolzes Haupt lehnt er gebücket
Zur Säule, die von Schilf das Dach
Das morsche stützt, denn ungeschmücket
Steht leer das dürftige Gemach.

Da augenblicks mit vollem Leben
Beginnt's im dürren Holz zu weben;
Des Jugendtriebes neue Kraft
Strömt in die Adern frischen Saft.
Schon prangt der Stamm mit schlanken Zweigen,
Drängt strebend sich am Dach hinaus,
Und seine Aeste wuchernd reichen
Weit über das bescheid'ne Haus.

Der jungen Blätter grüne Hülle
Umkleidet rings der Knospen Fülle,
Die üppig aus smaragdnem Grün
In buntem Farbenspiele glühn;
Schnell, wie die Rede, jetzt entfalten
Sich bunte Blüthen wunderbar,
Und bieten wechselnde Gestalten
Mit tausendfachen Düften dar.

Geschaukelt hier von lauen Westen,
Schnell nistet in den breiten Aesten
Der Vögel fröhlich bunter Chor,
Und wirbelt schmetternd draus hervor.
Es scheint ein Geist sie zu beseelen,
Zur Harmonie wird jeder Klang,
Und voll aus tausend kleinen Kehlen
Tönt Freud' und Liebe der Gesang.

Und sieh! ihn würdig zu bedienen,
Steht eine Tafel aus Rubinen,
Wie man die gleiche nimmer sah,
Mit Labetrunk dem Ritter da;
Vom Baume, der noch kaum geblühet,
Löst schnell gereift die Frucht sich ab,
Und sinkt, die Gold und Purpur glühet,
In Sapphirschalen leis herab.

Schon naht die Wittwe, dies zu schauen,
Darf kaum den scheuen Augen trauen,
Und sinkt mit froh entzücktem Sinn
Vor ihm zur Erde betend hin:
‚So sollt' ich Glückliche erfahren',
Sie ruft's, ‚wie durch ein Götterpaar
Beseliget vor grauen Jahren
Philemon einst und Baucis war!

‚Auf's Neue steigt in unsre Mitte
Ein Gott herab, und meine Hütte
Schmückt er, der Armuth niedres Haus,
Mit sel'gem Blick zum Tempel aus.
O sage nur, wie man dich nennet,
Dem sich die Stirne schüchtern beugt,
Von dem mein Innres tief entbrennet,
Deß Blick von Himmeshoheit zeugt!

‚Zu Phöbos' und Herakles' Ehre
Baut heitrer Glaube hier Altäre,
Doch du vereinigst wundervoll
In dir Alziden und Apoll.
Dich schmückt, wie Zeus' gewalt'ge Söhne,
Gedoppelt hohe Eigenschaft:
Dem Götterjüngling gleich an Schöne,
Bist du dem Heros gleich an Kraft.

‚Eilst du von Delphos heil'gen Gründen,
Hier dein Orakel zu verkünden?
Verläßst mit zornumhülltem Strahl
Du Delos' Ufer, Tempe's Thal?
Hast du, der Thetis Arm entstiegen,
Gesalbt der goldnen Locken Glanz?
Wie? oder bringst aus fernen Siegen
Den immer frischen Lorbeerkranz?

‚Kannst morschem Holz du treibend Leben,
Der Blätter Schmuck und Früchte geben,
So ziehe mit dem Strahlenblick
Das theure Kind in's Licht zurück!
Dir dienend ließ ich seine Leiche,
Von mir mit Mutterangst bewacht;
O laß in deinem lichten Reiche
Nicht dies allein in Todesnacht!

‚Gnügt doch der schwächste deiner Strahlen,
Die Wangen röslich ihm zu malen;
So wenig, ach! von deiner Gluth
Erwärmte das erstarrte Blut!
Magst du die Pfirsichblüthe färben,
Reifst du der Purpurkirsche Rund:
Und ließest grausam kalt ersterben
Violenbleich den süßen Mund?

‚Ein Gott, hast du den Schmerz empfunden,
Als dort von unfreiwill'gen Wunden
Vor dir dein Hyazinthus sank,
Und Tellus blut'ge Ströme trank;
Du preßtest mit bethräntem Blicke
Die starre Daphne an dein Herz,
Beweintest Phaston's Geschicke,
Doch kennst du nicht der Mutter Schmerz!'

Sie sprach's, vor Angst und Hoffnung bebend,
Als, die Erschöpfte mild erhebend,
Der Heil'ge zu dem Kind sich neigt,
Das sie erwartend ihm gereicht.
Er küßt die Stirne, gleich dem Eise,
In sich gesammelt zum Gebet,
Auf dessen Wunderkräfte leise
Schon Lebensodem niederweht.

Dann ernster ruft er: „Wie verblendet
Bist du der Wahrheit abgewendet!
Kann solchen Irrlichts eitler Schein
Der Stern im dunklen Leben sein?
So kündigt Jugendblüth' und Stärke
Betrüglich einen Gott dir an?
Du kniest nur vor des Einen Werke,
Dem alle Schöpfung unterthan!

„Was ich für Siege mocht' erringen,
Von Ihm allein kommt das Gelingen.
Wie du vom göttlichen Geschlecht
Mich wähnst, bin ich des Höchsten Knecht.
Er macht im All die Menschen schweben,
Wie Thau im Blumenkelche rinnt;
Der Herr ist über Tod und Leben,
Gibt, Mutter, heute dir dein Kind!“

---

157. Das Grab des heiligen Klemens.

1.

Schon lag im feuchten Grund versenket
Der fromme Klemens tief im Meer,
Und trauernd, bis zum Tod gekränket,
Stand seiner Jünger Schaar umher;
Sie spähn umsonst mit bangem Blicke
Nach ihres Freundes Leiche dort,
Ihn barg der Heiden böse Tücke
Am unerreichbar grausen Ort;
Denn mit des Ankers Zentnerschwere
Ward er gestürzt zum tiefen Meere.

So hat's der Feinde Haß beschlossen,
Doch der Getreuen Liebe siegt.
Fern rollt in sich zurückgeflossen
Die Fluth vom Grund, wo Klemens liegt,
Als heiß, mit brünstigen Gebeten
Längs an Tersona's Felsenstrand,
Die schwer bedrängten Christen flehten,
In deren Mitt' er tröstend stand,
Wo sie, zu Sklavenmüh' verwiesen,
In Marmorbrüchen Jesum priesen.

Und jeden faßt ein heil'ges Schrecken,
Da man ein Marmordenkmal schaut,
Des Heil'gen Ueberrest zu decken,
Vom Finger Gottes schnell erbaut.
Hier aus des Meeres dunklem Schlunde,
Wohin kein Senkblei je gereicht,
Empor die schimmernde Rotunde
Von Alabastersäulen steigt:
Die Wand, durchsichtig aus Krystallen,
Umfaßt mit Perlen und Korallen.

Und leuchtend in des Grabmals Mitten,
Ein köstlich Kleinod, strahlt der Sarg,
Der ihn, so muthig hier gestritten,
Zu sanfter Ruh des Staubes barg.
Von goldnen Cherubim gehalten
Schwebt hoch die Arche wunderbar,
Und stellt in künstlichen Gestalten
Des Martyrs Wunderthaten dar,
Doch ihm zu Haupt der Anker ruht,
Der mit ihm sank in Meeresfluth.

Da freudig knieen alle Frommen
Hier an der Allmacht Hochaltar,
Dem Tod ist aller Schmerz entnommen,
Und alles Bangen der Gefahr;
Einmüthig tönt's aus Aller Munde:
»Wer zagte noch, wenn Prüfung naht?
Er, der ihn fand im Meeresgrunde,
Zählt jedes Körnlein seiner Saat,
Und wird, den Berg und Fluth bedecken,
Aus Staub und Moder einst erwecken.«

Und jedes Jahr, zur selben Stunde,
Da bittern Tod der Heil'ge litt,
Dort von des Meeres Felsengrunde
Zurück die Woge fluthend tritt,
Daß tausend Pilger niedersteigen
Zum Grabmal, wie es unversehrt
Durch immer neue Wunderzeichen
Die Zahl der Gläubigen vermehrt,
Die stets nach glaubenvollem Flehn
Gestärkt, erhört, von dannen gehn.

2.

Einst nahet, von geheimen Sorgen
In tiefster Seele krank bewegt,
Ein Weib, das seinen Schmerz verborgen
Zu der geweihten Stätte trägt.

Der Armen folgt zum Wundergrabe
Das Mägdlein nach, ein zartes Kind;
Des kargen Glückes einz'ge Gabe,
So hold wie heil'ge Engel sind;
Das höchste Kleinod ihrer Brust,
Der Mutter Hoffnung, Schmuck und Lust.

Still kniet sie unter süßen Thränen,
Wohin ihr Geist vorausgeeilt,
Und fühlt von schmerzlich bangem Sehnen
Alsbald die Seele schon geheilt;
Und jene Rinde, die von Eise,
Den kranken Busen starr umgab,
Löst sich an heil'ger Stätte leise
Vom mild erwärmten Herzen ab.
Schon kehrt auf Seraphim-Gefieder
Ihr Glaube, Lieb' und Hoffnung wieder.

So weilt sie noch im Selbstvergessen,
Da schon der Rückkehr Stunde schlägt.
Wie könnte der die Zeit ermessen,
Wem voll die Seele, ganz bewegt?
O unglückseliges Verweilen!
Zu schwer büßt dich das Mutterherz;
Es hoffte hier vom Gram zu heilen,
Und tödtlich trifft es nun der Schmerz,
Der ihr, die sicher sich geglaubt,
Des Lebens liebste Freude raubt.

Denn plötzlich strömt mit wildem Brausen
Im Wogenschwall heran die Fluth;
So peitscht der Winde pfeifend Sausen
Der Wolken Nacht in Sturmes Wuth,
Wie, donnernd, mit des Blitzes Schnelle
Daher das grause Element:
Hochher, verschlingend stürzt die Welle,
Die nicht des Mitleids Regung kennt,
Sie kehrt zurück mit dumpfem Brüllen,
Des Abgrunds Räume auszufüllen.

Da rings Gewässer sie umlecken,
Entstürzet vor Entsetzen blind
Das Weib; ihr erst Gefühl ist Schrecken,
Ihr zweites ... das geliebte Kind.
Sie dringt von neuem in die Wellen,
Taub der Gefahr, die sie bedroht,
Ob sie zu Bergeshöhe schwellen,
Fühlt sie nur ihres Kindes Noth;
Denn Wonne wär' ihr, Labung, Glück,
Der Tod in diesem Augenblick.

Doch ach, die Arme strebt vergebens
Dahin, wo ihr das Kind verschwand.
Die Fluth schont grausam ihres Lebens,
Spült sie zurück auf öden Strand.
Wo auf des Males Marmorstufen
Die Kleine ruhig schlummernd lag,
Vernimmt sie nicht der Mutter Rufen,
Betäubt von dumpfem Wellenschlag;
Verborgen dort dem heitern Licht
Erreicht sie Lieb' und Jammer nicht.

Doch hält am traurigen Gestade
Die Mutter eine Hoffnung fest,
Die, hier auf einsam wilden Pfade,
Das Schicksal mitleidsvoll ihr läßt:
Ob aus des Meeres tiefem Bette
Der Liebe suchend scharfer Blick
Des Lieblings theure Hülle rette —
Verwaisten Grames letztes Glück;
Was an des Geistes tiefsten Schmerz,
Ein Irdisches, verknüpft das Herz.

„O glänzten mir die goldnen Haare,“
So ruft sie, „die ihr Haupt umwallt,
Im zarten Reiz der frühen Jahre
Die lieblich blühende Gestalt!
Preßt' ich die lilienbleichen Hände,
Hielt' ich noch einmal sie umfaßt!
Von ihr berühret, mein' ich, schwände
Der grambedrückten Seele Last;
Dann, neben ihr in Grabesruh,
Schlöß' sich das müde Auge zu.“

Doch ihrem ängstlichen Begehren
Wehrt schweigend eine höh're Macht,
Es muß die Leidende entbehren,
Was ihrem Jammer Trost gebracht.
Wohl kehret Ebb' und Fluth zurücke,
Nicht das, wonach sie bang sich sehnt,
Indeß vor ihrem starren Blicke
Der Ozean sich endlos dehnt;
Denn wilder Wellen schäumend Tosen
Bedeckt den Schatz der Hoffnungslosen.

So sind ihr Monden schon entwichen;
Verschloßnem Grame nur geweiht,
In Schwermuth langsam hingeschlichen
Die nur im Glück beschwingte Zeit;
Doch gleich dem Harme, den sie nähren,
Geregelt wie der Stunden Schlag,
Einförmig wie der Lauf der Zähren,
Folgt trüb ein Tag dem Tage nach,
Und, mit dem Fußtritt, schwer wie Blei,
Zieht auch dies Trauerjahr vorbei.

Da mit des Tages erster Stunde
Weit öffnet sich der feuchte Schlund,
Und wieder strahlet die Rotunde
Herauf aus dunklem Meeresgrund;
Und rasch mit frohem Schreckensrufen
Hinab die Mutter jauchzend fliegt,
Wo auf den hellen Marmorstufen
Das Kind in leisem Schlummer liegt;
Gelähmt vor Freude stürzt das Weib
Sich über den geliebten Leib.

Und alles Volk staunt ob dem Wunder,
So an des Frommen Grab geschehn,
Und zahllos wallt die Meng' herunter,
Der Neubelebten Glück zu sehn.
Da fragt das Kind, wie's unter Küssen
Der Mutter jetzt im Arm erwacht:
„Warum hast du mich wecken müssen?
So lieblich träumt' ich keine Nacht.
Wie süßen Schlummer störst du mir!
Ach, nur ein Stündlein ruht' ich hier.“

So steht im Erdenschmerz befangen
Wohl manche Mutter hoffnungslos,
Und starrt mit traurigem Verlangen
Hinab zum dunkeln Erdenschoos;
Indeß das Kindlein, wohlgeborgen
Vor rauhem Sturm und schwüler Gluth,
Bis zu des ew'gen Tages Morgen
In kühler Stille harmlos ruht;
Den langen Schmerz, das kurze Glück
Verschläft's, wie einen Augenblick.

Die Mutter ringt mit bangem Sehnen,
Doch in des Kindes Brust ist Ruh;
Ihr Auge füllen heiße Thränen,
Ein Engel drückte jene zu.
Des Geistes immer reges Streben,
Das Herz, so Glück und Qual umfaßt,
Dehnt uns zu langer Pein das Leben:
Ihm ist's ein Weilchen linder Rast.
Nur wenig Stunden Schlaf vergehn
Bis zu des Liebsten Wiedersehn.

Isaak von Sinclair,

mit dem Schriftstellernamen **Crisalin**, wurde um 1776 zu Thurso-Castle in der schottischen Grafschaft Caithneß geboren. [Sein Vater, Sir John Sinclair, seit 1786 Baronet, Sohn des Laird von Ullster und der Lady Johanna Sutherland, war Doktor der Rechte, Präsident der Gesellschaft des Ackerbaues ꝛc., eins der größten Genie's im Fache desselben, der Industrie und Staatswissenschaft; er legte zu Thurso eine neue Stadt und mehrere Dörfer an, war über dreißig Jahre Parlamentsmitglied, errichtete während des letzten Kriegs zwei Bataillone, die Rothsay- und Caithneßmiliz genannt, die er beide als Oberster kommandirte, und verfaßte eine Menge ökonomischer und staatswirthschaftlicher Schriften.] Er studirte in Tübingen 1788 bis 1793, wo ihn eine innige Freundschaft mit Hölderlin verband, welcher durch seine Verwendung 1796 eine Hofmeisterstelle in Frankfurt erhielt. Sinclair war frühzeitig in hessen-homburgische Dienste getreten und zum Regierungsrath aufgestiegen. In den Kriegsjahren ging er als Freiwilliger zur österreichischen Südarmee, welche sein geliebter Erbprinz kommandirte, wurde Hauptmann im Generalstabe und focht als Adjutant des Erbprinzen mit in der Schlacht bei St. Georges, wo die Franzosen

von einem Heere, dessen größter Theil zum ersten Mal die Waffen trug, geschlagen wurden. Nach Beendigung des Kriegs erhielt er als Major und hessen-homburgischer Geheimrath in Angelegenheiten seines Hofes eine Mission zum Kongresse in Wien, starb aber hier plötzlich an einem Schlaganfall im Mai 1815. Als die Stafette mit der Nachricht von dem Hinscheiden des einzigen Sohnes nach Homburg gelangte, hatte man die Mutter, an der er mit so viel Liebe gehangen, zwei Tage zuvor begraben und Beiden war so der größte Schmerz, der sie treffen konnte, erspart. — Daß er es gewesen, der 1806 seinen unglücklichen Universitätsfreund Hölderlin in's Klinicum nach Tübingen begleitet, nachdem er zur Rettung des aus Nürtingen in Schwaben 1803 abgeholten und in die eigene Behausung aufgenommenen irrsinnigen Dichters jedes Opfer gebracht hatte, verdient noch bemerkt zu werden. — Aloys Schreiber widmete unserm Sinclair einen Nachruf (Poet. Werke, I. Tübing. 1817, S. 116 fg.), unter andern singend: „Früh bist du hingegangen, doch deiner Väter werth, von denen du empfangen die Harfe und das Schwert. Dein Lied es ist geflogen wie Blitze durch die Nacht, und vor dir hergezogen als Führer in die Schlacht. Bei St. Georg, da galten die deutschen Klingen viel, da hast du auch erhalten den Preis im Waffenspiel. Der Kranz, den du errungen, schmückt deinen Grabesstein, das Lied das du gesungen, glänzt drauf mit goldnem Schein" u. s. w.

* * *

Ein edler, geistreicher Dichter, bekannt durch einen Cyklus Tragödien aus der Geschichte des auch von Tieck behandelten Cevennenaufruhrs, in welchen sich ausgezeichnet lyrische Stellen, besonders einige erhebende Psalmen finden; ferner durch kampfes- und siegsfreudige „Kriegslieder" und eine Sammlung „Gedichte". In den Balladen hat er den einfachen, kräftigen Ton der altschottischen Muster nicht ohne Glück nachgebildet. Unter seinen Liedern sind vortreffliche Rundgesänge, aber in der fröhlichsten Begeisterung wendet er sich immer wieder zum Ernste des Lebens hin und vermeidet dadurch die Verirrung in das Frivole. Ungern stößt man hin und wieder auf Sprachunrichtigkeiten und Stellen, denen die schöne Klarheit fehlt. In seinem philosophischen Werke „Wahrheit und Gewißheit" zeigt er sich als entschiedenen, durchgebildeten Fichteaner.

Von ihm:

Der Anfang, der Gipfel, das Ende des Cevennenkriegs. (Eine Trilogie.) Heidelb. 1806.
Wahrheit und Gewißheit. 3 Bde. Frankf. a. M. 1811.
Versuch einer durch Metaphysik begründeten Physik. Das. 1813.
Gedichte. 2 Thle. Das. 1812. 14.
Kriegslieder. Ebd. 1814.

---

158. Ritter Courcy.

Er griff zu seinem Schwerte,
Er schwang es in die Höh',
Er stieß es in die Erde,
Er sprach: „Der Kampf ergeh'!

„Fluch über ihn und Schande,
Der es erdulden mag,
Daß Schmähung seinem Lande
Der Stolz des Fremden wag'!

„So wahr ich Courcy heiße,
Wenn du es mit mir wagst,
Ich heute dir noch weise,
Daß du im Frevel sprachst!"

Da trat nun in die Schranken,
Der kühn die Schmähung sprach,
Zum Preise für die Franken
Und Engeland zur Schmach.

Sie fochten mannhaft Beide,
Und lang der Kampf gewährt,
Doch in des Franken Seite
Drang endlich Courcy's Schwert.

Und als ihm so gelungen
Die Rache für die Schmach,
Er hoch das Schwert geschwungen,
Und stolz er also sprach:

„Ihr saht mich niederstrecken
Ihn, der so frech geglaubt,
Kein Brite dürft' bedecken
Vor einem Frank' das Haupt.

„Ich aber, hier vor Augen
Dem König und dem Reich,
Will nun dies Recht gebrauchen
Und mich bedecken gleich.

„Und will mir's wer versagen,
Daß ich es lassen soll,
So will ich's mit ihm wagen,
Es sei auch, wer da woll'."

Da rief ihm von dem Throne
Der Frankenkönig zu:
„„Dem Frevel thust zu Lohne
Noch ärgern Frevel du!

„„So darfst du auch nicht scheiden
Aus diesen Schranken fort,
Eh' dreimal du mit Streiten
Bewährt das stolze Wort.

„„Denn wer so kühn gescholten,
Der büßt es auch für Drei,
Und dreimal wird's entgolten,
Daß Landes-Sühnung sei!""

„Das thu' ich wohl mit Freuden,
Mit Gott und meinem Schwert;
Denn ehrlich hab' das Streiten
Für England ich begehrt.“

Und dreimal in die Schranken
Ein Frankenritter trat;
Doch dreimal alle sanken,
Und dreimal Sieg er hat.

„Nun hab' ich ihn gewähret,
Nun hab' ich ihn behaupt't
Den Ruhm, den ich begehret,
Nun deck' ich mir das Haupt!“

Da stürzen in die Schranken
Zum Kampf der Ritter viel,
Zur Ehre für die Franken
Und Engeland zum Ziel.

Da sprach von seinem Throne
Der Frankenkönig gut:
„„Dem Frevel nur zu Lohne
Er seinen Frevel thut.

„„Er that, was wir begehret,
Er zieh' in Ruhe hin;
Er hat sie wohl bewähret
Die Rede, stolz und kühn.

„„Und ein Gedächtniß bleibe,
Was heute wir gesehn,
Daß eitlen Frevel treibe,
Wer Engeland mag schmähn.““

Da ließ sich knieend nieder
Der Ritter vor dem Thron,
Stand auf, bedeckte wieder
Das Haupt, und schied davon.

Und als er heimgekommen,
Der Ritter unverzagt,
Und Engeland vernommen
Die That, die er gewagt:

In Pracht da und Geschmeide
Der König auf dem Thron,
Die Fürsten all' zur Seite,
Die Ritter alle schon.

Und Courcy ward gerufen
Vor's Königs Angesicht,
Hin zu des Thrones Stufen,
Und so der König spricht:

„„Für Engeland zur Ehre
Decktest das Haupt du dir,
Fern sei, daß ich's begehre,
Daß du's entblöß'st vor mir.

„„Zum Zeichen soll es gelten
Vor meinem ganzen Reich,
Daß Engeland nie Helden
Entbehre, so dir gleich!““ —

Und wer sich Courcy nennet,
Beim König seit dem Tag
Ist's nur allein vergönnet,
Daß er sich decken mag.

---

159. Die Rache der Schwester.

Es saß an seiner Eiche
Der König und hielt Recht
Aus seinem ganzen Reiche
Dem Ritter wie dem Knecht.

Kommt da ein Weib gegangen
In Trauer angethan,
Die thut in Schönheit prangen,
Wie nie ein Weib empfahn.

Die Menge vor ihr weichet,
Dem König nahet sie,
Und flehend vor ihm beuget
Zur Erde sie das Knie:

‚Nicht im Gewand der Freude,
Herr König, komm' ich her,
Ich komm' in schwerem Leide,
Daß ich dein Recht begehr'!‘

„So kannst du auf mir stehen,
Recht, das wird hier gewährt;
Auch dir soll Recht ergehen,
Hast's nicht umsonst begehrt.“

‚Dies Wort, das möge gelten,
Denn der zur Seite dir,
Er ist's, ich muß es melden,
Mit dem ich rechte hier.‘

„Dem Ritter wie dem Knechte
Geschiehet nach Gebühr,
Sie steh'n demselben Rechte.
Was that der Ritter dir?“

‚Die Schmach komm' ich zu rächen
An ihm der Schwester Schmach;
That Treue ihr versprechen,
Und er die Treue brach!‘

»War sie, wie du, zu preisen
So reizend und so schön,
War's Thorheit wohl zu heißen,
Nach Anderen zu sehn.«

‚Kein Mann steht mir zur Seite,
Ich räche sie allein;
Die letzten sind wir Beide,
Mein Stamm ist noch allein.‘

»Das mag dir nicht gebühren,
Das geb' ich nimmer zu;
Wie magst das Schwert du führen?
Wie hübst die Lanze du?«

‚Auch will ich die nicht brauchen,
Der Dolch hier ist genug,
Er soll zur Rache taugen,
Den ich am Herzen trug.‘

»Nein, solcher Kampf sei ferne,
Wär' meinem Reiche Schmach;
Viel meiner Ritter gerne
Besteh'n heut deinen Tag.«

Und in der Jugend Blüthe
Hervor ein Ritter trat,
Dem hoch die Wang' erglühte,
Der sich den Kampf erbat.

Begannen's mit dem Schwerte;
Der Jüngling focht so kühn,
Doch eh' es lange währte,
Durchstach der Ritter ihn.

„‚Trägt Einer noch Verlangen,
So komm' ein Zweiter her;
Ich hab' nur angefangen,
Mein Arm vermag noch mehr!‘“

»So stolz wagst du zu sprechen
Vor meinem ganzen Reich?
Den Hohn an dir zu rächen,
Erhebt sich Mancher gleich!«

Gelassener Geberde
Trat da ein Mann hervor,
Begann's nicht mit dem Schwerte,
Schwang erst die Lanz' empor.

Sie rannten da und stachen
Mit Macht einander an,
Daß ihre Lanzen brachen;
Das Erste war gethan.

Da griffen sie zum Schwerte,
Sie fochten lange Zeit;
Doch jener sank zur Erde,
Der sich der Rach' geweiht.

„‚Vergönnt nun sei die Frage,
Ob's Einer noch begehrt,
Sonst glaub' ich von dem Tage,
Daß Keiner meiner werth!‘“

Und Alle rundum schwiegen,
Und Keiner bot sich an;
Sie sahen da sie liegen,
Den Jüngling und den Mann.

Hob König an zu sagen:
»Ist Keiner, der sich zeig'?
Will Einer noch es wagen,
Er sei der Erst' im Reich!«

Erhob an's Königs Seiten
Ein Greis im Silberhaar
Sich, eingedenk der Zeiten,
Wo er der Stärkste war.

»„Die Schmach mag ich nicht dulden,
Und sühn' ich sie nicht ab,
So geh' doch ohne Schulden
Ich unentehrt in's Grab.“«

Und mit der Kraft der Jugend
Er Schwert und Lanze schwang,
Und seines Muthes Tugend
In seine Streiche drang.

War leichter zu besiegen
Der Jüngling und der Mann:
Der Greis thät nur erliegen,
Als alle Kraft entrann.

Hoch thät der Sieger schwingen
Die Waffen blutgefärbt:
„‚Wer ist's, wem wird's gelingen,
Der mir den Ruhm verderbt?

„‚Ihr, die sie schön gefunden,
Rührt ihre Noth euch nicht?
Die Rächer sind verschwunden,
Mein Recht ist nun gericht't!‘“

Doch Alle thäten schweigen,
Es Keiner unternahm;
Sie sahen die drei Leichen,
Und Keiner war, der kam.

Mit Leid der König sagte:
»Soll trotzen er allein?
Wer wär's, der's nun noch wagte?
Sein soll die Jungfrau sein!«

Alsbald da schwang zum Streite
Des Königs Sohn das Schwert:
»Noch eins dich nun bereite!
Sie ist des Kampfes werth.«

Doch jene hob zu zagen
Nun für den Jüngling an,
Und wollt' dem König sagen,
Den Kampf zu unterla'n.

‚Mir ist des Bluts Genüge;
Verschone deinen Sohn!
Wozu, daß er erliege?
Ich end' es so auch schon.'

Der König sprach: „Mit nichten!
Der Ritter wie der Knecht,
Sie haben gleiche Pflichten
Vor mir und gleiches Recht."

Und muthig schwang zum Streite
Der Jüngling nun das Schwert,
Und dreimal ihn erneute,
Und war des Sieges werth.

Und als das Schwert zu schwingen
Er kam zum vierten Mal,
Da that es ihm gelingen,
Durchstach ihn mit dem Stahl.

Und als er kam zu fallen,
Der Held so unbesiegt:
„‚Nun thu' mir den Gefallen'",
Sprach er, als er erliegt,

„‚Nun thu' mir den Gefallen,
Und bring' ihr noch mein Wort,
Daß kund es werd' vor Allen,
Wie nun ich scheide fort!'"

Und wie sich niederbückte
Der Königssohn zu ihm,
Er eins sein Schwert noch zückte,
Durchstieß den Busen ihm.

„‚Nun magst du ihr vermelden,
Wie du sie hast gerächt,
So mag die Treue gelten
Von mir für ihr Geschlecht!'"

Drauf jener: „Daß ich sterbe,
Das thut mich nicht gereun,
Weil ich ihr Ruhm erwerbe,
Die meine sollte sein."

Und da sie's angesehen,
Die nun gerächet war,
Wie so die That geschehen,
In Schrecken offenbar

Sie sich zum König wandte:
‚Was klagt' ich solches nun?
Nun ich die Rache fande; ...
Doch Andres will ich thun.

‚Was wär's, daß jetzt noch bliebe?
Was sonst als dieser Dolch?
Der mir es that zur Liebe,
Wohl ist's, daß ich ihm folg'.'

Aus ihrer Hand erblinket
In ihre Brust der Stahl,
Daß sie zur Erde sinket
In Schönheit allzumal.

Der König sprach mit Leiden:
„Der Tag uns Trauer gab,
Denn Sechse heut begleiten
Zumal wir in das Grab."

Doch saß an seiner Eiche
Er lang noch und hielt Recht
Aus seinem ganzen Reiche
Dem Ritter wie dem Knecht.

Karoline Louise Brachmann,

geboren den 9. Februar 1777 zu Rochlitz an der Mulde, war die Tochter eines Kreissekretärs, der nach einander nach Döbeln und Cölleda versetzt wurde und zuletzt (seit 1787) als Geleitskommissär des thüringer Kreises in Weißenfels wohnte. Sie entwickelte frühzeitig glückliche poetische Anlagen und hatte namentlich ihrer Mutter, der Tochter eines wackern Landgeistlichen, viel zu danken, welche auch in wissenschaftlichen Gegenständen und der französischen Sprache die Lehrerin ihrer Kinder war. Louisens Jugendfreund Hardenberg-Novalis führte sie in die Kenntniß der Dichtkunst und Romantik ein und theilte ihre Versuche Schiller mit, der bereits ihre im dreizehnten Jahre verfaßten „Gaben der Götter" in die Horen (Stück 12.), und zwei andere Gedichte, „Guido's Aurora" und „Kindheit und Jugend", in den Musenalmanach für 1799 der Aufnahme werth hielt. Die interessantesten Momente ihres nur innerlich stark bewegten Lebens sind die beiden tragischen: ihr erster Versuch sich zu tödten, im vierundzwanzigsten Jahre, zufolge verletzten Ehrgefühls durch eine jugendliche Unbesonnenheit während ihres Aufenthalts bei ihren Brüdern in Dresden, und die Katastrophe ihres Lebens, der leukadische Sprung bei Halle. Geheimer Gram hatte den Frieden ihrer Brust auf's heftigste zerstört, krank kam sie nach Weißenfels zurück. Als sie hier, noch nicht genesen, das Zimmer zu verlassen verlangte, führte der Vater sie auf den Korridor im Hofe des Hauses, und aus seinen Armen, vor seinen Augen, stürzte sie sich herab aus dem zweiten Stock, wobei ein vorspringendes Dach die Gewalt des Sturzes brach und ihr Leben rettete. Zwanzig Jahre später führte sie die traurige That aus, deren Veranlassung, bei hülfloser äußerer Lage (ihre Mutter

hatte sie schon 1802, den Vater 1804 verloren, und war oft genöthigt um den täglichen Lohn zu schreiben) die Liebe zu einem ihres Geistes Unwürdigen gewesen, nämlich zu einem wegen Verwundung pensionirten blutjungen preußischen Offizier, welcher in der Absicht, sich der Bühne zu widmen, den berühmten Dramatiker Adolf Müllner in Weißenfels aufgesucht und die 43jährige Louise kennen gelernt hatte, welche dem Verlobten in ihrer Verblendung sogar nach Wien folgte, von wo sie einsam über Dresden nach der Heimath zurückkehrte. Doch fanden sie ihre Freunde nachher wieder gefaßt und ahneten auch nicht einmal einen schwermüthigen, viel weniger verzweiflungsvollen Zustand ihres Gemüthes. Da rückten vaterländische Truppen in die Gegend ein, um kriegerische Uebungen zu halten. „Sei es nun", sagt Müllner von ihr, „daß dies Bild des Krieges in ihr Erinnerungen an eine zehn- oder mehrjährige Vergangenheit erweckte" (nach der Schlacht bei Jena war sie schon einmal in unglücklicher Leidenschaft zu einem in Frankreich verheiratheten jungen Wundarzte der französischen Armee entbrannt), — „und sei es, daß eben in diesem geräuschvollen Zeitpunkte ihr Herz irgend einen neuen lebhaften Eindruck empfangen hatte, dessen Gegenstand sie als ihrer unwürdig fliehen zu müssen glaubte; genug, sie verließ in den ersten Tagen des September 1822 den Scheinkrieg und reiste nach Halle. Hier kam sie am 4. d. M. an und lebte eine Zeitlang im Hause des Professors Schütz, dann des Professors Schilling, nicht ohne Zeichen eines bedenklichen Gemüthszustandes. Am 17. Sept. Abends verließ sie, nachdem sie mehrere Briefe geschrieben, unbemerkt das Haus und vergeblich suchte man nach einer Spur von ihr. Sie hatte ihr brennendes Herz in kalter Fluth gelöscht." Erst am 24. Sept. wurde ihr Leichnam in einem Arme der Saale bei der eine Viertelstunde von der Stadt entfernten Steinmühle gefunden und in aller Stille beerdigt. Sie hat sich, in trüber Ahnung ihres einstigen Geschickes, in noch jungen Jahren selbst ihre Grabschrift verfaßt:

> Treu konnt' ich hoffen, und unnennbar lieben,
> Und fest verharrt' ich, wo ich Liebe gab.
> Was ist von Allem tröstend mir geblieben,
> Für Lieb' und Hoffnung? — nur ein einsam Grab."

(Gedichte 1808, S. 142. Auserl. Dichtungen I., 47.)

* * *

Wie sehr Schiller Louisens lyrisches Talent, das sich mehrfach der antiken Richtung des Meisters anschloß, zu schätzen wußte, beweist folgende Stelle eines seiner Briefe an sie vom 5. Juli 1798: „Unter dem Heer von Gedichten, welche dem Herausgeber eines Almanachs von allen Enden unsers versereichen prosaischen Deutschlands zufließen, ist die Erscheinung einer schönen und wahren poetischen Empfindung, wie sie in mehrern Ihrer Gedichte lebt, eine desto angenehmere Ueberraschung; und dieses Vergnügen haben mir vorzüglich Ihre „Gaben der Götter" gewährt." — Die lyrische Dichtkunst war ihr Beruf. Tiefe, Stärke, Innigkeit und Zartheit der Empfindung, edle Begeisterung für sittliche Schönheit, feiner Sinn für Harmonie und Ebenmaß, verbunden mit einer wenn auch nicht reichen, doch blühenden Phantasie, setzten sie in den Stand, ihren Gedichten jenes lebhaft Ergreifende oder sanft Anziehende und Gewinnende zu geben (s. Adolf Müllner's „Literaturblatt z. Morgenblatt" 1823, Nr. 60), wodurch sie so viel Beifall und Theilnahme bei verwandten Seelen erwerben mußten. Dagegen fehlt es ihr ganz an einer sichern, festen, selbständigen Weltanschauung, an dem Talent, aus sich selbst herauszugehen und sich gleichsam in dem Gegenstande, den sie bilden wollte, zu verlieren, so wie an jener heitern Ruhe des Geistes, ohne welche keine objective Gestaltung gelingen kann. Das gilt namentlich von ihrem Ritterepos „Das Gottesurtheil." —
Das Gedicht „Elwira" (vgl. Heinrich Kurz' literarisch-ästhetischen Kommentar zum Handbuch d. poet. Nationalliteratur, Zürich 1842) läßt tiefe Blicke in den Gemüthszustand der Dichterin werfen. Es gehört mit zu ihren besten Poesien, wie sie denn überhaupt am glücklichsten ist, wenn sie den Schmerz ihres zerrissenen Lebens in elegischen Tönen darstellt, dem irdischen Glück entsagt und vertrauensvoll auf ein schöneres Dasein hinübersieht. „Kolumbus" wird der Dichterin Andenken noch lange erhalten; denn wenn diese Romanze sich auch in keiner Beziehung mit den Schiller'schen vergleichen läßt, — wie es denn auch höchst unbillig wäre, solchen Maßstab anzulegen — so ist sie doch hinsichtlich der recht gelungenen Komposition und der dramatisch lebendigen Behandlung durchaus lobenswerth. Die Sprache läßt dagegen Manches zu wünschen übrig; insbesondere ist die Häufung der schmückenden Beiwörter, welche die Anschaulichkeit selten fördern, zu tadeln. — Lobenswerth, besonders in Rücksicht auf ihr objectiv-episches Grundelement, scheint uns auch, trotz des sentimentalen Anhauchs, die Romanze „Der Ritter und sein Roß", den gleichen Stoff behandelnd, den Uhland in seiner „schwäbischen Kunde", freilich mehr plastisch anschaulich und mit humoristischer Färbung, in Hans Sachsens Manier gestaltet hat.

Schriften.

Gedichte. Leipz. 1800. N. Aufl. das. 1808.
Romantische Blüthen. Wien 1817.
Romantische Blätter. (Forts. d. Blüthen.) Das. 1823.
Das Gottesurtheil. Rittergedicht in 5 Gesängen. Mit einem Nachwort von Adolf Müllner. Leipz. 1818
Novellen und kleine Romane. Leipz. 1819.
Schilderungen aus der Wirklichkeit. Leipz. 1820.
Novellen. Nürnb. 1822.
Verirrungen, oder die Macht der Verhältnisse. Leipz. 1822.
Die Ruinen des Waldschlosses; eine Volkssage und 4 Erzählungen. Nürnb. 1824.
Auserlesene Dichtungen. Herausgb. und mit einer Biographie und Charakteristik der Dichterin begleitet von F. K. J. Schütz. 2 Bde. Leipz. 1824. (I. Ueber das Leben und die Werke der Dichterin, vom Herausgeber. — Lyrische Dichtungen. — Elegische Dichtungen. — Idyllische Dichtungen. II. Vorerinnerungen und Beiträge zum Leben der Brachmann von Karoline v. Pichler und Panse. — Epische Dichtungen. 1. Das Gottesurtheil. 2. Romanzen und Balladen.)
Auserlesene Erzählungen und Novellen. Herausgb. von K. L. Methus. Müller. 4 Bde. (der „auserles. Dichtungen" 3r. bis 6r. Band.) Leipz. 1825—26. [1. Xavier, ein Familienbild. — Mac-

donald und Vilori, Novelle. — Verschwiegne Treue, eine Sage vom Ufer der Maas. — Der Maurenritter. — Die Erdbeeren oder das wandelnde Geschenk. — Selbstvertrauen. Mit Belegen aus der Geschichte d. Fürsten. — Irrwege, psycholog. Gemälde aus d. weibl. Welt. — Die wandernden Verse. — Das Militär. II. Sigismunda. — Die Herberg im schottischen Hochlande, Erzählung e. jung. Engländers. — Erzählungen der Krieger. — Dagobert oder Ehe und Liebe. — Unmöglichkeit. — Nachtschatten, ein Märchen. — Romant. Züge aus der Wirklichkeit; auf süddeutschem Boden gesammelt. — Die drei Söhne. III. Ladoiska. — Das Bild. — Die Grabmäler. — Die Künstlerin. — Der Dom zu Naumburg, Sage a. d. Alterthum. — Der Ardennerwald, Novelle. — Still und tief, Novelle. — Reinhold, ein Märchen. — Victoria oder Weissagungskraft der Liebe, Novelle. — Das Wiederfinden. Aus den Papieren der verst. Lady E... Nach d. Engl. IV. Heinr. v. Valincourt. — Königin Bertha. — Die Weinlese oder die Entzweiten. — Die Heimkehr. — Der Bergknapp, Märchen. — Licht aus Dunkel oder die Macht des Vorurtheils. — Der geächtete Ritter, altschw. Volkssage. — Elwira, Novelle nach d. Engl. der Mistr. Gooch. — Güte, Novelle.] Neue wohlf. Ausgabe, das. 1834.

---

160. Elwira.

‚Was willst du, süßes Kind mit goldnen Locken,
Mit lichten, sternengleichen Augen, sprich,
In diesem armen Hüttchen? Ach erschrocken,
Und ungewohnt des Anblicks find' ich dich!'

»Ich bin das Glück, und will dir Freude bringen,
Du armes Herz, nach langer Leidensnacht.
Der Morgen kömmt! Hörst du die Lerche singen?
Nach langem Dunkel ist das Licht erwacht.

»Bald wird auch dir ein neuer Morgen glänzen,
Ich bringe Freud' und Glück und Liebe dir.
Bald werden Rosen deine Stirn' umkränzen,
Und zarte Myrten, froher Bräute Zier!« —

‚Ach süßes Kind, erloschen ist von Thränen
Elwirens Aug'; ich kenne dich nicht mehr.
Erstorben ist das feurig rege Sehnen
Nach deinem Gruß; mein Herz ist hoffnungsleer.

Ich kann nicht mehr die holden Worte fassen,
Die zephyrleicht dem süßen Mund entfliehn;
Zum Glücklichsein hat mich die Kraft verlassen,
Was einmal starb, kann nie zum Leben blühn.' —

»O wiederkehren wird der Sonnenschimmer
Auf dieses holde Jugendangesicht,
Zu früh zum Gram gebleicht, doch nicht auf immer!
Vertrau' auf mich, und fürcht' und zweifle nicht'« —

‚Und kannst du öffnen denn des Grabes Riegel?
Und rufen, was den Schoos der Erde füllt?
Und lösen das verhängnißvolle Siegel,
Das meiner Vorzeit lichten Raum verhüllt?

‚Nein, laß mich einsam durch das öde Leben
Mit meinem Schmerz, mit dem geliebten gehn.
In jenem Lande, wo sich Palmen heben —
Du süßes Kind, leb' wohl! auf Wiedersehn!'

---

161. Der Ritter und sein Roß.

»O mein treues Roß, erliegen
Solltest du der Noth?
Treuer Freund auf allen Zügen
Gäb' ich dir den Tod?

»Nein, du liehest sonst mir Flügel,
Deine Stärke brach;
Wohl, so leit' ich dich am Zügel
Still den Brüdern nach!«

Wilhelm sprach's, die weiche Seele
In der tapfern Brust;
Seines innern Sinns Befehle
Folgt' er unbewußt.

Als im Land der Sarazenen
Viel das Heer erlitt,
Mit des Krieges tapfern Söhnen
Bleich der Hunger stritt;

Jeder nun, die Noth zu wenden,
Gab sein mattes Roß,
Daß ihr Blut von eignen Händen
Treuer Lenker floß;

Da nur schont' im Heer ein Reiter
Seines Rosses Blut,
Gab den treuen Kampfbegleiter
Nicht des Hungers Wuth.

Still mit langsam festem Schritte
Folgt' im Zug er nach,
Leitend seines Rosses Tritte,
Dessen Stärke brach.

Und die Feinde sahn von Weiten
Ihn getrennt, allein;
Den Verlaßnen zu bestreiten,
Stürmten wild sie ein.

Ein verdunkelndes Gewitter
Schwirren Pfeil' um ihn,
Doch die Feigen sahn den Ritter
Ruhig weiter ziehn.

Endlich aus der wilden Menge
Sprengt' ein Reiter vor,
Riß vom funkelnden Gehänge
Hoch das Schwert empor.

Doch der Frank, gewandt im Streite,
Wich ihm, leicht gekehrt,
Und wie Blitzstrahl von der Seite
Flog sein gutes Schwert.

Und mit Einem mächt'gen Zuge,
Während jener kühn
Vordrang, spaltet' er im Fluge
Bis zum Sattel ihn.

Und die Feinde sehn von Weiten
Starr die That mit an;
Dem, mit dem die Geister streiten,
Mögen nicht sie nahn.

Sie entflohn. Gelassen weiter
Zog der Held durch's Land,
Bis in Thälern, grün und heiter,
Er die Brüder fand.

In Ikoniums Lustgefilden
Ruhte Friedrich's Heer
In der Bäume Schoos, von milden
Süßen Früchten schwer.

„Gott! so bald hast du geendet
Unsre höchste Noth?"
Rief der Ritter, fromm gewendet
Nach dem Abendroth.

„Jede Spur von bitterm Leide,
Jede Spur verfloß;
Und du lebst noch mir zur Freude,
O mein treues Roß!"

---

162. Kolumbus.

„Was willst du, Fernando, so trüb und bleich?
Du bringst mir traurige Mär!" —
„„Ach, edler Feldherr, bereitet Euch!
Nicht länger bezähm' ich das Heer.
Wenn jetzt nicht die Küste sich zeigen will,
So seid Ihr ein Opfer der Wuth;
Sie fordern laut, wie Sturmgebrüll,
Des Feldherrn heiliges Blut!""

Und eh' noch dem Ritter das Wort entflohn,
Da drängte die Menge sich nach,
Da stürmten die Krieger, die wüthenden, schon
Gleich Wogen in's stille Gemach.
Verzweiflung im wilden, verlöschenden Blick,
Auf bleichen Gesichtern der Tod:
„„Verräther! wo ist nun dein gleißendes Glück?
Jetzt rett' uns vom Gipfel der Noth!

„„Du gibst uns nicht Speise, so gib uns denn Blut!""
Blut! rief das entzügelte Heer.
Sanft stellte der Große den Felsenmuth
Entgegen dem stürmenden Meer.
„Befriedigt mein Blut euch, so nehmt es und lebt!
Doch bis noch ein einziges Mal
Die Sonne dem feurigen Osten entschwebt,
Vergönnt mir den segnenden Strahl!

„Beleuchtet der Morgen kein rettend Gestad,
So biet' ich dem Tode mich gern;
Bis dahin verfolgt noch den muthigen Pfad,
Und trauet der Hülfe des Herrn!" —

Die Würde des Helden, sein ruhiger Blick,
Besiegte noch einmal die Wuth,
Sie wichen vom Haupte des Helden zurück
Und schonten sein heiliges Blut.

„„Wohlan denn, es sei noch! Doch hebt sich der Strahl,
Und zeigt uns kein rettendes Land,
So siehst du die Sonne zum letzten Mal,
So zittre der strafenden Hand!""
Geschlossen war also der eiserne Bund;
Die Schrecklichen kehrten zurück. —
Es thue der leuchtende Morgen uns kund
Des herrlichen Dulders Geschick.

Die Sonne sank, der Tag entwich;
Des Helden Brust ward schwer;
Der Kiel durchrauschte schauerlich
Das weite, wüste Meer.
Die Sterne zogen still herauf,
Doch ach, kein Hoffnungsstern!
Und von des Schiffes ödem Lauf
Blieb Land und Rettung fern.

Sein treues Fernrohr in der Hand,
Die Brust voll Gram, durchwacht,
Nach Westen blickend unverwandt,
Der Held die düstre Nacht.
„Nach Westen, o nach Westen hin
Beflügle dich, mein Kiel!
Dich grüßt noch sterbend Herz und Sinn,
Du meiner Sehnsucht Ziel!

»Doch mild, o Gott, von Himmelshöhn
Blick' auf mein Volk herab!
Laß nicht sie trostlos untergehn
Im wüsten Fluthengrab!«
So sprach der Held, von Mitleid weich, —
Da, horch! welch' eiliger Tritt?
»Noch einmal, Fernando, so trüb und bleich?
Was bringt dein bebender Schritt?«

„Ach, edler Feldherr, es ist geschehn!
Jetzt bebt sich der östliche Strahl.'"
»Sei ruhig, mein Lieber, auf himmlischen Höhn
Entsprang der belebende Strahl.
Es waltet die Allmacht von Pol zu Pol;
Mir lenkt sie zum Tode die Bahn.«
„Leb' wohl denn, mein Feldherr! leb' ewig wohl!
Ich höre die Schrecklichen nahn!'"

Und eh' noch dem Ritter das Wort entflohn,
Da drängte die Menge sich nach,
Da stürmten die Krieger, die wüthenden, schon
Gleich Wogen in's stille Gemach.
»Ich weiß, was ihr fordert, und bin bereit:
Ja, werft mich in's schäumende Meer;
Doch wisset, das rettende Ziel ist nicht weit;
Gott schütze dich, irrendes Heer!« —

Dumpf klirrten die Schwerter, ein wüstes Geschrei
Erfüllte mit Grausen die Luft;
Der Edle bereitete still sich und frei
Zum Weg in die fluthende Gruft.
Gelöst war nun jedes geheiligte Band,
Schon sah sich zum schwindelnden Rand
Der treffliche Führer gerissen — und: Land!
Land! rief es, und donnert' es, Land!!

Ein glänzender Streifen, mit Purpur gemalt,
Erschien dem beflügelten Blick;
Vom Golde der steigenden Sonne bestrahlt
Erhob sich das winkende Glück:
Was kaum noch geahnet der zagende Sinn,
Was muthvoll der Große gedacht. —
Sie stürzten zu Füßen dem Herrlichen hin
Und priesen die göttliche Macht.

Friedrich, Baron de la Motte Fouqué,

eines der Häupter der romantischen Schule, der berühmte Dichter der „Undine", des „Helden des Nordens" ꝛc., Enkel des bekannten preußischen Feldherrn Heinr. August de la Motte Fouqué, dessen Leben er beschrieben, wurde am 12. Februar 1777 zu Brandenburg geboren. Anfangs den dringenden Wünschen seiner Mutter nachgebend, bestimmte er sich zwar zu akademischen Studien, trat jedoch bereits 1794 als Kornet in ein Reiterregiment, machte mit seinem unglücklichen Freunde Heinrich von Kleist den Rheinfeldzug gegen Frankreich als Lieutenant mit, theilte dann die Hin- und Herzüge seines Regiments in verschiedenen Kantonirungen, zog sich 1803 zurück und lebte meistens in Nennhausen bei Rathenow, dem Gute seiner zweiten Gemahlin Karoline, geborne von Briest, verw. von Rochow (auch als fruchtbare Schriftstellerin unter dem Namen Serena bekannt), den Musen. Als Dichter unter dem Namen Pellegrin führte ihn 1804 mit den „dramatischen Spielen" A. W. Schlegel in die Literatur ein. Bald dem Mittelalter und der nordischen Sagenwelt, wohin ihn Schlegel gewiesen, mit Begeisterung zugewandt, folgte sein dramatisches Hauptwerk „Der Held des Nordens", das sich, wenn auch nicht unmittelbar, an das Nibelungenlied anschließt, und das reizende Märchen „Undine", wodurch sich sein Ruf über alle europäischen Länder verbreitete. Der Freiheitskrieg rief ihn 1813 wieder zu den Waffen; er stellte sich, einer der ersten, schon im Februar zum reitenden Jägerdetachement des brandenburgischen Kürassierregiments und zog — der letzte seines Stammes — mit dem Gefühl und der Aeußerung in den Krieg: der letzte Fouqué könne nicht schöner sterben als auf einem preußischen Schlachtfelde. Anfangs als Lieutenant, dann als Rittmeister ward er durch die Tage von Lützen, Bautzen, Haynau geführt, und wohnte auch der großen Völkerschlacht bei Leipzig bei, ohne Verwundung, außer einer unbedeutenden durch den Sturz eines unter ihm erschossenen Pferdes. In Folge der körperlichen Anstrengung sah er sich später genöthigt, seinen Abschied zu nehmen, welchen er mit dem Charakter als Major erhielt. In der folgenden Zeit lebte Fouqué abwechselnd wieder in Berlin und Nennhausen, schrieb die Ritterepen „Korona" und „Bertrand du Gueselin;" die Romane „Thiodolfs Fahrten" und, sein Hauptwerk auf diesem Gebiete, den „Zauberring" u. s. w., und gab seine gesammelten „Gedichte" heraus. Nach dem Ableben seiner Gattin und einer dritten Vermählung ließ er sich in Halle nieder, nachdem ihm daselbst eine freie Anstellung als Honorarprofessor geworden, und hielt Vorlesungen über Geschichte der Poesie, Zeitgeschichte u. dgl. Zu gleichem Zweck kam er in bedrängten Verhältnissen 1842 nach Berlin, wo der einst vergötterte Dichter verlassen, vergessen, nur noch von Friedrich Wilhelm IV. durch königliche Huld aufgerichtet, 1843 den 23. Januar am Nervenschlage starb.

* * *

Wie Friedrich Schlegel besonders das römisch-kirchliche, Novalis das mystische, Tieck das poetisch-ideale, so vertritt Fouqué das ritterlich-feudale Element der mittelalterlichen Romantik. In seiner literarischen Persönlichkeit hat man vier besondere Personen unterscheiden zu können geglaubt: den adeligen Ritter, den

tapfern Krieger, den frommen Christen und — ohne Beiwort — den Dichter, welcher letztere nicht selten zu Gunsten der drei erstern in den Hintergrund trete. Man fand anfangs hin und wieder seine Sprache unfügsam, seine Verse schwerfällig, als schritten sie in dem Panzer eines Riesenleibes; man warf ihm vor, daß er das Kolorit seiner lebendigen Bilder gern in veraltete Worte lege; tadelte seine Manier und überhaupt seine von ihm selbst verschuldete Schule, d. h. der Romantik in zweiter Phase; doch ließ man ihm auch in so weit Gerechtigkeit widerfahren, als man wohl einzelne geniale Züge, die wie Blitze aus der Wolkendüstere zuckten, anerkannte, aber auch nicht verhehlte, daß man des Ganzen mancher einzelnen Werke nicht froh werde und daß selbe keinen Totaleindruck zurückließen. Später zwar zollte man des Dichters ächter, wahrhaft romantischer Poesie, seinem reichen Gemüth, seiner edeln, oft gigantischen, oft zauberisch auf die Stimmung wie Musik wirkenden Phantasie die vollste Anerkennung, tadelte aber wieder auf der andern Seite sein Wortgepränge, die Ueberfeinheit, Ueberzartheit und Ueberkraft, seine manierirte Vielschreiberei, und hauptsächlich, gewiß nicht mit Unrecht, daß in seinen Schriften das Adelige, insbesondere seine politischen Ideen von feudalistischem Aristokratismus, eine Hauptrolle spiele, kurz, daß seine reiche auf Einen Punkt gespannte Phantasie, verbunden zwar mit einer ehrlichen ritterlichen Intention, alle andern Geisteskräfte überwältige und ihn so zum Don Quixote der Romantik mache. Trotz alle dem muß zugestanden werden, daß der ritterliche Sänger der ungeschlachten Nordlandsrecken und der duftig-zarten „Undine" meisterhaft es verstanden, den nebel- und grauenhaften Phantomen verblichener Adelsherrlichkeit durch sein tiefes Gefühl für Vaterland und Glauben Seele und Leben einzuhauchen.

In verwandtem Sinne schreibt A. F. C. Vilmar, der gründliche Kenner des Mittelalters und seiner Literatur („Geschichte d. deutsch. Nationalliteratur, II. 1852, S. 348 f.) von ihm: „Den Geist des alten Ritterthums in edleren Gestalten als die ungeschickten Verfasser der früheren Ritterromane darzustellen, versuchte Friedrich Baron Fouqué, auf welchen zu schimpfen heut zu Tage Mode geworden ist. Ich kann in diesen Ton nicht nur nicht einstimmen, sondern muß im Widerspruch mit demselben behaupten, daß es außer Fouqué noch Niemanden gelungen ist, eine wenn auch hin und wieder allerdings phantastische, zuweilen sogar formlose, aber im Ganzen doch vollkommen getreue poetische Wiedergeburt der alten heitern Ritter- und Sängerzeiten aus dem Ende des 12. Jahrhunderts zu bewerkstelligen. Allerdings sind bei weitem nicht alle seine Werke in dieser Beziehung von gleichem Werthe; das Gesagte gilt zunächst nur vom „Zauberring" und von „Thiodolfs des Isländers Fahrten", so wie von dem ausgezeichneten, alter Volkssage angehörigen Märchen „Undine." *) Seine Poesien enthalten viel in demselben Sinne Gelungenes, doch reichen sie sämmtlich an die eben genannten prosaischen Werke nicht hinan, zum Theil darum, weil er sich hiermit in Regionen wagte, welche für ihn zu hoch lagen, wie z. B. in „Sigurd dem Schlangentödter."

Heinrich Heine („Romantische Schule", S. 280 ff.), entwirft folgendes Bild seiner poetischen Persönlichkeit: „Er gehört zu den Sangeshelden oder Heldensängern, deren Leier und Schwert während der sogenannten Freiheitskriege am lautesten erklang. Sein Lorbeer ist von ächter Art. Er ist ein wahrer Dichter und die Weihe der Poesie ruht auf seinem Haupte. Wenigen Schriftstellern ward so allgemein Huldigung zu Theil, wie unserm vortrefflichen Fouqué. Jetzt hat er seine Leser nur noch unter dem Publikum der Leihbibliotheken; aber dieses Publikum ist immer groß genug, und er konnte sich rühmen, daß er der einzige von der romantischen Schule, an dessen Schriften auch die niedern Klassen Geschmack gefunden. Während man in den ästhetischen Theezirkeln Berlins über den heruntergekommenen Ritter die Nase rümpfte, fand ich, in einer kleinen Harzstadt, ein wunderschönes Mädchen, welches von Fouqué mit entzückender Begeisterung sprach und erröthend gestand, daß sie gern ein Jahr ihres Lebens dafür hingäbe, wenn sie nur einmal den Verfasser der Undine küssen könnte. — Aber welch ein wunderliebliches Gedicht ist die Undine! Dieses Gedicht ist selbst ein Kuß; der Genius der Poesie küßt den schlafenden Frühling und dieser schlug lächelnd die Augen auf, und alle Rosen dufteten, und alle Nachtigallen sangen; das hat unser vortrefflicher Fouqué in Worte gekleidet und er nannte es: Undine. — Diese Undine könnte man als die Muse der Fouqué'schen Poesie betrachten Obgleich sie unendlich schön ist, obgleich sie eben so leidet wie wir, und irdischer Kummer sie hinlänglich belastet, so ist sie doch kein eigentliches menschliches Wesen. Unsere Zeit aber stößt alle solche Luft- und Wassergebilde von sich, selbst die schönsten, sie verlangt wirkliche Gestalten des Lebens und am allerwenigsten verlangt sie Nixen, die in adelige Ritter verliebt sind. Das war es. Die retrograde Richtung, das beständige Loblied auf den Geburtsadel, die unaufhörliche Verherrlichung des alten Feudalwesens, die ewige Ritterthümelei, mißbehagte am Ende den bürgerlich Gebildeten im deutschen Publikum, und man wandte sich ab von dem unzeitgemäßen Sänger. In der That: dieser beständige Singsang von Harnischen, Turnierrossen, Burgfrauen, ehrsamen Zunftmeistern, Zwergen, Knappen, Schloßkapellen, Minne und Glaube ꝛc. wurde uns endlich lästig, und als der ingeniose Hidalgo Friedrich de la Motte Fouqué sich immer tiefer in seine Ritterbücher versenkte, und im Traume der Vergangenheit das Verständniß der Gegenwart einbüßte: da mußten sogar seine besten Freunde sich kopfschüttelnd von ihm abwenden. Die Werke, die er in dieser spätern Zeit schrieb, sind ungenießbar. Die Gebrechen seiner frühern Schriften sind hier auf's höchste gesteigert. Seine Rittergestalten bestehen nur aus Eisen und Gemüth; sie haben weder Fleisch noch Vernunft. Seine Frauenbilder sind nur Bilder, oder vielmehr nur Puppen, deren goldne Locken gar zierlich herabwallen über die anmuthigen Blumengesichter. Wie die Werke von Walter Scott mahnen auch die Fouqué'schen Ritterromane an die gewirkten Tapeten, die wir Gobelins nennen, und die durch reiche Gestaltung und Farbenpracht mehr unser Auge als unsere Seele er-

---

*) Das Märchen wurde von Th. A. Hoffmann komponirt. („Die Undine. Romantische Oper in drei Akten von Fouqué.") Der Stoff der Dichtung ist aus Paracelsus, der in seiner Theorie von den Elementargeistern die volksthümlichen Ueberlieferungen zu Grunde gelegt, aber zugleich einen mystischen Sinn damit verknüpft hatte. Die Elementargeister haben nach ihm keine Seele; sie gewinnen das köstliche Gut erst, wenn sie sich in Liebe mit den Menschen vermischen. Die allgemeine menschliche Idee, die sich hinter dieser Vorstellung versteckt, hat Fouqué mit großer Sinnigkeit ausgeführt und dabei die materiellen Mittel, welche die Sage an die Hand gab, mit so viel Anmuth und Grazie benutzt, daß dies eine Märchen hinreicht, seine poetische Begabung außer Zweifel zu setzen. (Julian Schmidt, „Geschichte d. deutsch. Literatur" 2te Aufl., II. 186. Vgl. Gervinus, Geschichte d. deutschen Dichtung, V. 126.)

gözen. Das sind Ritterfeste, Schäferspiele, Zweikämpfe, alte Trachten, alles recht hübsch neben einander, abenteuerlich ohne tiefern Sinn, bunte Oberflächlichkeit. Bei den Nachahmern des Walter Scott ist diese Manier, statt der innern Natur der Menschen und Dinge nur ihre äußere Erscheinung und das Kostüm zu schildern, noch trübseliger ausgebildet." Rühmend erwähnt Heine die Romane „Zauberring" und „Thiodulfs Fahrten", und unter seinen große Schönheiten enthaltenden metrischen Dramen besonders „Sigurd Schlangentödter", dieses als ein kühnes Werk, worin die altskandinavische Heldensage mit all ihrem Riesen- und Zauberwesen sich abspiegelt. —

Fouque's Lyrik vereinigt die Vorzüge und Fehler seiner größern Dichtungen: reiche Phantasie und bunte Phantasterei, Patriotismus und Deutschthümelei, ächte Religiosität und Frömmelei, Begeisterung und gesuchte Erhabenheit, zarte und warme Empfindung neben kalter Maniertheit und Gefühlständelei. Heine nennt seine kleinen Lieder, wohl in Anbetracht der Wirkung des Kolorits, „süße lyrische Kolibri's." In seinen Erzählungen und epischen Liedern, namentlich denen, welche altnordisches Leben darstellen, zeigt sich mehr poetischer Körper als wahrhaft innere Beseelung, und mehrentheils auch verdrängen seine Nebelgestalten gleich sehr die ideale wie reale Wahrheit. Andere dagegen, z. B. die Romanze „von den drei Rosen", das Sagenlied „vom Tode", entbehren weder der musikalischen Klangschöne, noch der volksmäßigen Grundlage.

Schriften.

Dramatische Spiele. Berl. 1804.
Die Zwerge. Dram. Spiel. Leipz. 1805.
Historie vom Ritter Galmy und einer Herzogin aus Bretagne. 2 Thle. Leipz. 1806.
Alwin. Roman. 2 Thle. Leipz. 1808.
Sigurd der Schlangentödter. Ein Heldenspiel in 6 Abenteuern. Fichte zugeeignet. Berl. 1808.
Der Held des Nordens. 3 Thle. (Sigurd d. Schlangentödter. — Sigurd's Rache. — Aslauga.) Berl. 1810. N. Aufl. Halle 1841 (Bd. 1 — 3 der ausgew. Werke).
Eginhard und Emma. Schauspiel. Nürnb. 1811.
Vaterländische Schauspiele. 2 Thle. Berl. 1811—13.
Taschenbuch der Sagen und Legenden. 2 Bde. Herausgb. mit Amalie v. Helwig. Berl. 1813 u. 17.
Undine. Erzählung. (Zuerst in der von ihm herausg. Zeitschrift „Die Jahreszeiten." 4 Hefte. 1811—14.) Halle 1841 (Bd. 8 der ausgew. Werke). — Berl. 1813; 8te Orig.-Aufl. 1851; 12te m. Holzschn. 1860.
Kleine Romane (darunter „Das Galgenmännlein"). 5 Thle. Berl. 1811—18.
Die Liebesrache. Trauersp. Leipz. 1813.
Alboin, der Longobardenkönig. Ein Heldensp. Leipz. 1813.
Gedichte vor und während dem Kriege 1813. Als Manuscript für Freunde. Berl. 1813.
Corona. Ein Rittergedicht in 3 Büchern. Tübing. 1814.
Sängerliebe. Tübing. 1814.
Dramatische Dichtungen. Berl. 1814.
Die Fahrten Thiodulfs des Isländers. 2 Thle. Hamb. 1815.
Der Zauberring. Ein Ritterroman. 3 Thle. Nürnb. 1816. N. Aufl. Halle 1841. (Bd. 4 — 6 der ausgew. Werke.)
Die Pilgerfahrt. Trauersp. Nürnb. 1816.
Gedichte. (Darunter Kriegslieder, Psalmen 2c.) 5 Bde. Stuttg. u. Tübing. 1816—27.
Die zwei Brüder. Trauersp. Tübing. 1817.
Begebenheiten des Grafen Alethes von Lindenstein. Leipz. 1817.
Gefühle, Bilder und Ansichten. (Kleine prosaische Schriften.) 2 Thle. Leipz. 1818.
Heldenspiele. Tübing. 1818.
Jäger und Jägerliebe. Gotha 1818.
Altsächsischer Bildersaal. 4 Thle. Nürnb. 1818—20.
Hieronymus von Staufe. Trauersp. in 5 Aufz. Berl. 1819.
Die Leibeigene. Schausp. Berl. 1820.
Bertrand du Guesclin. Histor. Rittergedicht in 4 Büchern. 3 Bde. Leipz. 1821.
Der Verfolgte. 3 Bde. Berl. 1821.
Ritter Elidouc. Altbretagne'sche Sage. 3 Thle. Leipz. 1822.
Geistliche Lieder. Leipz. 1822.
Die Vertriebenen. 3 Thle. Leipz. 1823.
Geschichte der Jungfrau von Orleans. 2 Thle. Berl. 1826.
Mandragora. Berl. 1826.
Die Saga von dem Gunlaugur, genannt Drachenzunge, und Rafn dem Skalden. Eine Islandskunde des 11. Jahrhunderts. 3 Thle. m. Kpfrn. Wien 1826.
Der Sängerkrieg auf der Wartburg. Berl. 1828.
Fata Morgana. Stuttg. 1831.
Jakob Böhme. Greiz 1831.
Erzählungen und Novellen. Danzig 1833.
Die Weltreiche. Gedichte. Halle 1835. 40.
Der Pappenheimer Kürassier. Scenen aus der Zeit des 30jährigen Krieges. Nordhaus. 1842.
Abfall und Buße, oder der Seelenspiegel. Roman. Berl. 1844.
Geistliche Gedichte. Herausgb. von seiner Wittwe Albertine, Baronin Fouqué. Mit Vorwort von H. Kletke. Berl. 1846.
Ausgewählte Werke. Ausgabe letzter Hand. 12 Bde. Halle 1841. (Bd. 7: Sintram und seine Gefährten; nordische Erzählung nach A. Dürer. Bd. 9—12: Novellen, Schauspiele und Gedichte.)

Zur Biographie und Charakteristik:

Deutsche Blätter 1813. I. Nr. 48 S. 533.
Matth. v. Collin in d. Jahrbüchern d. Literatur. XX. Wien 1822.
Jean Paul, Kleine Bücherschau. Bresl. 1825. I. S. 191—233.

Fouqué's Lebensgeschichte (von ihm selbst geschrieben). Halle 1840.
Nekrolog der Deutschen. XXI. Jahrg. 1843. S. 73 ff.
Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten &c. III. 13.
Karl Gödeke, Deutsche Dichtung. Leipz. 1849. II. 342.
J. v. Eichendorff, Ueber die ethische u. relig. Bedeutung d. neuern romant. Poesie. Leipz. 1847.
Illustrirte Zeitung. Leipz. 1858, Nr 776.
Julian Schmidt, Geschichte d. deutsch. Literatur im 19. Jahrh., 2te Aufl., II. 186. fg.

---

163. Romanze von den drei Rosen.

Mein Knappe, was reitest an Stirne und Brust,
Am Arm von Blute so roth,
Und reitest, als wie in erquicklicher Lust,
Als gäb' es nicht Jammer und Noth?
»Drei Rosen« — sang er — »drei Rosen,
Die pflückt' ich aus feindlichem Tosen,
Die pflückt' ich aus drohendem Tod.«

Und als er kam vor des Königs Haus,
Der junge siegende Held,
Da trat die Königin selber heraus:
'Nun fordere, was dir gefällt!'
»Drei Rosen, hätt' ich drei Rosen,
Wie wollt' ich noch hundertmal losen
Um's Leben auf eisernem Feld!«

Die Königin wußte, was Helden gebührt,
Was Helden kann machen gesund;
Da haben ihn schweigende Mägdlein geführt
In Zimmers verschwiegenem Rund.
Drei Rosen gab sie, drei Rosen,
Drei Küsse mit freundlichem Kosen,
Von ihrem hellrosigen Mund.

Und drauf im erlauchten festlichen Saal
Stand Herzog und Grafe bereit;
Da sagte die Herrin: ‚Zu dieser Zahl
Sei künftig mit Ehren gereiht,
Und heiße der Ritter von Rosen,
Und führe im Wappen drei Rosen
Und rosenfarb Helmbusch und Kleid!'

---

164. Der Graf von der Haide.

Ein Knappe ritt die Haid' entlang,
Seinem Liebchen fein entgegen;
Ihm ward so einsam und so bang,
Thät rings sich nichts mehr regen;
Die Nacht brach still und schwarz herein,
Und Nebel hüllten den Pfad ihm ein.

Weit war der Weg zum Liebchen fein,
Fern ihres Vaters Hallen;
Da sah der Knapp' im Dämmerschein
Einen Pilger einsam wallen.
Gesellig sprach er den Fremden an:
»Woher, wohin, du Wandersmann?

»Was gehst allein auf der Haid' umher?
Magst leicht im Dunkel irren;
Sieh, Nachtgewölke ziehn so schwer,
Und Fledermäuse schwirren!
Gern halt' ich an des Rosses Gang,
So ziehn wir selbander die Haid' entlang.«

Die Beiden reisten zusammen fort,
Doch blieb der Pilger stille.
Da fragte der Knapp': »Nach welchem Ort,
Gefährte, steht dein Wille?« —
»»Wohin du gehst, da geh' ich nicht,
Wir scheiden, wann der Tag anbricht.««

»So sage mir denn, wie nennst du dich?«
»»Ich bin der Graf von der Haide.«« —
»Und geht Ihr so still und einsamlich?«
»»Das macht, ich geh' im Leide.«« —
»Wo ist Euer Knapp' und Euer Roß?«
»»Sie harren mein im dunklen Schloß.«« —

»Ach, edler Graf, so unbewehrt
Durchwallt Ihr die dunkle Haide?«
»»Was soll mir Helm, was soll mir Schwert?
Thut Keiner mir was zu Leide.
Und daß du, Knappe, nur Alles weißt:
Ich bin eines todten Grafen Geist.

»»Du reitest schnell durch die dunkle Nacht,
Bei Liebchen süß zu erwarmen;
Mich hat die Lieb' ins Grab gebracht,
Ich ruh' in Todes Armen.
Nun fahre wohl; der Tag bricht an;
Reit' hin, du frischer lebendiger Mann!««

---

165. Das Lied vom Tode.

„Und der Tod hält Musterungen,
Wen er soll von dannen tragen.“
Also war ein Lied erklungen
Einst an hellen Maientagen.
Durch das Marktgewimmel drang es
Oft schon früh im Morgenlicht,
Oft noch spät am Abend klang es,
Doch den Sänger sah man nicht.

Wie's nun geht im Stadtgedränge!
Einer sagt: Vor jenem Hause
Sang man wohl die ernsten Klänge;
Einer: Nein, aus jener Klause.
Andrer meint: Vom Gartengange
Dorten drang das Lied hervor;
Alle doch, sie leih'n dem Sange
Unwillkürlich Herz und Ohr.

Und die Alten und die Jungen
Hört bald singen man, bald sagen:
„Und der Tod hält Musterungen,
Wen er soll von hinnen tragen.“
Männer, Weiber unwillkürlich
Kommen stets auf dieses Wort,
Und so tönt's, als ganz natürlich,
Durch das Leben fort und fort.

Aber tiefgeheime Schauer
Ziehn zugleich um, trüb' und trüber.
Allwärts wohnt geahnte Trauer,
Oftmal gehn die Augen über.
Jenes Lied war längst verklungen,
Das den Reih'n begonnen hat,
Doch: „der Tod hält Musterungen!“
Singt es nach die ganze Stadt.

Mägdlein singen's auf der Bleiche,
Schiffer singen's an den Brücken,
Schützen an der Königseiche,
Kindlein selbst im Blumenpflücken.
Gern will man den Schall verjagen,
Doch unsterblich klingt der Schall.
„Wen wird Tod von dannen tragen?“
Fragt man düster überall.

Da geschah es, daß ein Dichter,
Der oft reichen Kranz erwarb,
Fromm gestellt auf höh're Lichter,
Hochberühmt im Ort erstarb.
Und als wie mit Engelzungen
Hub ein Lied er sterbend an,
Das, „der Tod hält Musterungen,“
Freilich eben auch begann.

Aber wunderbarlich weiter
Tönt' er, frei von Schmerz und Klagen,
Vor dem nah'nden Lichte heiter:
„Wen er soll gen Himmel tragen,
Sinnt, von Blumen hell umschlungen,
Mild der Gottesengel Tod.
Das sind sel'ge Musterungen
Für das ew'ge Morgenroth.“

Und da hatt' er schon erschwungen
Sich zu Himmels Wonnetagen.
„Heil! der Tod hält Musterungen,
Wen er soll gen Himmel tragen!“
Dieser Klang da ward gegeben
All der Stadt gar freudenvoll.
Und der Tod ward und das Leben
Schön, wie's All'n uns werden soll.

---

166. Die Stimme des Grabes.

Zwei Königssöhne standen zu Nacht,
Gelehnt an hohen Lanzenstab,
Und hielten vor einem Berg die Wacht,
Der Berg war ihres Vaters Grab.
Von Wolken oft umsponnen,
Sah Mondlicht wechselnd drein;
Da ward Gespräch begonnen
Also von diesen Zwei'n:

„O Bruder mein, was denkst du wohl,
Bracht' uns der Hirt' wahrhafte Mär,
Daß dort in Vaters Berggrab hohl
Ein lust'ges Singen zu hören wär'?
Mich dünkt, es kann nicht hausen
Bei Todten heller Klang;
Er fänd' im kalten Grausen
Wohl schlechten Liebesdank.“ —

„„O Bruder mein, wie du's gedacht,
So denk' ich's auch in meiner Brust.
Wo keines Lichtes Goldblick lacht,
Hat Niemand ja zum Singen Lust,
Und helle Leuchten taugen
In Todtenklausen nicht;
Man sagt, gestorbnen Augen
Sei herbe Pein das Licht.““ —

„O Bruder mein, du redest gut,
O Bruder mein, wie lebt sich's schön!
Im Leben nur wohnt freud'ger Muth,
Und alles, was Herzen kann erhöhn.
Schlimm machten es die Götter,
Daß man in's dunkle Grab,
Gar sonder allen Retter,
So sicher muß hinab.“ —

Und kaum noch war das Wort heraus,
Das lebenshold der Jüngling rief,
Da regte sich's im Grabeshaus,
Da thäten sich auf die Kammern tief,
Und draus hervor sah fröhlich
Das alte Königshaupt;
Man hätte kaum so selig
'nen Herrn der Welt geglaubt.

Er saß im Grab, das Schild sein Tisch,
Vier Lichter brannten in Ecken klar,
Und Mond strich ab die Wolken risch,
Und nahm liebvoll des Alten wahr.
Da in die goldnen Schimmer
Sang froh hinein der Held,
Er sang so freudig nimmer
Ehmals auf dieser Welt.

So war sein Spruch, so war sein Lied,
Er schlug mit dem Schwert dazu das Maß:
„„Weh' dem, der wankt, weh' dem, der flieht,
Weh' dem, der zitternd im Sattel saß!
Ein Vater zweier Söhne
Hielt immer fröhlich Stand,
Und hat nun Licht und Töne
Mit sich im dunkeln Land.““

Und zu ging wieder das Grabeshaus,
Und drinn ward's wieder still und stumm,
Der Kerzen Lichtstrom löschte aus,
Mond nahm den Wolkenmantel um.
Die Brüder sahn zur Stunde
Den Bildern staunend nach,
Bis, wie aus Einem Munde,
Jedweder also sprach:

„O Bruder mein, o Bruder gut,
Wir woll'n dran denken, was wir sahn.
Wo's gilt in Schlachten Kriegesmuth,
Und durch Heerschaaren brechen die Bahn.
Hell mag das Leben gleißen
In kühner Jünglingsbrust,
Doch auch, was Tod wir heißen,
Hegt schön geheime Lust!“ —

Sie gingen heim, die Brüder zwei,
Gar kecklich in erneuter Kraft;
Hoch sangen sie, und schwangen frei
Das blanke Schild und den Lanzenschaft.
Sie haben viel errungen
Des Ruhms am Norderstrand,
Seit ihnen ward gesungen
Das Lied vom dunkeln Land.

---

167. Die zwei Wächter.

Altnordische Sage.

Ein Normanns-Heldenschiff auf Winterfahrt
War in geräum'ger Felsbucht eingeeist,
Von Sturm, Stromdrang und Meerfluth wohl bewahrt.

Und frisch und fröhlich war der Schiffer Geist,
Und Hütten bauten sie zwei edlen Frauen,
Im Normannsschutz vertraulich hergereist,

Vertraulich harr'nd auf Lenzes nah'ndes Thauen.
Wohl traut sich's gut auf Lenz und Normanns-Kraft;
Doch nah' gab's Volk, dem ließ nicht gut sich trauen:

Ein Räubervolk, an Sitt' und Muth erschlafft,
Doch um so gier'ger nach Gewinn und Beute,
Dem Schwertkampf feind, fern schießend Pfeilesschaft,

Unrein, unhöflich, ganz verfluchte Leute,
Die sonst auch wohl, galt Mann an Mann das Fechten,
Normannenmuth im raschen Spiel zerstreute.

Jedoch gewöhnlich gibt's gar viel der Schlechten,
Der Guten minder. Hier gab's Räuber g'nug,
Die Wackern überwält'gend zu umflechten.

Und weil das Frauenpaar nun bei sich trug
Gar reichen Schatz, denn Bräute waren Beide,
Glomm zehnfach wild der Räuber Grimm und Lug.

Die Normannskrieger, zwar dem schönsten Eide,
Dem Christenbund, damal noch nicht erschlossen,
Hielten treuahnend fest schon Heid' an Heide,

Und Jeglicher, vertrau'nd auf den Genossen,
Nächst dem, was in ihm aufrief tapfern Muth,
War gern zum Kampf mit Uebermacht entschlossen.

Nur galt es vom G:klipp wachsame Hut
Die Nacht hindurch, abwehrend Ueberfall;
Denn halbtodt ist der Heid, der schlafend ruht.

Und wie der Frost, mit manch gewalt'gem Knall
Das Bucht=Eis drängend, immer strenger drein
Vom Himmel sah, ward Nachtwacht schwier'ger Fall.

Zu Einer Stunde kürzte man von zwei'n
Die Ablösung. Und dennoch fast erstarrt
Zog man die Abgelösten wied'rum ein.

Da sprach ein altes Heldenpaar — eishart
War denen Leib und Muth im Kampf geworden—:
„Hei, wie das Jungvolk jetzt so weichlich ward!

„Seid Südlandsblümchen ihr? Seid ihr vom Norden
Das alte, siegberühmte Speergeschlecht?
Wähnt ihr, 'nen Mann könn' eine Nordnacht morden?

„Paßt auf! Wir lehren euch Altnordlands=Recht.
Ein Stündlein wacht ihr kaum? Wir wollen wachen
Die Nacht durch. Fluch euch, wenn ihr wider=sprecht!" —

Erschreckt vor den zwei alten Heldendrachen
Schwieg alles Volk im Schiffe staunend still,
Und ließ die Ries'gen nach Belieben machen.

Die sangen jubelnd: „Mann kann, was er will!"
Und zogen froh auf ihre strenge Wacht,
Als gält's ein Spiel im südlichen April.

Und, wie zum Kampf gefordert, kam die Nacht
Noch diesmal viel gewalt'ger und viel herber.
Himmel und Erd' in Stern= und Schneelichts=Pracht.

Nordsturm scholl drein als zürnender Verderber,
Und gräßlich rief der Mannbär aus dem Wald,
Ergrimmt, und doch schier angstvoll auch, als sterb' er.

Das Wächterpaar, in mächt'ger Siegsgestalt,
Stand droben auf der Klipp' im Sternenflimmer,
Und sang manch Lied voll edler Siegsgewalt.

So zweifelten auch Die am Thalstrand nimmer,
Sieghaft vollbracht das Wächterabenteuer
Werd' anschaun nächsten Morgen rother Schim=mer.

In Schlummer sanken sie rings um das Feuer,
Doch jeder seine Waffen nah zur Hand,
Als ein der edlen Kriegspflicht ernst Getreuer.

Still blieb's. Doch als der Mond schon nahe stand
Im Untergehn dem weitbeeis'ten Meer,
Brach Ein'gen aus der Schaar das Traumesband.

Sie hörten ein Gespräch von Obenher
Der beiden vielerprüften Heldenwächter,
Und also klang es, ernst und inhaltschwer:

„Wie hoch ist's an der Zeit, erfahrner Fechter?" —
„„Miß selbst, Freund. Du erfuhrst so viel als ich."" —
„Was dünkt vom Mond dir?" —
„„Als ein scheuer Aechter

„„Steht wie gebannt er starr und einsamlich,
Und wagt nicht, sich ins Meer hinabzutauchen,
Ob manch Gestirn abscheidend schon erblich."" —

„So kommt's auch mir vor. Und das Herdesrauchen
Der Räuberhütten dort am Festland scheint
Ganz wesenlos in's Nicht'ge zu verhauchen." —

„„'S ist, als wann Tod dem Leben sich vereint,
Und Alles schläfrig wird, starr, regungslos."" —
„Sag', ob wohl manchmal Zeitlauf sich versteint?

„Auf einzeln starre Stunden, mein' ich blos." —
„„Mag sein. Versteint ja mächt'ger Lava Gluth,
Wenn nicht gespornt durch stets erneuten Stoß."" —

„Dann wird mir's tief im tiefsten Selbst zu Muth,
Als sei're solche Stockung jetzt die Zeit." —
„„Wer weiß! Zeit thut gar seltsam, was sie thut."" —

„Ja, ja. Kein Mensch versteht sie. Doch bereit
Laß auch in dieser Stockungsstund' uns walten
Des Schildwachtamtes!" —
„„Bis in Ewigkeit!""

Sie schwiegen Beide still. Vielleicht entschallten
Auch ihre Worte nur im Windgetön.
Die Hörer wurden neu vom Schlaf gehalten.

Aufstieg die Sonn' am Morgen, bluthroth schön,
Die Schläfer weckend wie mit feur'gen Pfeilen.
Auf springt man in der Rüstung Erzgedröhn,

Und die zwei Jüngsten aus der Schaar beeilen
Zur Ablösung sich für das Wächterpaar,
Und klimmen grad hinauf den Hang, den steilen.

Und droben nehmen dicht sie vor sich wahr
Die Helden allezwei auf ihrem Stand.
Kühn spielt der Wind mit Bart= und Hauptes=Haar,

Sonst stehn sie, wie durch Zauberkraft gebannt
Den Rücken etwas an den Fels gestützt,
Richtauf, die Hellebarten fest zur Hand.

Die Schützer sind nun selbst vor'm Sturm geschützt,
Denn herrschend starrt in ihrer Brust das Eis.
Ihr Heldenaug' hat diesseits ausgeblitzt.

Da häuft nach Nordlandsbrauch man Balk' und Reis
Zum Scheiterhaufen, um die hier Erstarrten
Emporzuglüh'n nach Walhall's Heldenkreis.

Jedoch umsonst. Die schon im Leben Harten,
Sie waren durch den Frosttod härter worden,
Und unbeweglich starrten sie und starrten.

So, als ein Urbild all' dem Wächterorden,
Blieb dieses Wächterpaar durch Wochen stehn,
Gefürchtet fernher an des Raubvolks Borden.

Denn zwei Gespenster wähnte man zu sehn,
Zum Schirm der Schiffesmannschaft aufgestiegen;
Kein Frevler wagte, nah heran zu spähn.

Zeit rann, zuletzt kam Frühlingsluft in's Siegen,
Und freudvoll ließ das Schiff, nun Eis entbunden,
Zur fürdern Fahrt so Flagg' als Segel fliegen.

Doch fromm verwandte man die letzten Stunden
Am Strand für die zwei Wächter, die, vom Frost
Gelöst, sich neigten, gleich zwei Tödtlichwunden.

Erhöhend noch des Scheiterhaufens Rost,
Hub man hinauf sie unter'm Klang der Lieder,
Der Heldenlieder, voll vom Wallhall's-Trost.

Die Gluth stieg auf. Da schwangen ihr Gefieder
Zwei königliche Falken drob empor,
Und Echo klang die Heldenlieder wieder.

Drein schmetterte der Frühlingslerchen Chor,
Trompetengleich, und die zwei Frauen sangen:
‚Euch, treue Wächter, winkt das Himmelsthor,
Und euer ew'ger Lenz hat angefangen!‘

Karl Geib,

geb. den 16. Febr. 1777 zu Lambsheim, Kanton Frankenthal, in der Rheinpfalz, studirte auf den Universitäten Jena und Heidelberg, arbeitete sodann auf administrativen Bureaux, und trat später als Offizier in französische Militärdienste, erst bei einer Eliten-Kompagnie der Nationalgarde des Departement Donnersberg, dann bei den Linientruppen unter dem Oberbefehl des Prinzen Eugen, Herzogs von Leuchtenberg, indem er die Stelle eines Hauptmanns bekleidete. Im Jahre 1814 nahm er seinen Abschied und wählte seinen Aufenthalt wieder in seinem Geburtsorte, in welchem er, verschiedene Reisen von längerer oder kürzerer Dauer abgerechnet, privatisirte und schriftstellerisch thätig war. Er starb am 20. Dezember 1852.

Der ihm zuerst, wenn wir nicht irren, von O. L. B. Wolff in der „Encyklopädie der deutsch. Nationalliteratur“ irrthümlich zugeschriebene Name Göppinger, der fast in alle neueren Anthologien und Literaturgeschichten übergegangen, soll einem preußischen Stabsoffizier, gebürtig aus Halberstadt, angehören. Geib schrieb in diesem Betreff am 25. Febr. 1847, gelegentlich der Uebersendung der biographischen Skizze an den Verfasser dieses Werkes: „Mein Name ist Karl Geib. Der jetzt in Mannheim wohnhafte Rentner G. B. Geib ist mein Bruder. Es war mir sehr auffallend, daß ich, nachdem ich schon eine lange Reihe von Jahren unter meinem wahren Namen in der literarischen Welt aufgetreten und nur einige Mal pseudonym Julius und Egbert genannt war, in der neuesten Zeit mit einem gewissen Herrn Göppinger, der pens. preußischer Stabsoffizier und aus Halberstadt gebürtig sein soll, den ich aber gar nicht kenne, verwechselt werden mußte. In Wander's deutschem Dichterhain fand ich zuerst diesen sonderbaren Irrthum. Sollte er sich etwa darauf gründen, daß ich im Feldzuge von 1813 als k. franz. Hauptmann ein Kommando in Halberstadt hatte und dann noch einmal als Rekonvaleszent in dieser Stadt war, wo ich mich der Freundschaft mehrer gebildeter Einwohner rühmen durfte? In den Berichtigungen zu Raßmann's Dichtergallerie und in J. Schiller's Album hätte man das Wahre gefunden. Es freut mich nun sehr, daß dieser Mißverstand in Ihrem Werke aufgeklärt wird. — Der biographischen Skizze könnte ich ohne Ostentation noch beifügen, daß ich als Militär in jener stürmischen Zeit meine Schuldigkeit gethan und eine ehrenvolle Retraite erhalten habe. Zudem bewahre ich eine kleine goldene Medaille, die mir als deputirtem Offizier zu der Kaiserkrönung Napoleons — wie jedem Militär, der dieser Handlung beiwohnte — ertheilt ward, und einen Brillantring, den ich 1821 von meinem ehemaligen Feldherrn, dem Prinzen Eugen, Herzog von Leuchtenberg, als Andenken für die Zueignung meiner Bearbeitung der Biographies des Contemporains etc. erhielt.“

* * *

Geib wurde namentlich durch die „Volkssagen des Rheinlands“ in weitern Kreisen als Dichter bekannt, verdankt aber, bei ursprünglichem Mangel der lebendigen Quelle der Poesie, hauptsächlich den an und für sich schon poetischen Stoffen die günstige Aufnahme, welche diese sogenannten Romanzen und Balladen, die besser als romantische Erzählungen zu betrachten sind, gefunden haben. Es fehlt diesen unendlich breit, matt und monoton ausgesponnenen Erzählungen der eigentliche Lebenspuls; sie sind nicht zu eigentlichen Gedichten verklärt, da es dem Verfasser nicht beschieden war, den poetischen Brennpunkt aufzufinden und hervorzukehren. Weit mehr empfehlen sich, in ungebundener Rede, seine „Sagen und Ge-

schichten des Rheinlandes" durch stofflichen Gehalt, Anschaulichkeit, eine gefällige, mitunter selbst volksthümliche Naivetät und durch ein meistens richtiges Erkennen des romantischen Prinzips. Mehrseitige Bildung, Geschmack und eine gewisse reproduktive Darstellungsgabe sind ihm nicht abzusprechen.

Schriften.

Biographieen der Zeitgenossen. Nach dem Französischen. 2 Bde. 1 Heft. Frankf. a. M. 1821—22.
Politische und militärische Lebensgeschichte des Fürsten Eugen, ehem. Vicekönigs von Italien. Aus d. Französischen des M. A. Aubriet. Speier 1826; 2te Aufl. 1834.
Die Volkssagen des Rheinlandes. In Romanzen, Balladen und poetischen Erzählungen. 2 Bde. m. 43 Kpfrn. Heidelb. 1828. 36.
Gedichte. 2 Bde. Das. 1830.
Handbuch der griechischen und römischen Mythologie. Nach den Vorstellungen der Dichter bearbeitet. Mit 41 Abbildungen. Erlangen 1832.
Historische Denkwürdigkeiten. Darstellungen aus der neueren Zeitgeschichte in Bezug auf merkwürdige Personen und Thatsachen. Nach den neuesten franz. Memoiren und andern Werken dieser Art bearbeitet. 2 Bde. (I. auch unter d. Titel: Memoiren des Marschalls Ney. II. u. d. Titel: Memoiren von Napoleon Bonaparte.) Speier 1834—35.
Die Sagen und Geschichten des Rheinlandes. Mannh. 1836; 2te Aufl. 1844.
Malerische Reise am Rhein. 16 Hefte m. Stahlstichen. Karlsr. 1838.
Reisehandbuch durch alle Theile der k. bair. Pfalz. Mit Ausflügen in die k. preußischen und großh. hessischen Lande, einem Anhang romantischer Sagen, Lieder und der Mosella des Ausonius. Speier 1843.
Theorie der Dichtungsarten, nebst einem Anhang über Rhetorik. Mannh. 1846.
Beiträge zum „Morgenblatt" (1815); zu v. Erlach's „Charis" (1821, 22); zur „Cornelia"; zu den „Rheinblüthen"; zur „Zeitung f. d. eleg. Welt" (1821—25); zur „Damenbibliothek" (der chinesische Roman Ju-Kiao-Li, oder die beiden Muhmen, aus dem Franz. des Fr. de Remusat); Uebertragung der Mosella des Ausonius (zuerst 1822); des Festkalenders des Ovid; mehrerer Stücke des Calpurnius, Catull, Martial, aus der griechischen Anthologie, sämmtlich im Versmaße der Originale.

---

168. Der Troubadour.

(Nach dem franz. Liede: Brulant d'amour, en partant pour la guerre etc.)

Von Lieb' entbrannt, und fertig zu der Reise
In's Schlachtfeld, sang mit unbewölktem Sinn
Ein Troubadour in wiederholter Weise
Zum Abschied dieß der jungen Schäferin:
„Mein Arm dem Vaterlande!
Mein Herz dem holden Bande!
Im edlen Streit für Liebe, Ruhm und Pflicht
Erbebt dem Tod der kühne Sänger nicht."

Sein Helmbusch weht, im Arme ruht die Laute;
So wallt er, wo des Lagers Flamme glüht,
Mit stiller Sehnsucht denkt er an die Traute,
Und ihr ertönt das ferne Abschiedslied:
„Mein Arm dem Vaterlande!
Mein Herz dem holden Bande!
Im edlen Streit für Liebe, Ruhm und Pflicht
Erbebt dem Tod der kühne Sänger nicht."

Er eilt zum Streit mit muthigem Gefühle,
Der Feind erprobt sein ritterliches Schwert;
Und überall im dichten Kampfgewühle
Wird auch das Lied des Troubadours gehört:
„Mein Arm dem Vaterlande!
Mein Herz dem holden Bande!
Im edlen Streit für Liebe, Ruhm und Pflicht
Erbebt dem Tod der kühne Sänger nicht."

Doch ach! es fällt im wilden Schlachtgetöne
Der Brave, der zu kühn durch Schaaren drang,
Dem Lanzenstoß, — er nennt noch seine Schöne,
Und es entflieht sein Hauch mit dem Gesang:
„Mein Arm dem Vaterlande!
Mein Herz dem holden Bande!
Im edlen Streit für Liebe, Ruhm und Pflicht
Erbebt dem Tod der kühne Sänger nicht."

---

169. Der wilde Jäger.

Trarara! Trarara! Was tönt durch den Wald?
Das Horn und das Rufen der Geister erschallt;
Wie brausen die Rosse, wie sauset der Sturm,
Wie klaget die Eul' im verödeten Thurm!

Trarara! der Jäger, der wilde, voran...
Nach rollt es in Thälern und Felsen hinan;
Ihm folget das wildeste Heer der Nacht
Durch Eichen und Fichten auf tobender Jagd.

Trarara! Wie wechselt das Schattengebild
Von Männern, von Rossen, von flüchtigem Wild!
Wie bellen die Hunde, wie klirrt das Geschoß!
Auf, lustig, ihr Schützen! die Koppel ist los. —

Trarara! der Jäger, der wilde! ... Nicht Ruh
Darf wohnen im Herzen, drum jaget er zu.
Auf! Wenn dich ein wogender Kummer befällt,
Sei muthig dem Heere der Geister gesellt!

Trarara! Trarara! So komm doch heran!
Trarara! Schon rufen die Hörner dich an!
Da blitzet an Bergen ein tagender Schein,
Und jach ist verschwunden das Toben im Hain.

---

170. Die Gräfin von Rudolstadt.

Geschlagen war die blut'ge Schlacht,
Ihr Sturm verhallt' in Mühlbergs Auen;
Mit Kaiser Karls erlef'ner Macht
Rang kühn die Schaar aus Sachsens Gauen,
Denn Alba fand hier tapfre Wehr;
Nicht muthiger focht Frankreichs Heer,
Franz und Bayard an seiner Spitze,
Nicht stärker schleudert' es die Blitze.

Jedoch was hilft der Widerstand,
Wo Ueberzahl mit Kraft sich einet?
Der Feind beströmt das weite Land,
Und Churfürst Friedrich selbst erscheinet
In der Gefangnen Kreis; sein Blut
Wagt' er für heil'gen Zweck voll Muth,
Der, seines Namens werth, nicht sinket,
Obschon ihm jetzt der Unstern blinket.

Karls Heer geht im Triumph zurück:
Hier Deutsche, muthig, gleich den Aaren,
Dort Spanier mit stolzem Blick,
Dort Flanderns wilde Kriegesschaaren;
Es ziehen donnernd Roß und Mann
Thüringens Waldgebirg' hinan,
Und breiten sich nach allen Flanken,
Den Saalstrom aufwärts, gegen Franken.

Wo hoch das Schloß von Rudolstadt
Auf grünen Höh'n, vom Hain umdunkelt,
Erglänzet, dort gelagert hat
Des Heeres Mitte sich; es funkelt
Ihr Waffenglanz durch Flur und Thal;
Hier hauf't der Spanier große Zahl,
Die fern in Ebnen sich verlieret,
Vom Herzog Alba selbst geführet.

Die Gräfin Katharina dort,
Aus Henneberg's erlauchtem Stamme,
Erhielt den Schutzbrief, der als Hort
Sie schirmet vor der Kriegesflamme;
Es schrieb ihn selbst des Kaisers Hand,
Und Schutz gewährt er auch dem Land,
Das sich der Wittwe Herrschaft freute,
Die mild der Wohlthat Samen streute.

Da kommt gesprengt ein schneller Bot
Heran, des Führers Kampfgenosse:
»Es bittet um ein Morgenbrot,
Hochedle Frau, hier auf dem Schlosse
Der Herzog mit noch andern Herrn!«
Die Antwort drauf: ‚Ich gebe gern,
Was ich vermag; des Kaisers Helden,
Geht, meinen besten Gruß zu melden!'

Bald reitet durch die Pfort' im Glanz
Fürst Alba schon mit seinen Söhnen,
Und Andern, die im Siegerkranz
Des Feldherrn stolzen Zug verschönen;
Auch Braunschweigs Herzog, Heinrich, kam,
Er, der für Karl die Waffen nahm.
Im Saal mit ehrfurchtsvollen Mienen
Neigt Alles sich vor Katharinen.

Drauf sitzen Alle beim Bankett;
Reich ist das Mahl, der Freude Funken
Sprüh'n hoch, der volle Humpe geht;
Es wird der Herrin Wohl getrunken,
Und Jeder rühmt des Andern That
Auf Lochau's Haide, — sieh! da naht
Der Gräfin einer ihrer Leute,
Und zieht geheim sie auf die Seite.

„Gebieterin," — so sagt er — „hier
Freu'n sich die Herr'n vom hohen Stande;
Doch ach! in unserm Landrevier
Tobt, mehr als Feind, der Krieger Bande;
Sie treiben Heerden von den Au'n,
Erpressen Geld, entehren Frau'n —
Laut fleht das Volk — sie plündern, morden
Umher, wie ungezähmte Horden!«

Die Gräfin war wohl sanft und gut,
Doch rasch und kühn auch zum Entschlusse;
Sie feuert ihrer Sassen Muth;
Der Diener Schaar zu Roß und Fuße
Muß sich mit Säbel und Geschoß
Bewaffnen heimlich in dem Schloß.
Als man dem Ruf sich treu erwiesen,
Läßt alle Thore sie verschließen.

Jetzt tritt sie wieder in den Saal,
Wo, ahnend nicht, was man vollbrachte,
Der Gäste Reih'n am frohen Mahl
In Jubel zechend sang und lachte.
Die Gräfin meldet, wie gekränkt
Sie sei, wie hart ihr Volk bedrängt,
Die span'schen Truppen sich vermessen,
Des Kaisers Worte zu vergessen.

Die Antwort ist Entschuldigung,
Daß der Soldat sich wen'ger bindet
Nach Kampf; es sei die Plünderung
Wohl nicht so arg, als man verkündet.
Jedoch aus Katharinens Mund
Vernimmt der Feldherr kurz und rund:
‚Ich hoffe, Herr, daß meinen Willen
Mir Eure Güte wird erfüllen.

‚Gebt schriftlichen Befehl, daß schnell
Das Vieh mit allem andern Raube
Erstattet sei an Ort und Stell',
Und Niemand Unthat sich erlaube!'
Der stolze Herzog nimmt für Hohn,
Was man begehrt in solchem Ton,
Und will nicht Worte mehr verlieren,
Da öffnen sich des Saales Thüren.

Und sieh! mit ritterlicher Wehr
Tritt ein die Schaar der tapfern Mannen;
Sie reih'n sich um die Gräfin her,
Und diese spricht: ‚Es zieht von dannen
Wohl Keiner mit dem Leben fort,
Erfüllt er nicht mein bittend Wort!'
Da prallt der Fremden Kraft zurücke,
Selbst Alba staunt mit finsterm Blicke.

Allein was hilft nun alle Macht?
Zu nahe droht ihm das Gewitter;
Dort ist des Schlosses Thor bewacht,
Hier stehn gewappnet kühne Ritter,
Und warten dem Gebot; es fährt
Schon jede wackre Hand an's Schwert;
Doch Heinrich spricht am Fenster dorten
Mit Alba in geheimen Worten.

Sie wenden sich, und schriftlich nun
Wird an das Heer Befehl erlassen,
Nach Katharinens Wunsch zu thun.
Doch warum weichen nicht die Sassen?
Die Gräfin sagt: ‚Verzeihet mir!
So lang noch müßt Ihr weilen hier,
Bis mit Gewißheit ich vernommen,
Daß dem Befehl man nachgekommen.'

Und endlich zeigt das Landvolk sich,
Und ruft, daß Ordnung wiederkehret.
Die Gräfin dankt demüthiglich,
Und spricht: ‚Erhabne Fürsten, schwöret
Auf Ritterwort, daß nimmermehr
Auch weder Ihr, noch Euer Heer,
Sich rächen ob dem Widerstande
An mir, den Meinen und dem Lande!'

Es wird gewährt, und Braunschweig lobt
Den Muth der edlen Frau von Herzen,
Und lacht, daß man bei ihr erprobt
Ein Abenteu'r zum Ernst und Scherzen;
Nur Herzog Alba sagt kein Wort.
Sie sitzen auf, der Zug geht fort
Durch's offne Thor; jedoch geschieden
Wird freundlich und in allem Frieden.

Klemens Brentano,

einer der Führer der romantischen Schule, wurde den 9. Sept. 1778 zu Ehrenbreitstein geboren. Sein Vater, von italienischer Abstammung, war Kauf- und Handelsherr und später kurtrierischer Rath und Resident der freien Reichsstadt Frankfurt; seine Mutter, die durch Goethe gefeierte Maximiliane Euphrosyne, war die älteste Tochter der Kanzlerin und bekannten Romanschriftstellerin Sophie La Roche. Brentano's Schwester war die berühmte Bettina (v. Arnim). Die Kindeszeit und die früheste Jugend verlebte er am Rhein, besuchte einige Zeit das Gymnasium in Koblenz, bestand dann Lehrjahre in der Kaufhalle der freien Reichsstadt und hinter dem Krämertisch in Langensalza, wo es ihm manchmal gefiel in Versen zu korrespondiren und poetische Frachtbriefe auszustellen, bis man, zur Einsicht gekommen, daß er zum Kaufmann nicht tauge, ihm zu studiren gestattete. Nachdem er eine Zeitlang mit seinem künftigen Schwager Savigny (nachherigem preuß. Staatsminister) in Marburg zusammengelebt, ging er nach Jena, trat hier in Beziehung zu Sophie Schubert, verehelichten Mereau, die 1804 seine Gattin wurde, nahm an den Bestrebungen und Verirrungen der romantischen Schule Theil, dichtete da unter andern seine Romanze „Loreley" (in „Godwi" Bd. 2. S. 392 überschrieben: „Violettens Lied"), wodurch er den rheinischen Sagenkreis um ein Volksmärchen erweiterte, und machte zum öftern Ausflüge nach Weimar, mit den Halbgöttern des deutschen Parnasses verkehrend. Nach einem kurzen Aufenthalte in Dresden führte er ein freies Sängerleben bald am Rhein, bald an der Donau. In Wien wurde sein Lustspiel „Ponce de Leon" aufgeführt, aus welchem das schöne, liebliche „Nach Sevilla" 2c. Volkslied geworden ist. In Heidelberg, wohin er sich nun begab, lernte er Görres kennen, und betheiligte sich mit Arnim an des „Knaben Wunderhorn". Im Oktober 1806 starb ihm hier seine Sophie. Nach mannichfaltigem Wechsel des Aufenthalts und des

Schicksals *) erhielt er die oberste Leitung einer böhmischen Herrschaft, die seinen Brüdern gehörte. Hier gewann er Muße zur Ausarbeitung eines großen romantischen Dramas „Die Gründung Prags", schon das Zeichen gebend von der Veränderung seiner geistigen Richtung, die sich lange vorbereitet. Später (1818 war er im Kloster Dülmen in Westphalen, 1822 in Rom, wo er der Propaganda seine Kräfte widmete) sehen wir ihn zu Berlin, „wo er sich" — wie das Literaturblatt zum Morgenblatt 1846, Nr. 89 berichtet — „durch eine Generalbeichte von seinen früheren Verirrungen lossagte. Seine geistige Thätigkeit wendete sich ganz dem Religiösen zu, und so folgten die Jahre einsamer Betrachtung an dem Kranken- und Sterbebett der Klosterfrau von Agnetenberg in Westphalen und sein Verkehr mit dem religiösen Kreise, zu dem Stolberg, Windischmann, Overbeck und die münster'schen Freunde gehörten. Von dem Grabe der Emmerich scheidend, weilte er bald in seiner Vaterstadt am Main, bald in Koblenz bei seinem Freunde Dietz, bald in dem Hause Sailer's und Diepenbrock's zu Regensburg; machte Ausflüge nach Paris, um in Frankreich das neuerwachte religiöse Leben und die Anstalten frommer Barmherzigkeit kennen zu lernen, oder nach der Schweiz, um die Heimath der geistreichen und frommen Schüler und Freunde Sailer's: Widmer, Gügler, Geiger zu besuchen, oder zu den extatischen Jungfrauen in Tyrol; und so ging er endlich, die letzten Jahre zu München in einem engeren Freundeskreise verlebend, und vorzüglich mit den Papieren der Emmerich beschäftigt, seiner letzten Stunde in Aschaffenburg entgegen." Hier fand er seinen ewigen Frieden am 28. Juli 1842.

* * *

Heinrich Heine, der Mann der „göttlichen Prosa", noch immer einer der besten Beurtheiler unserer romantischen Größen, schildert (Romantische Schule" S. 209 fg.) Brentano's Charakter, wie folgt: „Die Caprice ist die Muse dieses Dichters. Es gibt nichts Zerrisseneres als sein Lustspiel „Ponce de Leon", sowohl in Hinsicht der Gedanken, als auch der Sprache. Aber alle diese Fetzen leben und kreiseln in bunter Lust. Man glaubt einen Maskenball von Worten und Gedanken zu sehen. Das tummelt sich alles in süßester Verwirrung, und nur der gemeinsame Wahnsinn bringt eine gewisse Einheit hervor. Wie Harlekine rennen die verrücktesten Wortspiele durch das ganze Stück und schlagen überall hin mit ihrer glatten Pritsche. Eine ernsthafte Redensart tritt manchmal auf, stottert aber wie der Dottore von Bologna. Da schlendert eine Phrase wie ein weißer Pierrot mit zu weiten schleppenden Aermeln und allzugroßen Westenknöpfen; da springen bucklichte Witze mit kurzen Beinchen, wie Polizinelle. Liebesworte wie neckende Kolombinen flattern umher, mit Wehmuth im Herzen. Und das tanzt und hüpft und wirbelt und schnarrt, und drüberhin erschallen die Trompeten der bacchantischen Zerstörungslust. Eine große Tragödie desselben Dichters „Die Gründung Prags" ist ebenfalls sehr merkwürdig. Es sind Scenen darin, wo man von den geheimnißvollen Schauern der uralten Sagen angeweht wird. Da rauschen die dunkeln böhmischen Wälder, da wandeln noch die zornigen Sklavengötter, da schmettern noch die heidnischen Nachtigallen; aber die Wipfel der Bäume bestrahlt schon das sanfte Morgenroth des Christenthums. — Auch einige gute Erzählungen hat Herr Brentano geschrieben, namentlich die „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl." — Sein Name ist in der letzten Zeit fast verschollen, und nur wenn die Rede von den Volksliedern, die er mit seinem Freunde Achim von Arnim unter dem Titel „Des Knaben Wunderhorn" herausgegeben, wird er noch zuweilen genannt. Dieses Buch kann ich nicht genug rühmen; es enthält die holdseligsten Blüthen des deutschen Geistes, und wer das deutsche Volk von einer liebenswürdigen Seite kennen lernen will, der lese diese Volkslieder. Es liegt in ihnen ein sonderbarer Zauber. Die Kunstpoeten wollen diese Naturerzeugnisse nachahmen, in derselben Weise, wie man künstliche Mineralwasser verfertigt. Aber wenn sie auch durch chemischen Prozeß die Bestandtheile ermittelt, so entgeht ihnen doch die Hauptsache, die unzersetzbare sympathetische Naturkraft. In diesen Liedern fühlt man den Herzschlag des deutschen Volks. Hier offenbart sich all seine düstere Heiterkeit, all seine närrische Vernunft. Hier trommelt der deutsche Zorn, hier pfeift der deutsche Spott, hier küßt die deutsche Liebe, hier perlt der ächte deutsche Wein und die ächt deutsche Thräne. Letztere ist manchmal doch noch köstlicher als ersterer; es ist viel Eisen und Salz darin. Welche Naivetät in der Treue! In der Untreue, welche Ehrlichkeit! ꝛc. Dieses Wunderhorn ist ein merkwürdiges Denkmal unserer Literatur und hat auf die Lyriker der romantischen Schule, namentlich auf Uhland, einen bedeutenden Einfluß geübt." —

Unsere Literaturhistoriker von Fach haben den Dichter mit der gehörigen objektiven Ruhe keineswegs beurtheilt. Gervinus mit seinem antiromantischen Geiste so wenig, als neuerdings der frostige Geschmacksrichter Julian Schmidt. Gervinus sieht in Brentano's genialem Lustspiele „Ponce Leon" mit seinem Ausbruch innern Muthwillens und antiphiliströser Lustigkeit (die aber von gar keinem Sinn für eine ästhetische Gestalt begleitet sei, als ob auch das Formloseste Berechtigung habe, eine poetische Geltung anzusprechen) nur Sprünge nach humoristischen Tollbeeren, läppische und alberne Späße, ein ewiges shakspeare'sches Räuspern ꝛc.; in dem Drama „Die Gründung Prag's" sieht er äußerste Genialitätsaffektation, chaotische Fülle, poetische Krampfhaftigkeit, Fratzenmacherei der neuern Romantik, welche auch die geordneten Köpfe angesteckt habe, und praktische Bethätigung jenes ominösen Ausspruchs von der Verwandtschaft des Dichtersinnes und Wahnsinns. Nichts desto weniger ist dieses Schauspiel bei allen Sonderbarkeiten, in denen es sich gefällt, ein Werk von so tiefem poetischen Werthe, daß es in dieser Hinsicht jede Vergleichung aushält. Und der Referent der Wiener Jahrbücher der Literatur (1822, Bd. XX.) findet darin, wie in keinem neuern Drama (Tieck's romantische Dichtungen ausgenommen) ächte Mystik, als leuchtenden Abglanz einer höhern Welt in der Gegenwart, ungeachtet die Tollheit auf die Spitze gestellt sei und die handelnden Personen sich wechselseitig Rübchen schaben, wie der Dichter denn seine eigene Darstellung nicht vor seinem eigenen Witz zu schützen wisse. Wo aber, fährt derselbe fort, Ernst eintritt, ist es auch ganz Ernst, und die Würde des Lebens tritt aus demselben in wahrer ursprünglicher Heiligkeit in das Herz des Lesers über. —

---

*) Nach einer brieflichen Mittheilung der Frau Helmina von Chézy an uns (5. Juli 1846) hätte sich Brentano zum zweiten Mal verheirathet mit einer Base von Moriz Bethmann (Vater), die ihn verließ und nach Paris ging, wo sie um 1830 starb.

Julian Schmidt bezeichnet Brentano als eine der seltsamsten und unerklärlichsten Erscheinungen unserer Literatur, die eben durch ihre Widersprüche den Sinn des Räthsels zu suchen reize, den er (Schmidt) freilich nicht findet, da er in allen seinen Dichtungen von vornherein die hohle, sieche, unkräftige und dabei doch übermüthige Individualität eines ideenlosen Nihilisten herausfieht. Weit näher der Wahrheit kommt der ehrliche F. A. Pischon (Denkmäler d. deutsch. Sprache V. 550) in nachstehenden harmlosen Sätzen: „Verworren und phantastisch, höchst lieblich und wahrhaft dichterisch, wie sein Leben selbst ihn uns darstellt, erscheint auch Brentano in seinen Dichtungen. Der wirklichen Welt gehört er wenig an und weiß sie in sich nicht zu finden, obschon wir ihn oft auch in die Tiefen des bürgerlichen Lebens in einzelnen Gemälden eingehen sehen. Witz und Gefühl liegen bei ihm mit einander im Krieg und hindern sich einander in der Darstellung. Uns ist er in ruhiger Erzählung am ansprechendsten, wie in seinen Novellen: „Die drei Nüsse, — Kasperl und Annerl u. s. w." — Seine abenteuerliche Phantasie und übersprudelnde Laune, seine barocken Ideen und Bilder stempeln ihn (fügen wir bei) eben so sehr zum Romantiker, wie die tiefe Innigkeit seiner Gefühle, die kindliche Frömmigkeit seines Gemüths und die merkwürdige Mischung von Trotz und Gelehrsamkeit, Begeisterung und Scherz. Namentlich herrscht eine sinn- und gemüthvolle Kindlichkeit, eine fromme, oft rührende Ironie in den Phantasiespielen seiner Märchenlaune, und ein hervorstechendes Moment seines romantischen Charakters ist die hingebende Menschen- und Naturliebe. Der Stern der Liebe blickt klar und mild aus dem buntesten Wirrwarr seiner Phantasien und dem tollsten Treiben seiner Zauberwelt hindurch. Um es zu großartigen und vollendeten Schöpfungen zu bringen, fehlte seinem Wesen der Ernst und die Selbstbeherrschung, er wußte mit seinen überreichen Gaben nicht hauszuhalten. Er taugte nicht in's gewöhnliche Leben und seine Muse wird von allen Lesern, die mit ihm nicht auf gleichem Boden stehen, mehr oder minder einseitig beurtheilt werden.

Seine Lieder endlich (siehe J. v. Eichendorff's Schrift „Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neuern romant. Schule" S. 162 ff.) haben Klänge, die von keiner Kunst der Welt erfunden werden, sondern überall nur aus der Tiefe einer reinen Seele kommen, z. B. in dem Liede „Mutter, halte die Kindlein warm" 2c., die geheimnißvolle Gewalt der Mutterliebe. Alle Herzinnigkeit keuscher Liebe tönt bei ihm oft in wahren Nachtigallenklagen, wie in dem Liede der Spinnerin: „Es sang vor langen Jahren wohl auch die Nachtigall" 2c. Eben so dürften sich wohl wenige Soldatenlieder, alte oder neue, an herzhafter Frömmigkeit mit dem „Es leben die Soldaten so recht von Gottes Gnaden", vergleichen können. Am siegreichsten aber vielleicht zeigt sich die höhere Versöhnung jener dichterischen Doppelnatur Brentano's in seinen hinterlassenen Märchen. Hier ist nun allerdings zunächst wieder das ursprünglich Dämonische, das uns übermächtig entgegentritt, in dem fast magischen Naturgefühl, in dem beständigen Wetterleuchten des Witzes, der wie eine unabwendbare Naturgewalt über Freund und Feind ergeht, in einer ganz entfesselten Phantasie, die den verborgenen Zusammenhang des Entlegensten blitzartig aufdeckt, als ob sich das Unerhörte eben von selbst verstünde. —

Wir werfen noch einen Blick auf seine Darstellungen epischer Lyrik. Wie sehr Brentano den Geist der Sprache aufgefaßt, wie sehr er es verstand, seines Herzens Bebungen in den Lauten der Sprache nachklingen zu lassen, davon zeugt sein Lied von den lustigen Musikanten. Wenn er den tiefen Schmerz in greller Lustigkeit hier aufschreien läßt, könnte das bezeichnender und ergreifender geschehen als in dem herrlichen Refrain, der mit dem schreienden Ei-Laut aus aller Lustbarkeit den Jammer herzzerreißend hervortönt? Die reizende Ballade von der Loreley*), eine reine Erfindung unsers Dichters, ist in den Mund des Volkes übergegangen. In der Gottesmauer (zuerst 1814 als fliegendes Blatt gedruckt) wird der fromme Sinn der Sage durch keinen Nebenzug, durch keinen unnöthigen Zusatz gestört; der Grundgedanke tritt uns überall in schönster Beleuchtung entgegen, wiewohl er nur im Refrain der Strophen ausgesprochen und sonst nicht einmal ausdrücklich angegeben wird. Die Zeichnung der Hüttenbewohner ist kräftig; der Enkel, ungläubig und zum Spott geneigt, bildet den schärfsten Kontrast zur betenden Großmutter. Und dazu kommt noch die sinnige Volksweise mit dem schwerwiegenden Refrain. Ja, in diesen Romanzen und Balladen wohnt ein Zaubergeist, der oft wundersam berührt.

Schriften.

Satyren und poetische Spiele. Von Maria. Erstes (einziges) Bändchen. Leipz. 1800.
Godwi, oder das steinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman von Maria. 2 Thle. Brem. 1801—2.
Die lustigen Musikanten. Ein Singspiel. Frankf. a. M. 1803.
Ponce de Leon. Ein Lustspiel. Götting. 1804.

---

*) Daß die Loreley nicht volksthümlich, sondern ein poetisches Erzeugniß Brentano's, ist wohl mit vollster Gewißheit anzunehmen. In Schriften findet sich keine Spur der Sage, dagegen beschäftigen sich die Touristen des 17. Jahrhunderts vielfach mit dem auch heute noch bekannten Echo der Loreley. Merian in der Topographia Palatina meint, dieses sonderbar lustige Echo rühre von dem Zwirbel im Rhein, gleichsam als wenn der Rhein daselbst heimliche Gänge unter der Erde hätte. Wie der ältere rheinische Antiquarius erzählt, war es eine Volksansicht, die Lurley sei inwendig hohl. Der Antiquarius berichtet unter andern auch, daß Schiffleute und Vorüberreisende sich daselbst durch Waldhörner, Schießen und Rufen viele und öftere Kurzweile zu machen pflegten. Die Schriftsteller bewunderten das Echo als einzig in seiner Art, vielleicht der Grund, daß später Viele behaupteten, es sei im Laufe der Zeit schwächer geworden. Von der Sage redet jedoch Niemand. — Nik. Vogt im 3. Bande seiner rhein. Geschichten knüpft die Sage an das Echo, indem der romantische Geist der Rheinbewohner darin die Stimme einer Zauberin vernommen habe; das deutsche Alterthum faßte jedoch den Wiederhall als Stimme der Zwerge, schwed. dewergmål (s. Grimm, Mythologie S. 421; E. Meyer, Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben I. 54). Heine erst gab der Loreley, welche bei Brentano eine durch die Zaubergewalt ihrer Augen Liebe entzündende Erdentochter ist, den Charakter der mittelalterlichen Wasserfrau. Ueber das Gedicht Brentano's handelt der neue Antiquarius, Hr. v. Stramberg, der gleichfalls die volksthümliche Entstehung der Loreley abstreitet. In der Sammlung der Brüder Grimm fehlt diese Sage, und zwar mit allem Recht. (Alex. Kaufmann, in der Vorrede zu den „Mainsagen." Aschaffenb. 1853, S. XIV fg.)

Bogs, des Uhrmachers wunderbare Geschichte. Heidelb. 1807. (B...o G...s, d. h. Brentano und Görres.)
Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder, gesammelt (mit Achim von Arnim). 3 Bde. Heidelb. 1806—8. 19. N. Aufl., 3 Bde., Charlottenb. u. Berl. 1845—46.
Der Goldfaden. Eine schöne alte Geschichte (von Jörg Wickram), wieder herausgegeben. Heidelb. 1809.
Der Philister vor, in und nach der Geschichte. Berl. 1811.
Der Rheinübergang. Ein Rundgesang für Deutsche. Wien 1814.
Die Gründung Prag's. Ein historisch-romantisches Drama. Pesth. 1815.
Viktoria und ihre Geschwister, mit fliegenden Fahnen und brennender Lunte. Ein klingendes Spiel. Berl. 1817. (Geschrieb. 1813.)
Aus der Chronika eines fahrenden Schülers. (In Förster's „Sängerfahrt für Freunde der Dichtkunst und Malerei" ꝛc. Berl. 1818.)
Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl. (Zuerst in den „Gaben der Milde", hgb. von Fouqué, Th. 2. Berl. 1817.) Berl. 1838. Mit Darstellg. der Schlußscene, 2te Aufl., ebd. 1851.
Schneeglöckchen. Hamb. 1819.
Die barmherzigen Schwestern in Bezug auf Armen- und Krankenpflege. Koblenz 1831. (Ohne Namen.)
Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter. Novelle (zusammen mit v. Eichendorff's „Viel Lärmen um Nichts"). Berl. 1833; 2te Aufl. 1843.
Die drei Nüsse. Volkserzählung (zusammen mit Herm. Schiff's „Varinka, oder die rothe Schenke"). Berl. 1834.
Gockel, Hinkel und Gackeleia. Ein Märchen, wiedererzählt. Frankf. a. M. 1838. Mit 15 von B. selbst gezeichneten Lithographieen.
Rothkehlchens Liebseelchens Ermordung und Begräbniß. In 16 lithogr. Darstellungen. Zürich 1843.
Frühlingskranz aus Briefen, ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte (von Bettina). Charlottenb. 1844.
Die Märchen des Kl. Brentano. Zum Besten der Armen nach d. Willen des Verfassers herausg. von Guido Görres. 2 Bde. Stuttg. u. Tübing. 1846.
Der unglückliche Franzose, oder der deutschen Freiheit Himmelfahrt. Ein Schattenspiel mit Bildern. Manuscript von 1816. Herausg. von Christ. Brentano. Aschaffenb. 1850.
Gesammelte Schriften; hgb. von Christ. Brentano. 7 Bde. m. Portr. u. 1 Abbildg. Frankf. a. M. 1852. (Gedichte. 2te Aufl., das. 1861.)

Zur Charakteristik:

Emma Niendorf, Aus der Gegenwart. Berl. 1844.
Guido Görres, Historisch-politische Blätter 1845, Bd. 14 u. 15.
J. Hillebrand, Die deutsche Nationalliteratur ꝛc. III. 367 f.
Julian Schmidt, Geschichte d. deutsch. Literatur ꝛc. II. 122 f. 179.

---

171. Lied.

(Aus Godwi.)

Ein Fischer saß im Kahne,
Ihm war das Herz so schwer,
Sein Liebchen war gestorben,
Das glaubt er nimmermehr.

Und bis die Sternlein blinken
Und bis zum Mondenschein,
Harrt er, sein Lieb zu fahren
Wohl auf dem tiefen Rhein.

Da kömmt sie her gegangen
Und steiget in den Kahn,
Sie schwanket in den Knieen,
Hat nur ein Hemdlein an.

Sie schwimmen auf den Wellen
Hinab in tiefer Ruh,
Da zittert sie und wanket...
O Liebchen, frierest du?

Dein Hemdlein spielt im Winde,
Das Schifflein treibt so schnell;
Hüll' dich in meinen Mantel,
Die Nacht ist kühl und hell.

Sie strecket nach den Bergen
Die weißen Arme aus,
Und freut sich, wie der Vollmond
Aus Wolken sieht heraus.

Und grüßt die alten Thürme,
Und will den hellen Schein
Mit ihren zarten Armen
Erfassen in dem Rhein.

O setze dich doch nieder,
Herzallerliebste mein!
Das Wasser treibt so schnelle,
O fall nicht in den Rhein!

Und große Städte fliegen
An ihrem Kahn vorbei,
Und in den Städten klingen
Der Glocken mancherlei.

Da kniet das Mädchen nieder
Und faltet sein Händ',
Und seine hellen Augen
Es zu dem Himmel wend't.

Lieb Mädchen, bete stille,
Schwank' nicht so hin und her,
Der Kahn, er möchte sinken,
Das Wasser treibt so sehr.

In einem Nonnenkloster
Da singen Stimmen fein,
Und in dem Kirchenfenster
Sieht man den Kerzenschein.

Da singt das Mädchen helle
Die Metten in dem Kahn,
Und sieht dabei mit Thränen
Den Fischerknaben an.

Der Knabe singt mit Thränen
Die Metten in dem Kahn,
Und sieht dabei sein Mädchen
Mit stummen Blicken an.

So roth und immer röther
Wird nun die tiefe Fluth,
Und weiß und immer weißer
Das Mädchen werden thut.

Der Mond ist schon zerronnen,
Kein Sternlein mehr zu sehn,
Und auch dem lieben Mädchen
Die Augen schon vergehn.

Lieb Mädchen, guten Morgen!
Lieb Mädchen, gute Nacht!
Warum willst du nun schlafen?
Da schon die Sonn' erwacht.

Die Thürme blinken helle,
Und froh der grüne Wald
Von tausend bunten Stimmen
In lautem Sang erschallt.

Da will er sie erwecken,
Daß sie die Freude hör',
Er sieht zu ihr hinüber
Und findet sie nicht mehr.

Und legt sich in den Nachen
Und schlummert weinend ein,
Und treibet weiter weiter,
Bis in die See hinein.

Die Meereswellen brausen
Und schleudern ab und auf
Den kleinen Fischernachen . . .
Der Knabe wacht nicht auf.

Doch fahren große Schiffe
In stiller Nacht einher,
So sehen sie die Beiden
Im Kahne auf dem Meer.

---

172. Die lustigen Musikanten.

(1801.)

Da sind wir Musikanten wieder,
Die nächtlich durch die Straßen ziehn:
Von unsern Pfeifen lust'ge Lieder
Wie Blitze durch das Dunkel fliehn. —
Es brauset und sauset
Das Tambourin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen drin,
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern;
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
An's Herz,
Mit Freud' und mit Schmerz.

Die Fenster gerne sich erhellen,
Und brennend fällt uns mancher Preis,
Wenn wir uns still zusammen stellen
Zum frohen Werke in den Kreis.
Es brauset und sauset ꝛc.

An unsern herzlich frohen Weisen
Hat nimmer Alt und Jung genug;
Wir wissen Alle hinzureißen
In unsrer Töne Zauberzug.
Es brauset und sauset ꝛc.

Schlug zwölfmal schon des Thurmes Hammer,
So stehen wir vor Liebchens Haus,
Aus ihrem Bettchen in der Kammer
Schleicht sie, und lauscht zum Fenster 'raus.
Es brauset und sauset ꝛc.

Wenn in des goldnen Bettes Kissen
Sich küssen Bräutigam und Braut,
Und glauben's ganz allein zu wissen,
Macht bald es unser Singen laut.
Es brauset und sauset ꝛc.

Bei stiller Liebe lautem Feste
Erquicken wir der Menschen Ohr,
Denn holde Mädchen, trunkne Gäste
Verehren unser klingend Chor.
Es brauset und sauset ꝛc.

Doch sind wir gleich den Nachtigallen,
Sie singen nur bei Nacht ihr Lied.
Bei uns kann es nur lustig schallen,
Wenn uns kein menschlich Auge sieht.
Es brauset und sauset ꝛc.

Die Tochter.

Ich habe meinen Freund verloren,
Und meinen Vater schoß man todt;
Mein Sang ergötzet eure Ohren,
Und schweigend wein' ich auf mein Brod!
Es brauset und sauset ꝛc.

Die Mutter.

Ist's Nacht? ist's Tag? Ich kann's nicht sagen,
Am Stabe führet mich mein Kind;
Die hellen Becken muß ich schlagen,
Und ward von vielem Weinen blind.
Es brauset und sauset ꝛc.

Die beiden Brüder.

Ich muß die lust'gen Triller greifen,
Und Fieber bebt durch Mark und Bein;
Euch muß ich frohe Weisen pfeifen,
Und möchte gern begraben sein!
Es brauset und sauset ꝛc.

Der Knabe.

Ich habe früh das Bein gebrochen,
Die Schwester trägt mich auf dem Arm;
Auf's Tambourin muß rasch ich pochen;
Sind wir nicht froh? daß Gott erbarm! —
Es brauset und sauset
Das Tambourin,
Es rasseln und prasseln
Die Schellen drin;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern,
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
An's Herz,
Mit Freud' und mit Schmerz!

---

173. Loreley.

(1801.)

Zu Bacharach am Rheine
Wohnt' eine Zauberin,
Sie war so schön und feine
Und riß viel Herzen hin,

Und machte viel zu Schanden
Der Männer rings umher,
Aus ihren Liebesbanden
War keine Rettung mehr.

Der Bischof ließ sie laden
Vor geistliche Gewalt,
Und mußte sie begnaden,
So schön war ihr' Gestalt.

Er sprach zu ihr gerühret:
„Du arme Loreley!
Wer hat dich denn verführet
Zu böser Zauberei?“

‚Herr Bischof, laßt mich sterben,
Ich bin des Lebens müd,
Weil Jeder muß verderben,
Der mir in's Auge sieht!

‚Die Augen sind zwei Flammen,
Mein Arm ein Zauberstab, . . .
O schickt mich in die Flammen,
O brechet mir den Stab!'

„Den Stab kann ich nicht brechen,
Du schöne Loreley!
Ich müßte denn zerbrechen
Mein eigen Herz entzwei!

„Ich kann dich nicht verdammen,
Bis du mir erst bekennt,
Warum in deinen Flammen
Mein eigen Herz schon brennt!“

‚Herr Bischof, mit mir Armen
Treibt nicht so bösen Spott,
Und bittet um Erbarmen
Für mich den lieben Gott!

‚Ich darf nicht länger leben,
Ich liebe Keinen mehr, . . .
Den Tod sollt Ihr mir geben,
Drum kam ich zu Euch her!

‚Mein Schatz hat mich betrogen,
Hat sich von mir gewandt,
Ist fort von mir gezogen,
Fort in ein fremdes Land!

‚Die Augen sanft und wilde,
Die Wangen roth und weiß,
Die Worte still und milde,
Das ist mein Zauberkreis!

‚Ich selbst muß drin verderben,
Das Herz thut mir so weh,
Vor Jammer möcht' ich sterben,
Wenn ich mein Bildniß seh'!

‚Drum laßt mein Recht mich finden,
Mich sterben, wie ein Christ,
Denn Alles muß verschwinden,
Weil er mir treulos ist!' —

Drei Ritter läßt er holen:
„Bringt sie in's Kloster hin!
Geh, Lore! Gott befohlen
Sei dein berückter Sinn!

„Du sollst ein Nönnchen werden,
Ein Nönnchen schwarz und weiß;
Bereite dich auf Erden
Zum Tod mit Gottes Preis!“

Zum Kloster sie nun ritten,
Die Ritter alle drei,
Und traurig in der Mitten
Die schöne Loreley.

‚O Ritter, laßt mich gehen
Auf diesen Felsen groß,
Ich will noch einmal sehen,
Nach meines Lieben Schloß!

‚Ich will noch einmal sehen
Wohl in den tiefen Rhein,
Und dann in's Kloster gehen
Und Gottes Jungfrau sein!'

Der Felsen ist so jähe,
So steil ist seine Wand,
Doch klimmt sie in die Höhe,
Bis daß sie oben stand.

Es binden die drei Reiter
Die Rosse unten an,
Und klettern immer weiter,
Zum Felsen auch hinan.

Die Jungfrau sprach: ‚Da wehet
Ein Segel auf dem Rhein,
Der in dem Schifflein stehet,
Der soll mein Liebster sein!

‚Mein Herz wird mir so munter,
Es muß mein Liebster sein!'...
Da lehnt sie sich hinunter,
Und stürzet in den Rhein.

Die Ritter mußten sterben,
Sie konnten nicht hinab,
Sie mußten all' verderben,
Ohn' Priester und ohn' Grab!

Wer hat das Lied gesungen?
Ein Schiffer auf dem Rhein,
Und immer hat geklungen
Vom hohen Felsenstein:
Loreley!
Loreley!
Loreley!
Als wären es meiner Drei.

174. Die Gottesmauer.

(1815.)

Drauß vor Schleswig an der Pforte
Wohnen armer Leute viel.
Ach, des Feindes wilder Horde
Werden sie das erste Ziel.
Waffenstillstand ist gekündet,
Dänen ziehen ab zur Nacht;
Russen, Schweden sind verbündet,
Brechen ein mit wilder Macht.
Drauß vor Schleswig, weit vor allen,
Steht ein Hüttlein ausgesetzt.

Drauß bei Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein:
„Herr, in deinen Schooß ich schütte
Alle meine Angst und Pein!“
Doch ihr Enkel, ohn' Vertrauen,
Zwanzigjährig, neuster Zeit,
Will nicht auf den Herren bauen,
Meint, der liebe Gott wohnt weit.
Drauß bei Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue“,
Singt das fromme Mütterlein,
„Daß dem Feinde vor uns graue,
Hüll' in deine Burg uns ein!“
‚Mutter', spricht der Weltgesinnte,
‚Eine Mauer uns um's Haus
Kriegt unmöglich so geschwinde
Euer lieber Gott heraus!'
„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.

„Enkel, fest ist mein Vertrauen!
Wenn's dem lieben Gott gefällt,
Kann er uns die Mauer bauen,
Was er will, ist wohlbestellt.“
Trommeln romdidom rings prasseln,
Die Trompeten schmettern drein,
Rosse wiehern, Wagen rasseln,
Ach, nun bricht der Feind herein!
„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.

Rings in alle Hütten brechen
Schwed' und Russe mit Geschrei,
Lärmen, fluchen, drängen, zechen,
Doch dies Haus geh'n sie vorbei.
Und der Enkel spricht in Sorgen:
‚Mutter, uns verräth das Lied!‘
Aber sieh, das Heer vom Morgen
Bis zur Nacht vorüberzieht.
„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.

Und am Abend tobt der Winter,
An das Fenster stürmt der Nord.
„Schließt den Laden, liebe Kinder!“
Spricht die Alte, und singt fort.
Aber mit den Flocken fliegen
Vier Kosakenpulke an,
Rings in allen Hütten liegen
Sechzig, auch wohl achtzig Mann.
„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.

Bange Nacht voll Kriegsgetöse,
Wie es wiehert, brüllet, schwirrt,
Kantschuhhiebe, Kolbenstöße,
Weh! des Nachbarn Fenster klirrt.
Hurräh, Stupai, Boschka, Kurwa,
Schnapps und Branntwein, Rum und Rack,
Schreit und flucht und plackt die Turba,
Erst am Morgen zieht der Pack.
„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue!“
Singt sie fort die ganze Nacht.
Morgens wird es still: „O schaue,
Enkel, was der Nachbar macht!“
Auf nach innen geht die Thüre,
Nimmer käm' er sonst heraus;
Daß er Gottes Allmacht spüre,
Lag der Schnee wohl Mannshoch draus.
„Eine Mauer um uns baue,“
Sang das fromme Mütterlein.

‚Ja, der Herr kann Mauern bauen!
Liebe, fromme Mutter, komm,
Gottes Wunder anzuschauen!‘
Rief der Enkel und ward fromm.
Achtzehnhundertvierzehn war es,
Als der Herr die Mauer baut',
In der fünften Nacht des Jahres.
Selig, wer dem Herrn vertraut!
„Eine Mauer um uns baue!“
Sang das fromme Mütterlein.

---

175. Das Waldvögelein.

(Nach einem alten Lied.)

Es war ein frommer Ordensmann,
Gar treu in allen Dingen,
Der Mutter Gottes zugethan
Im Beten und im Singen.
In aller Rede fort und fort
War stets sein erst' und letztes Wort:
„Gegrüßt seist du, Maria!“

Gar lieb war ihm ein Vögelein,
Das jüngst ihm zugeflogen,
Und er im kleinen Körbelein
Gelehrt und auferzogen.
Und lieblich sang es früh und spat,
Wie es von ihm gehöret hat:
„Gegrüßt seist du, Maria!“

Nun war das kleine Körbelein
Baufällig und zerbrochen,
Da ist das kluge Vögelein
Zuletzt heraus gekrochen;
Und als es in die Freiheit kam,
Fing fröhlich es zu singen an:
„Gegrüßt seist du, Maria!“

Der fromme Mann dem Vögelein
Ist lange nachgegangen,
Und hielt ihm dar das Körbelein,
Es wieder einzufangen,
Doch dies von Baum zu Baum sich schwang,
Und immer fort sein Liedlein sang:
„Gegrüßt seist du, Maria!“

Das Vöglein einst auf dürrem Zweig
Sich wollt' sein Nestlein bauen,
Da stürzt auf es ein Geier gleich,
Trug's fort in seinen Klauen;
Da schrie das kleine Vögelein,
Wohl in den höchsten Nöthen sein:
„Gegrüßt seist du, Maria!“

Da kam ein Blitz in höchster Noth
Aus hellem Himmel nieder,
Und schlug den bösen Geier todt,
Frei flog das Vöglein wieder.
Und zu Mariä Ehren sang
Das Vöglein mit noch hellerm Klang:
„Gegrüßt seist du, Maria!“

Der fromme Mann im Garten stand,
Sah zu mit Angst und Bangen,
Frisch und gesund ihm auf die Hand
Flog's Vöglein, ließ sich fangen.
Heim trug er's in dem Körbelein,
Und sang mit seinem Vögelein:
„Gegrüßt seist du, Maria!"

Hat nun, o liebste Mutter mein,
Bei dir so viel erworben
Ein unvernünftig Vögelein,
Daß es nicht bös gestorben:
Wirst du mich auch verlassen nicht,
Der dich verehrt und herzlich spricht:
„Gegrüßt seist du, Maria!"

So will ich, liebste Mutter rein,
Dich grüßen mit Vertrauen,
Daß du mich allen Feinden mein
Mögst reißen aus den Klauen.
So sing' ich dir im Thränenthal
Noch hundertmal und tausendmal:
„Gegrüßt seist du, Maria!"

Christoph Ernst Freiherr von Houwald,

geb. am 29. November 1778 auf der seinem Vater zugehörigen Standesherrschaft Straupitz in der Niederlausitz, bezog, durch Privatunterricht vorgebildet, 1794 das Pädagogium und 1799 die Universität Halle, wo er, im engsten Verkehr mit Karl Wilhelm Contessa, dessen Freundschaft auf sein Leben und Wirken von großem Einflusse war, Kameralwissenschaft studirte. Seit 1802 dem ständischen Dienste seiner Provinz gewidmet, zog er sich 1815 in Folge der neuen Organisation der an Preußen abgetretenen Niederlausitz auf sein Gut Sellendorf zurück und dichtete, mit Contessa zusammen wohnend, in ländlicher Abgeschiedenheit. Im Jahre 1822 von den niederlausitzer Landständen zum Syndikus erwählt, nahm er seinen Aufenthalt zu Neuhaus bei Lübben. Hier starb er am 28. Januar 1845.

* * *

Ernst von Houwald, als dramatischer Dichter neben Werner, Müllner und Grillparzer Vertreter der fatalistischen Richtung der Romantik, welche August von Platen in der „verhängnißvollen Gabel" und im „romantischen Oedipus" bekämpft hat, wurde am bekanntesten durch seine Schicksalsstücke (Das Bild, — Der Leuchtthurm, — Die Heimkehr, — Fluch und Segen). Er hat sich auch als Novellist, Jugendschriftsteller und Lyriker Anerkennung erworben. Auf der schmalen Mittelstraße des Einfach-Schönen und im Einfach-Schönen doch so reichen Lebens war er am glücklichsten. Das Studentenlied „Ein Gaudeamus soll uns heut vereinen, ihr Juvenes der alten Zeit herbei!" 2c. hat ihn zum Verfasser. —

„Die Auflösung der Schicksalstragödie in die gutmüthige Weinerlichkeit und weiche Sentimentalität, der es nur um Rührung der Thränendrüsen zu thun ist, repräsentirt Ernst v. Houwald, der — wie Rudolf Gottschall schreibt (Deutsche Nationalliteratur 2c. I. 1855, S. 185 fg.) — seinen Beruf, in Kinderschriften Anmuthendes und Nützliches zu liefern, zu Ungunsten der deutschen Bühne in seinen Tragödien überschritten. Doch wäre es unbillig zu verkennen, daß sich eine graziöse lyrische Ader durch seine Stücke hindurchzieht, deren Anspruchslosigkeit den Rigorismus der Kritik nicht so herausgefordert haben würde, wenn sie nicht auf den Theatern Epoche gemacht und das Publikum in seltener Weise hingerissen hätten. Jetzt kennt man sie nur als die unklassischen Schlachtopfer einer klassischen Kritik, und Tieck und Börne haben dem „Bild" und dem „Leuchtthurm" durch ihre Beurtheilungen einen dauernden Namen verschafft. — Houwald ist unser dramatischer Matthisson, zu unkräftig, um andere Gestalten zu schaffen, als die Glasbläserei des Gefühls aus zierlichen Fäden für weibliche Nipptische zurechtspinnt. Doch er war eine harmlose Natur und schrieb ohne alle Absichtlichkeit und Prätension, wie es ihm um's Herz war."

Schriften.

Romantische Akkorde (Erzählungen), hgb. von K. W. Contessa. 2 Bdchn. Berl. 1817. 18.
Buch für Kinder gebildeter Stände. 3 Bdchn. Leipz. 1819—24. N. Aufl. das. 1833.
Erzählungen. Dresd. 1819.
Die Freistatt. Tragisch. Gemälde. Leipz. 1820.
Der Leuchtthurm. Die Heimkehr. Zwei Trauerspiele. Leipz. 1821.
Fluch und Segen. Drama in 2 Aufzügen. Leipz. 1821.
Das Bild. Trauersp. in 5 Akten. Das. 1822.
Fürst und Bürger. Drama in 3 Akten. Ebd. 1823.
Theater-Schriften. 2 Bde. Köln 1823.
Die alten Spielkameraden. Lustsp. in 2 Aufz. Weimar 1823.
Die Feinde. Trauersp. in 3 Akten. Leipz. 1825.
Vermischte Schriften. 2 Bde. Das. 1825.
Bilder für die Jugend. 3 Bdchn. Ebd. 1829—32. N. Aufl. das. 1839.
Die Seeräuber. Trauersp. in 5 Akten. Leipz. 1830.
Sämmtliche Werke. 4 Bde. Leipz. 1851—52.

176. Das erste Lied.

Ich hatt' auf meinen Reisen
Die halbe Welt gesehn,
Vermochte fremde Sprachen
Gleich meiner zu verstehn.

Von großen Zeitgenossen
Hört' ich mich Freund genannt,
An manchem Throne reichte
Man mir zum Gruß die Hand.

Dann auf den Schweizer Alpen,
Und wo Pompeji ruht,
Und an den Pyramiden,
Und an la Platas Fluth,

Da sang ich meine Lieder;
Und was der Dichter sprach,
Es klang in tausend Herzen,
Von tausend Lippen nach.

Den Ordensstern am Busen,
Den Himmel in der Brust,
Und des gerühmten Namens
Mit Freude mir bewußt,

So zog ich aus der Ferne
Zurück zum Heimathland,
Vorüber an dem Orte,
Wo einst mein Hüttchen stand.

Und von dem letzten Hügel
Am alten Runenmaal
Blickt' ich mit Stolz hinunter
In's kleine Schattenthal,

Und sprach im Selbstgefühle:
„Ich danke dir, Geschick!
Wie unbedeutend ging ich,
Wie groß kehr' ich zurück!"

Da steigt hinauf den Hügel
Ein Weib, so bleich und krank,
Setzt mit zwei holden Kindern
Sich auf die Rasenbank;

Beginnt ein Lied zu singen,
So einfach und so schlicht;
Doch dringt mir's in die Seele!
Warum?... Ich weiß es nicht.

Da frag' ich sie bescheiden:
Woher dies Lied denn sei?
Sie spricht: ‚Aus schönen Tagen,
Die lange schon vorbei!

‚Ein Jüngling hat's gedichtet,
Als er vom Mädchen schied!'
Ach! da erkannt ich's wieder,
Mein eignes erstes Lied!

Und weiter frag' ich dringend:
„Wer gab dies Liedchen dir?"
‚Es kennt', sprach sie erröthend,
‚Es Niemand außer mir!'

„Du also bist Marie,
Von der dies Lied hier spricht?"
Sie schweigt. — „Wo blieb der Jüngling?"
‚Wo?... Ach! ich weiß es nicht!'

„Hast nie von ihm vernommen?"
‚Nie wieder, seit er schied!'
„Hat er nicht mehr gedichtet?"
‚Ich kenne nur dies Lied.'

„So nenne seinen Namen!"
‚Nein, lieber fremder Herr!'
„Vielleicht, daß ich ihn kenne!"
‚Er kennt doch mich nicht mehr!'

„O, nur noch einmal singe
Dein Lied, ich bitte dich!"
‚Mein Mann erwartet drüben
Die Kinder schon und mich!'

Und unten schon im Thale
Sah ich den fremden Mann;
An seine Arme hingen
Sich Weib und Kinder an.

Da stand der große Dichter,
Von Tausenden genannt,
Doch in dem Heimaththale
Von Einer nur gekannt.

Da stand er, mehr befangen,
Als, damals, wo er schied,
Und gab den Kranz vom Haupte
An das vergeßne Lied.

Ludwig Robert,

geboren den 16. Dezember 1778 zu Berlin, von jüdischen Eltern (damals den Namen Levin führend, den sie später mit dem Namen Robert-Tornow vertauschten), Bruder der berühmten Rahel, genoß im wohlhabenden Elternhause, das durch geistige Bildung und gesellige Verhältnisse vor vielen andern ausgezeichnet war, eine sorgfältige Erziehung und den Unterricht, welcher seinen vorzüglichen Anlagen zu entsprechen schien. Auf dem französischen Gymnasium seiner Vaterstadt und später auf Reisen zum Kaufmannsstande gebildet, lebte er doch bald nur den freien Studien und dichterischen Arbeiten im Gesellschaftskreise seiner Schwester. Auch schloß er sich dem Nordsternbunde an, welchem außer Chamisso und Varnhagen, seinem nachherigen Schwager, noch Ed. Hitzig, Franz Theremin, Wilh. Neumann, Grf. Alex. von der Lippe u. A. angehörten, und lieferte Beiträge in den Musenalmanach der Erstgenannten. Neben Goethe wurde schon früh Fichte sein Leitstern auf dem Wege des Lebens und der Wissenschaft. Später, nachdem Robert Wien, Halle, Holland, Paris besucht, befestigte er sich (seit 1806) zu Berlin durch Fichte's Umgang und Lehre vollkommen in dessen philosophischen Ansichten, denen er zugleich den leichtesten Uebergang zu den Lehren des Christenthums verdankte, welchen er seitdem mit ernster Wahrhaftigkeit, aber auch mit aller Freiheit eines protestantischen Forschers anhing. Die Kriegsereignisse von 1813 begeisterten ihn zu Stuttgart, wo ihm der russische Gesandte Graf Goloffkin bei einer Mission eine diplomatische Thätigkeit eröffnet hatte, zu Gesängen, welche bald darauf unter dem Titel „Kämpfe der Zeit" erschienen. Aber bereits 1814 trat er aus diesem angenehmen Verhältnisse, sah nach einigem Aufenthalte in Frankfurt seine Vaterstadt wieder, hielt sich dann eine Zeit lang in Breslau auf, wo er in Verbindung mit seinem Freunde Karl Schall eine heilsame Wirkung auf die Schaubühne möglich glaubte, folgte hierauf den Einladungen seiner Schwester nach Karlsruhe, lernte hier im Jahre 1818 die liebenswürdige Friederike Braun kennen, und vermählte sich mit ihr 1822. Von nun an lebte er abwechselnd in Dresden, Berlin, Karlsruhe, Baden, und seit 1827 anhaltend in seiner Heimath bis zum Sommer 1831, da die Furcht vor der Cholera ihn wieder nach Baden führte. Aber ein anderes Uebel schlich ihn hier todbringend an. Er starb den 5. Juli 1832 am Nervenfieber, dem auch seine Gattin einige Wochen später erlag.

* * *

„Robert's Gedichte (schreibt Gustav Schwab in den „Heidelberger Jahrbüchern der Literatur", Jahrg. 32, 1839, S. 179 ff.) sind zwar großentheils nur Kinder des Gedankens und der Empfindung, und die Phantasie hat den geistigen Haushalt des Dichters wohl als Freundin besucht, aber nie sich das Regiment in demselben angemaßt; nichts desto weniger gehört ihr Verfasser unter die Zahl derjenigen Dichter, die durch ihr rein ausgebildetes Geschmacksurtheil, ihren Wahrheitsinn und ihre hohe Gewalt über Form und Sprache auf die poetische Richtung ihrer Zeit selbst als reinigende Geister einzuwirken berufen sind, Dichter, die allen Zeiten wohl anstehen, zuweilen schon, wie Horaz, Boileau, A. W. Schlegel, bei der Mitwelt viel gelten, immer aber von der Nachwelt als Mitlenker und Richter des Nationalgeschmackes hoch gehalten werden. Hätte Horaz in der unpoetischen Römerwelt große Genien über sich gehabt, so würde er vielleicht als Dichter weniger Ruhm erlangt, aber nur um so mehr Einfluß auf jene begabteren Naturen ausgeübt haben; und auch so ist sein Brief an die Pisonen nicht nur ein herrliches Kunstwerk, sondern hat sich Jahrhunderte hindurch bis auf die Gegenwart, sogar beim Genius, erprobt. Und doch hatte auch er mit der Wanze Pantilius und andern Neidern und Verkleinerern genug zu kämpfen. Robert, der nicht einmal das kurze Lebensziel des römischen Lyrikers erreicht hat, ist wohl, — so rüstig, nach dem Ausdruck von W. Alexis, seine satyrische Geißel umher flog, — dem eigentlichen Haß durch ein besonderes Glück, wenigstens als Dichter, entgangen, aber die volle Anerkennung hat er doch während seines Lebens nicht gefunden, eben weil sein Geist und seine Bildung ihn dazu beriefen, in der Poesie und mittelst seiner Dichtergabe selbst zu verschiedenen Zeiten Opposition gegen mancherlei Mißgriffe, Verbildungen, Einseitigkeiten einer im Versuch ihrer Regeneration begriffenen schönen Literatur zu machen und hier und dort in einer anmuthigen Parabel, einer Epistel, einem poetischen Dialog, oder mit einer Köcherladung wohlgespitzter Epigramme scharfen Widerspruch einzulegen. An solchen Mentorstimmen rächen sich Halbdichter und Halbkritiker — und mit ihnen das von Robert so vortrefflich charakterisirte Publikum — gar ähnlich durch Abkehrung und Verkennung. Jedes verunglückte Genie, d. h. jedes Talent, dessen Phantasie, nicht im Gemüthe gebunden und nicht vom Verstande durchdrungen, verflattert, hält seine grenzenlosen Versuche für mehr, als die begrenzten Leistungen jener bescheidenen und bewußtarbeitenden Künstler, und rechnet diesen ihre Selbstbeschränkung für Beschränktheit an. Dichter, wie Robert, wissen sehr wohl, daß viele ihrer Produktionen nur Studien im Dienste der Kritik sind." —

Robert, der Idealist aus Fichte's Schule (der schwarze feine Mann mit den scharf markirten Zügen, mit den tiefliegenden, suchenden Augen) mit seinen Perfektibilitätsträumen, der alle seine ausführbaren Hoffnungen auf das Theater gebaut, der durch sein Meisterwerk von Verstandesdichtung: „Die Macht der Verhältnisse" eine neue Bahn gebrochen, indem er unsere Verhältnisse auch in ihren tragischen Konflikten auf die reale Bühne zu bringen unternahm, — er war kein Genius, kein Dichter in dem engern Sinn des Wortes, aber ein Schriftsteller von glücklichstem Talente, und in seiner Zeit durch seine feine, scharfe Feder für die deutsche Journalistik noch von mehr Bedeutung als für das Theater, auf dem er doch durch mehrere gelungene Schauspiele noch jetzt lebt. Sein Name war geachtet, ein succès d'estime krönte alle seine Schriften und Arbeiten, und ihn zum Mitarbeiter zu gewinnen schmeichelten sich Zeitschriften und Zeitungen. Den Bruder der jüngst nach ihrem Tode zu so großem Ruf gediehenen Rahel überbot freilich die Schwester an Warmblütigkeit des Gefühls, wie an Elastizität der Phantasie. Robert's Produktionskraft entlud sich mehr und mehr in epigrammatischen Impromtu's, zum Theil vortrefflichen, sowohl was Schärfe des Gedankens als Form anlangt. Es ist die Frage, was länger dauern wird, ob Rahel's sprühende, Glanz ausströmende, hin und her irrlichtelirende Gedanken, aufgefaßt mit Gier von einer Generation, welche, der strengen Formen satt, sie eben zerbrochen hatte, oder Robert's feine, zerspaltende

Gedanken, ausgeprägt in den saubersten, glattesten Versen, in einer Form, die schon um ihrer selbst willen Eingang findet. Wie viel wird nach einem Jahrhundert von Jean Paul übrig bleiben, weil er keine Form fand, entsprechend dem Reichthum seiner ursprünglichen, flammenden und wärmenden Gedanken! In diesem Epigrammatismus läßt sich Robert eine gewisse Klassizität nicht absprechen (vgl. Blätter f. liter. Unterh. 1836, Nr. 260—61). Eines der spätern, aber besten Gedichte Robert's, das er aus tiefernster Entrüstung niedergeschrieben, ist „Der deutsche Dichter", bekanntlich auf Anlaß, als der deutsche Bundestag den Goethe'schen Erben das Privilegium gegen den Nachdruck ertheilte. Uebrigens gehören seine „Kämpfe der Zeit", durchweht von ächter männlicher Begeisterung für eine große Sache, mit zu seinen werthvollsten Leistungen. Erwähnt sei noch der Lustspiele „Die Ueberbildeten" und „Phantasus und Kassius." Es sind Zeitsatyren, voll beißenden Witzes und eigenthümlichen Humors, worin er sich auch über die Richtungen der Romantik und ihre Uebertreibungen, den Schicksalsunfug der Tragödien und Spektakelstücke u. s. w. lustig macht.

Schriften.

Die Ueberbildeten. Ein Lustspiel (nach Molière). Leipz. 1803.
Die Sylphen. Eine Zauberoper in 3 Aufzügen nach Gozzi. In Musik gesetzt von Fr. H. Himmel. Leipz. 1806.
Omasis, oder Joseph in Aegypten. Hist. Drama aus dem Französischen des Bavier-Lormian. Berl. 1808.
Kämpfe der Zeit. 12 Gedichte. Stuttg. u. Tübing. 1817.
Die Macht der Verhältnisse. Trauersp. in 5 Aufzügen. Nebst zwei Briefen über die antike und moderne Tragödie und über das sogenannte bürgerliche Trauerspiel. Ebd. 1819.
Die Tochter Jephtha's. Trauerspiel Ebd. 1820.
Kassius und Phantasus, oder der Paradiesvogel. Eine erzromantische Komödie mit Musik, Tanz, Schicksal und Verwandlungen, in drei großen und drei kleinen Aufzügen. Nebst einer empfehlenden Vorrede von dem berühmten Hunde des Aubry. Berl. 1825.
Staberl in höhern Sphären. Posse in 3 Aufzügen. Karlsr. 1826.
Dramatische Beiträge im „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele", herausgb. von Holtei und Gubitz.
Der Berliner in Spanien. Lustsp. Berl. 1829.
Schriften. 1—2r Thl. Auch u. d. T.: Gedichte. 2 Thle. Mannh. 1838.
Das schwarze Kästchen. Wunderbare Historie.
Das Töpferhaus. Eine Wundergeschichte. Nachlaß. Berl. 1850.

Zur Kritik:

R. Gottschall, Geschichte d. deutschen Nationalliteratur 2c. I. 430.

---

177. Das Gelübde.

‚Auf, ihr Schwestern, stellt den Reigen!
Juda's Feinde sind gefallen!
Schmücket euch mit grünen Zweigen,
Pauken laßt und Zimbeln schallen!
Schon sind Boten von den Helden
Angekommen, und sie melden,
Daß nicht fern die Krieger sind.

‚Folget mir, ich eile heute
Euch voran, dem Heer entgegen;
Gerne gönn' ich euch die Beute,
Gönnt mir meines Vaters Segen!
Lasset Pauk' und Zimbel schallen,
Unsre Feinde sind gefallen,
Und mein Vater kehrt zurück!

‚Jephtha ist's, der starke Krieger,
Den zum Feldherrn Gott erwählet;
Jephtha ist's, der Held, der Sieger,
Dessen Schlachten keiner zählet.
Lasset Pauk' und Zimbel klingen,
Laßt uns Jubellieder singen,
So dem Herrn entgegen ziehn!

‚Unsrer Sünden sind wir ledig,
Juda's Ketten sind gebrochen,
Unser Gott ist wieder gnädig,
Unser Gott hat uns gerochen.
Laßt uns Jubellieder singen,
Die bis in den Himmel dringen,
Daß uns Gott, der Helfer, hör'!

‚Seht, wie dort der Staub sich hebet!
Ja, sie sind es, ja, sie kommen!
O, wie mir das Herz erbebet,
Wie die Brust mir so beklommen!
Singet, singet, daß er töne,
Daß er durch die Lüfte dröhne
Unser lauter Jubelsang!

‚Seht, dort kommt er! stolz und heiter
Ziehet er voran dem Heere;
Seht, das ist der graue Streiter,
Der für seines Gottes Ehre
Und für seinen heil'gen Tempel,
Allen Heiden zum Exempel,
Redlich kühn gestritten hat!

‚Singet, Schwestern, singt nun lauter,
Daß es töne von der Höhe!
Ha, nun hört er, ha, nun schaut er —
Ja, ich bin es, Vater! sehe,
Wie mit Pauken und mit Reigen,
Und geschmückt mit Palmenzweigen
Dir dein Kind entgegen zieht!

'Doch was seh' ich! weh', was that er!
Was hat Gott uns zugeschicket?
Sein Gewand zerreißt der Vater,
Da er mich, sein Kind, erblicket!
Seht ihn nur die Hände ringen!
Schwestern, höret auf zu singen!
Welch ein Unglück ist geschehn?

'Vater, ach mein Vater! sage:
Was that dir dein Kind zu Leide,
Daß du so in Schmerz und Klage
Wandelst deiner Tochter Freude?
Weine nicht, und schweig' nicht länger,
Denn es wird mir bang und bänger,
Sprich es aus das Unglückswort!'

„Mußtest du mich so betrüben!
Kind, mein Kind! was soll ich sagen?
Tochter, wärst du heim geblieben,
O, dann braucht' ich nicht zu klagen!
Freudig wär' er meinem Herzen,
Dieser Tag, der Tag der Schmerzen,
Der mir nun die Tochter raubt!

„Ja, du mußt noch heute sterben,
Eh' sich noch die Sonne wendet;
Du kannst keine Gnad' erwerben,
Weil dem HErren du verpfändet!
Du gehörest dem Altare,
Du gehörst der Todtenbahre
Und dem dunklen Grabe an.

„Denn die Schlacht, aus der wir kehren,
Schrecklich war sie schon geendet,
Meinen Ruf wollt' keiner hören,
Alles floh von Furcht geblendet,
Weil verlassen uns der Himmel;
Da kniet' ich im Schlachtgetümmel
Nieder, und ich sprach zu Gott:

„HErr! womit kann ich ihn enden,
Deinen Zorn, der uns gerichtet,
Und womit dein Urtheil wenden,
Das so strenge mich gerichtet?
HErr, du mußt dein Volk erretten,
Du mußt brechen seine Ketten,
Und ein Opfer bringen wir!

„Gibst du Sieg uns, und wir kehren
Friedlich zu der Väter Hallen,
Dann soll dir, mein Gott, gehören,
Dann soll dir als Opfer fallen,
Ja ich schwör' es, ohne Schonung,
Was aus deines Knechtes Wohnung
Ihm zuerst entgegen kommt!" —

'Und ich kam, und muß nun sterben,
Du sollst deinen Schwur nicht brechen;
Keine Gnad' will ich erwerben,
Nur ein Wort noch laß mich sprechen:
Noch drei Tage laß mich leben,
In der Zeit da könnt' ich weben
Selber mir mein Sterbekleid.

'Beten würd' ich dann beim Weben,
Manche Thräne auch vergießen,
Weil als Jungfrau ich mein Leben
Ohne Liebe muß beschließen.
Dort, auf jenen blauen Bergen,
Lasse einsam mich verbergen,
Bis man mich zum Tode ruft!'

Und der Vater sprach: „So gehe!"
Und die Tochter ging in Thränen,
Und das Volk rief: Wehe, wehe!
Keiner folgte ihr, der Schönen;
Auf den Bergen fromm sie lebte,
Und sie weinte und sie webte,
Bis man sie zum Tode rief.

---

178. Die Versuchung.

Wer tritt so heimlich und dreist dort hin
Zur schönen stattlichen Kaiserin?

Es ist ein junger Rittersmann,
Er fleht sie leis um Minnesold an.

Wie wagt er das im erleuchteten Saal?
Sie ist ja seines Kaisers Gemahl!

Es hat ihn der Kaiser selbst gesandt,
Kaiser Heinrich, der Ueble genannt.

Ei was versucht er die Keusche nur?
Sie hält ihm ja sittig der Treue Schwur.

Das thut er eitel aus Uebermuth;
Doch Uebermuth thut selten gut.

Und was beginnt die Kaiserin jetzt,
Da der Ritter ihr frech von Minne schwätzt?

Entrüstung und Scham und Racheluft
Bekämpfen sich wechselnd in keuscher Brust.

Und welche der drei erringet den Sieg
In so gerechtem innern Krieg?

Die Rache siegt. Ein Räthselwort
Wirft flüsternd sie hin, und eilt dann fort.

Und nun, wer schleicht um Mitternacht ein
Zur Kaiserin in's Kämmerlein?

Der Kaiser selbst, die Kleidung an
Von jenem vertrauten Rittersmann.

Wer fährt denn da auf den Kaiser los?
Wer sind die drei Mägde riesig groß?

Das sind, trotz Haub' und Weiberkleid,
Drei Knechte, fauststark, schulterbreit.

Was beginnen die Knechte im Weiberrock,
Ein jeder mit seinem Haselstock?

Sie kriegen den Kaiser unter sich,
Und gerben ihn ganz erbärmiglich!

Und wehrt er sich gar nicht seiner Haut?
Was kreischt er denn, was ruft er so laut?

Er kreischt aus Schmerz mit Wehgeschrei
Und ruft, daß er der Kaiser sei.

Wie aber ging es nun weiter her?
Der Kaiser versuchte sein Weib nicht mehr.

---

179. Der deutsche Dichter.

Hoch im Dach, im engen Stübchen
Sinnt erfindend der Poet,
Um ihn spielen ein Paar Bübchen
Und die Gattin sitzt und näht.

Sie erwirbt mit fleiß'ger Nadel
Ihrer Lieben täglich Brot,
Trägt mit stillem Seelenadel
Mangel, Dürftigkeit und Noth.

Selten nur umschwebt ein Schatten
Leisen Unmuths ihr Gesicht,
Sie verehrt die Kunst des Gatten,
Nützt sie gleich dem Haushalt nicht.

Denn wie emsig er auch dichtet,
Nichts doch beut er zum Verkauf;
Wohlgeordnet und geschichtet
Hebt er seine Werke auf.

Ist es Stolz? — Er ist voll Demuth.
Ist es Gallsucht? — Er ist froh.
Und die Gattin schweigt in Wehmuth,
Denkt: er ist einmal nun so.

Doch die kleine Kunstgemeinde,
Der er manches Lied vertraut,
Nachbarliche gute Freunde,
Die er froh macht und erbaut,

Diese schweigen nicht, sie klagen
Eiteln Eigensinns ihn an,
Und sie stürmen stets und plagen
Den talentreich=armen Mann.

„Laß dein Licht doch leuchtend strahlen,
Berg' es unterm Scheffel nicht!
Theuer würde man dir zahlen
Manch unsterbliches Gedicht;

„Und so könntest leicht du mindern
Jene Noth, die dich umgiebt;
Schuldig bist du's deinen Kindern,
Schuldig ihr, die so dich liebt.

„Schuldig bist du's deinen Liedern,
Schuldig deinem Künstlerstand,
Schuldig endlich deinem biedern,
Deinem deutschen Vaterland!“

Und des Dichters Mund umspielet
Wehmuth, sanft gepaart mit Spott,
Und er spricht: „„Worauf ihr zielet,
Es geschieht wohl bald mit Gott.

„„Laßt nur meines Geistes Schwingen
Frei erst und entfaltet sein!““
Doch die guten Leute dringen
Immerwährend auf ihn ein.

Der — nennt träg ihn, einen Wandrer,
Welcher nie zum Ziele kommt;
Jener — stolz; und noch ein Andrer
Meint, daß Schüchternheit nicht frommt.

Jeder sucht es ihm zu zeigen,
Wie er antheilsvoll gesinnt,
Und er bringt sie nicht zum Schweigen,
Bis er endlich so beginnt:

„„Hab' ich nicht ein Werk geschrieben
Treu und fromm mit deutschem Sinn,
Gab ich es nicht Eurem lieben,
Meinem lieben Deutschland hin?

„„Während Ihr mich träge nennet,
Euch ob meiner Art erhitzt,
Frag' ich, ob dies Werk ihr kennet,
Ob ihr es vielleicht besitzt?

„„Unerkannt ist es versunken
In dem deutschen Büchermeer;
Um dort obenauf zu prunken,
War es auch wohl allzuschwer.

„„Und mich selbst zog es mit nieder
In die stille Tiefe hin,
Wo ich still und einsam wieder
Nun mit meinen Liedern bin.

„„Gönnt mir, daß ich ausgerungen,
Gönnt dem Strome seinen Lauf;
Er trägt die, so er verschlungen,
Nach drei Tagen selbst herauf.““ —

Und nun trennt er in drei Jahren
Sich von seiner Arbeit nicht,
Horcht, was Götter offenbaren,
Schafft ein himmlisches Gedicht.

Und als ihm die letzten Worte
Ernst und mild in's Auge sehn,
Sieht sein Geist des Himmels Pforte
Auch schon vor ihm offen stehn.

Schon in beßre Welten schwebend,
Ruft er Weib und Kind heran,
Spricht, die Hände ihnen gebend:
„„Enden muß, wer hier begann!

„„Also laßt mich heiter enden,
Freuet euch und weinet nicht;
Denn dies Enden ist ein Wenden
Zu dem Lebensquell, zum Licht.

„„Doch von diesen lichten Quellen
Wag' ich nicht zu reden heut,
Ich muß jetzt mein Haus bestellen,
Wie es mir die Pflicht gebeut.

„„Nimm, mein Weib, nimm Dank und Segen,
Daß du mich ernähret hast,
Daß du trugest meinetwegen
Bittre Armuth, Sorg' und Last;

„„Daß du nie darüber klagtest,
Nie mit Thränen mich gequält,
Ja nicht einmal danach fragtest,
Was mein Unmuth dir verhehlt.

„„Aber jetzt sollst du erfahren,
Welchen Schatz ich aufgespart,
Jetzt will ich dir offenbaren,
Was der Geist mir offenbart.

„„Wisse, wann der Kampf geendet,
Wann mein Körper eingesargt,
Dann wird reichlich dir gespendet,
Was man streng mir abgekargt.

„„Was hier Herrliches gedichtet
Hier der Gott im Busen mir,
Ward für dich dort aufgeschichtet,
Und die Welt bezahlt es dir.

„„Jeden Brief, den ich geschrieben,
Wägen sie mit Gold dir auf,
Jeden Gruß an meine Lieben
Bringt zu Markt man zum Verkauf.

„„Ehren wird man meine Knaben,
Preisen, krönen mein Gedicht;
Eh' uns Deutschland nicht begraben,
Lohnt es seine Dichter nicht.

„„Auch wird huldvoll dir gewähret,
Dir zum Lohn für meinen Ruhm,
Ein Patent, das dir verehret
Mein verlaßnes Eigenthum.

„„Man wird dir das Vorrecht schenken
Und verbieten streng und scharf,
Daß mein Dichten und mein Denken
Kein Korsar dir rauben darf.

„„Dann, o theures Weib! ich bitte,
Nimm ein solch Geschenk nicht an,
Das ein Schimpf ist für die Sitte,
Weil's ein Recht für Jedermann.

„„Danke nicht, nein, laß fein danken
Für den Vorzug, für die Gunst,
Daß dort höhnen nicht die Franken
Deutsche Ehre, deutsche Kunst!““

„„Warum bist du nicht Franzose?!'“
Fällt sein Knabe rasch hier ein —
„„O welch' andre beßre Loose
Würden dir gefallen sein!'“

„„Und doch preis' ich dich, mein Richter!
Ja, daß ich ein Deutscher bin!““
Also ruft der treue Dichter,
Athmet auf und sinket hin.

Daniel Ehrenfried Stöber,

der Sohn eines Notars, geboren den 9. März 1779 in Straßburg, durchlief das Gymnasium daselbst, besuchte dann die Kurse der alten berühmten Universität unter Oberlin, Schweighäuser, Blessig, Haffner u. A., worauf er sich 1801—2 in Erlangen zum Juristen ausbildete. Kurz nachher begab er sich nach Paris, um sich im juristischen Fache zu vervollkommnen. In's Elsaß zurückgekehrt, arbeitete Stöber einige Zeit im Bureau seines Vaters, da ihn Familienverhältnisse nöthigten, zum Nachfolger desselben sich vorzubereiten. Nachdem er 1806 durch Vertheidigung einer gründlichen Abhandlung („Des Testaments d'après la legislation du code civil") die Würde eines Lizentiaten der Rechte erlangt, blieb er bis gegen 1821 im Notariate, das er sodann mit dem Advokatenstande vertauschte. Bereits 1807 hatte er sich verheirathet. Den größten Theil seiner damals fertigen Gedichte enthalten die Jahrgänge des in Verbindung mit Pfeffel, Büschthal, Arnold, Lamey, Hebel u. A. herausgegebenen „alsatischen Taschenbuchs", das sich die Aufgabe gestellt hatte, den Sinn der Elsäßer mehr und mehr für deutsche Dichtung zu wecken und sie mit den Schönheiten ihres Landes bekannt zu machen. Nachdem er das bekannte Trauerspiel „Die Templer" von Raynouard übersetzt hatte, besorgte er eine Sammlung seiner bisher zerstreut erschienenen Gedichte. Sein beinahe kindliches Verhältniß zu Oberlin erzeugte einen dem Steinthal gewidmeten Liedercyklus, und nach dem Tode des gefeierten Patriarchen die Schrift: „Vie de J. F. Oberlin, Pasteur à Waldbach" etc. Im Jahre 1816 vereinigte sich Stöber mit Aloys Schreiber, Hebel, Zschokke u. A. zur Herausgabe der Zeitschrift „Alsa", die aber nur kurzen Bestand hatte. Seine Lokalposse im Volksdialekt „Daniel oder der Straßburger" dichtete er um diese Zeit; sie ging in Straßburg mehrmals über die Bühne. Ferner schrieb er an einem unvollendet gebliebenen Idyll „Das Christfest", in Straßburger Mundart, das als würdiges Seitenstück ähnlicher Lokalgedichte von Grübel und Usteri gelten kann. Im Jahre 1835 besorgte er eine Auswahl seiner Gedichte und prosaischen Schriften zum Druck; sie war sein letztes Vermächtniß. Die beiden ersten Bände waren kaum erschienen, als ihn am 28. Dezember des gleichen Jahres der Tod von hannen rief. (Vgl. N. Nekrolog der Deutschen. XIII. 1131.)

* * *

Ehrenfried Stöber stellte sich gleichsam vermittelnd zwischen Frankreich und Deutschland; er dichtete in deutschen Weisen und dachte französisch. Wolfg. Menzel tadelte seinen französischen Patriotismus streng, doch war dieser weder ein gemachter, noch geheuchelter, sondern ging aus seinem innersten Wesen hervor (s. Elsäß. Neujahrsblätter für 1846, herausggb. von Aug. Stöber und Friedr. Otte). Innigkeit und Wärme des Gefühls, eine lebendig schaffende Phantasie, Anmuth und Wohllaut sind seinen Gedichten eigen, ohne jedoch die Vorzüge und Mängel der verschiedenen Schulen zu verleugnen, die auf ihn einwirkten. Das Lied im weitern Sinne war seine Sphäre. Seine frühesten Erzeugnisse tragen das Gepräge der ältern deutschen Dichterschule, die seiner mittlern Lebensperiode lehnen sich im Wesentlichen an Goethe und die Romantiker, während seine spätern Arbeiten den Einfluß der schwäbischen Schule bekunden. Wie bei einigen unserer besten Lyriker spielt auch bei ihm die Empfindung hie und da in Empfindelei hinüber, das Gefühl erzeugt krankhafte Bilder, oder die verschiedenen Nuancen des Gedichts stechen zu grell ab von dem angeschlagenen Grundtone. Doch trifft ihn dieser Vorwurf seltener; die meisten seiner lyrischen Darstellungen sind frische, gesunde Ergüsse eines weder im Treibhause, noch im Zwang der Schule verkümmerten Herzens, das sich jene schöne Jugend, welche der Segen und die Wiegengabe des Dichters ist, zu bewahren wußte. Natur und Liebe, Vaterland, Freiheit und Wahrheit sind die Quellen, aus denen er seine schönsten Lieder schöpfte. Sein elsäßisches Vaterlandslied: „Sag' an, wo ist ein Land so schön?" ꝛc. lebt als ächtes Volkslied im Munde aller deutsch redenden und deutsch singenden Elsäßer. Als Dialektsdichter im Liede behauptet er noch immer den ersten Rang unter den elsäßischen Sängern. Das Tüchtigste hat er nur da zu leisten vermocht, wo seine Gedichte der unmittelbare Ausdruck, der Reflex seines innern Lebens sind. Glücklich durchgeführt sind auch seine Romanzen da, wo sie mehr aus subjectiver Anschauung hervorgehen und sich dem Liede nähern, besonders auch mehrere humoristische aus späterer Zeit. — Seine dramatischen Arbeiten überragen nur in den lyrischen Scenen die Mittelmäßigkeit. Sein Lokalstück „Daniel oder der Straßburger" steht Arnold's „Pfingstmontag" nach, bekundet jedoch ein vorzügliches Talent, Volksscenen zu malen und das stereotypische Leben und Treiben jener ergötzlichen Spießbürgerschaft mit poetisch-humoristischen Farben zu schildern.

Schriften.

Die Tempelherren. Trauersp. in 5 Aufzügen, nach dem Französischen von Raynouard. Straßb. 1806.
Alsatisches Taschenbuch auf 1806, 1807 u. 1808. Straßb.
Leben J. F. Oberlin's, Pfarrers zu Waldbach. (Französisch.) Das. 1807.
Blätter, dem Andenken Pfeffel's gewidmet. Das. 1810.
Lyrische Gedichte. Das. 1811.
Gedichte. 2te verb. u. verm. Aufl. Basel 1814; 3te Aufl. Stuttg. u. Tübing. 1821.
Straßburg's Jubelfeier der Reformation. Ein Gedicht mit histor. Anmerkungen. Straßb. 1te bis 3te Aufl. 1817.
Daniel oder der Straßburger. Lokalposse. Das. 1823.
Kurze Geschichte u. Charakteristik der schönen Literatur der Deutschen. Straßb. u. Paris 1826.
Sammlung auserlesener Stücke aus der schönen Literatur der Deutschen. (Gemeinschaftl. mit Noël.) Ebd. 1828.

Gedichte und kleine prosaische Aufsätze in Elsäßer Mundart. Straßb. 1829. Sämmtliche Gedichte und kleine prosaische Schriften. 3 Bde. Ebd. 1835—36. Verschiedene Uebersetzungen aus d. Französischen des Chateaubriand, Picard, La Mennais, und Beiträge im Morgenblatt, in der Abendzeitung, in Jakobi's Iris, Zschokke's Ueberlieferungen, im Pilote, in der Encyclopédie des Gens du Monde, der Revue Germanique, u. s. w.

180. Der Lickermann.

Der Lickermann war ein Gezwerg,
Haust' einst am Haselbach,
Dort wo herunterstürzt vom Berg
Der Wasserfall so jach.

Es war ein Zwerglein böser Art,
Ein schlimmer Schadenfroh;
Er schmunzelte und strich den Bart,
Geschah ein Unglück wo.

Sein Blut war Gift, die Brust voll Neid,
Im Blicke war's zu sehn;
Drum übt er Unfug stets und Leid,
Konnt's immer nur geschehn.

Stein' wirft er unter's Mühlenrad,
Daß schnell die Mühle schweigt,
Indeß er auf verborg'nem Pfad
Ganz still von dannen schleicht.

Nachts öffnet er gar manchen Stall,
Daß Kuh und Lamm entrinnt,
Und wo er geht, ist überall
Auf Tücken er gesinnt.

Einst aber trieb er's gar zu graus,
Der kleine Höllenbrand,
Legt' Feuer an ein Hirtenhaus,
Daß es zur Asche braunt'.

Dies sah von seinem Nideckschloß
Der große Riese Dyck,
Und zornentflammt herniederschoß,
Packt's Zwerglein am Genick,

Stellt's auf den höchsten Felsenstein
Mit wildem Grimme hin,
Und ruft der Mutter Alme sein,
Der Feenkönigin.

Sie tritt aus einem Höhlenschlund
Zum Riesensohn heran;
Der machet ihr den Frevel kund,
Den Lickermann gethan.

Das Zwerglein zappelt, flehet, bebt,
Heult in den Mondesschein.
Umsonst! Die Fee mit ihm entschwebt,
Spricht: „Eule mußt du sein!"

Sie hebet ihren Zauberstock
Zur bleichen Wolk' hinan,
Da hüllt ein grauer Federrock
Den kleinen Lickermann.

Da starret er mit wildem Graus,
Die weiten Augen glühn;
Als wär's die Flamm' im Hirtenhaus,
Sie drohend abwärts sprühn;

Und stöhnt als Uhu er umher,
Haust in der Felsen Schacht,
Muß ziehen mit dem wilden Heer
In finst'rer Mitternacht.

181. Kaiser Sigismund in Straßburg.

Sei mir gelobt, du alte Zeit,
Voll Einfalt und Gemüthlichkeit
Und freier, heit'rer Sitte!
Du lebest in der Saiten Klang
Und traulich schwebst du, im Gesang
Verjüngt, in unsrer Mitte.

Heil sei dir, Kaiser Sigismund!
Gern macht dein Lob die Leier kund,
Du Liebling holder Frauen!
Dein Bild schwebt mir so freundlich nah'!
Horcht! was in Straßburg einst geschah,
Will euch mein Lied vertrauen.

Der Herrscher, den ich euch genannt,
Zog ruhmbekränzt durch Stadt und Land,
Viel Fehden er geschlichtet,
Gedämpft der Kirche bittern Streit,
Und über Völker nah' und weit
Nach Recht und Fug gerichtet.

Da ward zu seiner Thaten Lohn
Ihm zuerkannt die Kaiserkron';
Drum rafft, mit Roß und Mannen,
Er sich aus Welschland rüstig auf,
Und ziehet nach des Rheines Lauf
Gen Aachen nun von dannen.

Und Straßburgs Mauern ihn umfahn;
Hier, jedes Herz ihm unterthan,
Mag es ihm baß gefallen.
In freier Stadt, mit freiem Sinn
Läßt er der Krone Sorgen fliehn,
Wo deutsche Becher schallen;

Legt ab die strenge Majestät.
Bei Scherz und Spielen früh und spät,
Da mag er gern verweilen;
Der Frauen und der Mägdlein Flor
Umblühet ihn in holdem Chor;
Die Stunden rasch enteilen.

Als vom Bankett um Mitternacht
Der Kaiser schied in seiner Pracht:
Umstrahlt vom Fackelglanze,
Da luden ihn die Weibchen fein
Auf Morgen in die Herberg ein,
Den Hohensteg, zum Tanze.

Es spricht der Fürst ein freundlich: Gern!
Und ... kaum erbleicht der Morgenstern,
Naht schon der Trupp der Schönen;
Im Nachtrock noch, die Füße baar,
Eilt Sigmund mit der holden Schaar,
Und Pauk' und Zimbel tönen.

Es ließ in jener biedern Zeit
Sich, selbst im Rausch der Fröhlichkeit,
Kein Christenkind bethören.
Thut gläubig, was die Kirche will;
Sie zieh'n in's Münster ernst und still,
Die Frühmess' anzuhören.

Dann wieder hört man scherzend Wort,
Der Zug bewegt sich fröhlich fort,
Wogt sonder Rast noch Ruhe;
An einer Bude macht er Halt,
Die Frauen kaufen alsobald
Dem Kaiser ein Paar Schuhe.

Und lustig ging's Straß' aus, Straß' ein,
Nun tanzend, in dem Wirbelreih'n,
Bis zu des Festes Saale;
Den Becher schwinget Sigmund's Hand:
„Den Frauen und dem Vaterland!"
Er grüßt mit dem Pokale.

Froh schwinden sieben Tage hin;
Der Kaiser muß nun fürbaß ziehn,
Zum Krönungsfest sich wendet;
Vorerst den Frauen allzumal,
Zweihundert fünfzig an der Zahl,
Er güld'ne Ringlein spendet. —

So hat das Zarte sich vermählt
Mit Herzen, die der Muth gestählt,
In unsrer Väter Mitte.
Sei hochgelobt, du alte Zeit,
Voll Einfalt und Gemüthlichkeit
Und freier, heitrer Sitte!

182. Hohenburg.

Die Eiche rauscht; des Wasgau's Felsenspitzen
Erheben sich zu heil'gen Wolkensitzen,
Es prangt ihr Haupt im Mondesschein verklärt;
Der Vorwelt Geist beginnet seine Feier,
Gestalten treten aus dem Nebelschleier,
Dort wird der Sehnsucht stilles Glück gewährt.

Erhabne Hohenburg *), sei mir gepriesen!
Ich seh' des Lebens Schimmerlicht zerfließen,
Gehüllt in deiner Tannen ernstes Grün;
Laß ruhen mich in ahnungsvollen Träumen,
Umschirmt von deinen moosbedeckten Räumen ...
Wie Heil'genglanz die Sterne dich umblühn!

*) Hohenburg (das Odilienkloster) liegt auf einer der höchsten Spitzen der Vogesen oder des Wasgau's, sechs Stunden von Straßburg. Hier hatte Attich oder Ethich (Adalisicus Athicus), der ums Jahr 662 von Childerich II. das Herzogthum Elsaß erhielt, seinen Wohnsitz. Von Herzog Attich stammen die Fürstenhäuser Oesterreich-Habsburg und Baden-Zähringen ab. Attichs Gattin hieß Bereswinde; seine Tochter war die durch ihre Heiligkeit und Wunder bis auf die heutigen Zeiten berühmte Odilia. Attich schenkte ihr sein Schloß Hohenburg zu einem Frauenkloster, dessen Aebtissin sie wurde. Sie kann als Schutzheilige des Elsasses betrachtet werden.

Die Eiche rauscht; was glänzet in den Lüften?
Was senkt sich leuchtend nach den Felsentriften?
Schwebt eine Himmelsbraut am Lichtgefild?
Mein irdisch Aug' vermag nicht sonder Grauen
Nach dir, du Strahlende, hinan zu schauen,
Wer bist du, Jungfrau, wie die Engel mild?

„Ich bin Odilia!“ verkünden Töne
Wie Harfenklang; in ihrer ew'gen Schöne
Senkt huldvoll sich die Heilige herab;
Ein Rosenduft umfließet ihre Glieder,
Sie lächelt liebend zu der Stätte nieder
Und segnet mit des Kreuzes Wunderstab.

„Ihr Berge“, tönt's, „einst meines Lebens Zeugen!
Seid mir gegrüßt in nächtlich frommem Schweigen;
Der Tod zerstöret nicht der Liebe Band.
Von jenen Sternen, wo die Sel'gen wohnen,
Entflieh' ich gern zu deinen Regionen;
Sei mir gegrüßt, du meiner Väter Land!

„Wie eine Mutter will ich dich umschweben,
In meinen Schutz hat dich mir hingegeben
Mariens Gunst, die Himmelkönigin.
O heilig sei dir, Pilger in dem Staube,
Der unsichtbare Gott, der hohe Glaube,
Der Unschuld und der Einfalt stiller Sinn!“

Und ‚Heilig! heilig!‘ schallt es aus den Hallen
Der klösterlichen Burg, und Nonnen wallen
In langsam feierlichem Zug hervor.
Und Ritter, Herzog Attich an der Spitze,
Mit glüh'ndem Helm und Panzer, gleich dem Blitze
An Glanz, gesellen sich zum frommen Chor.

Und aus den Felsenklüften treten Geister,
Und alle loben ihren Herrn und Meister.
Die Eiche rauscht, die düstre Tanne bebt ...
Gebietend hebt Odilia die Rechte ...
Zerflossen ist die seligste der Nächte,
Der heil'ge Zug ist meinem Blick entschwebt.

Der Morgen graut, es füllt die heitre Sonne
Die Welt mit neuem Leben, Licht und Wonne;
Doch ach! verwaiset ist des Sängers Brust.
Im Kreise der Verklärten durft' er weilen:
Wer kann die Sehnsucht nach der Heimath heilen?
Nur in der Heimath blüht die ew'ge Lust.

Karl Friedrich Gottlob Wetzel,

geboren am 14. Sept. 1779 in Bautzen, der Sohn eines unbemittelten Tuchmachers, studirte bei kaum nothdürftigster Unterstützung in Jena und Leipzig allgemeine Wissenschaften und Medizin, wobei er sich viel mit neuer Literatur, Uebersetzungen ꝛc. beschäftigte. Nachdem er, gründlich gebildet, einige Jahre vom Ertrag schriftstellerischer Arbeiten in mehrern Städten Sachsens gelebt, zu Erfurt 1805 das Diplom als Doktor der Medizin erhalten und sich verheirathet, nahm er seinen Aufenthalt in Dresden bei seinem Jugendfreunde Gotthilf Heinrich Schubert. Mit reger Theilnahme sah er hier die Ereignisse von 1806 und 1807 an sich vorübergeben, die er prophetisch ein Jahr vorher in seinem „Magischen Spiegel, drinnen zu schauen die Zukunft Deutschlands“ ꝛc. verkündigt hatte. Um 1808 folgte er Schubert, dem berühmten naturwissenschaftlichen Volksschriftsteller (seit 1826 Professor der Philosophie in München), nach Nürnberg. Zufolge eines ihm von Hegel gewordenen Antrags übernahm er 1809 die Leitung des „Fränkischen Merkur“ in Bamberg, und brachte dieses Journal zu einer solchen Bedeutung, daß es sich den geachtetsten politischen Zeitungen Deutschlands anreihte, ja selbst der Allgemeinen Zeitung den Rang streitig machte. Wetzel war ein trefflicher, gewissenhafter, unerschrockener Redakteur, ein Feind jeder Lüge, ein Unterdrücker des Gemeinen und Oberflächlichen, ein muthiger Verkünder alles Edlen, Schönen und Guten. Aber im Jahre 1815 wurde sein Blatt sistirt; sein Schreiben an den Minister Montgelas blieb unbeantwortet; dem Verleger ward eröffnet, daß er das Unternehmen nur dann fortsetzen dürfe, wenn er einen andern Herausgeber stellte. Dieser fand sich; nichts desto weniger setzte Wetzel die Leitung des „Merkur“, obwohl er ihn und seine Familie nur spärlich ernährte, unter dem Druck der politischen Verhältnisse fort. Neben Arndt, Schenkendorf u. A. als Mann des Volks zu gelten, wozu ihn seine Lieder aus dem Kriegs- und Siegesjahre von 1813 erhoben hatten, gewährte ihm Trost und Erheiterung. Vier Jahre später entriß ihn der Tod seiner bedrängten Familie am 29. Juli 1819.

* * *

Wetzel vereinigte als Mensch und Dichter vortreffliche Eigenschaften. Begeisterung und Adel der Gesinnung durchdringt alle seine Schöpfungen, ein poesie-andächtiges frommsinniges Gemüth tritt uns überall entgegen. Ihm gebührt ein ehrenvoller Platz in der Literaturgeschichte, nicht allein in Ansehung des

patriotischen Geistes seiner gedankenkräftigen Kriegs- und Siegeslieder von 1813 *) (sein prächtiges „Feuerlied" erschallte am 18. Oktober von den Höhen bei Bamberg) und anderer Gedichte von wahrhaft innerer Beseelung und erhabenem Schwung der Empfindung, sondern auch seiner Balladen und Romanzen, welche durch phantasievolle Lebendigkeit, volksthümlichen Ton und eine reizende, oft eigenthümliche Färbung Sinn und Einbildungskraft erregen und stimmen. Karl Gödeke (Deutsche Dichtung II. 338) urtheilt mindestens übereilt, wenn er Wetzel's übrigen „vielfachen poetischen Versuchen" Klarheit und eigentlichen Kern abspricht, weshalb er sie auch der Vergessenheit verfallen sieht. Er hätte bedenken sollen (was auch der gediegene Rezensent Wetzel's in den Blättern für literarische Unterhaltung, Leipz. 1838, Nr. 168 fg. in diesem Betreff ausspricht), daß seine besten Werke in der bewegtesten Zeit von 1813—18 erschienen sind, da der tiefe Ernst des Lebens den Geistern eine fast ausschließliche, der Poesie wenig günstige Richtung gab, und daß der Dichter zu frühe starb, ehe es ihm gelungen, dem gesammten Vaterlande kund zu thun, wer er war und welcher Geist ihn getrieben. Dieser Beurtheiler anerkennt in Wetzel's Gedichten besonders die Tiefe, die plastische Kräftigkeit und nebellose Klarheit seiner Romantik; er bezeichnet als hellleuchtende Züge aus des Dichters Bilde seinen kecken, kerngesunden, unverwüstlichen Welthumor, den volksthümlichen Charakter seiner Lieder, die in ihnen waltende glühende Vaterlandsliebe, den geläuterten Freiheitssinn, den unerschrockenen Freimuth, voll Haß gegen Finsterniß und Zwingherrschaft, dazu das felsenfeste Gottvertrauen. Gewiß, Wetzel war ein ächter Dichter; sein Sinnen, Trachten, Leben war Poesie, und das unterschied ihn von der Masse unsrer Sänger. Er dichtete im Leben und lebte im Dichten, wie jeder ächte Dichter. In Wetzel gestaltete sich die Welt poetisch; alle Saiten seines Lebens tönten wieder von seinen Liedern und seine Lieder von der Kunst, die ihm ein Gott gegeben. Unter seinen zahlreichen Legenden, Sagen, Romanzen sind wunderliebliche und tiefsinnige Blüthen, und nicht eine einzige taube. Man möchte sagen, hier sei der Dichter vornehmlich in seinem Elemente, hier im vollsten und schönsten Sinne Volksdichter. Die Legende, die Sage gestaltet sich ihm wie unmittelbar, in leichten und sichern Umrissen, mit dem blühendsten Kolorit, zum abgerundeten Bilde, aus dem die lebendigen Gestalten mit plastischer Anschaulichkeit frei und keck hervortreten. Hier ist überall mit bewundernswerther Sicherheit die angemessenste Form gewählt, ja geschaffen, und auch darin eine ausgezeichnete Meisterschaft bewährt. In einigen Romanzen ist das vorwaltende tragische Moment durch die epigrammatische Prägnanz der Darstellung zu erschütternder Gewalt gesteigert, in den meisten waltet ein frischer und körniger Humor, der nicht viele Worte macht, aber, auf lichten Höhen wandelnd, und kräftig in die Tiefe dringend, den Hörer und Leser ergreift und festhält. — Als geistreich gemüthlicher Humorist bewährte er sich besonders durch sein lyrisch-didaktisches Gedicht „Rhinozeros" und zumeist durch den „Prolog zum großen Magen", der jenen heillosen Gnomen und Erdgeist schildert, dem die Seele bloß im Magen sitzt. — Auch als Dramatiker überragt er Viele, und unter seinen kritischen Arbeiten ist die Rezension von Müllner's „Yngurd" werthvoll und beachtenswerth.

Schriften.

Gedichte. Leipz. 1803.
Rhinozeros. Ein lyrisch-didaktisches Gedicht. Nürnb. 1810. N. Aufl. 1828.
Aus dem Kriegs- und Siegesjahre 1813. Vierzig Lieder, nebst Anhang. Leipz. u. Altenb. 1815.
Prolog zum großen Magen. Das. 1815.
Schriftproben. (Gedichte.) 2 Bdchn. Bamb. 1814. 18.
Hermannfried, letzter König von Thüringen. Trauersp. in 5 Aufz. Leipz. u. Altenb. 1817.
Jeanne d'Arc. Trauersp. in 5 Aufz. Ebd. 1817.
Gesammelte Gedichte und Nachlaß. Herausggb. von Z. Funck. Leipz. 1838.
Anonym hat er veröffentlicht: Sieg über die Hypochondrie, — Briefe über das Brown'sche System, u. a. m.

Zur Beurtheilung:

Wiener Jahrbücher der Literatur, Bd. XX. 1822. S. 175 ff.
G. G. Gervinus, Geschichte d. deutsch. Dichtung V. 631.

---

*) Hier eine Probe.

Im November 1814.

Es will mir schier unheimlich werden,
Als wär's nicht sicher mehr auf Erden,
Der alte Boden schwankt; o sag,
Was sind die Zeichen vor dem jüngsten Tag?

Wenn Hochmuthsteufel alle Seelen,
Wenn Jeder herrschen und befehlen
Und Niemand mehr gehorchen mag:
Das ist ein Zeichen von dem jüngsten Tag.

Wenn auf dem Rad, das doch soll gehen,
Ein Jeder immer oben stehen
Und Keiner unten schweben mag:
Das ist ein Zeichen von dem jüngsten Tag.

Wenn Erstgeboren alle Brüder,
Und Haupt sein wollen alle Glieder,
Keins aber Hand und Fuß sein mag:
Das ist ein Zeichen von dem jüngsten Tag.

Wenn alle Maulwurfshügel Berge,
Sich Riesen nennen alle Zwerge,
Der Pilz ein Eichbaum heißen mag:
Das ist ein Zeichen von dem jüngsten Tag.

Wenn auch dem winzigsten Zaunkönig
Ein deutscher Reichsfürst däucht zu wenig,
Und Jeder Kaiser werden mag:
Das ist ein Zeichen von dem jüngsten Tag.

Ach, wenn aus Gottes Ehrenkranze
Der schönste Stein von ächtem Glanze,
Wenn Deutschland draus verschwinden mag:
Das ist ein Zeichen von dem jüngsten Tag.

Du hast, o HErr, uns retten wollen,
Wir hörten deine Donner rollen
Bei Leipzig, wo der Feind erlag:
Es war ein Zeichen vor dem jüngsten Tag.

Und dennoch wollen sie nicht hören,
Sich nicht zu Lieb' und Eintracht kehren!
So komm, die Welt ist reif, und schlag,
O HErr, nur drein mit deinem jüngsten Tag!

183. Schmetterlingskönig.

O Lilia, o Lilia!
Dein Leid geht mir zu Herzen,
Doch ist vielleicht der Balsam nah
Für deine Liebesschmerzen.

Als ich ein kleines Kind noch war,
Ich ging in Vaters Garten
Am schönsten Morgen früh im Jahr,
Der Blumen wohl zu warten.

Und als ich kam zum Mandelbaum,
Er stund in voller Blüthe,
Ich hör' ein Singen aus dem Baum,
Das rührt all' mein Gemüthe.

Ich schaue wohl zum Wipfel auf,
Von wannen kam das Singen,
Saß hoch ein Sommervogel drauf
Mit großen, goldnen Schwingen.

Hatt' auch ein Krönlein goldenklar
Auf seinem Haupte schweben,
Sein Lied das klang so wunderbar:
‚O Lilia, süßes Leben!'

Und: ‚Lilia, ach Lilia,
Daß ich dich endlich fände!
Ich suchte dich wohl fern und nah
Bis an der Welt ihr Ende.' —

Das hört die junge Königin:
„Er ist es, den ich meine;
Nach ihm nur steht mein Herz und Sinn,
Nach ihm ich täglich weine.

„In unsrer Kindheit lebten wir
Geschwisterlich beisammen,
In Einer Blume blühten wir
In goldnen Sonnenflammen.

„Da kam ein buhlerischer Wind,
Nahm ihn von meiner Seite,
Ich sah ihn, ein geflügelt Kind,
Verschweben in der Weite.

„Wohl brach für Leid mein armes Herz,
Wär' schier im Gram vergangen,
Am Boden wurzl' ich fest für Schmerz
Mit lilienblassen Wangen.

„O Floramor, o Floramor!
Hör' mich in deiner Ferne!
Neigst du nur Einmal mir dein Ohr,
Ich sterbe dann wie gerne!" —

Dem König däucht, es ist ein Traum,
Sie aber ruft ihn wieder...
Da sank er wohl vom Mandelbaum
In ihren Schooß hernieder.

---

184. Das Kind im Berge.

Es brennen am Berge drei Flämmelein
Mit seltsam grün' und blauem Schein;
Johannistag um die Mittagsstund'
Da thut sich auf der schwarze Schlund.

Johannistag um die zwölfte Stund'
Da steht wohl auf des Berges Grund,
Und wer es wagt und hat den Muth,
Der findet drinn viel reiches Gut.

Es spielen am Berge Kinder klein,
Sie lesen bunte Blümelein;
Ein Kind verläuft sich in die Kluft,
Dieweil die Glocke Zwölfe ruft.

Die Kinder spielen in guter Ruh,
Der Berg, der thut sich wieder zu;
Sie rufen, suchen hin und her,
Und finden keinen Eingang mehr.

Des Kindes Eltern jammern sehr:
„Arm Kind, dich sehn wir wohl nimmermehr!"
Und über Jahr und Tag geschah,
Die Kinder spielten wieder da.

Wohl über's Jahr zur selben Stund
Da thut sich wieder auf der Schlund,
Das Kind kommt frisch und roth heraus,
Trägt noch in Händen seinen Strauß.

Deß wird des Orts ein groß Geschrei,
Und Vater, Mutter läuft herbei;
Die Beiden gar verwundert stehn,
Sie meinen einen Geist zu sehn.

„Mein Kind, süß Kindlein lieb und traut,
Und hat dir unten nicht gegraut?
Und fraß dich nicht in schwarzer Nacht
Der Hund, der bei dem Schatze wacht?"

‚O Mutter, du warst ja bei mir,
Weißt Alles wohl, was fraget ihr?
Hab' keinen schwarzen Hund gesehn;
Es war da unten licht und schön.

‚Und gleich, wie ich herunter kam,
Auf ihren Arm mich Mutter nahm,
Sie gab mir Zuckerbrod und Wein,
Und sang auf ihrem Schooß mich ein.'

Die Alten hochverwundert stehn,
Sie preisen Gott, und heim nun gehn;
Da ist die alte Hütte fort,
Ein reiches Schloß stund an dem Ort.

Das Kind ward lieblicher Gestalt,
Zu hohen Ehren kommt es bald,
Und noch bis auf den heut'gen Tag
Zeigt man den Ort, wo das geschach.

---

185. Geisterweihnacht.

Ein Reiter jagt durch's Feld zu Nacht,
Da wird sein Roß ihm scheu,
Er treibt und spornt mit aller Macht,
Das Roß will nicht vorbei,
Und wie er umschaut heiß und wild,
Er hält am Kirchhofsthor,
Da tritt ein hohes Mannesbild
In Rittertracht hervor;

Hebt ihn vom Rosse leicht und schnell,
Führt ihn zum Friedhof ein:
Da funkt der ganze Garten hell
In wunderbarem Schein;
Auf jedem Grabe brennt ein Licht
Als wie ein kleiner Stern.
Der Fremde spricht: ‚Sohn fürcht' dich nicht!
Wir loben Gott den Herrn!

‚Du weißt, daß heute Weihnacht ist,
Die benedeite Nacht,
Wo uns geboren Jesus Christ,
Zu tilgen Satans Macht;
Dies Fest, so hehr und freudenreich,
Begehn die Todten auch;
Im ganzen weiten Geisterreich
Herrscht dieser heil'ge Brauch.'

Der Jüngling schaut ihm in's Gesicht,
Der Ton klang ihm bekannt:
„Herr Gott, bist du mein Vater nicht?"...
Und die Gestalt verschwand.
Indem da wird es still und hehr,
Dem Jüngling pocht sein Herz,
Die Lichter wachsen mehr und mehr
Und brennen himmelwärts,

Und weben wunderlichen Tanz
Und wallen ab und auf,
Da geht ein morgenrother Glanz
Im tiefen Osten auf,...
Da schwebt Sie unter Sternen hin,
Die Mutter sammt dem Kind,
Und um die Himmelskönigin
Viel tausend Engel sind.

Und wie des Himmels Herrlichkeit
Hoch droben fürder zieht,
Der ganze Kirchhof weit und breit
Stimmt an ein leises Lied.
Das Lied das klang so wundersam,
Wie keine Zunge spricht,
Der Jüngling wohl den Laut vernahm,
Doch er verstund ihn nicht.

Bald wird es finster hie und dort,
Die Lichter löschen aus;
Der schöne Jüngling reitet fort,
Kommt leichenblaß nach Haus,
Bleibt seit der Zeit in sich gekehrt,
Und blüht zusehends ab;
Der Weihnachtsabend wiederkehrt,
Der Jüngling schläft im Grab.

---

186. Kirchgang.

‚Ach Kinder, liebste Kinder mein,
Möcht' gern zur Kirche heut,
Zum lieben Osterfeste,
Die freudenreiche Zeit!' —

„Ach Mutter, liebste Mutter,
Wie alt und schwach seid Ihr!
Die Kirch' ist weit gelegen
Am Berg, zwei Stunden schier." —

‚Ach Kinder, liebste Kinder mein,
Verlangt mich doch so sehr!' —
„Wir tragen Euch zur Kirche
Wohl sonder groß Beschwer."

Sie nahmen die Mutter Beide
Auf ihre Arme gut,
Sie tragen sie zur Kirche
Mit frischem, frohen Muth.

Da betet die Mutter mit Brünsten:
‚Ach, reicher Vater mein,
Wollst meinen armen Kindern
Das schönste Glück verleihn!'

Sie fühlt sich bald erhöret,
Die Söhne suchet sie,
Die schliefen bei grünen Bäumen
Wohl von des Weges Müh'.

Die Mutter suchet lange,
Trifft sie am Ende hier.
‚Ach Kinder, herzliebste Kinder,
Ach, wie so blaß seid ihr!'

Da schaut sie Engel schweben,
Zween Engel himmelwärts;
Todt lagen die Kinder beide...
Der Mutter brach ihr Herz.

---

187. Graf Ulrich von Wirtemberg.

Von Wirtemberg Graf Ulrich ritt jagen einst im Wald,
Da lockt ein wunderstolzer Hirsch ihn von den Seinen bald,
In eine öde Gegend zuletzt er ist gekommen,
So nie sein Fuß betreten, noch er davon vernommen.

Nicht lang, kommt ihm entgegen ein Ritter mit einer Frau'n,
Auf rabenschwarzen Rossen, gar stattlich anzuschau'n;
Herr Ulrich höflich grüßet, die Beiden aber schweigen,
Und danken keines Lautes, noch sich dem Ritter neigen.

Bald sieht noch mehr dergleichen Herr Ulrich zieh'n daher,
Bis ihrer, Mann und Frauen, wohl hundert oder mehr,
Je Paar und Paar zu Rosse, mit schweigenden Geberden;
Wie fein Herr Ulrich grüßet, kein Danken mag ihm werden.

Ein Weib fuhr noch alleine zu hinterst in der Schaar,
Die dankt mit: »Gott vergelt' es!« Wie froh Herr Ulrich war,
Daß er Gott höret nennen! Darauf die Frau er frug:
Wer diese Leute wären in so seltsamem Zug?

»Laßt Euch das nicht verdrießen«, gibt ihm die Frau Bescheid,
»Dieweil wir Niemand grüßen, denn wir sind todte Leut'.«
»»Wie aber««, spricht Herr Ulrich, »»Eu'r Mund ist frisch und roth?««
»Ach«, spricht sie, »das ist nur der Schein, denn ich bin auch schon todt.

»Wohl zwanzig Jahr und drüber erstorben ist mein Leib,
Die Seele aber leidet Qual!« seufzt das betrübte Weib. —
»»Das aber nimmt mich Wunder, daß Ihr alleine fahrt.««
Spricht Ulrich, »»da die andern doch Mann und Frau gepaart.««

„Der Ritter, den ich haben soll“, spricht sie, „ist noch nicht todt,
Und führ' ich lieber stets allein in meiner großen Noth,
Dafern er Buße thäte für seine bösen Werk'!“ —
„„Wie heißt““, spricht er, „„der Ritter?““ — „Ulrich von Wirtemberg!“ —

„„Herr Gott, das bin ich selber!... Und Ihr?““ — Da spricht die Frau:
„Ich mein', Ihr sollt mich kennen; beschaut mich nur genau!
Mein Herr war ausgeritten, ich ließ Euch ein zur Stund',
Da habt Ihr mich geküsset auf meinen rothen Mund.

„O wollte Gott im Himmel, ich hätt' Euch nie gesehn!“ —
„„Und kann nichts““, spricht Herr Ulrich, „„für Eure Ruh' geschehn?““
„Ach! aller Pfaffen Beten ist wohl an mir verdorben,
Dieweil ich sonder Beichte in Sünden bin gestorben.“

So ritten sie zusammen wohl Feld und Holz hindurch,
Bis daß der Haufen kommen vor eine hohe Burg
Mit vielen starken Thürmen und solcher reichen Zier,
Wie keine noch gesehen Herr Ulrich für und für.

Da stiegen von den Rossen die edlen Ritter ab
Und huben ihre Frauen gar zierlich auch herab;
Nun saßen sie darnieder je zwei im grünen Gras,
Und jene Frau am Ende allein verachtet saß.

Da trugen Diener Speisen, die köstlichsten, herein
In güldenen Geschirren, und schenkten kühlen Wein;
Sie setzten auch Herrn Ulrich vor, da sprach zu ihm das Weib:
„Du, hüt' dich anzurühren! es kostet dir den Leib!“

Da hat er sich vergessen, daß er wohl auf den Tisch,
So rochen süß die Speisen, langt nach gebrat'nem Fisch;
Alsbald sind ihm verbrunnen von seinen Fingern drei
Als wie von höllischem Feuer, deß hub er laut Geschrei.

Kein Wasser mochte löschen, kein Wein den Höllenbrand,
Da faßt die Frau ein Messer, und über seine Hand
Hat sie ein Kreuz geschnitten, und wie nun floß das Blut,
Da ist davon gewichen des rothen Feuers Wuth.

Und nach dem Mahle huben die Ritter ein Turnieren,
Herrn Ulrich auch die Diener ein edel Roß vorführen;
Die Frau, die warnt ihn wieder, daß er es nicht bestieg,
Wie sehr sein Herz ihm pochte nach Ritterkampf und Sieg.

Nun das Turnier zu Ende, kam Saitenspiel und Reigen,
Herr Ulrich bot zum Tanze der Frau die Hand mit Neigen,
Doch wie er sie berühret, flugs fällt er todt darnieder,
Da gibt die Frau ein Kraut ihm ein, davon er lebend wieder.

Drauf sprach sie: „Herr, nun eilet! es naht dem Tage schon,
Und wie der Hahn nun krähet, wir müssen all' davon.“
„„Und ist denn Nacht?““ antwortet er, „„mir ist es vorgekommen
Wie heller Tag!““ — „Der Wahn“, spricht sie, „hat Euch den Sinn benommen.

„Ihr findet,“ spricht sie weiter, „bald einen Waldsteig wohl,
Der Euch aus dieser Wildniß zum Ausgang bringen soll.“ —
Da wird alsbald ein Zelter wohl vorgeführt der Frauen,
Der wie in rothen Gluthen hellbrennend anzuschauen.

Als sie zu Roß gestiegen und sie der Zelter trug,
Sie grüßet ihn zum Scheiden, zurück ihr Aermel schlug,
Da schießt die helle Lohe von ihrem bloßen Arm,
Indem da kräht der Hahn und, hui! verschwindet all der Schwarm.

Und wie er schaut zurücke, Herr Ulrich, nach dem Schloß,
In blauen Schwefelflammen der Bau zusammen schoß,
Ein kläglich Schrei'n und Heulen von da herüber schallt; —
So ist er heim gekommen, der edle Graf, alsbald.

Da aber ihn die Seinen noch kaum erkennen mehr,
Verstellet und verwandelt sein Anseh'n also sehr,
Und er, der noch gewesen ein rüstiger Degen eh',
War eisgrau flugs geworden, sein Haupt und Bart wie Schnee.

Herr Ulrich bald nach diesem ist über Meer gefahren,
Hat ritterlich gefochten mit der Ungläub'gen Schaaren.
Daß er die viel elende Frau erlöst' aus ihrer Pein,
Das mag durch Gottes Gnade ihm wohl gerathen sein.

---

188. Frauensand.

Stavoren eine große Stadt
In Holland war vor Zeiten,
Eh' sie die See verschlungen hat
Sammt allen Herrlichkeiten;
Reichthum der Leute Herz verdarb,
Daß alle Gottesfurcht erstarb,
Und sie ihr Maß erfüllet.

Vor Allen eine Jungfrau ließ
Vom Argen sich bestricken,
Den Armen von der Thüre stieß
Mit schnöden Wort' und Blicken;
Sie trotzet auf ihr Gut und Geld,
Als wär kein Gott mehr in der Welt,
Zu strafen und zu lohnen.

Einst ihrem Schiffherrn rufet sie,
Hoffärtiger Geberde:
‚Auf, Meister, frisch! und schaff' mir hie
Das Köstlichste der Erde:
Eine Ladung voll des Allerbest'
In Süd und Nord, in Ost und West,
Es koste, was es wolle!'

Der Schiffherr flugs fuhr über Meer,
Kehrt bald mit guten Winden;
Vom schönsten Weizen bringet er,
So irgend nur zu finden.
‚Und, Meister, bist schon wieder da?
Ich dachte dich in Afrika,
Weihrauch und Gold zu holen.

‚Laß seh'n, was du geladen hast!' —
„Was?" spricht er, „ist als Weizen,
Was ist wohl edler? Eine Last
Bring' ich vom besten Weizen."
‚Was Weizen, solch gemeines Ding!' —
„Ach Fräulein! achtet nicht gering
Die edle Gottesgabe!

„Schafft unser täglich Brod, wie wir
Im Vaterunser bitten." —
‚Schweig, Narr! und ich befehl' es dir,
Flugs in die See zu schütten!' —
Dem Meister sträubet sich das Haar,
Er ruft zusammen eine Schaar
Von arm' und dürft'gen Leuten.

Und als die Frau am Strand erschien,
Ihr Machtwort zu vollenden,
Da liegt die Armuth auf den Knie'n:
„‚Frau, wollt das Korn uns spenden!'"...
‚In's Meer den Koth!' schreit sie mit Grimm,
Der Schiffer aber hub die Stimm':
„Habt Acht, daß Euch's nicht reue!

„Solch böses Thun straft Gottes Zorn;
Euch wird sich's noch erfüllen,
Daß Ihr's gern aufläs't Korn für Korn,
Den Hunger Euch zu stillen!" —
‚Du Narr! so wahr als das geschieht,
So wahr mein Auge wiedersieht
Hier diesen güldnen Reifen.'

Sie wirft den Ring in's Meer, und drauf
Muß man das Korn verschütten. —
Nicht lang, kommt ihr ein Fisch zu Kauf,
Und wie er aufgeschnitten,
Find't sich ein Ring... sie kennt ihn gleich,
Und wird für Schrecken todtenbleich;
O wehe, Gottes Finger!

Ein Bote kommt zur selben Stund':
„‚Frau, Eure ganze Flotte
Verschlang ein Theil des Meeres Schlund,
Theils fing sie Mohren-Rotte!'"
Manch' Unstern noch bringt sie herab
In Jahr und Tag zum Bettelstab;
Hat müssen Hungers sterben.

Der Weizen aber, wo am Strand
Man ihn in's Wasser streute —
Es heißt die Stätte Frauensand
Von jener Frau noch heute.
Das Korn sproß nächstes Jahr zur Höh'
In dicken Halmen aus der See,
Doch trug es taube Aehren.

Keins aber nimmt des Zeichens wahr
Und läßt sich noch bedeuten,
Die Bosheit wuchs von Jahr zu Jahr
Bei reich' und armen Leuten;
Da trug sich zu das Wunderding,
Daß man im Stadtbrunn Häring' fing
Und andern Seefisch schöpfte.

Bald drauf in einer Wetternacht
Die See schwoll brausend über,
Verschlingt die Stadt nach ihrer Pracht
Drei Viertel und darüber;
Noch immer sinken Hütten nach,
Und Armuth herrscht und Ungemach,
Der Segen wich von hinnen.

Auch wächst noch heute, wo die Stadt
Versunken und verschwunden,
Ein Gras, so keine Blüthe hat,
Und nirgends sonst gefunden.
Wenn hell die Sonn' auf's Wasser scheint,
Der Schiffer noch zu sehen meint
Im Grund der Thürme Spitzen.

---

189. Die Untrennbaren.

Das Reichsheer lag in selber Stadt;
Ein Kaufherr gar ein schön Töchterlein hat;
Da herbergt' ein Hauptmann gar schön und klug,
Der ein stilles Neigen zur Jungfrau trug.

Die Jungfrau gab ihm kein Gehör,
Deß wird er traurig mehr und mehr,
Bis er verfällt in stillen Wahn,
Daß man zu den Irren ihn hat gethan.

Die Reichsmacht ward geschlagen schwer,
Zur Stadt kommt König Friedrichs Heer;
Beim Kaufherrn mit dem schön' Töchterlein
Kehrt wieder ein junger Hauptmann ein.

Und wie es dem Ersten ergangen war,
Geschieht's dem Andern auf ein Haar;
Sie bringen ihn in dasselbe Gemach,
Darin sein Unglücksbruder lag.

Und wie sich auf die Thüre thut,
Springt dieser auf in frohem Muth:
„Sie bringen meinen Bruder dort!"
Es war seit Monden sein erstes Wort.

Von Stund' an scheidet sie nichts mehr;
Kaum lieben Brüder sich so sehr
Als eine Seele in Beider Leib;
Das thut das wundersüße Weib.

Genüber einander sitzen sie
Am Tisch, und schreiben spät und früh
Lieb'sbriefe dem allerschönsten Kind
In Zeichen, die Niemand kenntlich sind't.

Sie leben viel lange Jahre so
In stiller Liebe fromm und froh,
Sie sterben Beide zu einer Stund',
Ruhn wohl beisammen im kühlen Grund.

---

190. Der Spielmann.

‚Es steht ein Spielmann vor der Thür.'
„Ruft ihn herein zum Feste!"
Er tritt wohl in den Saal herfür,
Und grüßt die muntern Gäste:
„„Kennt ihr das Lied vom Rothbart nicht?""
Spricht er mit ernstem Angesicht,
„„Das Lied will ich euch singen.

„„Der Kaiser kam an einen Fluß
Im heil'gen Krieg gezogen,
Sein Heer wagt nicht hinein den Fuß,
Er stürzt sich in die Wogen,
Da sank er in der Rüstung schwer,
Es führt' ein Schiff den Leichnam her
Zum Land der Väter über.

„„Und wie der Sarg, darin er ruht,
Berührt den theuren Boden,
Da regt sich drinnen neue Gluth
Und frischer Lebensodem.
Der Träger Schaar erschrocken flieht,
Und als man nach dem Sarge sieht, ...
Der Leichnam ist verschwunden.

„„Auf einem Berg, wie Sage geht,
In Thüring's güldnen Auen,
Da ist des Kaisers Majestät
In einer Kluft zu schauen;
Sein Bart durchwuchs den steinern' Tisch,
Sein Angesicht ist roth und frisch,
Das Aug' im Traum geschlossen.

„„Und nun vernehmt ein theures Wort,
Bewahrt's im Herzensgrunde!
Ein grauer Spielmann hört' es dort
Aus Kaisers eignem Munde:
Wenn siebenhundert Jahr' vorbei,
Dann lassen mich die Geister frei,
Mein Volk auf's Neu' zu grüßen.

„„Als Spielmann zieh' ich dann umher,
Mich soll kein Aug' entdecken,
Ich singe manche gute Mär,
Den alten Geist zu wecken;
Durch Liedes Kraft und Gottes Hand
Erbau' ich neu das Vaterland,
Eine Burg auf ew'ge Zeiten.

„„Und wenn das edle Werk vollbracht,
Nimm dann den Lebensmüden,
O Erd', in deine kühle Nacht,
Und gieb ihm endlich Frieden;
Doch meinem Volk, dem gieb mein Schwert,
Im heil'gen Kriege wohl bewährt,
Zu neuen heil'gen Kriegen!""

Der Spielmann hebt den Römer auf
Und reicht ihn allen Gästen:
„„Nehmt hin, das ist mein Geist! Wohlauf,
Und denket mein im Besten!""
Und alle seh'n, indem er spricht,
Verwandelt leuchten sein Gesicht,
Und flugs war er von hinnen.

---

191. Die drei Telle.

(Geschrieben 1812.)

Es schlafen die drei Telle*)
Im edlen Schweizerland
In einer Felsenzelle,
Im Rütli an dem Strand,
Wo noch die Welle brausend
Vom Vierwaldstättersee;
Da schon ein halb Jahrtausend
Sie ruh'n in stiller Höh'.

Die alten Landesretter,
Wer weckt sie aus der Nacht?
Es fahren böse Wetter
Wohl über's Land mit Macht;
Kaum steh'n die Alpen wieder
Und halten noch sich frei,
Und Zwietracht reißt die Glieder
Der Bundeskett' entzwei.

Ein Sagen wird vernommen:
Wann nun die Zeit der Noth
Für's Vaterland gekommen,
Und es schier liegt am Tod:
Da geh'n sie sonder Weilen
Hervor in ihrer Kraft,
Die Telle, die drei Säulen
Der Eidgenossenschaft. —

Ein's Tags ein Hirtenknabe
Verirrt, ein frommes Kind,
Sich zu dem Felsengrabe,
Wo die drei Schläfer sind;
Da hat sich aufgerichtet
Der wahre alte Tell,
Das Angesicht gelichtet,
Die Augen frisch und hell.

„Und welch' Zeit ist's auf Erden?"
Hat er das Kind gefragt
Mit freundlichen Geberden;
Und als der Knabe sagt:
‚Hoch Mittag,' — sprach er wieder:
„So ist es noch nicht Zeit!"
Und legt sich schlafen nieder
Den andern zwei'n zur Seit.

Das Kind läuft heim zur Hütte,
Erzählt die Mär zur Stell,
Und was er sprach, der dritte,
Der eigentliche Tell.
Der Vater mit sein'n Gesellen
Fuhr aus um's Morgenroth,
Zu wecken die drei Tellen
Für's Vaterlandes Noth.

---

*) In der alterthümlichen Volkssprache die drei Stifter der Eidgenossenschaft.

Doch wie sie manche Stunden
Auch suchten also sehr,
So haben sie gefunden
Die Höhle nimmermehr.
Es schlafen die drei Telle
Seitdem manch graues Jahr
In ihrer Felsenzelle
Noch immer — immerdar.

O schliefen solche Tellen
Für Deutschland irgendwo,
Ich sucht' mit mein'n Gesellen
Wohl Tag und Nacht also,
Bis ich die Höhle fände,
Und läg' sie unbekannt.
Weit ab an der Welt Ende,
Am allerletzten Strand.

Und wie Gewitter brausend,
Erhöb' ich meine Stimm'
Im Jammer all' der Tausend,
Und all' der Tausend Grimm
Von meinen deutschen Brüdern,
Die Jahre lang schon schrei'n,
Und Niemand will's erwiedern
Und will ihr Retter sein!

---

192. Bamberger Wage.

Zu Bamberg in dem Dome
Ruht Kaiser Heinrich wohl,
Der Zweite dieses Namens,
Den Jeder deutschen Samens
Mit Recht hochhalten soll.

Auf seinem Grab gehauen
Steht die Gerechtigkeit,
In ihrer Hand die Wage;
Davon geht eine Sage
Aus grauer Väterzeit.

Das Zünglein an der Wage
Nicht ganz die Mitte hält;
Wann's aber gleich wird stehen,
Wird man anbrechen sehen
Das Ende dieser Welt.

In Walserland bei Salzburg
Ein wilder Birnbaum ist
Ganz ausgedorrt zu schauen,
Der, einmal umgehauen,
Frisch immer wieder sprießt.

Wenn er zum vierten Male
Ausschlägt und Früchte trägt,
Wird sein in Walserfelden
Wohl eine Schlacht der Helden,
So all' die Bösen schlägt.

Dann herrschen die Gerechten
Auf Erden eine Zeit
Noch vor dem jüngsten Tage,
Bis ihnen steht die Wage
Ew'ger Gerechtigkeit.

Adolf Friedrich Karl Streckfuß,

geboren in Gera am 20. September 1779, war der Sohn eines Buchhalters in der Albrecht'schen Fabrik daselbst. Wissenschaftlich vorgebildet, bezog er 1797 die Universität zu Leipzig und studirte die Rechte. Seine Geschäfts-Laufbahn begann er zu Dresden im Justizamte, ging jedoch 1801 als Hofmeister zu seinem Oheim nach Triest, verlegte sich hier eifrig auf italienische Sprache und Literatur, und kam 1803 in gleicher Eigenschaft nach Wien, wo er mit Treitschke einen Musenalmanach auf d. J. 1805 herausgab, und dadurch, sowie durch sein idyllisch-episches Gedicht „Ruth" und andere kleine Poesien, sich die Freundschaft Heinrich v. Collin's und der Karoline Pichler erwarb. Im Jahre 1806, nachdem er sein Verhältniß als Hofmeister schon einige Zeit aufgegeben, kehrte er nach Sachsen zurück, wo er anfangs als Advokat, dann als Gerichtsaktuar und seit 1807 als Sekretär bei der Stiftsregierung in Zeitz wirkte. Fünf Jahre später als geheimer Sekretär nach Dresden versetzt und 1813 zum geheimen Referendar ernannt, erhielt er bald nachher vom russischen Gouvernement einen Ruf zur Hilfsleistung bei der Finanzabtheilung. Die Beförderung zum geheimen Finanzrath bei demselben Gouvernement ablehnend, zog er vor, in seiner früheren Stellung bei dem nachmals preußischen Gouvernement zu bleiben. Nach der Theilung Sachsens 1815 arbeitete er anfänglich im Gouvernement zu Merseburg, wurde hierauf als erster Rath bei der dortigen Regierung angestellt und 1819 nach Berlin berufen, wo er später zum geheimen Oberregierungsrath im

Ministerium des Innern und der Polizei befördert wurde. Nach vieljährigem Staatsdienste zuletzt in Zeitz privatisirend, starb er auf einer Reise in Berlin am 26. Juli 1844.

* * *

Erfindungsreichthum, Kraft der Phantasie und Empfindung sind nicht die Vorzüge, welche sich bei diesem Dichter geltend machen; aber eine nicht unbedeutende Aneignungsfähigkeit und Stoffbewältigungsgabe, ein durchgebildeter feiner Geschmack und Geschmeidigkeit der Technik kommen seinen verschiedenen Darstellungen vortrefflich zu Statten. In der griechischen Ballade lehnt er sich an Schiller, dessen Styl auch in Behandlung altdeutscher Sagenstoffe, z. B. in der Romanze „Pipin der Kurze“ sich nicht verleugnet; mit den Legenden, Sagen ꝛc. schließt er sich an die Romantiker, zum Theil auch an die schwäbische Schule an, nicht ohne eine gewisse Kraft im leichten, romantisirenden Humor. Weit größer ist sein Verdienst als Verdeutscher des Ariost, vornehmlich des Tasso und Dante, hinsichtlich des geistreichen Verständnisses sowohl, als der Angemessenheit und Kunst des Ausdrucks in der von ihm streng gehandhabten Form seiner Urbilder. Als solcher nimmt er einen Ehrenplatz ein neben Kannegießer, Gries, Rehfues, Lüdemann u. A.

Schriften.

Ruth, ein Gedicht in 4 Gesängen. Wien 1805.
Zwei Märchen nach Gozzi. Berlin 1805.
Marie Belmonte. Trauerspiel in 5 Akten. Zeitz 1807.
Altimor und Zamira. Ein Gedicht in 6 Gesängen. Leipzig 1808.
Julie von Lindau, oder Wille, Natur und Verhängniß. 2 Thle. Das. 1810; 2te Ausg. das. 1815.
Clementine Wallner. Ein Roman. Ebd. 1811.
Gedichte. Ebd. 1811. — Neue verb. Ausg. 1823.
Erzählungen. Dresden, 1813. — Neue Aufl., 2 Bdchn. Berlin 1830.
Ariosto's rasender Roland, übersetzt. 5 Bde. Halle 1818—20.
Tasso's befreites Jerusalem, übersetzt. 2 Bde. Leipzig 1822. — 2te Aufl. 1835.
Dante's göttliche Komödie, übersetzt und erläutert. 3 Bde. Halle 1824.
Adelgis. Trauerspiel von Manzoni, übersetzt. Berlin 1827.
Ueber die preußische Städteordnung. Berlin 1828.
Ueber das Verhältniß der Juden zu den christlichen Staaten. Berlin 1833.
Neuere Dichtungen. Halle 1834.
Der italienischen Dichtkunst Meisterwerke, übersetzt. Zweite umgearbeitete Ausgabe letzter Hand. (Ariost, Dante, Tasso.) Halle 1839. 40.
Torquato Tasso's Leben. Mit Proben aus den Gedichten: Rinaldo und Aminta, und dem Dialog: Der Familienvater. Berlin 1840.

Gab heraus:

Musenalmanach für das Jahr 1805 mit G. F. Treitschke (Wien), und: Th. Körner's sämmtliche Werke in Einem Bande. Im Auftrag der Mutter des Dichters. Berlin 1837. 38.

---

193. Des Narzissus Verwandlung.

Narziß, der schönste Hirt der Flur,
Von reicher Anmuth Glanz umstrahlet,
Sucht überall der Schönheit Spur,
Die sich in seinem Innern malet.

Was formlos ihm im Herzen wallt,
Will zum Gedanken er erwecken,
Bestrebt, im Spiegel der Gestalt
Das Namenlose zu entdecken.

So irrt er über Berg und Thal,
Geäfft von irrer Hoffnung Schimmer,
Ermattet von der Sehnsucht Qual,
Und findet das Gesuchte nimmer.

Einst sieht er unter jungen Mai'n
Im Rasen eine Quelle spielen;
Sanft lispelnd ladet sie ihn ein,
Sein glühend Herz an ihr zu kühlen.

Narzissus folgt dem Ruf, und giebt
Dem Blumenbord die holden Glieder,
Da strahlet hell und ungetrübt
Ihm seiner Formen Zauber wieder.

Er sieht's und staunt, die Schönheit lacht
Aus stillen Wellen ihm entgegen,
Er fühlet ihre Göttermacht
Sein wonnetrunknes Herz bewegen,

Und er vergißt sich selbst, er sieht
Nur sie, die der Olymp geboren,
Der, wild von Ahnungen entglüht,
Er ew'ge Huldigung geschworen.

An seine Brust voll Liebesgluth
Will er das Heißersehnte reißen,
Doch wie er naht der stillen Fluth,
Zerrinnt es schnell in ihren Kreisen.

„O weile, weile, süßes Bild!
Nur einmal ruh' an meinem Herzen,
Das du von Ewigkeit erfüllt,
Von Ewigkeit mit Lust und Schmerzen!"

Er ruft's, und aus dem Quell hervor
Scheint neu das Bild ... und, o Entzücken!
Es streckt zu ihm die Arm' empor,
Und schaut ihn an mit Liebesblicken.

Und wie er lächelt, lächelt's ihm,
Und wie er weint, vergießt es Thränen,
Und wie er nahet, naht es ihm,
Und scheint entglüht von seinem Sehnen.

Da stürzt er mit der Liebe Wuth
Noch einmal zu der Quelle nieder,
Und schnell von der getrübten Fluth
Entweicht das holde Bildniß wieder.

Narzissus sinkt an's Ufer hin,
Und fleht zum Zeus: „Laß mich vergehen,
Soll nicht mein Geist und jeder Sinn
Besitzen, was ich hier gesehen!"

Und Zeus erblickt von seinem Thron
Des reinen Jünglings heilig Beben,
Ihm will er Trost und schönen Lohn
Für die geweihten Flammen geben.

Denn wer sein Herz dem Schönen weiht,
Der weiht es ewig auch dem Guten,
Der läutert sich zur Göttlichkeit
Durch beider nie getrennte Gluthen.

Und Zeus gebeut: „„Was dich durchwallt,
Kann nicht die Erde dir gewähren,
Und langsam würde die Gestalt
Der wilden Sehnsucht dich verzehren.

„„Das Schöne stürbe beim Besitz,
Wollt' ich es deinen Wünschen geben;
Drum, hoher Jüngling, soll mein Blitz
Dich über Wunsch und Trieb erheben.

„„Doch eine Blume blühe da,
Wo einst, zur Quelle hingesunken,
Dein Blick das Tiefempfundne sah,
In wunderbarem Schauen trunken.

„„In voller Blüthe soll die Macht
Des Sturmes ihren Stengel knicken,
Sie soll, wenn neu der Lenz erwacht,
Auch neu erblüht der Quelle nicken.""

---

194. Das Riesenkind.

War einst ein Riesenkindlein,
Zwölf Jahr alt, ziemlich klein,
Vier Spannen lang das Mündlein,
Kaum drei die Aeugelein,
Sieben Spannen lang die Nase,
Sehr wohl proportionirt,
Von der Fee, ihrer alten Base,
Mit Schönheit hoch geziert.

Der Leib verhältnißmäßig;
Sehr artig war's dazu;
Auch war es nicht gefräßig,
Zwei Schaf' und eine Kuh,
Die gnügten zu einem Mahle;
Dazu ihr in's Becherlein
Goß aus dem großen Pokale
Ihr Vater ein'n Eimer Wein.

Das Mädchen war gütig und billig,
Wie stets die Großen sind,
Wenn auch ein wenig muthwillig,
War ja ein vornehm Kind;
Fuhr herum zu Wagen und Schlitten,
Ging auch mit schwebendem Gang
Durch's Feld spazieren, mit Schritten
An fünfzehn Klaftern lang.

Einst ging die liebe Kleine
Weit fort mit lustigem Sinn,
Und fühlte müd' die Beine,
Und streckt' am Hügel sich hin:
Bedeckt' einen halben Morgen
Vom schönsten Weizenfeld,
Und ruht' ohn' alle Sorgen,
Hatt' alles wohl bestellt.

Und sieh, da kam ein Bauer
Herbei mit Pflug und Gaul,
Und sperrte vor Graus und Schauer
Weit auf Nase, Aug' und Maul,
Wie er das Kindlein erblickte,
Das unserm armen Zwerg
Das Weizenfeld zerdrückte,
Hoch, wie ein ziemlicher Berg.

Die Kleine horcht, was leise
Dort unten sich knisternd regt,
Meint erst, es wären Mäuse,
Lauscht still und unbewegt,
Erkennt dann die niedlichen Dinger,
Und faßt sich vor Freuden kaum,
Legt zurecht zum Haschen die Finger,
Stark, wie ein mäßiger Baum,

Und fährt mit den zarten Händchen,
Etwa zwei Klaftern lang,
Hervor ein ziemliches Endchen,
Gleichwie zum Fliegenfang.
Den Gaul sammt seinem Herren,
Ob beid' auch wiehern und schrein,
Und zappeln, sich wehren und sperren,
Streicht's rasch in's Schürzchen ein.

Dann läuft sie, wie's Kinderchen machen,
Mit dem Fang frohlockend nach Haus,
Und schüttet mit Kichern und Lachen
Auf den Tisch die Dingerchen aus,
Daß beiden die Rippen knacken;
Da aber kneipt der Papa
Das Kind in die rosigen Backen,
Und spricht: „Was bringst du da?“

‚Ein Bäuerchen ist's und sein Pferdchen,‘
Versetzt die Kleine darauf,
‚Die Gliederchen sieh, die Geberdchen!
Sieh nur, jetzt richtet sich's auf!
Jetzt hinkt's, jetzt schreit's, jetzt fällt es!
O du kleiner, possierlicher Zwerg!
Ach Väterchen, ach, mir gefällt es
Wie Spielzeug von Nürenberg.‘

Für solcherlei Scherz empfänglich
Lacht erst der Vater dazu,
Doch schüttelt den Kopf dann bedenklich,
Und spricht: „Du Närrchen, du!
Die Bauern, vernimm es, gehören
Mit den Rossen zur Arbeit in's Feld;
Man muß sie dabei nicht stören,
Bevor sie alles bestellt.

„Wir haben hungrige Magen
Und können beinah noch mehr
Als hundert Menschen vertragen,
Wo aber nimmt man's her?
Das müssen die Bauern schaffen
In unser großes Schloß;
Drum schone den armen Laffen
Und achte, wie ihn, sein Roß.

„Drum bringe sie beide lebendig
Auf jenes Feld zurück!“ —
Das Mädchen, sehr verständig,
Gehorcht' im Augenblick,
Nahm sogleich beid' in die Hände,
Wie man ein Vöglein hält,
Und setzte sie behende
Auf's zerdrückte Weizenfeld.

Der Bauer, etwas hinkend,
Faßt gern sich in Geduld,
Gar sehr geehrt sich dünkend
Von des Herrn erhabner Huld,
Und rühmt sich: „‚Ich kam zum Riesen
Durch die Güte seines Kind's!
Da ward mir viel Ehr' erwiesen,
'S ist gar ein gnädiger Prinz!‘“

---

195. Pipin der Kurze.

„Der Stärkste soll König der Starken sein,
Der Größte Herrscher der Großen!
Nicht ziemt's, daß Jenem, so schwach und klein,
Die mächtigen Recken Gehorsam weihn;
Zu Childerich sei er verstoßen!“

So murmelt's frecher und frecher im Heer,
So höhnen die kecken Vasallen.
„O seht auf die Franken, ihr Völker, her,
Der Kleine, der Kurze, ihr Fürst ist Er;
Wohl wird's euch herrlich gefallen!

„Seht, wenn er reitet auf mächtigem Gaul,
Ein Aefflein auf hohem Kameele,
Reicht just sein Helmbusch dem Marschall an's Maul;
Doch ist er auch klein, so ist er nicht faul
Zu trotzigem, stolzem Befehle!“

Und wohl vernimmt's der wackre Pipin,
Bemerkt, wie die Grollenden flüstern,
Mit Murren folgend gen Welschland ziehn,
Ihm säumig gehorchen und frevelhaft kühn
Sich mürrischer täglich verdüstern.

Und stark im Geiste, gewaltig und klug,
Erwägt er's mit weisen Gedanken.
„„Sei heut des Weges, der Mühen genug,
Gehemmt der Schaaren gewaltiger Zug;
Errichtet zum Fechtspiel die Schranken!

„„Herbeigebracht den gewaltigen Leu!
Den Kämpfer will ich ihm stellen!““
Wohl seltsam scheint die Bestellung und neu,
Und mit Neugier murmeln, es murmeln mit Scheu'
Die trotzigen, stolzen Gesellen.

Rings wird der Platz mit Gittern umhegt,
Dahinter die Sitze der Ritter,
Erhaben des Königs Balkon, — da frägt
Wohl Jeder, zu Unmuth und Sorgen erregt:
„Wie schwach doch, wie schwankend das Gitter!

„Ein Ruck mit der mächtigen Tatz', und es fällt,
Und das Ungethüm sitzt uns im Nacken;
Doch Der dort oben, der winzige Held,
Wohl hat er sich trefflich sicher gestellt,
Zu schau'n, wie die Krallen uns packen!" —

Und der Leu wird gebracht im vergitterten Haus,
An der Schranke geöffnet das Pförtchen,
Und der Thiere König, er schreitet heraus,
Und die Ritter erfaßt nun Schrecken und Graus,
Und keiner redet ein Wörtchen.

Doch zweifelnd sieht sich der Löwe befrein
Und reckt in der Freiheit die Glieder,
Und schreitet getrost in die Schranken herein,
Und zeigt der Zähne gewaltige Reih'n,
Laut gähnend, und strecket sich nieder.

Vom Balkon ruft Pipin mit donnerndem Laut:
„„Ihr mannlichen, trotzigen Krieger,
Da schaut ein Kampfspiel, ein würdiges, schaut!
Wer sich zu messen mit Diesem getraut,
Den nenn' ich den Ersten der Sieger!""

Und ein Zischeln, ein Murmeln, ein Murren erklingt,
Dumpf nur im Beginnen und leise;
Bald, wie wenn stärker und stärker beschwingt,
Mit wogenden Fluthen die Windsbraut ringt,
So sauset's und brauset's im Kreise.

Und kecklich empor tritt Gerhardt vom Stern,
Der frechste der frechen Kumpane:
„Der Vortanz verbleibe dem König und Herrn;
Auf, tanze denn, Hoheit! wir lassen dir's gern;
Herab von dem sichern Altane!"

„„So sei's!"" spricht Pipin, und sich schwingend im Satz
Springt der Kurze, doch markig und sehnig,
Vom Balkon herab auf den sandigen Platz:
„„Auf, Bruder Leu, auf, wetze die Tatz'!
Auf, König, dich fordert ein König!""

Und schlägt ihn mit flacher Kling' auf den Bug,
Und erregt ihm den Grimm in der Seele.
Auf schnellt der Leu, wuthschauernd im Flug,
Doch dringt, eh' die Tatze, die zuckende, schlug,
Das Schwert durch den Rachen zur Kehle.

Und das Blut entsprudelt dem grausigen Schlund,
Und über sich stürzt er, und wendet
Drei, vier Mal die Augen, rollend im Rund,
Drei, vier Mal geißelt der Schweif den Grund,
Und er streckt sich, und zuckt und verendet.

Stolz schaut der König im Kreis herum,
Und die Ritter athmen beklommen,
Und blicken zu Boden, erstaunt und stumm;
Und der Hohe dreht stillverachtend sich um...
Kein Murren ward weiter vernommen.

---

196. Der heilige Dominik.

Im rauhen härenen Gewande,
Ein Jüngling herrlich, hoch und schön,
Wallt einsam Dominik am Strande,
In's weite Meer hinauszusehn.
Da liegt es vor ihm ohne Gränzen,
Bestrahlet von des Abends Gluth,
Und goldne Wolkenschaaren glänzen
Hell aus der weiten Purpurfluth.

Und ihn ergreift ein heißes Sehnen,
Unendlich, wie des Meeres Raum,
In seinem Auge zittern Thränen,
Der volle Busen athmet kaum;
Ein süßes himmlisches Verlangen
Hat seine reiche Brust erfüllt,
Mit Liebe mächtig zu umfangen,
Das gränzenlos sich ihm enthüllt.

Er wirft sich hin in brünst'gem Flehen,
Zum Himmel Hand und Blick gekehrt:
„Laß Herr, mein Gott, o laß geschehen,
Daß leidend sich mein Herz bewährt!
In deiner Furcht, für meine Brüder,
Ertrag' ich Alles mit Geduld;
O sende mir Gewährung nieder
Zum Zeichen deiner Vaterhuld!"

So betet er, und plötzlich schallet
Ein Klageton zu seinem Ohr...
Von tausend Ahnungen durchwallet,
Rafft sich der Jüngling schnell empor,
Und sieht ein Weib in herben Thränen,
Die Hand auf ihre Brust gedrückt,
Die starr, mit wehmuthsvollem Sehnen,
Hinaus in weite Fernen blickt.

Da naht er ihr mit sanfter Frage:
„Verkünde, Dulderin, dein Leid,
Und hemme nun den Strom der Klage,
Denn Hülf' und Rettung ist nicht weit.
Was dich beschwert, ich will es theilen,
Will dir mit treuer Freundeshand
Des Herzens tiefste Wunde heilen,
Denn Gott der Herr hat mich gesandt."

Er spricht's mit Kraft und mit Vertrauen,
Sein Auge glänzet göttlich mild,
Und herrlich ist er anzuschauen,
Als wie ein überirdisch Bild;
Auch senkt ein wunderbares Hoffen
Sich heilend in der Armen Herz,
Ihr liegt ein neues Leben offen,
Und ihr im Busen schweigt der Schmerz.

‚Mein Gatte,' spricht sie, ‚zog von hinnen,
Von Weib und Kind und Vaterland,
Um Glück und Reichthum zu gewinnen,
Nach der Levante fernem Strand.
Was acht' ich, sprach er, die Gefahren,
Für die Geliebten zieh' ich aus,
Drum wird mich Gottes Hand bewahren,
Sie führt mich froh zurück in's Haus!

‚Er zog. — Auf allen seinen Wegen
Begleitet treulich ihn das Glück,
Auch schifft er bald mit reichem Segen
Zum theuern Vaterland zurück;
Schon dämmern die bekannten Hügel
Der Heimath an des Himmels Saum,
Der Wind ist günstig, glatt wie Spiegel
Ist rings umher des Meeres Raum:

‚Da segelt der Korsaren Horde
Herbei, ihr scharfer Säbel blinkt,
Beim Widerstand gezückt zum Morde,
Und keine, keine Hoffnung winkt.
Nichts kann die Waffenlosen retten,
Sie fallen in der Räuber Hand;
Beschwert mit harten Sklavenketten
Gelangen sie zu Thunis' Strand.

‚Dort schmachtet er; mit Qual und Harme
Schmacht' ich im traurig öden Haus,
Und breite bang die leeren Arme
Nach seinem fernen Kerker aus.
Nichts hab' ich, ach! ihn zu befreien,
Mich fesselt hier der Mutter Pflicht;
Ich kann nur mein Gebet ihm weihen,
Und Gott im Himmel hört es nicht.'

„Er hört es!" ruft mit heil'gem Beben
Der Jüngling aus, — „er ist dir hold.
Zwar dir den Gatten neu zu geben,
Besitz' ich weder Gut noch Gold,
Doch brech' ich sicher seine Ketten;
Nicht Leiden schreckt mich, noch Gefahr,
Und den Gefangnen zu erretten
Biet' ich mich selber dem Korsar."

Er spricht's, und eilt von Hast ergriffen
Zum Hafen in der Schiffer Kreis:
„Wer will mich hin nach Tunis schiffen?
Mein letztes Gut, es sei der Preis!"
Er rufts, und aus der Schiffer Kreise
Tritt einer vor, und spricht dies Wort:
Bereitet, Herr! Euch zu der Reise,
Denn morgen zeitig schiff' ich fort. —

Und sieh! da kommt aus fernen Weiten
Ein Schiff im stillen Hafen an,
Und aus dem schwanken Kerker gleiten
Die Schiffer in den leichten Kahn,
Und rudern emsig hin zum Strande,
Und fühlen nun auf festem Grund,
Im heißersehnten Vaterlande
Sich froh und glücklich und gesund.

Doch als das Weib sie kaum erblicket,
Schreit sie empor mit Jubellaut,
Ein Blick der Wonne sie durchzücket...
Es ist ihr Gatte, den sie schaut!
Sie fliegt ihm in die offnen Arme,
Sie drückt ihn an die heiße Brust,
Sie ist entrückt dem langen Harme,
Und lacht und weint im Rausch der Lust.

Doch Dominik ersieht's, und hebet
Zum Himmel auf den frommen Blick:
„O Herr, was sehnend ich erstrebet,
Zu dulden für der Brüder Glück,
Es ward mir nicht von dir erfüllet,
Doch ihr Gebet hast du gehört,
Hast ihres Herzens Angst gestillet,
Drum sei dein Name hoch geehrt!"

So betet er, und blickt mit Zähren
Der Lust auf das entzückte Paar,
Das in des Himmels lichte Sphären
Entrückt durch süße Liebe war.
Und als sie sich dem Rausch entwunden,
Als ihre Blicke nach ihm spähn,
War in der Dämmrung er verschwunden,
Und nirgends mehr am Strand zu sehn.

Adam Gottlob Oehlenschläger

wurde am 14. November 1779 auf Schloß Friedrichsburg (Frederiksborg) bei Kopenhagen geboren, wo sein Vater, ein Schleswiger, Organist und zuletzt Schloßverwalter war. Hier brachte der nachmalige Dichter seine ersten Jugendjahre zu, kam darauf in die Stadt zum Schulbesuch, sah 1794 den großen Schloßbrand der Christiansburg, ging oft in's Theater und wurde so sehr für die Bühne eingenommen, daß er mit siebenzehn Jahren selbst die Bretter betrat. Allein er machte weder Glück, noch lernte er das Schauspielerleben von einer Seite kennen, die ihn an dasselbe gefesselt hätte. Er änderte nun seinen Lebensplan und studirte ein Jahr lang die Rechte unter Oersted, nebenbei seinen poetischen Träumen und der Lektüre großer Dichter sich hingebend. Darin war er denn auch so vertieft, daß ihn der Krieg mit England kaum daraus weckte. Zwar trat er, als Parker und Nelson die dänische Flotte angriffen, unter die Waffen, wie alle übrigen Studenten, um die Hauptstadt zu vertheidigen, aber er war immer sehr zerstreut unter der Fahne, die er trug. Bald legte er sich auf das Studium der neuern Sprachen, der altnordischen Geschichte und des Isländischen. Von Goethe's Wilhelm Meister besonders angeregt, trieb es ihn, Gegenstände aus der vaterländischen Sage und Geschichte zu bearbeiten. Dann machte er die Bekanntschaft des berühmten Naturphilosophen Henrik Steffens, des Norwegers, der damals frisch begeistert von den deutschen Universitäten kam, und lernte durch ihn die jungen deutschen Romantiker kennen, namentlich Tieck und Novalis, von denen er sich unaussprechlich angezogen fühlte. Unterdessen machten seine eigenen Gedichte, namentlich „Vaulundurs Saga" und „Aladdin" (in den poetischen Schriften) Glück, womit er seinen Beruf zum Dramatiker und Darsteller orientalischer Märchenpracht ankündigte. Der dänische Hof verlieh ihm ein Reisestipendium, wodurch er die Sehnsucht, das poetische Deutschland zu sehen, befriedigen konnte. Halle und das Reichardt'sche Haus in Giebichenstein, wo er Steffens und Schleiermacher, Berlin, wo er Arnim, Fichte, Tieck u. A. fand, waren für seine dichterische Bildung erweckend und fördernd. Doch immer war Goethe der große Magnet, der ihn vor Allen anzog und dem er sich in grenzenloser Verehrung hingab. Goethe war übrigens auf die neuen Romantiker nicht gut zu sprechen und am wenigsten auf Tieck, dessen damalige Schwärmerei für die alte Malerei und für den Katholizismus er unter dem Namen „Franzsternbaldisiren" proscribirte. Inzwischen ließ sich Oehlenschläger dadurch nicht irren, alles sich nützlich zu machen, was die deutsche Poesie Erhebliches leistete: Romantisches von Tieck, Antikes von Voß, und Antik-Romantisches, Romantisch-Antikes von Goethe. Auch in Paris und Rom, wohin ein großer Theil der Romantiker nach der Katastrophe von Jena verschlagen wurde, hielt er sich längere Zeit auf, und verweilte 1808 fünf Monate zu Koppet in der Schweiz bei Frau von Staël, wo er A. W. Schlegel, Benj. Constant, Sismondi und Zach. Werner kennen lernte. Nach Dänemark 1809 zurückgekehrt, sah er sich bald als Dichter geehrt, seine Dramen aufgeführt, seine öffentlichen Vorlesungen über poetische Literatur besucht, und ward das Jahr darauf als außerordentlicher Professor der Aesthetik und Mitglied der Theaterdirektion angestellt. Im Jahre 1817 bereiste er abermals Deutschland, wo er dem Kreise von Amad. Hoffmann, Fouqué u. A. sich anschloß. Auf einer Reise durch Schweden 1829 ehrte ihn die Universität Lund durch Ueberreichung des Doktordiploms und Esaias Tegnér krönte ihn daselbst in der Domkirche zum Dichter, indem er ihm unter dem Schalle der Pauken, Trompeten und dem Donner der Kanonen einen Lorbeerkranz auf's Haupt setzte. Im gleichen Jahre erhielt er auch eine wirkliche, ordentliche Professur an der Kopenhagener Universität, der bald darauf seine Ernennung zum Konsistorialassessor folgte. In letzterer Zeit ward er zum Etatsrath und 1847 zum Konferenzrath befördert. Er starb plötzlich den 20. Januar 1849.

* * *

Obwohl Däne nach Geburt und Nationalität, hat er sich das Ehrenbürgerrecht auf dem deutschen Parnaß errungen. „Er gehört (wie Wolfg. Menzel im Literaturblatte 1840, Nr. 18, sich ausspricht) mit seiner ganzen poetischen Sinnesweise dem Zeitalter Goethe's und der Romantiker, einer ausschließlich deutschen Dichterschule an, mit der er alle Vorzüge und alle Schwächen theilt. Oehlenschläger ist eine gar interessante Erscheinung, gewissermaßen ein Reflex der deutschen Poesie seiner Zeit, weit weniger schöpferisch und original, als liebevoll empfänglich für Fremdes, das er mit sehr viel Talent reproduzirte. Als er zum erstenmal, ein zwanzigjähriger Jüngling, die deutsche Poesie kennen lernte, wurde er von dem großen Eindruck überwältigt und, zugleich hierhin und dorthin gezogen, gab er sich in einer süßen Trunkenheit und beinahe kindlichen Naivetät ihren verschiedenen Koryphäen zu eigen. Doch scheint es, diese Kunstbegeisterung habe bei ihm eine wohlthätige Gegenwirkung der angeborenen Natur geweckt. Um nicht in der Nachahmung sein Selbst zu verlieren, rief er die Erinnerungen der dänischen Vorzeit in sich hervor und brachte die mythischen Volkshelden auf die Bühne; allein auch bei diesem Bestreben überwältigte ihn der moderne Geschmack und er vergaß, daß es gerade zu den wesentlichen Eigenthümlichkeiten der nordischen Sage gehört, nicht zu den zahmen Jamben und zu der modernen Bühnengerechtigkeit zu passen. Indeß fand sich seine Natur zurecht und er wendete sich zuletzt solchen Gegenständen und Manieren zu, die ihr am besten zusagten, und dies waren heitere, freundliche, gemüthliche Darstellungen, wie seine meisterhafte Bearbeitung der Insel Felsenburg und seine anmuthigen Märchen. Hier ist er der liebevolle, herzliche und heitere Mensch, ganz in seinem Element. Für das Heroische und Hochtragische war er nicht geboren, wie selbst sein vorzüglichstes Trauerspiel, der berühmte Coreggio beweist, in welchem mehr die Idylle als das Trauerspiel Bewunderung erregt. — Seine Dichtungen sind überall befriedigend und gewinnen ihm die Herzen, wo er, ohne nach höherer tragischer Würde zu streben, sich seinen sanften Phantasien und Gefühlen überläßt und vollkommen natürlich ist. Dies ist der Fall in seinem schönsten Werk, den Inseln im Südmeer, in seinen Märchen, Lustspielen und kleinen Gedichten. Auch das patriotische Bestreben an seinen Bearbeitungen nordischer Sagen ist zu ehren". — Seine deutschen Romanzen erheben sich kaum, weder in der Komposition noch in der Ausführung, über das Mittelmäßige.

Schriften.

Aladdin oder die Wunderlampe. Dram. Gedicht. Amsterd. 1808; 2te Aufl. Stuttg. und Tübing. 1820.

Hakon Jarl. Trauerspiel. Das. 1810.

Axel und Walborg. Trauerspiel. Das. 1810.
Coreggio. Trauersp. in 5 Aufz. Das. 1816; 3te Aufl. 1832.
Gedichte. Ebd. 1817; 2te verm. Aufl. 1844.
Märchen und Erzählungen. 2 Bde. Ebd. 1817.
Hugo von Rheinberg. Trauersp. Herausgeg. von Christiani. Götting. 1818.
Hagbarth und Signe. Trauersp. Tübing. 1818.
Palnatoke. Trauersp. Tübing. 1819.
Briefe in die Heimath. 2 Bde. Das. 1820.
Erich und Abel. Trauersp. Aus d. Dänisch. von Lotz. Schleswig 1821.
Starkother. Tragödie. Stuttg. 1821.
Der Hirtenknabe. Drama. Leipz. 1821.
Die Ludlams-Höhle. Märchen. Berlin 1821.
Freia's Altar. Lustsp. Berlin 1821.
Die Räuberburg. Singsp. Stuttg. 1821.
Robinson in England. Lustsp. Stuttg. 1821.
König Hroar in Leire. Eine altnord. Erzählung. Stuttg. 1822.
Tordenskiold. Drama. Nach d. Dänisch. von Lotz. Kassel 1823 und 1828.
Vaulundurs Saga. Stuttg. 1824.
Aly und Gulhyndi. Das. 1825.
Die Inseln im Südmeere. (Insel Felsenburg.) Roman. 4 Bde. Das. 1826.
Die Wäringer in Konstantinopel. Trauersp. Berlin 1828.
Die Götter des Nordens. Epos. Aus d. Dänisch. von Glückselig (G. Legis). Leipz. 1829.
Sämmtliche deutsche Schriften. Zum ersten Mal gesammelt als Ausgabe letzter Hand. 18 Bändchen. Berlin 1829—30. Neue Aufl., vermehrt u. verbessert. 21 Bdchn. Das. 1839.
Morgenländische Dichtungen. 2 Bde. Leipz. 1831.
Holberg's Lustspiele, übersetzt. 4 Bde. Leipz. 1832—33.
Dramatische Dichtungen. 2 Bde. Hamburg 1835.
Oerwarodd, das Heldenkind. Ein altnord. Märchen. Leipz. 1844.
Amleth. Tragödie in 5 Aufz. (Zum ersten Mal aufgeführt in Kopenhagen am 14. Nov. 1846.) Im Versmaße des Originals übertragen von Heinr. Zeise. Altona 1848.
Meine Lebens-Erinnerungen. Ein Nachlaß. 4 Bde. Stuttg. u. Tübing. 1850.
Dänisch: Tragoedier. 10 Bde. Kopenh. 1831—38.
Digtervärker. 10 Bde. Kopenh. 1835 ff.

Zur Kritik:

R. Gottschall, die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Bresl. 1855. I. 335 fg.

---

197. Der Schatzgräber.

Es fliegt der Schnee im Sturme,
So glänzend und so weiß;
Der Windhahn kräht vom Thurme,
Es heult durch's trockne Reis;
Und hinter warmen Mauern,
Bei lichter Herde Gluth,
Versammeln sich die Bauern,
Und sind so wohlgemuth.

Und alter Hans beim Feuer
Erzählet Märchen fein,
Von Zwerg und Ungeheuer —
Was kann wohl besser sein?
„Doch Alter, sagt, ich bitte,
Gibt's Schätze dann und wann
Tief in der Erde Mitte,
Die man entdecken kann?“

„„Ja, Sohn, am dunkeln Orte
Gelingt wohl oft der Streich;
Doch, sprichst du ein'ge Worte,
Da sinkt der Kessel gleich.““ —

„Und gibt es auch Gespenster?“ —
„„Viel Zeugen sind dafür!““ —
Da klopft es an das Fenster,
Es öffnet sich die Thür.

Da steht ein Junggeselle,
Mit Spaten in der Hand;
Die Augen sind ihm helle,
Die Wangen wie die Wand;
Wild schlingen sich die Locken,
Das hat der Sturm gethan.
Die Leute steh'n erschrocken —
Ist's Wahrheit oder Wahn?

Er stützt sich auf den Spaten,
Kein einz'ges Wort er spricht.
„Jetzt hat er sich verrathen!
Schatzgräber bist du! Nicht?“
Da lacht er, tief sich neigend,
Mit seltsam-wilder Lust,
Und legt die Hände schweigend
Auf seine wunde Brust,

Und zeigt mit stillem Trauern
Den Spaten, roth von Blut,
Und winkt den bangen Bauern —
Da hat ein jeder Muth,
Und alle folgen wacker
Dem Jüngling, tiefbewegt,
Hin nach dem Gottesacker,
Wie's Zwölf vom Thurme schlägt.

Stark fällt der kalte Nebel,
Schwach brennt der Leuchte Licht;
Er steht mit einem Hebel,
Und in die Erde bricht,
Da seh'n sie bald entdecket,
Was sonst der Hügel barg,
Mit frischem Blut beflecket
Den schmalen, gelben Sarg.

„„Ich bin der Freudegeber"" —
Ruft er — „„an diesem Platz!
Seht ihr? Ich war der Gräber,
Und hier, hier ist der Schatz!
So hab' ich euch gegeben,
Was längst ich selbst verlor!
Hier liegt mein halbes Leben
Im langen Trauerflor!""

»O Gott! des armen Thoren!
Es ist der Wilhelm, schaut!
Der den Verstand verloren,
Weil schnell ihm starb die Braut.
Jetzt ist er ausgebrochen,
Der arme Mensch, o weh!
Da hat er sich erstochen,
Und blutet in dem Schnee.

»O Himmel, zeig' Erbarmen!
Wie fröhlich und entzückt
Mit seinen nackten Armen
Den gelben Sarg er drückt!
Daß er gerettet werde,
Kommt, lindert seine Noth!« —
Man nahm ihn von der Erde,
Er war schon steif und todt.

---

198. Die Rosenbüsche.

Dort, wo des Arno Woge schallt,
Besucht', in unbelauschten Stunden,
Ein liebend Paar den Myrtenwald;
Sie hatten oft sich dort gefunden,
Wenn abends hinter Bergesrand
Der Sonne letzter Purpur schwand.

Die Lieb' entflammte Beider Lust:
Er, männlich schön in Jünglingsjahren,
Und sie, so reizend unbewußt;
Doch ihre Väter Feinde waren;
Der eine Guelf', der Ghibellin,
Und jeder zornig, stolz und kühn.

Die Häuser, in Florenz erbaut,
Wie Festungen in Straßen standen;
Dort jeder seiner Macht vertraut.
Stark die Geschlechter sich verbanden,
Und gingen oft zu Kampf und Wehr
Geharnischt aus, mit Schwert und Speer.

Und in den Mauern von Porphyr
Geklammert waren Eisenringe,
An diesen hing ihr Kriegspanier.
Daß keine Macht die Thore zwinge,
Deckt Eisen sie so schwer und dicht,
Daß Riesenmacht es kaum zerbricht.

Doch wo umsonst, voll wilder Kraft,
Der Kampf mit allen Waffen wüthet,
Da Liebe Eingang sich verschafft;
Dem Zorn, der Feindschaft sie gebietet.
Die Liebenden vereinet bald
Der Mondschein in dem Myrtenwald.

Einst, als sie wandeln Arm in Arm,
— Nur kurz war diese letzte Freude —
Tritt aus dem Busch ein roher Schwarm.
Ein feiger Knecht verräth sie Beide,
Ein Judas! — und das süße Glück
Bringt keine solche Nacht zurück.

Nach Grabesruh' sich Rollo sehnt;
Jetzt ist die ganze Welt ihm öde,
Wenn Nachtigallen-Klage tönt.
Er sucht den Tod in blut'ger Fehde,
Er trifft ihn in der Feinde Schaar, —
Sein letzter Seufzer Laura war.

Wie Blumen, die kein Strahl erfreut,
So welkten bald des Mädchens Wangen;
Sie klagt der Mitternacht ihr Leid.
Man hielt im Kerker sie gefangen,
Ihr bleiches Haupt sich niederbog,
Der schönen Hüll' ihr Geist entflog.

Der große Dom, voll Majestät,
Ein Werk aus grauem Alterthume,
Hoch auf des Marktes Mitte steht;
Ihn schmückt, zu edler Männer Ruhme,
Noch mancher Inschrift alter Zug;
Dahin man die Entseelten trug.

Doch darf selbst nicht die letzte Ruh
Ein unglücksel'ges Paar verbinden.
O Haß, wie grausam wüthest du!
Nichts kann die Väter überwinden;
Dem Auge zwar die Thrän' entquoll,
Doch stürmt im Herzen bittrer Groll.

Der Tod, das weiße Sterbekleid,
Versöhnte nicht, was sie verbrochen;
Sie waren halb nur Gott geweiht,
Drum ward die Kirchenwand durchbrochen;
Halb außen stand der weiße Sarg,
Der die entseelte Hülle barg.

Hier, wo den schwarzen Marmorstein
Noch Dante's Namenszug belebet,
Trug man des Ritters kalt Gebein;
Und dort, wo Giotto's Thurm sich hebet
Hoch zu des Himmels Herrlichkeit,
Ward Laura's Asch' ein Platz geweiht.

Jetzt, wenn der Sonne letzte Gluth,
Vom Berge strahlend auf die Felder,
Versilberte des Arno Fluth,
Dann riefen sie umsonst die Wälder,
Des Vogels Lied, der Blume Duft;
Sie ruhten in der öden Gruft.

Einst ging ein Freund an diesem Strand,
Am Lieblingsort der theuren Schatten,
Im stillen Blick die Thrän' ihm stand;
Da sah er auf den grünen Matten
Zwei Rosenbüsche blühen wild,
Der treuen Lieb' ein Ebenbild.

Sie wuchsen still im dunkeln Hain,
Und zeigten ihres Laubes Fülle,
Doch ohne Knosp' und Blüthenschein.
Er gräbt sie aus in ernster Stille,
— Ein Wink, den ihm der Himmel gab —
Und pflanzt sie an der Freunde Grab.

Sie standen Blatt an Blatt gereiht,
Im Abendroth und Abendschauer.
Jetzt trennet sie die Kirche weit;
Da ranken sie hoch an der Mauer,
Um treulich wieder Zweig in Zweig
Zu flechten, holder Liebe gleich.

Und als die Sonn' ist wieder wach,
Kaum ist mit Purpur überzogen
Des großen Tempels heil'ges Dach;
Als über Brunelleschi's Bogen
Die Rosen wuchsen wunderbar,
Und reichten sich die Blumen dar:

Da ward gerührt das Vaterherz,
Als solches Wunder sie erfahren,
Da fühlten sie der Reue Schmerz,
Da sahen sie, wie klein sie waren,
Und gingen weinend Freundschaft ein
An ihrer Kinder Leichenstein.

Da rasselten die Ketten schwer
Am Taufhaus; — alter Thaten Werke,
Die zeigen: Pisa sei nicht mehr! —
Denn Eisen bricht des Zornes Stärke
Und schlägt ein Volk in Sklaverei;
Die Liebe nur bleibt ewig frei!

---

199. Augustinus.

Wer wandelt dort im dunkeln Wald,
Der Wölf' und Raben Aufenthalt?
Wer sitzt und liest mit voller Seele
Im großen Buch da in der Höhle?
Wer blättert mit so frommem Fleiß?
Es ist ein sehr ehrwürd'ger Greis.
Jetzt schweigt des Vogels helle Flöte,
Die Abendröthe glühet kaum;
Er kniet bei einem großen Baum,
Und schauet in die Abendröthe.

Und ungestört und ganz allein
Streckt er hinauf im Sternenschein
Mit blassem, weinendem Gesichte
Die Hände zu dem heil'gen Lichte,
Und seufzt, indem er leise spricht:
„Wie find' ich doch im Finstern Licht?
Herr, droben in der ew'gen Klarheit!
Vertilge meiner Zweifel Qual,
Erläutre mich durch deinen Strahl,
Und zeige meinem Geist die Wahrheit!

»In Jesu heil'ger Liebesthat,
Ja selbst, wo eitle Welt sich naht,
Wenn Sonne sinkt, wenn Sterne brennen,
Im Dunkeln — muß ich Dich erkennen.
Doch — ist die Blume schön und groß,
Gleich nagt der Wurm in ihrem Schooß;
Und wo das Gute sich entfaltet,
Da ist der Böse mit sogleich,
Wie der Versucher auf dem Zweig,
Und schleicht sich, bis er oben waltet.

»Zwar bricht wohl wieder Tag hervor
Durch's ewiglichte Himmelsthor,
Und schaut die Erde freudetrunken,
Wenn Finsterniß dahin gesunken;
Zwar fühl' ich selbst des Guten Lust
Mit Wonne füllen meine Brust;
Das Laster kann mich nur erschrecken;
Und gegen dieses Schreckenbild
Muß mit der Tugend Demantschild
Ich kämpfend meine Brust bedecken;

»Doch — ohne Schatten, was ist Licht?
Wir fühlen ohne Schmerzen nicht
Die wahre Freud' im Erdenleben.
Ward Bosheit nicht der Welt gegeben,
Damit sie immer, kampfbereit,
Die Tugend stärke durch den Streit?
Wenn Wolken uns den Mond verrathen,
Zeigt er sich schöner nicht der Welt?
Und was ist selbst der beste Held
Wohl ohne große Siegesthaten?

»Also ist Laster Tugend auch,
Nothwendig zu des Lebens Brauch,
Und kann auch Liebe wohl verdienen;
Was Gutes mir zuvor erschienen,
War Täuschung nur und Leidenschaft,
Ein Stachel für die träge Kraft;
Bestimmt vorher muß alles werden,
Ein Spielzeug in des Ew'gen Hand;
Und ich, der ich mich frei genannt,
Bin nur ein armer Knecht auf Erden.

»So rief Gott selbst die Schlang' hervor,
Wodurch die Unschuld gleich verlor
Das Elternpaar in Edens Haine?
Was Allmacht ist, das wirkt alleine.
Die Blume machte Gott so weich,
Um selbst sie zu vertilgen gleich?
So ist er selbst als Wurm erschienen?
Nein, nein! das ist er nicht. Und wer?
Ein andrer Gott, von unten her?
Zwei Götter! Welchem soll ich dienen?«

Mehr sprach der bleiche Klausner nicht,
Er sank und fiel auf sein Gesicht,
Und ohne Hoffnung, ohne Glaube
Wand er sich, wie ein Wurm, im Staube.
So lag der kummervolle Greis,
Auf seiner Stirn des Todes Schweiß:
Da wacht er aus dem finstern Traume.
Die Sonne trat aus Osten's Hall',
Und eine kleine Nachtigall
Sang dort ihr Morgenlied vom Baume.

Und wie der Alte völlig wach,
Sah er bei dem kristall'nen Bach,
Wo sich ins Meer hinaus begaben
Die Wellen, — einen schönen Knaben.
Er grub mit seiner kleinen Hand
Ein tiefes Loch sich in den Sand,
Damit die Fluth hinaus nicht liefe;
Und mit dem Löffel, glatt und fein,
Gar schön geformt von Elfenbein,
Schöpft' er das Wasser aus der Tiefe.

Als dies der gute Klausner sah,
Ging er dem schönen Knaben nah;
Das holde Bild ihn sehr erfreute.
Er frug: »Mein Kind, was machst du heute?«
,Ach!' rief es, ,ich bin fleißig sehr,
Ich leere aus das große Meer;
Hier in mein Loch will ich es füllen.'
»Unmöglich, Kind!« der Alte spricht.
Das Kind sprach: ,So unmöglich nicht,
Als zu ergründen Gottes Willen.'

Starr, wie gefesselt an dem Ort,
Stand Augustin beim Engelswort.
Der schöne Engel war verschwunden,
Der Greis hat seinen Trost gefunden;
Mit Thränen hebt er sein Gesicht,
Schaut in das junge Morgenlicht,
Begrüßt die Aehren und die Trauben,
Und ruft: »O Vater, weis' und hehr!
Vergieb! ich grüble nimmermehr;
Du bist mein Gott, und ich will glauben.«

Ludwig Achim von Arnim,

nächst Tieck der genialste und reichste Dichter der romantischen Schule, geboren am 26. Januar 1781 zu Berlin, studirte in Göttingen Arzneikunde und Naturwissenschaften und veröffentlichte schon mit achtzehn Jahren einen „Versuch einer Theorie der elektrischen Erscheinungen.“ Nachdem er den Doktorgrad der Medizin und Philosophie erlangt, bereiste er Deutschland, sammelte nach allen Richtungen die älteren Erzeugnisse der Volkspoesie, nahm dann einen längern Aufenthalt in Heidelberg, wo er sich eng an Görres und Brentano anschloß, mit welchem Letztern er gemeinschaftlich „Des Knaben Wunderhorn“, auch die „Zeitung für Einsiedler: Trösteinsamkeit“ herausgab. Brentano's Schwester Elisabeth, die geistreiche Bettina, wurde später Arnim's Gattin, was ihn zu einem längern Aufenthalte in Frankfurt veranlaßte. In späterer Zeit gründete er zu Berlin die „christlich germanische Gesellschaft“, deren Vorsitz 1812 Fichte übernahm, zog sich dann in die Mittelmark auf sein Gut Wiegersdorf, bei Dahme im Ländchen Behrwalde, zurück, wo am 21. Januar 1831 ein Nervenschlag sein Leben plötzlich endete.

* * *

Heinrich Heine, der geniale Charakterschilderer, skizzirt (Romant. Schule, S. 231 ff.) sein Bild, wie folgt: „Arnim ist ein großer Dichter und war einer der originellsten Köpfe der romantischen Schule. Die Freunde des Phantastischen würden an diesem Dichter mehr als an jedem andern deutschen Schriftsteller Geschmack finden. Er übertrifft hier den Hoffmann sowohl als den Novalis. Er wußte noch inniger, als dieser, in die Natur hineinzuleben, und konnte weit grauenhaftere Gespenster beschwören als Hoffmann. Ja, wenn ich Hoffmann selbst zuweilen betrachtete, so kam es mir vor, als hätte Arnim ihn gedichtet. Im Volke ist dieser Schriftsteller ganz unbekannt geblieben, und er hat nur ein Renommee unter den Literaten. Letztere aber, obgleich sie ihm die unbedingteste Anerkennung zollten, haben sie doch nie öffentlich ihn nach Gebühr gepriesen. Ja, einige Schriftsteller pflegten sogar wegwerfend von ihm sich zu äußern, und das waren eben diejenigen, die seine Weise nachahmten &c. Ich glaube, Arnim's Renommee konnte besonders deßhalb nicht aufkommen, weil er seinen Freunden der katholischen Partei noch immer viel zu protestantisch blieb, und weil wieder die protestantische Partei ihn für einen Kryptokatholiken hielt. Aber warum hat ihn das Volk abgelehnt, das Volk, welchem seine Romane und Novellen in jeder Leihbibliothek zugänglich waren? — Warum vernachlässigte nur das Volk einen Schriftsteller, dessen Phantasie von weltumfassender Weite, dessen Gemüth von schauerlichster Tiefe, und dessen Darstellungsgabe so unübertrefflich war? Etwas fehlte diesem Dichter, und dieses Etwas ist es eben, was das Volk in den Büchern sucht: das Leben. Das Volk verlangt, daß die Schriftsteller seine Tagesleidenschaften mitfühlen, daß sie die Empfindungen seiner eigenen Brust entweder angenehm anregen, oder verletzen; das Volk will bewegt werden. Dieses Bedürfniß konnte aber Arnim nicht befriedigen. Er war kein Dichter des Lebens, sondern des Todes. In allem, was er schrieb, herrscht nur eine schattenhafte Bewegung; die Figuren tummeln sich hastig, sie bewegen die Lippen, als wenn sie sprächen, aber man sieht nur ihre Worte, man hört sie nicht. Diese Figuren springen, ringen, stellen sich auf den Kopf, nahen sich uns heimlich, und flüstern uns leise in's Ohr: wir sind todt. Solches Schauspiel würde allzusehr grauenhaft und peinigend sein, wäre nicht die Arnim'sche Grazie, die über jede dieser Dichtungen verbreitet ist, wie das Lächeln eines Kindes, aber eines todten Kindes. Arnim kann die Liebe schildern, zuweilen auch die Sinnlichkeit, aber sogar da können wir nicht mit ihm fühlen; wir sehen schöne Leiber, wogende Busen, feingebaute Hüften, aber ein kaltes, feuchtes Leichengewand umhüllt dieses alles. Manchmal ist Arnim witzig, und wir müssen sogar lachen; aber es ist doch, als wenn der Tod uns kitzle mit seiner Sense. Gewöhnlich jedoch ist er ernsthaft, und zwar wie ein todter Deutscher. Ein lebendiger Deutscher ist schon ein hinlänglich ernsthaftes Geschöpf, und nun erst ein todter Deutscher! Ein Franzose hat gar keine Idee davon, wie ernsthaft wir erst im Tode sind; da sind unsere Gesichter noch viel länger, und die Würmer, die uns speisen, werden melancholisch, wenn sie uns dabei ansehen. Die Franzosen wähnen Wunder, wie schrecklich ernsthaft der Hoffmann sein könne; aber das ist Kinderspiel in Vergleichung mit Arnim. Wenn Hoffmann seine Todten beschwört und sie aus den Gräbern hervorsteigen und ihn umtanzen, dann zittert er selber vor Entsetzen, und tanzt selbst in ihrer Mitte, und schneidet dabei die tollsten Affengrimassen. Wenn aber Arnim seine Todten beschwört, so ist es, als ob ein General Heerschau halte, und er sitzt so ruhig auf seinem hohen Geisterschimmel, und läßt die entsetzlichen Schaaren vor sich vorbei defiliren, und sie sehen ängstlich nach ihm hinauf und scheinen sich vor ihm zu fürchten. Er nickt ihnen aber freundlich zu &c. — Seine Dramen sind voll intimer Poesie, namentlich ein Stück darunter, betitelt der Auerhahn. Unter Arnim's Novellen dünkt mir die kostbarste seine Isabelle von Egypten“ &c. —

Arnim's Geist — urtheilt Hillebrand (Deutsche Nationalliteratur III., S. 365 ff.) hatte sich durch Wissenschaft wie durch Reisen eine positivere Grundlage für seine poetischen Konstruktionen gebildet, als die meisten andern Dichter nach dieser Richtung hin. Sein Sinn war edel, durch keine Jugendsünden entweiht, in seinem Mannesalter fest und vaterländisch wahr. Wenn er dennoch in die Schwebelei und den Tumult einer sich überbietenden Genialitätsaffektation gerieth, so mochte dies wohl hauptsächlich daher kommen, daß bei ihm nach einer Seite hin eine Ueberfülle der Einbildungskraft drängte, während auf der andern die Kälte der Reflexion einen hemmenden Gegendruck übte, wodurch dann die Unmittelbarkeit hier hervorbricht, um sofort dort durch die Mittelbarkeit verständigen Einschlags aus ihrer Richtung wieder geworfen zu werden, so daß Originelles und Berechnetes sich wunderlichst zu einander gesellt. Bemerkt man nun weiter, wie der vielbegabte und vielgebildete Mann auf dem Grunde einer hohen und schönen Gesinnung Alles auf einmal zum Spiegel der menschlichen Dinge machen wollte, so erklärt sich wohl, warum ihm die Macht freier Bewältigung nicht ausreichte, dagegen die Willkür die Rolle der Kunstherrschaft übernahm und den

Dichter auf die Abwege führte, auf welchen wir ihm leider begegnen müssen. Uebertreibungen wechseln mit Plattheiten, das Wunderbare und Zauberhafte fällt ohne Vermittelung in die Welt des Wirklichen, das nächtlich Grauenhaft-Unheimliche schließt sich an die Helle des gewöhnlichen Tageslebens ohne Uebergang und Schattirung, die Tiefe der Empfindung zerrinnt und verschwimmt in dem Räsonnement der Ansicht, die Ueppigkeit sinnlicher Fülle wechselt im Sprunge mit den Formen reiner kunstreicher Darstellung, die lebendigste Frische mit der Kälte herzloser Dialektik. Eben freuen wir uns, einen Dichter zu hören, der zu seinem Werke die Gunst der Muse mitzubringen scheint, aber alsbald erfüllt uns Mißbehagen und Abneigung, weil schon der nächste Schritt den schönen Anfang verdirbt. Ueberall Golderz, aber wenig Läuterung und gediegenes Metall. Arnim hat im Drama wie in der Novelle gedichtet, in beiden mit gleicher Methode. Die Phantastik spielt ihre Launen auf dem einen wie dem andern Gebiete in derselben Wunderlichkeit. Dort wie hier laufen Sage und Wirklichkeit, Natur und Geschichte, Menschenleben und Märchenwelt bunt durcheinander, dort wie hier schimmern aus dem chaotischen Schuttwesen die reinsten Goldkörner schöner Empfindungen, edler Gedanken und unverfälschter Gesinnung. Die heimischen Anklänge eines tiefgefühlten deutschen Volksthums, dem der Dichter sich ohne Rückhalt befreundet, wehen aus beiden Gegenden in wohlthuender Wirkung herüber." —

„Seine Poesie — äußert J. v. Eichendorff in seinem mehr genannten Buche „Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neuern romantischen Poesie, S. 105 fg. — ist wie ein schlanker Baum auf der Höh' über einem blühenden Abgrund; fliegende Morgennebel flattern wie Schleier vom Wipfel, Waldvögel mit fremdem Ton singen darin und die Bienen summen sommerschwül durch die duftigen Zweige, während manche verirrte Taube oben silbern vorübersäuselt und Schmetterlinge wie abgewehte Blüthen über der schimmernden Tiefe schweben; unten aber sind die rauschenden Länder aufgerollt, blaue Gebirge, Ströme, Städte, Wälder und die vorüberziehenden Geschlechter der Menschen, bis weithin, wo das Meer aufblitzt und die weißen Segel verschwinden. Wer nicht schwindlig, mag sich getrost in den wiegenden Wipfel zum Dichter setzen, er weist ihm ohne viel Worte all' die Herrlichkeiten der Welt und nennt ein jedes bei seinem rechten Namen; und wo sie unten, um ihre goldnen Kälber tanzend, zu viel Staub gemacht, hebt er leise die falschen Nebel, daß durch den Riß der Wolken der Finger Gottes wieder sichtbar wird. Bei solcher kursorischen Weltschau erblicken wir freilich zumeist nur die leuchtenden Gipfel der Erde und athmen nur den Duft der Frühlingsgärten, wie ihn eben der Wind heraufweht; aber was wäre denn die Poesie, wenn nicht eben erfrischende Anregung und Erweckung? Kein Dichter giebt einen fertigen Himmel; er stellt nur die Himmelsleiter auf von der schönen Erde. Wer, zu träge und unlustig, nicht den Muth verspürt, die losen goldenen Sprossen zu besteigen, dem bleibt der geheimnißvolle Buchstabe doch ewig todt, und ein Leser, der nicht selber mit und über dem Buche nachzudichten vermag, thäte besser, an ein löbliches Handwerk zu gehen, als so mit müßigem Lesen seine Zeit zu verderben. Wenn daher Arnim so wenig genannt und erkannt worden, so liegt wahrlich die Schuld weniger in seiner Art, als in der Unart und Schwerfälligkeit des Publikums, das in Ernst und Scherz sich in seinen gewohnheitsseligen Alltagswerken und Vorurtheilen nur ungern gestört fühlt" 2c. —

Durch sein mit Brentano verfaßtes „Wunderhorn", womit er die Volkslyrik, zunächst des sechzehnten Jahrhunderts, wieder in das volle Bewußtsein der Gegenwart zurückführte, hat sich Arnim das bleibendste Verdienst erworben. Mit dieser Sammlung, welche die Blüthe unserer neuen Lyrik hervor rief, beginnt die glänzendste Periode in der Geschichte des deutschen Volksliedes. Leonard v. Soltau (in der Einleitung zu den „Histor. Volksliedern", Leipz. 1836) nennt sie die bedeutendste überhaupt nach Herder. Uhland's „alte, hoch- und niederdeutsche Volkslieder", gedruckt 1844—45, haben dieselbe freilich in Ansehung der urkundlichen Echtheit und kritischen Korrektheit überflügelt. Wenn nun gleich nur wenige der im Wunderhorn enthaltenen Lieder bei der Willkür der Behandlung durch Kürzung, Veränderung, Umstellung und Umbildung echt erscheinen, so bekunden sie dennoch so viel Takt der Herausgeber für das volksthümlich Bedeutende, einen so zarten Sinn für das Schöne und Poetische, und überall so viel Geist in der Ausführung, daß sie — wie Soltau treffend bemerkt — auf jedes für das Schöne nur irgend empfängliche Gemüth einen Eindruck machen müssen, der für das ganze übrige Leben wohlthätig nachwirkt. Sie werden in der Geschichte der gesammten deutschen Literatur einen hohen Rang, für das poetische Bedürfniß aber einen bleibenden Werth behaupten, so lange die gegenwärtige Sprachperiode dauert, und haben die auszeichnende Würdigung Goethe's (Jenaer Allg. Lit.-Zeitung 1806) in vollem Maße verdient.

Arnim's lyrische Gedichte, zumeist seinen größern Werken eingewebt, sind einigermaßen Gelegenheitsgedichte, daher sie auch auf einer gewissen Realität fußen; aber ihre mystische Grundfarbe trübt die mitunter lichtern und lebensfrischern Tinten der oft ziemlich lockern Konzeption. Die äußere Erscheinung als Symbol des innern Lebens darzustellen, ist vornehmlich Zweck derselben. Das Gemeinbegriffliche fehlt seiner sonderheitlichen Liederpoesie meistens, und somit das Volksmäßige; sie ergreift höchst selten das ganze Gemüth oder eine Region desselben, sie schlägt nicht starke, tieflaufende Wurzeln hinein in die Volksbrust, sie weckt bloß einzelne Töne, nicht die ganze Folge mitklingender Akkorde. In den Gedichten epischer Form zeigt sich, wie in allen seinen Darstellungen, Vorliebe für das Barocke und Seltsame, Ueberfluß an Kraft und — Verworrenheit; sie bekunden eine vorzügliche Gestaltungsgabe, allein der Dichter weiß sich dieses Vorzugs nicht recht zu bedienen und seine Gestalten zerrinnen in formlosem Leben.

Schriften.

Hollin's Liebeleben. Roman. Göttingen 1802.
Ariels Offenbarungen. Erstes (einziges) Buch. Götting. 1804.
Zeitung für Einsiedler. Heidelb. 1806. Mit d. Titel: Trösteinsamkeit das. 1808. (Mit Beiträgen von Brentano, Tieck, Hölderlin, Uhland, Kerner, den Brüdern Grimm u. A.)
Des Knaben Wunderhorn. (Gemeinschaftl. mit Klemens Brentano.) 3 Bde. Heidelb. 1806—8; N. Aufl. I. 1819; 3te Aufl., 3 Bde. Charlottenb. u. Berl. 1845—46.
Der Wintergarten. Novellen. Berl. 1809.
Armut, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores. 2 Bde. Berl. (1810).
Halle und Jerusalem. Studentenspiel und Pilgerabenteuer. Heidelb. 1811.

Isabelle von Aegypten, Kaiser Karls V. erste Jugendliebe; — Melnik, die Hausprophetin aus Arabien; — Die drei liebevollen Schwestern und der glückliche Färber; — Angelika, die Genueserin und Cosmus, der Seilspringer. (4 Novellen.) Berl. 1812.
Schaubühne. Berl. 1831. Erster Band: Janns erster Dienst; — Der Auerhahn; — Das Frühlingsfest; — Mißverständnisse; — Die Vertreibung der Spanier aus Wesel 1629. Zweiter Band (der Werke sechster): Das Loch oder das wiedergefundene Paradies; — Herr Hahnrei und Maria vom langen Markte; — Der wunderthätige Stein; — Jemand und Niemand; — Die Appelmänner; — Die Kapitulation von Oggersheim.
Die Kronenwächter. Erster Band: Berthold's erstes und zweites Leben. Ein Roman. Berl. 1817.
Der tolle Invalide auf dem Fort Ratonneau. (In den „Gaben der Milde." Bd. 4.) Berl. 1818.
Die Gleichen. Schausp. Berl. 1819.
Landhausleben. Erzählungen. Erster Band. Leipz. 1826.
Sechs Erzählungen. Nachlaß. Berl. 1835. (Frau von Saverne; — Die Einquartierung im Pfarrhause; — Die Weihnachtsausstellung; — Juvenis; — Fürst Ganzgott und Sänger Halbgott; — Der tolle Invalide.)
Sämmtliche Werke. Herausg. von Wilhelm Grimm (I—XII.) und Bettina. 23 Bde. Berl. 1839—56. (Inhalt: Bd. 1, 2, 9—12: Novellen; Bd. 3—4: Kronenwächter; Bd. 5, 6, 18, 20: Schaubühne; Bd. 7—8: Gräfin Dolores; Bd. 13, 14, 17, 21: Knaben Wunderhorn; Bd. 15: Landhausleben; Bd. 16: Halle und Jerusalem; Bd. 19: Päpstin Johanna; Bd. 22—23: Nachlaß und Gedichte.)

Zur Biographie und Beurtheilung:

Neuer Nekrolog d. Deutschen. Jahrg. IX. 1831. S. 88—91.
Goethe, Jenaer Allg. Literaturzeitung 1806, Nr. 18; Werke, Bd. 33, 1830, S. 183 fg.
Hamburger liter. u. kritische Blätter 1842, Nr. 2159—61.
G. Pfizer, Blätt. f. liter. Unterhaltung, Leipz. 1843, Nr. 133—36; 1844, Nr. 28—31.
K. Rosenkranz, Aesthetik des Häßlichen S. 135.
Julian Schmidt, Geschichte d. deutschen Nationalliteratur II. Leipz. 1860.

200. Getrennte Liebe.

(Aus: Dolores II. 328. Bd. VIII der Werke.)

Zwei schöne, liebe Kinder,
Die hatten sich so lieb,
Daß eines dem andern im Winter
Mit Singen die Zeit vertrieb.
Diesseit und jenseit am Wasserfall
Höret ihr immer den Doppelschall.

Der Winter bauet Brücken,
Sie beide hat vereint,
Und jedes mit frohem Entzücken
Die Brücke nun ewig meint.
Diesseit und jenseit am Wasserfall
Wohnten die Eltern getrennt im Thal.

Der Frühling ist gekommen,
Das Eis will nun aufgehn,
Da werden sie beide beklommen,
Die laulichen Winde wehn;
Diesseit und jenseit am Wasserfall
Stürzen die Bäche mit wildem Schall.

Was hilft der helle Bogen,
Womit der Fall entzückt,
Von ihnen so liebreich erzogen,
Zum ersten Mal bunt geschmückt?
Diesseit und jenseit am Wasserfall
Hören sie Klagen getrennt im Thal.

Die Vögel über fliegen,
Die Kinder traurig stehn,
Und müssen sich einsam begnügen,
Einander von fern zu sehn.
Diesseit und jenseit am Wasserfall
Kreuzen die Schwalben mit lautem Schall.

Sie möchten zusammen mit Singen,
So wie der Vögel Brut,
Den himmlischen Frühling verbringen,
Das Scheiden so wehe thut;
Diesseit und jenseit am Wasserfall
Seh'n sie sich endlich zum letzten Mal.

Der Knabe kriegt zur Freude
Ein Röckchen wie ein Mann,
Das Mädchen ein Kleidchen von Seide,
Nun gehet die Schule an:
Diesseit und jenseit am Wasserfall
Gehn sie zum Kloster bei Glockenschall.

Sie sahn sich lang' nicht wieder,
Sie kannten sich nicht mehr,
Das Mädchen mit vollem Mieder,
Der Knabe ein Mönch schon wär;
Diesseit und jenseit am Wasserfall
Kamen und riefen sie sich im Thal.

Das Mädchen ruft so helle,
Der Knabe singt so tief;
Verstehen sich endlich doch schnelle,
Als Alles im Hause schlief.
Diesseit und jenseit am Wasserfall
Springen im Mondschein die Fische all.

Froh in der nächt'gen Frische,
Sie kühlen sich im Fluß,
Sie können nicht schwimmen wie Fische,
Und suchen sich doch zum Kuß;
Diesseit und jenseit am Wasserfall
Reißen die Strudel sie fort mit Schall.

Die Eltern hören singen
Und schaun aus hohem Haus,
Zwei Schwäne im Sternenschein ringen
Zum Dampfe des Falls hinaus;
Diesseit und jenseit am Wasserfall
Hören sie Echo mit lautem Schall.

Die Schwäne herrlich sangen
Ihr letztes, schönstes Lied,
Und leuchtende Wölkchen hangen,
Manch Engelein nieder sieht;
Diesseit und jenseit am Wasserfall
Schwebet wie Blüthe ein süßer Schall.

Der Mond sieht aus dem Bette
Des glatten Falls empor,
Die Nacht mit der Blumenkette
Erhebet zu sich dies Chor;
Diesseit und jenseit am Wasserfall
Grünt es von Thränen nun überall.

---

201. Des ersten Bergmanns ewige Jugend.

(Aus: Dolores II. 367. Bd. VIII der Werke.)

Ein Knabe lacht sich an im Bronnen,
Hält Festtagskuchen in der Hand,
Er hatte lange nachgesonnen,
Was drunten für ein neues Land.
Gar lange hatte er gesonnen,
Wie drunten sei der Quelle Lauf;
So grub er endlich einen Bronnen,
Und rufet still in sich: Glück auf!
Ihm ist sein Kopf voll Fröhlichkeiten,
Von selber lacht der schöne Mund,
Er weiß nicht, was es kann bedeuten,
Doch thut sie ihm so vieles kund.

Er höret fern den Tanz erschallen,
Er ist zum Tanzen noch zu jung,
Der Wasserbilder spiegelnd Wallen
Umzieht ihn mit Verwandelung;
Es wandelte wie Wetterleuchten
Der hellen Wolken Wunderschaar,
Doch anders will es ihm noch deuchten,
Als eine Frau sich stellet dar:
Da weichen alle bunte Wellen,
Sie schauet, küßt sein spiegelnd Bild,
Er sieht sie, wo er sich mag stellen,
Auch ist sie gar kein Spiegelbild.

„Ich hab' nicht Fest, nicht Festes Kuchen,
Bin in den Tiefen lang verbannt!“
So spricht sie, möchte ihn versuchen.
Er reicht ein Stück ihr mit der Hand;
Er kann es gar kein Wunder nennen,
Viel wunderbarer ist ihm heut,
In seinem Kopf viel Lichter brennen
Und ihn umfängt ganz neue Freud;
Von seiner Schule dumpfem Zimmer,
Von seiner Eltern Scheltwort frei,
Umfließet ihn ein sel'ger Schimmer,
Und alles ist ihm einerlei.

Sie faßt die Hand, dem Knaben schaudert,
Sie ziehet stark, der Knabe lacht,
Kein Augenblick sein Muth verzaudert,
Er zieht mit seiner ganzen Macht,
Und hat sie kräftig überrungen
Die Königin der dunkeln Welt.
Sie fürchtet harte Mißhandlungen,
Und bietet ihm ihr blankes Geld.
‚Mag nicht Rubin, nicht Goldgeflimmer,‘
Der starke Knabe schmeichelnd spricht,
‚Ich mag den dunkeln Feuerschimmer
Von deinem wilden Angesicht!‘

„So komm zur Kühlung mit hinunter!“
Die Königin ihm schmeichelnd sagt,
„Da unten blüht die Hoffnung bunter,
Wo bleichend sich das Grün versagt;
Dort zeige ich dir große Schätze,
Die reich' den lieben Eltern hin,
Die streichen da nach dem Gesetze,
Wie ich dir streiche über's Kinn.“
So rührt sie seiner Sehnsucht Saiten,
Die Sehnsucht nach der Unterwelt,
Gar schöne Melodieen leiten
Ihn in ihr starres Lagerzelt.

Gar freudig klettert er hinunter,
Sie zeigt ihm ihrer Adern Gold,
In Flammen spielt Krystall da munter,
Der Knabe spielt in Minnesold.
Er ist so gar ein wackrer Hauer,
Mit wilder Kühnheit angethan,
Hat um sein Leben keine Trauer,
Macht in den Tiefen neue Bahn,
Und bringet dann die goldnen Stufen
Von seiner Kön'gin Kammerthür,
Als ihn die Eltern lange rufen,
Zu seinen Eltern kühn herfür.

Die Eltern freuen sich der Gaben
Und sie erzwingen von ihm mehr,
Vier Schlösser sie erbauet haben
Und sie besolden bald ein Heer;
Er muß in strenger Arbeit geben,
Worin sie prunken ohne Noth.
Einst hört er oben festlich Leben,
Den trocknen Kuchen man ihm bot,
Da kann die Kön'gin ihn nicht halten
Mit irdisch kaltem Todesarm,
Denn in dem Knaben aufwärts walten
So Licht als Liebe herzlich warm.

Er tritt zum Schloß zum frohen Feste,
Die Eltern staunen ihn da an,
Es blickt zu ihm der Jungfrau'n Beste,
Es faßt ihr Blick den schönen Mann.
Im Bergkleid tritt er mit zum Tanze
Und hat die Jungfrau sich erwählt,
Und sie beschenkt ihn mit dem Kranze,
Er hat die Küsse nicht gezählt.
Da sind die Brüder zugetreten
Und seine Eltern allzugleich,
Die alle haben ihn gebeten,
Daß er doch von dem Feste weich'.

Da hat er trotzig ausgerufen:
‚Ich will auch einmal lustig sein,
Und morgen bring' ich wieder Stufen,
Und heute geh' ich auf das Frein!'
Da hat er einen Ring genommen,
Vom Gold, wie es noch Keiner fand,
Den hat die Jungfrau angenommen,
Als er ihn steckt an ihre Hand;
Dann sitzt er froh mit ihr zum Weine,
Hat manches Glas hinein gestürzt;
Spät schwankt er fort und ganz alleine,
Manch liebreich Bild die Zeit verkürzt.

Die Lieb ist aus, das Haus geschlossen
Im Schacht der reichen Königin;
Er hat die Thüre eingestoßen
Und steigt so nach Gewohnheit hin.
Die Eifersücht'ge hört ihn rufen,
Sie leuchtet nicht, er stürzt herab,
Er fand zur Kammer nicht die Stufen,
So findet er nun dort sein Grab.
Nun seufzt sie, wie er schön gewesen,
Und legt ihn in ein Grab von Gold,
Das ihn bewahrt vor dem Verwesen,
Das ist ihr letzter Minnesold.

Die Eltern haben ihn vergessen,
Da er nicht kommt zum Licht zurück,
Und andre Kinder unterdessen
Erwühlen neu der Erde Glück,
Und bringen andre schöne Gaben
An Silber, Kupfer, Eisen, Blei,
Doch mit dem Gold, was er gegraben,
Damit scheint es nun ganz vorbei.
Die Jungfrau lebet nur in Thränen,
Die Liebe nimmt der Hoffnung Lauf,
Und meint in ihrer Hoffnung Wähnen,
Ihr steh' das Glück noch einmal auf.

Glück auf! nach fünfzig sauren Jahren
Ein kühner Durchschlag wird gemacht,
Die Kön'gin kämpfet mit den Schaaren
Und hat gar viele umgebracht;
Sie hat gestellt viel böse Wetter,
Die um des Lieblings Grabmal stehn,
Doch Klugheit wird der Kühnen Retter,
Sie lassen die Maschinen gehn;
Da haben sie den Knaben funden,
In kalten Händen kaltes Gold,
So hat er sterbend noch umwunden
Die Königin, die einst ihm hold.

Zur Luft ihn tragend, alle fragen:
»Weiß Keiner, wer der Knabe war?
Ein schöner Bursche, zum Beklagen!
Gar viele rafft hinweg das Jahr,
Doch Keiner je so wohl erhalten
Kam aus der Erde Schooß zurück,
Denn selbst die flüchtigen Farben walten
Noch auf der Wangen frohem Glück;
Es sind noch weich die starken Sehnen,
Es zeigt die Tracht auf alte Zeit,
Er kostete wohl viele Thränen,
Jetzt kennt ihn Keiner weit und breit.«

Die Jungfrau war tiefalt geworden
Seit jenem Fest, wo sie ihn sah,
Spät trat sie in den Nonnenorden
Und geht vorbei und ist ihm nah;
Sie kommt gar mühsam hergegangen,
Gestützt auf einen Krückenstab,
Ein Traum hielt sie die Nacht umfangen,
Daß sie den Bräut'gam wieder hab'.
Sie sieht ihn da mit frischen Wangen,
Als schliefe er nach schöner Lust,
Gern weckte sie ihn mit Verlangen,
Hier stürzt sie auf die stille Brust.

Da fühlt sie nicht das Herz mehr schlagen,
Die Männer sehn verwundert zu:
»Was will die Hexe mit dem Knaben!
Sie sollt' ihm gönnen seine Ruh.
Das wär' doch gar ein schlimm Erwachen,
Wenn er erwachte, frisch gesund,
Und sie ihn wollte froh anlachen
Und hätte keinen Zahn im Mund!«
Jetzt schauet sie sein hart Erstarren
An dieser neuen Himmelsluft,
Die Farbe will nicht länger harren,
Die treu bewahrt der Kön'gin Gruft.

Hier ist die Jugend, dort die Liebe,
Doch sind sie beide nicht vereint,
Die schöne Jugend scheint so müde,
Die alte Liebe trostlos weint.
Was hülf' es ihr, wenn er nun lebte,
Und wäre nun ein alter Greis,
Ihr Herz wohl nicht mehr zu ihm strebte,
Wie jetzt zu dieses Todten Preis.
Wie eine Statue er da scheinet
Von einem lang vergeßnen Gott,
Die Alte treu im Dienst erscheinet
Und ist der jungen Welt zum Spott.

Es mag der Fürst sie nimmer scheiden,
Er schenket ihr den Leichnam mild;
Verlaßne möchten ihr wohl neiden
Ein also gleich und ähnlich Bild.
Da sitzet sie nun vor dem Bilde,
Die Hände sanft gefalten sind,
Und sieht es an und lächelt milde,
Und spricht: Du liebes, liebes Kind!
Kaum haben solche alte Frauen,
Wie ich, noch solche Kinder schön;
Als meinen Enkel muß ich schauen,
Den ich als Bräut'gam einst gesehn!

---

202. Das böhmische Fest.

(Aus: Kronenwächter. Bd. III. der Werke, S. 361.)

Der Böhmen König giebt ein Fest,
Auf goldnem, reich besetzten Tisch
Steht ein verstecktes Narrennest,
Ein ungeheurer Riesenfisch.
Der König schneidet in den Bauch,
Da springt ein kleiner Kerl heraus,
Bekleidet nach Prophetenbrauch,
Und giebt sich für den Jonas aus,
Und küßt des Königs Gnadenhand,
Die aus dem Fische ihn befreit;
Das Kerlchen spricht so schlau gewandt,
Daß es den König recht erfreut.

»Wer bist du Zwerglein?« spricht der Held,
»Sei mir willkommen bei dem Schmaus,
Was treibt dich in die weite Welt,
Wo bist du kleiner Mann zu Haus?«
Er spricht: »»Ich bin ein Narr für's Geld,
Ein Narr ist überall zu Haus,
Ich bleibe, wenn es Euch gefällt,
Ich gehe, wenn mein Witz zu kraus.
Beim Herrn von Limpurg war ich lang,
Der war zu sanft, ich sprach zu hart,
So machte ich zu Euch den Gang,
Um mich zu freu'n an Heldenart.««

Der König ruft nun seine Narr'n,
Um ihn zu prüfen, ob er klug,
Und ihn zu fangen in dem Garn
Mit einem list'gen Narrenzug.
Zwei alte Tölpel stolpern her,
Mit buntem Kleide angethan,
Doch ihre Zungen sind so schwer,
Sie greifen an den kleinen Mann
Mit lahmen Späßen ohne Muth,
Und wären lieber wieder fort,
Doch unser Kleiner gar nicht ruht,
Er schenket ihnen gar kein Wort.

Der Kleine übermeistert sie,
Im fremden Land gilt der Prophet,
Er fürchtet keinen, scheut sich nie,
Er weiß es nicht, wie es dort steht.
Die großen Tölpel werden stumm,
Der König nimmt ihr hölzern Schwert
Und spricht: »Ihr Narren seid zu dumm,
Der Kleine ist des Schwertes werth.
Ihr geht; der Mann im rothen Kleid
Wird eure Löhnung zahlen aus!« —
Der Kleine schmückt sich voller Freud,
Die Beiden gehen voller Graus.

Der Kleine höhnt sie wacker aus,
Ein jeder Einfall neue schafft;
Nie dauerte so lang der Schmaus,
Wie mundet heut der Rebensaft!
Der König sagt zu allen laut,
Daß er noch nie so lustig war;
Dem Kleinen hat er ganz vertraut,
Er sagt was wahr, er trinkt was klar;
Der Narr belehrt den klügsten Rath,
Und wendet jeglichen Verdruß;
Der Kleine denkt: Es ist ein Staat,
Wo mir ein Jeder gut sein muß.

Da bringt der Mann im rothen Kleid
Noch eine Schüssel seinem Herrn,
Der sieht hinein mit Schadenfreud'
Und thut sie wieder dann versperrn.
Doch unser Narr ist schon so dreist,
Er blicket durch den Spalt hinein,
Obgleich der König es verweist;
Der Narr fängt kindisch an zu schrein:
»»Herr««, spricht er mit gebrochner Stimm',
»»Zwei Menschenhäupter liegen drin;
Wer reizte Euren edlen Grimm
Mit Frevel oder Eigensinn?««

„Mit nichten“, spricht der König kalt,
„Die Beiden hab' ich nicht gehaßt,
Sie wurden mir nur allzu alt,
Und haben hier nicht mehr gepaßt;
Es sind die Narren, die allhier
Dein guter Witz schnell überwand,
Was sollten sie nun ferner mir,
Du hast sie in ihr Nichts gesandt.
Ein kluger Mann, wenn er verdummt,
Erweckt noch aller Narren Witz;
Was ist ein Narr, der je verstummt?
Er ist auf Erden nichts mehr nütz.“

Das läuft dem Narren kalt wie Eis
Durch's Rückenmark zu Zung' und Mund,
Dann wird ihm wieder glühend heiß,
Er spricht aus bangem Herzensgrund:
„„Der Teufel sei hier Narr für's Geld,
Denn wagte ich mein Leben gern,
So wär' ich auch ein großer Held
Und nicht ein Narr für große Herrn;
Ich spring' zurück in meinen Fisch,
Der Narren Blut löscht allen Witz:
Wer junge Narren braucht am Tisch,
Der gönn' den alten ihren Sitz!““

203. Das Münster zu Straßburg.

(Aus: Kronenwächter. Bd. III. der Werke. S. 149.)

Laß, o Herr! das Werk der Zeiten,
Das dein Hauch hat angereget,
Heut durch meinen Mund ausdeuten.
Großes Wort sich schwer beweget,
Schwer und langsam wie die Steine,
Die aus rauhem Fels gespalten,
Sich erheben zum Vereine
Und den hohen Thurm gestalten.

Gott erschuf am zweiten Tage,
Der vom Wasser schied die Erde,
Zeugen dieser heil'gen Sage,
Felsen sich zum Opferherde.
Erwin sah die heil'gen Zeugen
Drüben harrend an dem Rheine,
Und im Geiste ward ihm eigen,
Was ein jeder sag' und meine.

Wie sie alle ihm gebieten,
Daß er sie hinüber führe,
Daß sie heil'gen Dienst behüten,
Daß die heil'ge Kunst sie ziere;
Daß aus felsenfestem Kerne
Sich erbaue Gottes Kirche;
Darum treiben Gottes Sterne
Goldne Adern durch's Gebirge.

Seht! mit diesem Goldgewinne,
Den sie zu dem Rheine senden,
Regen sie der Menschen Sinne,
Wirken sie in fleiß'gen Händen,
Daß sie große Gaben schenken
Zu der großen Münsterkirche,
Die der Erwin will erdenken
Aus den Felsen im Gebirge.

Erwin reißt mit schnellem Bleie
Viele Pläne zu dem Baue,
Doch es fehlt die rechte Weihe,
Daß er auch das Rechte schaue.

Zu der Wildniß jener Berge
Dringt er in Verzweiflung weiter,
Klagt, daß Wahrheit sich verberge
Auf des Schönen Himmelsleiter.

Betend kommt er so zur Kirche,
Die der erste Christ erbaute,
In dem wildesten Gebirge,
Daß er seinen Herren schaute;
Sieht ein zierlich Bild des Stalles,
Wo der Herr einst war geboren,
Und das geht ihm über alles,
Und er hat es gleich erkoren.

Die Kapell' aus Stabgeflechten
Ist mit Blumen reich verzieret,
Und was andre bilden möchten,
Diesem Plan der Preis gebühret;
Nein, kein Tempel alter Zeiten
Kann entzücken, wie die Hütte;
Soll sich Dauerndes bereiten,
Steigt es nur aus frommer Sitte.

Wo die Krippe einst gestanden,
Ist der Altar aufgerichtet:
Wo das Kind die Hirten fanden,
Hat der Morgen ihn umlichtet;
Und zwei Thürme, wo der Tauben
Keusch getrennte Liebe wohnet,
Sich erheben, wie der Glauben,
Der im Geist hoch oben thronet.

Unser guter Meister sinnet,
Daß der Bau in Stein sich gründet,
Bischof Konrad's Herz gewinnet,
Und der Bau wird weit verkündet.
Und Vergebung aller Sünden
Wird zu diesem Bau verliehen
Jedem, der sich da wird finden
Treu und muthig im Bemühen.

Bischof Konrad, wohl berathen,
Kommt mit heil'gem Oel und Weine,
Mit dem Stabe, mit dem Spaten,
Legt geschickt die Gründungssteine.
Ringsum stehn die Arbeitsleute,
Alle Geistliche des Landes,
Alle Zünfte graben heute,
Selbst die Herren edlen Standes.

Als die Weihung ist vollendet,
Tritt der Bischof still zurücke;
Doch ein Streit hat bald geschändet
Dieser Sonne Gnadenblicke.
Wohl mit Recht ist lang verkündet,
Daß der Teufel sich bestelle,
Wo die Kirche wird gegründet,
Seinem Dienste die Kapelle.

Eh' der Bischof sie kann trennen,
Ist ein Streit da ausgebrochen,
Brüder wild im Kampf entbrennen,
Und der Eine ist erstochen.
„Wer hat diesen Streit entzündet?“
Ruft der Bischof mit Entsetzen;
„Neu sei dieser Bau begründet,
Nicht mit Blut dürft ihr ihn netzen!“

Und es sprach der Mordgeselle:
„„Wo Dein heil'ger Arm gegraben,
Von der lieben Gnadenstelle
Stieß er mich wie einen Knaben;
Weiß, ich hab' den Tod verdienet,
Daß ich Bruderblut vergossen,
Doch es sei die Welt versühnet;
Ihr zum Heil sei es geflossen.

„„Wißt, es fließen hier im Grunde
Zwei versteckte böse Quellen:
Stopft Ihr nicht die Doppelwunde,
Werdet Ihr den Thurm nicht stellen;
Ganz umsonst sind hier die Pfähle,
Steine, Mörtel ganz vergebens,
Wenn ich's nicht zum Grab erwähle
In der Fülle meines Lebens.

„„Eine Quelle will ich laben
Mit des armen Bruders Leiche,
Und ein Grab mir selber graben,
Daß das Wasser schaudernd weiche;
Dann erst ist der Thurm begründet
Und das Wasser ist bezwungen,
Und die Säulen, hoch verbündet,
Sind vom Sumpfe nicht verschlungen.

„„Eilet euch, ihr starken Hände,
Daß ihr euer Grab vollendet!
Weh, ihr glüht wie Feuerbrände!
Erde reinigt, was sie schändet.
Seid begrüßt, ihr Rein'gungsquellen!
Schaudert nicht vor mir zurücke;
Ich umspanne eure Wellen,
Bin des Heiles feste Brücke.““

Und der Bischof sieht zum Heile
Hier das Unheil ausgedeutet;
Viele Schuh' tief grub in Eile
Dieser Mörder, und erstreitet
Sich ein Grab in tiefen Quellen,
Die dem Meister sich verbargen.
Sicher kann er Mauern stellen
Auf den Leichnam dieses Argen.

Adalbert von Chamisso,

eigentlich Louis Charles Adelaide Chamisso de Boncourt, wurde den 27. Januar 1781 auf dem Stammschlosse Boncourt in der Champagne geboren. Sein Vater Graf Louis Maria de Chamisso, Vicomte d' Ormond, war nach 1792 Lieutenant Colonel, aide de Camp des Marschalls von Broglie; seine Mutter hieß Marie Anne Gorgam. Um 1790 kam Adalbert, in Folge der Auswanderung des französischen Adels nach Ausbruch der Revolution, mit seinen ihrer Habe beraubten Eltern (Boncourt war dem Erdboden gleich gemacht worden) nach Deutschland, wurde 1796 zu Berlin unter die Pagen der Königin Gemahlin Friedrich Wilhelm's II. aufgenommen, trat 1798 unter Friedrich Wilhelm III. in Kriegsdienste bei einem Regimente der Besatzung Berlin's, und rückte 1801 zum Lieutenant vor. Seine Familie war unter der mildern Herrschaft des ersten Konsuls nach Frankreich zurückgekehrt. So stand er in den Jahren, wo der Jüngling zum Manne heranreift, allein, ohne eigentliche Erziehung, da er nie eine Schule ernstlich besucht hatte. In französischer, später in deutscher Sprache im Dichten sich versuchend, schrieb er 1803 ein Fragment „Faust“, das von ihm aus dankbarer Erinnerung in seine gesammelten Gedichte aufgenommen wurde. Dieser fast knabenhafte metaphysisch-poetische Versuch brachte ihn zufällig einem andern Jünglinge nahe, damals von gleicher poetischer Strebsamkeit, nämlich K. A. Varnhagen von Ense. Sie verbrüderten sich, und so entstand unreifer Weise der Musenalmanach auf 1804 (Berlin), der, weil kein Buchhändler den Verlag übernehmen wollte, auf Chamisso's Kosten heraus kam und einen segenreichen Wendepunkt seines Lebens herbei führte. Obgleich sein damaliges Dichten meist nur in Ausfüllung der poetischen Formen, welche die sogenannte neue Schule anempfahl, bestehen mochte, fand das Büchlein doch Beachtung. Es brachte ihn einerseits in enge Verbrüderung mit den trefflichen Jünglingen des Nordsternbundes, die zu ausgezeichneten Männern heranreiften (Wilh. Neumann, Hitzig, Ludw. Robert, Frz. Theremin u. A.); andererseits zog es auf

ihn die wohlwollende Aufmerksamkeit von wissenschaftlichen Größen, wie Fichte u. A., die ihrer väterlichen Freundschaft ihn würdigten. Dem ersten Musenalmanach folgten noch zwei Jahrgänge nach, zu denen er einen Verleger fand, und das Buch hörte erst auf zu erscheinen, als die politischen Ereignisse die Herausgeber und Mitarbeiter auseinander sprengten. Er studirte indessen angestrengt, zuvörderst die griechische Sprache, später die lateinische und gelegentlich die lebenden Sprachen Europa's. Der Entschluß reifte in ihm, den Kriegsdienst zu verlassen und sich ganz den Studien zu widmen. Die verhängnißvollen Ereignisse vom Jahre 1806 traten hemmend und verzögernd zwischen ihn und seine Vorsätze. Die hohe Schule zu Halle, wohin er den Freunden hatte folgen sollen, bestand nicht mehr; sie selbst waren in die weite Welt verstreut. Er reiste nach Frankreich, aber es gefiel ihm nicht im alten Vaterlande, er verlangte nach dem neuen zurück. Der Tod hatte ihm die Eltern geraubt. Irr an sich selber, ohne Stand und Geschäft, gebeugt, zerknickt, verbrachte er in Berlin die düstere Zeit, nachdem er bereits 1808 seine Entlassung genommen. Dieser trübseligen Situation ward er durch den Ruf als Professor an das zu errichtende Lyceum in Napoleonville entrissen, den unerwartet im Spätjahre 1809 ein alter Freund seiner Familie an ihn ergehen ließ. Er reiste nach dort, aber aus der Professur wurde nichts. Der Zufall, das Schicksal, das Waltende entschied abermals über ihn; er wurde nämlich in den Kreis der aus Blois vertriebenen Frau von Staël gezogen. Nachdem er den Winter 1810—11 in Napoleonville bei dem Präfekten Prosper von Barante gastliche Aufnahme gefunden, folgte er im Frühling 1811 der hohen Dame nach Genf und Koppet und beschäftigte sich hier vorzugsweise mit Botanik; 1812 war er ein mitwirkender Zeuge ihrer Flucht. Er verließ nun Koppet und seinen Freund August von Staël, um sich auf der Universität zu Berlin dem Studium der Naturwissenschaften zu widmen. So trat er jetzt erst handelnd und bestimmend in seine Geschichte ein und zeichnete ihr die Richtung vor, die sie fortan unverwandt verfolgt hat.

Die Weltereignisse von 1813, an denen er nicht thätigen Antheil nehmen durfte — er hatte ja, wie Peter Schlemihl keinen Schatten, kein Vaterland mehr, oder noch kein Vaterland — spalteten sein Wesen wiederholt vielfältig, ohne ihn von seiner Bahn abzulenken. Er schrieb in diesem Sommer, um sich zu zerstreuen und die Kinder seines Freundes Hitzig zu ergötzen, das weltberühmte Märchen **Peter Schlemihl**. Kaum hatte der Boden sich wieder befestigt und wieder blau sich der Himmel darüber gewölbt, als 1815 der Sturm sich wiederum erhob und auf's Neue der Ruf nach den Waffen erscholl. Der Prinz Max von Neuwied schickte sich damals an, seine Reise nach Brasilien anzutreten. Chamisso faßte den Gedanken, sich ihm anzuschließen; er ward ihm zu einem Gehülfen vorgeschlagen, aber jener konnte seine schon abgeschlossene Ausrüstung nicht erweitern. Da kam unserm Chamisso zufällig einmal bei Hitzig ein Zeitungsartikel zu Gesicht, worin von einer nächst bevorstehenden Entdeckungsexpedition russischerseits nach dem Nordpol verworrene Nachricht gegeben wurde. Hitzig verschaffte ihm nun wirklich einen Platz auf dem von Otto von Kotzebue, dem Sohne des Dramatikers, befehligten Rurik als freiwilliger Naturforscher. Diese von dem russischen Reichskanzler Grafen Romanzoff veranstaltete, von unserm Dichter beschriebene sogenannte „Reise um die Welt", auf der er manche Widerwärtigkeit und Brutalität zu bestehen hatte, dauerte bis zum Jahre 1818, und war von wesentlichem Einfluß auf seine dichterische Anschauungsweise sowohl, als auf seine Welt- und Menschenkenntniß; sie bildet ein Hauptmoment seines Lebens. Die Fahrt ging nach Plymouth, Teneriffa, Brasilien, Chile; von dort über Salas y Gomez, die Osterinsel, Rurikskette, Krusensterninseln u. s. w. nach Kamschatka; durch die Beeringsstraße ging die Fahrt in's nördliche Eismeer, wo an Sibiriens Nordküste ein Sund nach Kotzebue, eine **Insel** nach **Chamisso** benannt wurde; von da zurück gelangte man nach Unalaschka und Kalifornien und sofort nach den Sandwichsinseln; von hier nach den Karolinen zu schiffen, stieß man auf die Inselkette Radack; im März 1817 segelte man nach Unalaschka zurück, ging im August zum zweiten Mal zu den Sandwichsinseln und nach Radack, worauf die Rückreise über das reizende Guajan der Marianeninseln nach Manila, den Sundainseln und ohne Aufenthalt in Ostindien über das Vorgebirg der guten Hoffnung nach Europa erfolgte. Bevor er das Festland wieder betrat, hielt er sich noch kurze Zeit in England auf, wo er mit den bedeutendsten Naturforschern in Berührung kam, und traf aus Petersburg im Oktober 1818 wieder in Berlin ein. Hier sah er sich mit seinen Jugendfreunden wieder vereinigt, erhielt eine Anstellung als Kustos des botanischen Gartens und Vorsteher der königlichen Herbarien, und von der Universität daselbst das Diplom als Doktor der Philosophie; auch die Gesellschaft naturforschender Freunde ehrte ihn, indem sie ihn zum Mitglied ernannte. Am 25. Sept. 1819 vermählte er sich mit Hitzig's Pflegetochter Antonie Piaste. Im Jahre 1825 ging er in Familienangelegenheiten noch einmal nach Paris und besuchte seinen Freund de la Foye in Caen. Tief ergriff ihn 1830 die von ihm vorausgesehene Julirevolution. Seit dem Jahre 1831 brustleidend, gebrauchte er 1835—36 die Thermen zu Reinerz und Charlottenbrunn, ohne Heilung zu finden; seine Freude über die allgemeine Anerkennung, welche seine gesammelten Werke (seit 1836) fanden, wurde 1837 durch die Krankheit und den Tod seiner Gattin getrübt. Das Jahr 1838 steigerte sein Körperleiden; er bat um Versetzung in den Ruhestand. Kaum aber war seinem Wunsche auf's ehrenvollste willfahrt, als er, der hochherzige Mensch und edle Dichter, am 21. August sein Leben aushauchte.

* * *

Eine selbständige Natur, von eigenthümlichem, unter den Widerwärtigkeiten seiner Jugend gestähltem Charakter, ging Chamisso auch als Dichter seinen eigenen Weg, als geborener Franzose, wie vor ihm keiner, durchaus heimisch in unserm Wesen und Geiste. Er huldigte zwar in seinen Jünglingsjahren der Tieck-Schlegel'schen Schule und bewegte sich auch später gerne in südlichen Versmaßen, am liebsten und mit besonderem Glück im Bau der Terzine („Salas y Gomez" u. a.), ohne jedoch in romantisch-mystische Phantastik, sentimentale Verschwommenheit und in das armselige Wortgeräusch und leere Formelwesen der Nachahmer zu verfallen. Die höchsten und heiligsten Interessen der Menschheit waren es, denen, von edler Begeisterung für Wahrheit, Recht und Freiheit durchglüht, oft mit tragischer Kraft seine Gesänge ertönten. Das ist der hehre Dreiklang seines zornfeurigen, oft wie Sturm wetternden, oft wehmüthig ernst, wie Aeolsharfenton hinschmelzenden Saitenspiels. Sein geistiges Naturell war vom Bewußtsein der Zeitaufgabe durchdrungen und bewegt. Diesseits und jenseits des Ozeans hatte er die Schattenseiten des Lebens, der Geselligkeit im wilden und gesitteten Zustande, zu gut kennen gelernt, um nicht vermöge seiner eindringenden Beschaulichkeit manches Bestehende zum Wohle seiner Mitmenschen geändert zu wünschen;

und der Gram, daß dies eben nur fromme Wünsche seien und vielleicht blieben, durchschauert deßhalb seine Lieder, oder ein Adagio tiefsinniger Trauer, das aber nirgends die Akkorde sarkastischen Hohns und der Verzweiflung anschlägt, springt plötzlich in das Allegro eines grotesken Humors über, dem unser Nationalzopf auftanzt. Das elegische Element war unserm, nichts weniger als frohsinnigen Dichter am naturgemäßesten. Der heitere „Champagner-Elfe" sprudelte längst nicht mehr in seinen Adern; ein geheimer Schmerz um das früh verlorene Vaterland, dessen anderer Barbier oder Beranger (zumal in der komischen Ballade) er vielleicht geworden wäre, ein tiefes Wehe um die frühe Vergänglichkeit alles Schönen, hatte sein hochwallendes französisches Blut längst gedämpft, und der Verlust einer theueren Gattin umflorte zuletzt vollends die Lyra des kranken Sängers, der nur noch dumpfe Klänge der Todesahnung entbebten.

Wenn man, mit Goethe, die wahre Poesie sich dadurch ankündigen läßt, daß sie durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen uns von den irdischen Lasten zu befreien weiß, die auf uns drücken, so wird man allerdings Chamisso's zumeist tief-ernste, schauerlich-malerische Muse, die aber selbst da, wo sie an's Gräßliche streift, noch immer tragische Schönheit offenbart, nur vom negativen Pole der Kunstanschauung beurtheilen; ihr aber jedenfalls in Betracht gemüthlicher Tiefe, erfindender und gestaltender Kraft der Phantasie, der Stärke der Schilderung (besonders in Darstellung rascher, kühner Thaten, entscheidender Lebensmomente, seltsamer Schicksale) und der plastischen Anschaulichkeit und psychologischen Bedeutsamkeit der Balladen (einzelne Balladenbilder, z. B. „Die Sterbende", kurz, scharf und stechend wie die altenglischen und altschottischen Lieder von der Chevy-chase) seltene Vorzüge zugestehen. Man hat ihn mehrfach als den Schöpfer der humoristischen Ballade bezeichnet, und das mit Recht. Humor und Melancholie sind ja Geschwister; dazu liefert Chamisso den besten Beweis. Aber das Lob — sagt K. Gödeke (deutsche Dichtung II. 378) — das darin liegen sollte, ist ein fast zweideutiges. Sein Humor ist ätzend und scharf, nicht selten kalt und höhnend. —

Von Chamisso's Gedichten zeichnen sich die „Lieder" (s. R. Gottschall's deutsche Nationalliteratur I. Breslau 1855, S. 429 fg.) durch einen kindlichen Ton, durch eine zarte, sinnige Empfindungsweise, durch leichte musikalische Rhythmen aus. Die Melancholie wie die Schalkhaftigkeit werden stets in prägnanter Weise ausgedrückt, und dem kurz hingeworfenen Begebnisse schmiegt sich passend die Stimmung an. Dennoch herrscht in Scherz und Ernst das Herbe vor, das bisweilen auch die Form durchdringt; es fehlt der süße Schmelz und Zauber Goethe's und Uhland's. In den Balladen hat Chamisso einen neuen Ton angeschlagen und der modernen poetischen Richtung die Bahn gebrochen, indem er nach einigen Bereicherungen der mittelalterlichen Gespensterchroniken seine Stoffe vorzugsweise aus der Neuzeit wählte, Napoleon und Byron besang und auf Heine, Gaudy, Wilhelm Müller, Freiligrath tonangebend wirkte. Der gesunde realistische Tik der Franzosen schützte ihn vor den phantastischen Verirrungen der nebulosen Romantik und dem bedenklichen Pathos der Nordlandsrecken. Seine Balladen vereinigen Kraft und Plastik der Darstellung mit frischem Kolorit und Schwung des maßvollen Ausdrucks. Noch mehr gilt dies von seinen exotischen Dichtungen, in denen zuerst die Flora fremder Zonen in unserer Poesie emporwucherte, zum größten Heile für die gänzlich ausgeplünderten Blumengärten der Alltagsdichter. Leider hat Chamisso meistens die in deutscher Sprache stets schleppenden und nie schwunghaften Terzinen als Reimform gewählt, aber auch diese meisterhaft bearbeitet, besonders in seinem „Salas y Gomez", einem Gedichte von ausgeprägtester Physiognomie, in welchem der Ausdruck schrofffster Oede und Weltverlassenheit und bitterer Verzweiflung in marmorharte Verstafeln gegraben ist.

Schriften.

Peter Schlemihl's wundersame Geschichte. Herausggb. von Friedr. de la Motte Fouqué. Nürnb. 1814. 3te Aufl., ebd. 1835. — Nach des Dichters Tode neu herausggb. von Jul. Ed. Hitzig. Stereotypausgabe mit 16 Holzschnitten. Leipz. 1839; 7te Aufl. m. Portr., das. 1860; illustrirte Prachtausgabe 1860. (Französisch das. 1838 u. ö., n. Aufl. 1860. Englisch von W. Howitt, das. 1843 u. ö.; n. Aufl. 1860.)
Bemerkungen und Ansichten auf einer Entdeckungsreise 1815—18. Weimar 1821.
Vertraute Briefe aus verschiedenen Welttheilen (geschrieben in Kotzebue's Wochenblatt 1816—18).
De animalibus quibusdam e classe vermium Linnaei. Berol. 1819.
Uebersicht der in Norddeutschland vorkommenden nützlichsten und schädlichsten Gewächse, nebst Ansichten über das Pflanzenreich und Pflanzenkunde. Berl. 1827.
Gedichte. 2 Bde. Leipz. 1831. — 11te Aufl. 1850.
Reise um die Welt. 2 Bde. Ebd. 1836.
Werke. 4 Bde. Ebd. 1836—39. Derselben 5r u. 6r Band, nach seinem Tode herausggb. von Jul. Ed. Hitzig. Auch u. d. Titel: Leben und Briefe. 2 Bde. Leipz. 1839. 3te Aufl. 1852.
Ueber die hawaiische Sprache. Ebd. 1837.

Gab heraus:

Deutscher Musenalmanach (mit Gustav Schwab). Leipz. 1832—37.
Beranger's Lieder. Auswahl in freier Bearbeitung (mit Franz Frhr. v. Gaudy). Leipz. 1838.

Zur Charakteristik:

Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten ꝛc. Bd. 2. Leipz. 1842.
Wolfg. Menzel, Die deutsche Literatur III. 2te Aufl. Stuttg. u. Tübing. 1836.
Martin, Les poètes contemporains de l' Allemagne. Paris 1846, p. 67—75.
Gervinus, Geschichte d. deutsch. Dichtung V., 521. 526.

204. Ungewitter.

Auf hohen Burgeszinnen
Der alte König stand,
Und überschaute düster
Das düster umwölkte Land.

Es zog das Ungewitter
Mit Sturmesgewalt herauf,
Er stützte seine Rechte
Auf seines Schwertes Knauf.

Die Linke, der entsunken
Das goldne Zepter schon,
Hielt noch auf der finstern Stirne
Die schwere goldne Kron'.

Da zog ihn seine Buhle
Leis' an des Mantels Saum:
‚Du hast mich einst geliebet,
Du liebst mich wohl noch kaum?' —

„Was Lieb' und Lust und Minne!
Laß ab, du süße Gestalt!
Das Ungewitter ziehet
Herauf mit Sturmesgewalt.

„Ich bin auf Burgeszinnen
Nicht König mit Schwert und Kron',
Ich bin der empörten Zeiten
Unmächtiger, bangender Sohn.

„Was Lieb' und Lust und Minne!
Laß ab, du süße Gestalt!
Das Ungewitter ziehet
Herauf mit Sturmesgewalt."

---

205. Die Jungfrau von Stubbenkammer.

(Volkssage.)

Ich trank in schnellen Zügen
Das Leben und den Tod
Bei'm Königsstuhl auf Rügen
Am Strand im Morgenroth.

Ich kam am frühen Tage,
Nachsinnend einsam her,
Und lauscht' dem Wellenschlage,
Und schaute über's Meer.

Wie schweifend aus der Weite
Mein Blick sich wieder neigt,
Da hat sich mir zur Seite
Ein Feenweib gezeigt.

An Schönheit sondergleichen,
Wie nimmer Augen sahn,
Mit gold'ner Kron' und reichen
Gewändern angethan.

Sie kniet' auf Felsensteinen,
Umbrandet von der Fluth,
Und wusch, mit vielem Weinen,
Ein Tuch befleckt mit Blut.

Umsonst war ihr Beginnen,
Sie wusch und wusch mit Fleiß,
Der böse Fleck im Linnen
Erschien doch nimmer weiß.

Da sah sie unter Thränen
Mich an, und bittend fast;
Da hat ein heißes Sehnen
Mich namenlos erfaßt.

‚Gegrüßet mir, du blendend,
Du wundersames Bild!' —
Sie aber, ab sich wendend,
Sprach schluchzend, aber mild:

„Ich weine trüb und trüber
Die Augen mir und blind;
Gar Viele ziehn vorüber,
Und nicht e i n Sonntagskind.

„Nach langem, bangem Hoffen
Erreichst auch du den Ort —
O hättest du getroffen
Zum Gruß das rechte Wort!

„Hätt'st du Gotthelf'! gesprochen,
Ich war erlöst und dein;
Die Hoffnung ist gebrochen,
Es muß geschieden sein!“

Da stand sie auf zu gehen,
Das Tuch in ihrer Hand,
Und, wo die Pfeiler stehen,
Versank sie und verschwand. —

Ich trank in schnellen Zügen
Das Leben und den Tod
Bei'm Königsstuhl auf Rügen
Am Strand im Morgenroth.

---

206. Die Männer im Zobtenberge.

Es wird vom Zobtenberge gar Seltsames erzählt;
Als tausend und fünfhundert und siebzig man gezählt,
Am Sonntag Quasimodo lustwandelte hinan
Johannes Beer aus Schweidnitz, ein schlichter frommer Mann.

Er war des Berges kundig, und Schlucht und Felsenwand
Und jeder Stein am Stege vollkommen ihm bekannt;
Wo im gedrängten Kreise die nackten Felsen stehn,
War diesmal eine Höhle, wo keine sonst zu sehn.

Er nahte sich verwundert dem unbekannten Schlund,
Es hauchte kalt und schaurig ihn an aus seinem Grund;
Er wollte zaghaft fliehen, doch bannt' ihn fort und fort
Ein lüsternes Entsetzen an nicht geheuren Ort.

Er faßte sich ein Herze, er stieg hinein und drang
Durch enge Felsenspalten in einen langen Gang;
Ihn lockte tief da unten ein schwacher Dämmerschein,
Den warf in eh'rner Pforte ein kleines Fensterlein.

Die Pforte war verschlossen, zu welcher er nun kam,
Er klopfte, von der Wölbung erdröhnt' es wundersam,
Er klopfte noch zum andern, zum dritten Mal noch an,
Da ward von Geisterhänden unsichtbar aufgethan.

An rundem Tische saßen in schwarzbehang'nem Saal,
Erhellt von einer Ampel unsicher bleichem Strahl,
Drei lange hag're Männer; betrübt und zitternd sahn
Ein Pergament vor ihnen sie stieren Blickes an.

Er zögernd auf der Schwelle beschaute sie genau, —
Die Tracht so alterthümlich, das Haar so lang und grau, —
Er rief mit frommem Gruße: Vobiscum Christi pax!
Sie seufzten leise wimmernd: Hic nulla, nulla pax!

Er trat nun von der Schwelle nur wen'ge Schritte vor,
Vom Pergamente blickten die Männer nicht empor,
Er grüßte sie zum andern: Vobiscum Christi pax!
Sie lallten zähneklappernd: Hic nulla, nulla pax!

Er trat nun vor den Tisch hin, und grüßte wiederum:
Pax Christi sit vobiscum! sie aber blieben stumm,
Erzitterten und legten das Pergament ihm dar:
„Hic liber obedientiae“ darauf zu lesen war.

Da fragt' er: wer sie wären? — Sie wüßten's selber nicht.
Er fragte: was sie machten? — Das endliche Gericht
Erharrten sie mit Schrecken, und jenen jüngsten Tag,
Wo Jedem seiner Werke Vergeltung werden mag.

Er fragte: wie sie hätten verbracht die Zeitlichkeit?
Was ihre Werke waren? — Ein Vorhang wallte breit
Den Männern gegenüber und bildete die Wand,
Sie bebten, schwiegen, zeigten darauf mit Blick und Hand.

Dahin gewendet hob er den Vorhang schaudernd auf:
Geripp' und Schädel lagen gespeichert da zu Hauf;
Vergebens war's mit Purpur und Hermelin verdeckt,
Drei Schwerter lagen drüber, die Klingen blutbefleckt.

Drauf er: ob zu den Werken sie sich bekennten? — Ja.
Ob solche gute waren, ob böse? — Böse, ja.
Ob leid sie ihnen wären? — Sie senkten das Gesicht,
Erschracken und verstummten: sie wüßten's selber nicht.

---

207. Der Geist der Mutter.

Die Muse führt euch in das Schloß des Grafen;
Sie hat den alten Wappenschild am Thor
Verhangen, und es soll sein Name schlafen.
Seht dort ihn selbst, der bleich und hager vor
Dem Pergamente zähneknirschend lacht,
Und zitternd, wie es rauschet, fährt empor.
Schaut nicht hinab in seines Busens Nacht,
Fragt nicht nach seinem Unmuth, seinem Groll,
Und nicht, was vor ihm selbst ihn schaudern macht.
Blickt ab von ihm; seht schweigsam, ahnungsvoll
Die Dienerschaft den einz'gen Sohn erwarten,
Dem jetzt der Mutter Erbe werden soll.
Er ward in Schul' und Welt und Krieg vom harten
Geschick verstoßen, seit die Augen schloß,
Die liebend pflegte seiner Kindheit Garten.
Nun kehrt er heim in seines Vaters Schloß;
Er wieget sich in zaubervollen Träumen,
Und spornt vor Ungeduld sein feurig Roß.
Und dort beginnt inmitten grünen Räumen
Das Dorf mit rothen Dächern zu erscheinen;
Die Kirche dort, und unter jenen Bäumen...!
Er hat den Baum gepflanzt, der jetzt mit seinen
Weitausgespannten Aesten schirmt das Grab
Der Mutter, wo er beten muß und weinen:
„Vernimm du mich, die mir das Leben gab,
Du, deren Bild ich stets in mir getragen,
Nicht wende jetzt die Augen von mir ab!
Der fremdgeword'nen Heimath werd' ich klagen,
Daß meine Träume noch mir Träume sind;
Du sollst um mich die Geisterarme schlagen.“ —
Und nun zu Roß! zum Schloß hinan geschwind!
Der Bach, — die Felsenwand, — die alten Föhren,
Ihr dunkles Haupt bewegt der Abendwind;
Sie scheinen seines Herzens Gruß zu hören
Und zu erwiedern; Fremde sind allein
Die Menschen, die die Täuschung ihm zerstören.
Und hier, um diesen Felsen muß es sein, —
Es wendet sich der Weg, und vor ihm prangen
Des Schlosses Zinnen roth im Abendschein;
Da rollen Thränen über seine Wangen;
Er stürmt den Hof hinan, und Diener kommen
Neugierig fremd herbei ihn zu empfangen.
Nach seinem Vater fragt er, sucht ihn frommen
Und liebedurst'gen Blickes: hat er, ach!
Von seines Sohnes Heimkehr nichts vernommen?
Dem Jäger folgt er durch die Halle nach,
Der trägt Gepäck und Mantel und Pistolen,
Und führt ihn ein in's innere Gemach.
Da tritt vor ihn ein Mann mit starren, hohlen,
Entsternten Augen, dessen düst're Falten
Die Schatten seines Innern wiederholen.
Der spricht: „,Die Kunde hab' ich schon erhalten;
Ihr kommt der Mutter Erbe zu begehren,
Ich kann Euch nicht das Eure vorenthalten'“ —
Da kann er sich des Schauderns nicht erwehren,
Es sinken schlaff die ausgestreckten Arme,
Und stumm und starr verschluckt er seine Zähren.
An dieses Herz doch schlagen muß der Arme,
Nicht dringt hinein die Stimme der Natur,
Da schweigt er überwältigt von dem Harme.
Er stammelt: »Schlaf!« Da winkt der Alte nur,
Er folgt dem Jäger bei der Kerze Schimmer
Zum andern Flügel über Gang und Flur.
Da öffnet sich vor ihm, er sieht es immer,
Er hat es mit dem Herzen schon erkannt,
Das von der Mutter sonst bewohnte Zimmer.
Da steht nun der Verwaiste wie gebannt,
Betrachtet sinnend die gemalten Wände,
Von bitt'rer Lust und Schmerzen übermannt.
Sie lag auf diesem Lager, als die Hände

Sie segnend legte auf sein lockig Haupt,
Dann sank sie hin, ihr Leben war zu Ende.
Hier ward er seines Theuersten beraubt,
Hier hat der Ernst des Lebens ihn erfaßt,
Und seiner Kindheit üpp'ges Reis entlaubt.
Und jetzt! — So steht er eine lange Rast,
Von Garnen der Erinnerung umstellt,
Das Herz zermalmt von namenloser Last.
Und endlich nieder auf das Lager fällt
Er weinend, schluchzend, schmerzenüberwunden,
Den Schlaf nicht suchend, der sich ferne hält.
Der Schloßuhr eh'rne Zunge zählt die Stunden,
Es schließt die Nacht sich zu, das Licht verglimmt,
In grauser Stille bluten seine Wunden.
Da mahnt ihn ein Geräusch, das er vernimmt,
Daß drüben bei dem Vater er gelassen
Die Waffen, die zu seinem Schutz bestimmt.
Und ringsher spähend sieht er einen blassen
Unsichern Schimmer durch das Zimmer wehen;
Es reizt ihn, den in's Auge scharf zu fassen.
Er höret draußen leisen Schrittes gehen;
Er siehet jenen Schimmer sich gestalten,
Und siehet seine Mutter vor ihm stehen.
Sie winkt ihm, regungslos sich zu verhalten.
Sie hebt die Augen schmerzenreich empor,
Sie scheinet über ihn die Wacht zu halten.
Es rauscht, die Thür geht auf, — sie tritt davor, —
Ein lauter, angsterpreßter Schrei erschallt,
Die Stimme seines Vaters traf sein Ohr;
Da wirft man Schweres klirrend hin, es hallt
Der Gang von flücht'gen Schritten, es verklingt, —
Zerflossen ist in Nebel die Gestalt.
Er aber dort auf seinem Lager ringt
Mit dem Entsetzen, bis mit hellem Scheine
Der junge Tag in seine Augen dringt.
Er schaut umher; die Thür ist auf, und seine
Pistolen liegen auf der Schwelle dort;
Er fragt sich nicht, was er darüber meine.
Er schleicht hinaus sich leise, spricht kein Wort,
Er sattelt, steigt zu Roß und drückt die Sporen;
Erst ihrem Grabe zu, dann weiter fort. —
Es hat sich jede Spur von ihm verloren.

---

208. Salas y Gomez.

I.

Salas y Gomez*) raget aus den Fluthen
Des stillen Meers, ein Felsen kahl und bloß,
Verbrannt von scheitelrechter Sonne Gluthen,
Ein Steingestell' ohn' alles Gras und Moos,
Das sich das Volk der Vögel auserkor
Zur Ruhstatt im bewegten Meeresschoos.
So stieg vor unsern Blicken sie empor,
Als auf dem Rurik: „Land im Westen! Land!"
Der Ruf vom Mastkorb drang zu unserm Ohr.
Als uns die Klippe nah vor Augen stand,
Gewahrten wir der Meeresvögel Schaaren
Und ihre Brüteplätze längs dem Strand.
Da frischer Nahrung wir bedürftig waren,
So ward beschlossen, den Versuch zu wagen,
In zweien Booten an das Land zu fahren.
Es war dabei zu sein mir angetragen.
Das Schreckniß, das der Ort mir offenbart,
Ich werd' es jetzt mit schlichten Worten sagen.
Wir legten bei, bestiegen wohlbewahrt
Die ausgesetzten Boote, stießen ab,
Und längs der Brandung rudernd ging die Fahrt.
Wo unter'm Wind das Ufer Schutz uns gab,
Ward angelegt bei einer Felsengruppe,
Wir setzten auf das Trockne unsern Stab.
Und eine rechts, und links die andre Truppe,
Vertheilten sich den Strand entlang die Mannen,
Ich aber stieg hinan die Felsenkuppe.
Vor meinen Füßen wichen kaum von dannen
Die Vögel, welche die Gefahr nicht kannten,
Und mit gestreckten Hälsen sich besannen.
Der Gipfel war erreicht, die Sohlen brannten
Mir auf dem heißen Schieferstein, indessen
Die Blicke den Gesichtskreis rings umspannten.
Und wie die Wüstenei sie erst ermessen,
Und wieder erdwärts sich gesenket haben,
Läßt Eines alles Andre mich vergessen.
Es hat die Hand des Menschen eingegraben
Das Siegel seines Geistes in den Stein,
Worauf ich steh', — Schriftzeichen sind's, Buchstaben.
Der Kreuze fünfmal zehn in gleichen Reih'n,
Es will mich dünken, daß sie lang bestehen,
Doch muß die flücht'ge Schrift hier jünger sein.
Und nicht zu lesen! — deutlich noch zu sehen
Der Tritte Spur, die sie verlöschet fast;
Es scheint ein Pfad darüber hin zu gehen.
Und dort am Abhang war ein Ort der Rast,
Dort nahm er Nahrung ein, dort Eierschalen!
Wer war, wer ist der grausen Wildniß Gast?
Und spähend, lauschend schritt ich auf dem kahlen
Gesims einher zum andern Felsenhaupte,
Das zugewendet liegt den Morgenstrahlen.
Und wie ich, der ich ganz mich einsam glaubte,
Erklomm die letzte von den Schieferstiegen,
Die mir die Ansicht von dem Abhang raubte:
Da sah ich einen Greisen vor mir liegen,
Wohl hundert Jahre, mocht' ich schätzen, alt,

---

*) Siehe des Dichters „Bemerkungen und Ansichten auf einer Entdeckungsreise" S. 141, oder: „Werke" II. 291.

Deß Züge, schien es, wie im Tode schwiegen.
Nackt, langgestreckt die riesige Gestalt,
Von Bart und Haupthaar abwärts zu den Lenden
Den hagern Leib mit Silberglanz umwallt;
Das Haupt getragen von des Felsen Wänden,
Im starren Antlitz Ruh', die breite Brust
Bedeckt mit über's Kreuz gelegten Händen.
Und wie entsetzt, mit schauerlicher Lust,
Ich unverwandt das große Bild betrachte,
Entflossen mir die Thränen unbewußt.
Als endlich, wie aus Starrkrampf, ich erwachte,
Entbot ich zu der Stelle die Gefährten,
Die bald mein lauter Ruf zusammen brachte.
Sie lärmend herwärts ihre Schritte kehrten,
Und stellten, bald verstummend, sich zum Kreis,
Die fromm die Feier solchen Anblicks ehrten.
Und seht! noch reget sich, noch athmet leis,
Noch schlägt die müden Augen auf und hebt
Das Haupt empor der wundersame Greis.
Er schaut uns zweifelnd, staunend an, bestrebt
Sich noch, zu sprechen mit erstorbnem Munde,—
Umsonst! er sinkt zurück, er hat gelebt.
Es sprach der Arzt, bemüh'nd in dieser Stunde
Sich um den Leichnam noch: „Es ist vorbei."
Wir aber standen betend in der Runde.
Es lagen da der Schiefertafeln drei
Mit eingeritzter Schrift; mir ward zu Theile
Der Nachlaß von dem Sohn der Wüstenei.
Und wie ich bei den Schriften mich verweile,
Die rein in span'scher Zunge sind geschrieben,
Gebot ein Schuß vom Schiffe her uns Eile.
Ein zweiter Schuß und bald ein dritter trieben
Von dannen uns mit Hast zu unsern Booten;
Wie dort er lag, ist liegen er geblieben.
Es dient der Stein, worauf er litt, dem Todten
Zur Ruhestätte wie zum Monumente,
Und Friede sei dir, Schmerzenssohn, entboten!
Die Hülle gibst du hin dem Elemente,
Allnächtlich strahlend über dir entzünden
Des Kreuzes Sterne sich am Firmamente,
Und, was du littest, wird dein Lied verkünden.

II.

Die erste Schiefertafel.

Mir war von Freud' und Stolz die Brust geschwellt,
Ich sah bereits im Geiste hoch vor mir
Gehäuft die Schätze der gesammten Welt.
Der Edelsteine Licht, der Perlen Zier,
Und der Gewänder Indiens reichste Pracht,
Die legt' ich alle nur zu Füßen Ihr.
Das Gold, den Mammon, diese Erdenmacht,
An welcher sich das Alter liebt zu sonnen,
Ich hatt's dem grauen Vater dargebracht.
Und selber hatt' ich Ruhe mir gewonnen,
Gekühlt der thatendurst'gen Jugend Gluth,
Und war geduldig worden und besonnen.
Sie schalt nicht fürder mein zu rasches Blut;
Ich wärmte mich an ihres Herzens Schlägen,
Von ihren weichen Armen sanft umruht.
Es sprach der Vater über uns den Segen.
Ich fand den Himmel in des Hauses Schranken,
Und fühlte keinen Wunsch sich fürder regen.
So wehten thöricht vorwärts die Gedanken;
Ich aber lag auf dem Verdeck zu Nacht,
Und sah die Sterne durch das Tauwerk schwanken.
Ich ward vom Wind mit Kühlung angefacht,
Der so die Segel spannte, daß wir kaum
Den flücht'gen Weg je schnellern Lauf's gemacht.
Da schreckte mich ein Stoß aus meinem Traum,
Erdröhnend durch das schwache Bretterhaus;
Ein Wehruf hallte aus dem untern Raum.
Ein zweiter Stoß, ein drittter; krachend aus
Den Fugen riß das Plankenwerk, die Welle
Schlug schäumend ein und endete den Graus.
Verlorner Schwimmer in der Brandung Schwelle.
Noch rang ich jugendkräftig mit den Wogen,
Und sah noch über mir die Sternenhelle.
Da fühlt' ich in den Abgrund mich gezogen,
Und wieder aufwärts fühlt' ich mich gehoben,
Und schaute einmal noch des Himmels Bogen.
Dann brach die Kraft in der Gewässer Toben,
Ich übergab dem Tod mich in der Tiefe,
Und sagte Lebewohl dem Tag dort oben.
Da schien mir, daß in tiefem Schlaf ich schliefe,
Und sei mir aufzuwachen nicht verliehen,
Obgleich die Stimme mir's im Innern riefe.
Ich rang mich solchem Schlafe zu entziehen,
Und ich besann mich, schaut' umher und fand,
Es habe hier das Meer mich ausgespieen.
Und wie vom Todesschlaf ich auferstand,
Bemüht' ich mich die Höhe zu ersteigen,
Um zu erkunden dies mein Rettungsland.
Da wollten Meer und Himmel nur sich zeigen,
Die diesen einsam nackten Stein umwanden,
Dem nackt und einsam selbst ich fiel zu eigen.
Wo dort mit voller Wuth die Wellen branden,
Auf fernem Riffe war das Wrack zu sehen,
Woselbst es lange Jahre noch gestanden,
Mir unerreichbar! — und des Windes Wehen,
Der Strom, entführen seewärts weiter fort
Des Schiffbruchs Trümmer, welcher dort geschehen.
Ich aber dachte: nicht an solchem Ort
Wirst lange die Gefährten du beneiden,
Die früher ihr Geschick ereilte dort.
Nicht also — Mich, es will nur mich vermeiden!
Der Vögel Eier reichen hin allein,
Mein Leben zu verlängern und mein Leiden.
Selbander leb' ich so mit meiner Pein,
Und kratzte mit den scharfen Muschelscherben
Auf diesen mehr als ich geduld'gen Stein:
„Ich bin noch ohne Hoffnung bald zu sterben."

III.

Die andere Schiefertafel.

Ich saß vor Sonnenaufgang an dem Strande,
Das Sternenkreuz verkündete den Tag,
Sich neigend zu des Horizontes Rande.
Und noch gehüllt in tiefes Dunkel lag
Vor mir der Osten, leuchtend nur entrollte
Zu meinen Füßen sich der Wellenschlag.
Mir war, als ob die Nacht nicht enden wollte;
Mein starrer Blick lag auf des Meeres Saum,
Wo bald die Sonne sich erheben sollte.
Die Vögel auf den Nestern, wie im Traum,
Erhoben ihre Stimmen; blaß und blasser
Erlosch der Schimmer in der Brandung Schaum,
Es sonderte die Luft sich von dem Wasser,
In tiefem Blau verschwand der Sterne Chor:
Ich kniet' in Andacht und mein Aug' ward nasser.
Nun trat die Pracht der Sonne selbst hervor,
Die Freude noch in wunde Herzen senkt;
Ich richtete zu ihr den Blick empor.
Ein Schiff! ein Schiff! mit vollen Segeln lenkt
Es herwärts seinen Lauf, mit vollem Winde;
Noch lebt ein Gott, der meines Elends denkt!
O Gott der Liebe, ja du strafst gelinde,
Kaum hab' ich dir gebeichtet meine Reu',
Erbarmen übst du schon an deinem Kinde.
Du öffnest mir das Grab, und führst auf's Neu'
Zu Menschen mich, sie an mein Herz zu drücken,
Zu leben und zu lieben warm und treu.
Und oben, von der Klippe höchstem Rücken
Betrachtend scharf das Fahrzeug, ward ich bleich,
Noch mußte mir bemerkt zu werden glücken.
Es wuchs das hergetrag'ne Schiff, zugleich
Die Angst in meinem Busen namenlos;
Es galt des Fernrohrs möglichen Bereich.
Nicht Rauch, nicht Flaggentuch! so bar und bloß,
Die Arme nur vermögend auszubreiten!
Du kennst, barmherz'ger Gott, du fühlst mein Loos!
Und ruhig sah ich her das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen,
Und schwinden zwischen ihm und mir die Weiten.
Und jetzt —! es hat mein Ohr mich nicht betrogen,
Des Meisters Pfeife war's, vom Wind getragen,
Die wohl ich gier'gen Durstes eingesogen.
Wie wirst du erst, den seit so langen Tagen
Entbehrt ich habe, wonnereicher Laut
Der Menschenred'! an's alte Herz mir schlagen!
Sie haben mich, die Klippe doch erschaut,
Sie rücken an die Segel, im Begriff
Den Lauf zu ändern. — Gott, dem ich vertraut!
Nach Süden — —? wohl! sie müssen ja das Riff
Umfahren, fern sich halten von der Brandung.
O gleite sicher, hoffnungsschweres Schiff!
Jetzt wär' es an der Zeit! o meine Ahndung!
Blickt her! blickt her! legt bei! setzt aus das Boot!
Dort unter'm Winde, dort versucht die Landung!
Und ruhig vorwärts strebend ward das Boot
Nicht ausgesetzt, nicht ließ es ab zu gleiten,
Es wußt' gefühllos nichts von meiner Noth.
Und ruhig sah ich hin das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen,
Und wachsen zwischen ihm und mir die Weiten.
Und als es meinem Blicke sich entzogen,
Der's noch im leeren Blau vergebens sucht,
Und ich verhöhnt mich wußte und belogen:
Da hab' ich meinem Gott und mir geflucht
Und, an dem Felsen meine Stirne schlagend,
Gewüthet sinnverwirret und verrucht.
Drei Tag' und Nächte lag ich so verzagend,
Wie Einer, den der Wahnsinn hat gebunden,
Im grimmen Zorn am eignen Herzen nagend;
Und hab' am dritten Thränen erst gefunden,
Und endlich es vermocht, mich aufzuraffen,
Vom allgewalt'gen Hunger überwunden,
Um meinem Leibe Nahrung zu verschaffen.

IV.

Die letzte Schiefertafel.

Geduld! Die Sonne steigt in Osten auf,
Sie sinkt im Westen zu des Meeres Plan,
Sie hat vollendet eines Tages Lauf.
Geduld! Nach Süden wirft auf ihrer Bahn
Sie jetzt, bald wieder senkrecht meinen Schatten,
Ein Jahr ist um, es fängt ein andres an.
Geduld! Die Jahre ziehen ohn' Ermatten,
Nur grub für sie kein Kreuz mehr deine Hand,
Seit ihrer fünfzig sich gereihet hatten.
Geduld! Du harrest stumm am Meeresrand,
Und blickest starr in öde blaue Ferne,
Und lausch'st dem Wellenschlag am Felsenstrand.
Geduld! Laß kreisen Sonne, Mond und Sterne,
Und Regenschauer mit der Sonnengluth
Abwechseln über dir; Geduld erlerne!
Ein Leichtes ist's, der Elemente Wuth
Im hellen Tagesscheine zu ertragen,
Bei regem Augenlicht und wachem Muth;
Allein der Schlaf, darin uns Träume plagen,
Und mehr die schlaflos lange bange Nacht,
Darin sie aus dem Hirn hinaus sich wagen!
Sie halten grausig neben uns die Wacht
Und reden Worte, welche Wahnsinn locken —
Hinweg! hinweg! wer gab euch solche Macht?
Was schüttelst du im Winde deine Locken?
Ich kenne dich, du rascher wilder Knabe,
Ich seh' dich an und meine Pulse stocken.
Du bist ich selbst, wie ich gestrebet habe
In meiner Hoffnung Wahn vor grauen Jahren,
Ich bin du selbst, das Bild auf deinem Grabe.
Was sprichst du noch vom Schönen, Guten, Wahren,
Von Lieb' und Haß, von Thatendurst? Du Thor!
Sieh her, ich bin, was deine Träume waren.
Und führest wiederum mir diese vor?
Laß ab, o Weib! ich habe längst verzichtet,
Du hauchst aus Aschen noch die Gluth empor!
Nicht so den süßen Blick auf mich gerichtet!
Das Licht der Augen und der Stimme Laut,
Es hat der Tod ja alles schon vernichtet.

Aus deinem hohlen morschen Schädel schaut
Kein solcher Himmel mehr voll Seligkeit;
Versunken ist die Welt, der ich vertraut.
Ich habe nur die allgewalt'ge Zeit
Auf diesem öden Felsen überragt
In grausenhafter Abgeschiedenheit.
Was, Bilder ihr des Lebens, widersagt
Ihr dem, der schon den Todten angehöret?
Zerfließet in das Nichts zurück, es tagt!
Steig auf, o Sonne, deren Schein beschwöret
Zur Ruh' den Aufruhr dieser Nachtgenossen,
Und ende du den Kampf, der mich zerstöret.
Sie bricht hervor, und jene sind zerflossen. —
Ich bin mit mir allein und halte wieder
Die Kinder meines Hirns in mir verschlossen.
O tragt noch heut', ihr altersstarren Glieder,
Mich dort hinunter, wo die Nester liegen;
Ich lege bald zur letzten Rast euch nieder.
Verwehrt ihr, meinem Willen euch zu schmiegen,
Wo machtlos inn're Qualen sich erprobt,
Wird endlich, endlich doch der Hunger siegen.
Es hat der Sturm im Herzen ausgetobt,
Und hier, wo ich gelitten und gerungen,
Hier hab' ich auszuathmen auch gelobt.
Laß, Herr! durch den ich selber mich bezwungen,
Nicht Schiff und Menschen diesen Stein erreichen,
Bevor mein letzter Klagelaut verklungen.
Laß klanglos mich und friedsam hier erbleichen;
Was frommte mir annoch in später Stunde,
Zu wandeln, eine Leiche über Leichen?
Sie schlummern in der Erde kühlem Grunde,
Die meinen Eintritt in die Welt begrüßt,
Und längst verschollen ist von mir die Kunde.
Ich habe, Herr! gelitten und gebüßt, —
Doch fremd zu wallen in der Heimath — nein!
Durch Wermuth wird das Bittre nicht versüßt.
Laß weltverlassen sterben mich allein,
Und nur auf deine Gnade noch vertrauen;
Von deinem Himmel wird auf mein Gebein
Das Sternbild deines Kreuzes niederschauen.

209. Die Sterbende.

Geläute schallt vom Thurm herab,
Es ruft der Tod, es gähnt ein Grab.
Ihr sünd'gen Menschen, zum Gebet!
Ein gleiches Loos bevor euch steht.

Im Sterben liegt ein schönes Weib,
Sie weint um ihren jungen Leib,
Sie weint um ihre sündige Lust,
Sie ringt die Hände, sie schlägt ihre Brust.

Es harrt des Ausgangs ihr Gemahl,
Blickt starr und kalt auf ihre Qual;
Sie windet sich in dieser Stund'
Zu seinen Füßen, sie öffnet den Mund:

‚Vergieb mir, Gott, in deiner Huld,
Vergieb, Gemahl, mir meine Schuld!
Ich klag' es an in bitt'rer Reu',
Weh' mir! ich brach geschwor'ne Treu'.' —

»Vertrauen ist Vertrauen werth,
Und machst du mir kund, wie du mich entehrt,
So mach' ich dir kund in deiner Noth:
Du stirbst an Gift, das ich dir bot.«

210. Das Gebet der Wittwe.

Die Alte wacht und betet allein
In später Nacht bei der Lampe Schein:
»Laß unsern gnädigen Herrn, o HErr!
Recht lange leben, ich bitte dich sehr.
Die Noth lehrt beten.«

Der gnädige Herr, der sie belauscht,
Vermeint nicht anders, sie sei berauscht;
Er tritt höchst selbst in das ärmliche Haus
Und fragt gemüthlich das Mütterlein aus:
„»Wie lehrt Noth beten?«"

»Acht Kühe, Herr, die waren mein Gut,
Ihr Herr Großvater sog unser Blut,
Der nahm die beste der Kühe für sich
Und kümmerte sich nicht weiter um mich.
Die Noth lehrt beten.

»Ich flucht' ihm, Herr, so war ich bethört,
Bis Gott, mich zu strafen, mich doch erhört;
Er starb; zum Regimente kam
Ihr Vater, der zwei der Kühe mir nahm.
Die Noth lehrt beten.

„Dem flucht' ich arg auch ebenfalls,
Und wie mein Fluch war, brach er den Hals.
Da kamen höchst Sie selbst an das Reich
Und nahmen vier der Kühe mir gleich.
Die Noth lehrt beten.

„Kommt Dero Sohn erst noch dazu,
Nimmt der gewiß mir die letzte Kuh —
Laß unsern gnädigen Herrn, o HErr!
Recht lange leben, ich bitte dich sehr.
Die Noth lehrt beten."

211. Kleidermacher=Muth.

Und als die Schneider revoltirt, —
Courage! Courage!
So haben gar grausam sie massakrirt
Und stolz am Ende parlamentirt:
Herr König, das sollst du uns schwören!

Und drei Bedingungen wollen wir stell'n: —
Courage! Courage!
Schaff' ab, zum Ersten, die Schneider=Mamsell'n,
Die das Brod verkürzt uns Schneider=Gesell'n;
Herr König, das sollst du uns schwören!

Die brennende Pfeife, zum Andern, sei —
Courage! Courage!
Zum höchsten Aerger der Polizei,
Auf offener Straße uns Schneidern frei;
Herr König, das sollst du uns schwören!

Das Dritte, Herr König, noch wissen wir's nicht, —
Courage! Courage!
Doch bleibt es das Beste an der ganzen Geschicht;
Wir besteh'n auch darauf bis an's jüngste Gericht:
Das Dritte, das sollst du uns schwören!

212. Der Bettler und sein Hund.

„Drei Thaler erlegen für meinen Hund!
So schlage das Wetter mich gleich in den Grund!
Was denken die Herr'n von der Polizei?
Was soll nun wieder die Schinderei?

„Ich bin ein alter, ein kranker Mann,
Der keinen Groschen verdienen kann;
Ich habe nicht Geld, ich habe nicht Brot,
Ich lebe ja nur von Hunger und Noth.

„Und wann ich erkrankt, und wann ich verarmt,
Wer hat sich da noch meiner erbarmt?
Wer hat, wann ich auf Gottes Welt
Allein mich fand, zu mir sich gesellt?

„Wer hat mich geliebt, wann ich mich gehärmt?
Wer, wann ich fror, hat mich gewärmt?
Wer hat mit mir, wann ich hungrig gemurrt,
Getrost gehungert und nicht geknurrt?

„Es geht zur Neige mit uns zwei'n,
Es muß, mein Thier, geschieden sein;
Du bist, wie ich, nun alt und krank,
Ich soll dich ersäufen, das ist der Dank!

„Das ist der Dank, das ist der Lohn!
Dir geht's, wie manchem Erdensohn.
Zum Teufel! ich war bei mancher Schlacht,
Den Henker hab' ich noch nicht gemacht.

„Das ist der Strick, das ist der Stein,
Das ist das Wasser, — es muß ja sein.
Komm her, du Köter, und sieh mich nicht an,
Noch nur ein Fußstoß, so ist es gethan!"

Wie er in die Schlinge den Hals ihm gesteckt,
Hat wedelnd der Hund die Hand ihm geleckt,
Da zog er die Schlinge sogleich zurück,
Und warf sie schnell um sein eigen Genick;

Und that einen Fluch gar schauderhaft,
Und raffte zusammen die letzte Kraft,
Und stürzt' in die Fluth sich, die tönend stieg,
In Kreise sich zog und über ihm schwieg.

Wohl sprang der Hund zur Rettung hinzu,
Wohl heult' er die Schiffer aus ihrer Ruh,
Wohl zog er sie winselnd und zerrend her, —
Wie sie ihn fanden, da war er nicht mehr.

Er ward verscharret in stiller Stund',
Es folgt' ihm winselnd nur der Hund,
Der hat, wo den Leib die Erde deckt,
Sich hingestreckt und ist da verreckt.

213. Der alte Sänger.

Sang der sonderbare Greise
Auf den Märkten, Straßen, Gassen
Gellend, zürnend seine Weise:
„Bin, der in die Wüste schreit.
Langsam, langsam und gelassen!
Nichts unzeitig! nichts gewaltsam!
Unabläßig, unaufhaltsam,
Allgewaltig naht die Zeit.

„Thorenwerk, ihr wilden Knaben!
An dem Baum der Zeit zu rütteln,
Seine Last ihm abzustreifen,
Wann er erst mit Blüthen prangt;
Laßt ihn seine Früchte reifen
Und den Wind die Aeste schütteln,
Selber bringt er euch die Gaben,
Die ihr ungestüm verlangt.“

Und die aufgeregte Menge
Zischt und schmäht den alten Sänger:
‚Lohnt ihm seine Schmachgesänge!
Tragt ihm seine Lieder nach!
Dulden wir den Knecht noch länger?
Werfet, werfet ihn mit Steinen!
Ausgestoßen von den Reinen
Treff' ihn aller Orten Schmach!‘

Sang der sonderbare Greise
In den königlichen Hallen
Gellend, zürnend seine Weise:
„Bin, der in die Wüste schreit.
Vorwärts! vorwärts, nimmer läßig!
Nimmer zaghaft! kühn vor allen!
Unaufhaltsam, unabläßig,
Allgewaltig drängt die Zeit.

„Mit dem Strom und vor dem Winde!
Mache dir, dich stark zu zeigen,
Strom- und Windeskraft zu eigen!
Wider beide, gähnt dein Grab.
Steure kühn in grader Richtung!
Klippen dort? Die Furt nur finde!
Umzulenken heischt Vernichtung;
Treibst als Wrak du doch hinab.“

Einen sah man da erschrocken
Bald erröthen, bald erblassen:
„‚Wer hat ihn herein gelassen,
Dessen Stimme zu uns drang?
Wahnsinn spricht aus diesem Alten;
Soll er uns das Volk verlocken?
Sorgt den Thoren festzuhalten,
Laßt verstummen den Gesang!‘“

Sang der sonderbare Greise
Immer noch im finstern Thurme
Ruhig, heiter seine Weise:
„Bin, der in die Wüste schreit.
Schreien mußt' ich es dem Sturme;
Der Propheten Lohn erhalt' ich!
Unabläßig, allgewaltig,
Unaufhaltsam naht die Zeit.“

Ignaz Franz Castelli,

dessen Vater Rechnungsrath bei der Stiftungsbuchhalterei gewesen, erblickte am 6. Mai 1781 zu Wien das Licht. Um in den Advokatenstand zu treten, studirte er die Rechte; aber ungünstige Konstellationen verrückten seinen Lebensplan und 1801 trat er bei der landständischen Buchhaltung als Praktikant ein. Bei seiner Vorliebe für das Theater fand er hinlänglich Muße zu dichterischer Beschäftigung, welche sich vorzugsweise auf die Nachbildung und Bearbeitung französischer Bühnenstücke richtete. Seine Erstlingsprodukte: „Die Mühle am Ardennerfelsen“, ein Melodram, sowie das kleine Lustspiel „Todt und lebendig“ (beide nach dem Französischen) fanden 1800 und 1803 auf dem Theater an der Wien vielen Beifall, was ihn zu fortgesetzter literarischer Thätigkeit aufmunterte. Als 1805 die Franzosen zum ersten Male als Feinde in Wien einrückten, hatte er auf der Etappenstation Pürkersdorf das Amt eines ständischen Lieferungskommissärs zu verwalten. Beim Einmarsche der Oesterreicher in München 1809 war er zum Sekretär des neuernannten Gouverneurs daselbst ausersehen, allein die unglückliche Schlacht bei Regensburg enthob ihn dieser Stellung, bevor er sie angetreten. Mit Ausbruch des Krieges flüchtete er nach Ungarn als Begleiter eines der Transportkommissäre, welche werthvolle ständische Dokumente in Sicherheit zu bringen hatten, denn er war (wie auch Heinrich von Collin u. A.) als Verfasser mehrer Kriegs- und Wehrmannslieder, sowie unterschiedlicher Aufrufe an Soldaten und Volk, vom französischen Machthaber im Pariser Moniteur öffentlich in die Acht und dem Militärgericht verfallen erklärt worden, wo man seiner habhaft werde.

Er blieb in Temesvar bis nach Abschluß des Friedens. In Folge der überaus günstigen Aufnahme seiner „Schweizerfamilie" ward er 1811 zum Hoftheaterdichter am k. k. Theater nächst dem Kärnthnerthore ernannt; in dieser Stellung blieb er bis in das Jahr 1814. Als 1815 die Verbündeten zum zweiten Mal Paris besetzten, erhielt er eine Mission als österr. Gouvernementsraths-Sekretär nach Bourg-en-Bresse. Nach seiner Rückkehr lag er seinen Geschäften als Landschaftssekretär sowie der Literatur mit verdoppeltem Eifer ob und verschaffte sich auf mehrern Dienstreisen eine genaue Kenntniß seiner Heimath und ein tiefes Einsehen in den Charakter des Landvolks. So reiften nach und nach seine Dialektslieder. Auch lernte er Süddeutschland, die Schweiz und Oberitalien kennen, und schrieb seine Anschauungen in einer großen Anzahl von Reiseskizzen nieder. Im Jahre 1839 bereiste er abermals Deutschland und erhielt von der Universität Jena das Doktordiplom. Bald darauf suchte er vorgerückten Alters wegen um seine Pensionirung nach; sie ward ihm nicht nur mit vollem Gehalt bewilligt, sondern auch mit einer ansehnlichen Personalzulage und Vorbehalt seiner fernern Verwendung als Herrenstands-Agent und ständischer Bibliothekar. In Voraussicht dessen hatte er schon früher auf einem der schönsten Hügel, in einem der herrlichsten Thäler Oesterreichs, nämlich bei Lilienfeld Grundstücke erworben. und eine prächtige Villa sich erbaut; auf diesem seinem Tusculum verbrachte er seit 1840 gewöhnlich die schönere Hälfte des Jahres. Um 1847 gründete er den Thierschutzverein in Wien. 1848 auf das Feld der Politik gedrängt, veröffentlichte er in populärer Darstellung mehrere Flugschriften, wie z. B. „Was ist denn jetzt in Wien geschehen?" — „Der Bauer kommt vom Reichstag zurück!" — welche in wenigen Tagen ungeheure Auflagen erlebten. Bereits 1835 hatte ihm seine Geburtsstadt das Ehrenbürgerrecht ertheilt; auch Verdienstmedaillen und Orden fehlten ihm nicht. Er ging am 25. Februar 1862 zu Wien in die Ewigkeit.

* * *

Castelli gehört nicht, um mit Johann Riemer (dem Satyriker aus dem 17ten Jahrhundert) zu reden, zu den „aufgeflammten, himmelbegabten Poeten, zu jenen Geistern, die dem immer jungen Musenfürsten Phöbus durch den wettersicheren, triumphreichen Lorbeerkranz geheiligt sind, und welchen der große Himmelsvogt, der donnerherrschende Jupiter, die übermenschliche Art zu schreiben verliehen", wohl aber zu den, von Adolf Müllner so bezeichneten Lebedichtern, welche leicht, wie der Lebemann das Leben, die Poesie nehmen und handhaben, und das Talent, das sie besitzen, zu Vermehrung der Annehmlichkeiten des Lebens brauchen, zufrieden, wenn dessen Ausübung die geselligen Verhältnisse verschönert, ihre Namen einem größern Publikum auf eine gefällige Weise bekannt macht und zur Aufrechthaltung des Gleichgewichts unter ihren innern Potenzen beiträgt. Naiver Verstand, gesunder Mutterwitz, frohsinnige Ansicht des Lebens, scherzhafter bürgerlich volksthümlicher Ton, freundliche Gemüthlichkeit, verbunden mit einer lobenswerthen Anspruchslosigkeit, sind im Allgemeinen die charakteristischen Merkmale dieses beliebten Repräsentanten des Wiener Humors und des populärsten Dichters Oesterreichs, dessen skurrile Manier man um so lieber sich gefallen läßt, als sich bei ihm doch auch Manches von höherm poetischen Werthe findet, das für das weniger Aesthetische und Ordinäre einigermaßen entschädigt. In seinen dramatischen Arbeiten, meist Nachahmungen und Bearbeitungen französischer Vorbilder (auch seine von Weigl komponirte lyrische Oper die „Schweizerfamilie" ist französischen Ursprungs, dem Hauptinhalte nach an das Vaudeville „Pauvre Jacques" sich anschließend), stellte er sich allzusehr der Mode und dem Niveau des täglichen Lebens gleich, weit entfernt, auf Veredlung des gesunkenen Geschmacks hinzustreben, und doch hätte man von einem Komöden, der durch seinen mit Aloys Zeitteles gestrickten „Schicksalsstrumpf" den Werner-Müllner'schen Schicksalsspuk und durch „Roderich und Kunigunde" die Ritterkomödien und Rettungsstücke, die Theatercoups, die Ungeschicklichkeiten der Schauspieler u. s. w. nicht ohne treffenden Witz, wenn auch ziemlich plump parodirte, mehr Geschmacklauteres, die höhern Anforderungen der Kunst Befriedigendes erwarten dürfen. Als Lyriker hat er das Vorzüglichere geleistet in den Gattungen der Fabel, des bei ihm niemals verletzenden Epigramms, des naiv-witzigen, scherzhaften Liedes, und in solchen Poesien, denen eine gutmüthige Ironie beigemischt ist. Besonders werthvoll sind seine dem Geiste des Volks abgelauschten Genrebilder in niederösterreichischer Mundart, womit er einen neuen Literaturzweig in Oesterreich begründete, der zunächst von J. G. Seidl, Franz Stelzhamer, C. A. Kaltenbrunner u. A. glücklich gepflegt wurde; diese seine Dialektslieder brauchen, zumal auch in Ansehung der wohlgetroffenen Spracheigenthümlichkeit, den Vergleich mit denen eines Voß, Hebel, Usteri u. A. nicht zu scheuen. Wenig aber befriedigen seine Balladen und Romanzen, unter denen sich kaum etliche von wahrem Kunstwerthe finden. Seine humoristische, mit Langbein verwandte Grundrichtung tritt auch hier hervor, jedoch steht er ihm an technischer Gewandtheit bedeutend nach. Abgesehen von der schlotterigen Form (die Prosodie scheint für ihn oft gar nicht vorhanden) und störenden Provinzialismen, entfaltet sich der Stoff bei ihm meistens subjektiv-einseitig, und vermissen wir die inhaltsvolle Energie des Darzustellenden. Das Verdienstliche seiner Leistungen ist in ganz Deutschland (wenn auch nicht von Historikern wie Gervinus, der ihn kaum beachtete, während Hillebrand, Vilmar, Goedeke ihn ignoriren) gebührend anerkannt worden, und gewiß in weit höherm Grade von seinen Landsleuten; es muß darum auffallen, daß J. G. Seidl, der langjährige Freund und Biograph Castelli's, ergriffen von einer Art Mitleidenschaft, im Album österreich. Dichter S. 227 der „neuesten Periode" vorwirft, daß sie (die doch, wie er selbst zugiebt, diesen Schriftsteller noch immer etwas gelten läßt, der fast allen jüngern Talenten den Weg zur Oeffentlichkeit theilnehmend und liebevoll gebahnt) nach Art der Kannibalen ihre Pietät darein setze, die älteren todtzuschlagen, damit sie nicht langsam abzusterben brauchen.

Schriften.

Dramatische Sträußchen. 18 Jahrgänge. Wien 1809 ff. 1817—37.
Selam. Ein Taschenbuch. 7 Jahrgänge. Das. 1812—19.
Poetische Kleinigkeiten. 5 Bdchn. Das. 1816—26.
Der Schicksalsstrumpf. Tragödie in 4 Akten von den Brüdern Fatalis. Leipz. 1818.
Hundert vierversige Fabeln. Wien 1822.
Lebensklugheit in Haselnüssen. Eine Sammlung von 1000 Sprichwörtern, in ein neues Gewand gehüllt. Das. 1824.

Bären. Eine Sammlung Wiener Anekdoten, aus dem Leben gegriffen und nacherzählt. 12 Hefte. Das. 1825—32.
Gedichte in niederösterreichischer Mundart. Das. 1828; vollst. Ausgabe letzter Hand 1845; 3te Aufl. 1853.
Wiener Lebensbilder. Skizzen aus dem Leben und Treiben in dieser Hauptstadt. 2 Bde. Das. 1828; 2te Aufl. 1835.
Die Waise und der Mörder. Drama. Augsb. 1829.
Gedichte. Einzige vollst. Sammlung. 6 Bdchn. Mit d. Bildnisse d. Dichters. Berl. 1835.
Erzählungen von allen Farben. 6 Bdchn. Wien 1839—40.
Wörterbuch der Mundart in Oesterreich unter der Enns. Das. 1847.
Orientalische Granaten. Dresd. 1852.
Sämmtliche Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand in strenger Auswahl. 16 Bdchn. Wien 1845—48. Neue Folge. 6 Bdchn., das. 1858—59.
Memoiren meines Lebens. 3 Bde. Wien u. Prag 1861.
Eine Menge Dramen und Operntexte, meist nach dem Französischen (deren die dramat. Sträußchen allein über 60 enthalten), Erzählungen, Reiseskizzen u. s. w. Außerdem redigirte er das Taschenbuch „Huldigung den Frauen" (1823—48); die Zeitschriften „Thalia" (1810—11), den „Sammler", das „Wiener Konversationsblatt" (1822), desgleichen den „allgem. Wiener musikalischen Anzeiger" (1829—40).

Zur Kritik:

Blätter für literarische Unterhaltung. Leipz. 1845. Nr. 257—58; 1860, Nr. 7.
R. Gottschall, Die deutsche Nationalliteratur 2c. I. 163, II. 201 u. f.

---

214. Die Hostie.

Es hatt' eine arme Frau einen Baum,
Der wollt' ihr nicht Früchte tragen,
Und ließ eine Blüthe sich schauen kaum,
So thätens' die Bienen zernagen;
Es hatte in ihrer gewaltigen Noth
Die Arme kein Birnlein und auch kein Brot.

Und als sie dannen zur Osterzeit
Zur heiligen Beicht' war gegangen,
Und hatte in Demuth und Frömmigkeit
Den Leib des HErren empfangen:
Da fiel ihr alsbald ein Mittel ein,
Das könnte von ihrer Noth sie befrein.

„Du wirst, o mein Jesus!"— sie zitternd sprach —
„Mir die schwere Sünde vergeben;
Bei mir gehst du ein in ein unwürdig Dach,
Will bessere Wohnung dir geben!"
Und sie nahm die Hostie wieder heraus,
Legt sie in's Gebetbuch und trägt sie nach Haus.

Und legt sie dort auf den Birnenbaum,
Auf den obersten von den Zweigen,
Der, als die Bäurin hinzutritt kaum,
Sich schon ihr entgegen thut neigen;
Spricht noch ein Gebetlein zur Hostie hinauf
Und geht getröstet zur Ruhe darauf.

Zur Nachtzeit hört ihr kleines Kind
Eine sanfte Musik erklingen,
Still steht es auf, tritt zum Fenster geschwind,
Zu schau'n, wer so schön thäte singen,
Und sieht — es traut seinen Augen kaum —
Gar herrlich erleuchtet den alten Baum.

Von allen Seiten kamen daher
Viel Bienen emsig gezogen,
Die des Baumes Gipfel die Kreuz und Quer
In frohem Gewirre umflogen,
Und sangen dabei mit dem Honigmund
So lieblich, so schön in der Mitternachtstund'.

Und als die singenden Bienlein sind
Die zweite Nacht wieder gekommen,
Da lauft der Bube zum Pfarrer geschwind
Und erzählt ihm, was er vernommen;
Der geht mit ihm nach Hause drauf
Und steigt, zu schau'n, auf den Baum hinauf.

Und sieh! auf den zartesten Zweigelein,
Hoch oben im herrlichsten Glanze,
Erblickt er von Wachs, weiß, blendend und rein,
Auf dem Baume eine Monstranze,
Und in der Monstranze die Hostie war
Umschwirrt von der singenden Bienenschaar.

Die hatten dem Heiland gar zierlich und fein
Ein himmlisches Häuslein gebauet.
Der Pfarrer sinkt auf die Kniee sein
Und betend das Wunder schauet;
Dann trägt er die Monstranze fort,
Bewahrt sie an einem heiligen Ort.

Dies Wunder erschallet im Lande kaum,
Alsbald die Blinden und Tauben
Wallfahrten zu diesem Birnenbaum,
Und holen da Muth sich und Glauben.
Der armen Frau war das Glücke hold,
Man zahlt' ihr ein Birnlein mit vielem Gold.

215. Da Schnaida und da Ris.

Volksmärchen in niederösterreichischer Mundart.

A Schnaida, dear si in da Weld
Wolt umaschaun a Bißl,
Fadeana si a Schdik'l Geld,
An Brock'n a in d' Schiß'l,
Dear geht aus saina Wearkschtad fuart
Und suachd an Darwad da und duart.

Und wia-n-a hald so umarend,
So siachd a in da Waid'n
An schdoal'n [1] Bearch, dear had koan End,
Dö Wolkna doan darf raid'n,
Und hindarn Bearch, da is a Duarn,
Bai'n Anschaun is eam schwindli wuarn.

Ear denkd: was kan ma gscheg'n? und grad
Draf zua gehd's Schnaidazweargl:
Da schbringd da Duarn, dear Hoagsna [2] had,
G'schwind iwra iwar's Bearchl,
Und schaud 'n an mid griming G'fris: [3]
Dear Duarn, dös woar a groſza Ris.

„Was wülsd hiazunda da bai miar,
Kloanbudawinzigs [4] Mand'l?“
So schraid da Ris, als dunad's schiar.
In Schnaida zidad 's G'wandl,
Laßd awa doh nöd g'schbiarn a Fuarchd,
Und sagd: „„A Deansd'l han i g'suachd.““

„Wan 's so is, — nan! — i nim di af,
Wan's d' wülsd, kanėd bai mia deana!“
„„Was griach i den?““ fragd's Schneidarl draf,
„„Wohl fiar an Lon fon Eana?““
„Draihundad finfasechzi Dach
In Joar, da hasd doh g'wis koan Glach.“

„„Nan maindswög'n, ja, i nim's hald an,““
Sagd draf da Schnaida Franz'l,
„„Ma muas si schdröka wia ma kan,““
Und lögd glai ah sain Ranz'l.
Da Ris brumd awa wia-n-a Bear:
„Nim's Kriag'l, hol a Wassa hear!“

„„Was Kriag'l? Hear! ös dearfd's nuar wol'n,““
Sagd draf da brahlad G'lach'l, [5]
„„So wül i-n ganz'n Brun glai hol'n,
Und a das ganzi Bach'l!““
Da Ris daschrikd glai af dö Röd,
Und sagd: „Dear Deana g'fald ma nöd!“

Hiazd bringd da Schnaida 's Wassa hald,
Da schaffd da Ris eam waida:
„Geh hiazund aussi glai in Wald
Und hack mar a boar Schaida!“
„„Was Schaida?““ — sagd da Schnaida, —
„„Hear!
I bring in ganz'nWald glai hear!““

„Ui!“ schraid da Ris — „in ganz'n Wald;
Dös is a Daigslsschnaida!“
Und siarchd si moardijonisch hald,
Und denkd: den schick i waida.
Da Schnaida bringd da Meni [6] Holds,
Duad gög'na Ris'n g'waldi schdolds.

Und afd'n schaffd [7] eam noh da Ris
(Dös wiard' n schon fadriass'n),
Ear miassd, wal hiazd bald Nachdmahl is,
Drai grossi Wüldsai schiass'n.
Da Schnaida sagd: „„Dös soan nöd g'nua,
I schias glai fuchz'g und dih dazua!““

Hiazd kimd 'n Ris'n Grauſ'n an,
„Laß 's guad sain“, — sagd a, — Franz'l,
Bis muaring wül i woart'n schon,
Un lög di nuar af's Ranz'l!“
Da Schnaida sagd: „„Zwög'n mainar ah!““
Und lögd si nida, hups! af d' Schdrah. [8]

Da Ris fald awa fasd in d' Froas, [9]
Ear kan koan Auch zuamacha,
„Dea Deana“ — brumd a — „war ma z'roaß, [10]
Dear kan fafligsdi [11] Sacha!“
Ear suminiard [12] dö lengsdi Zaid,
Wia ear 'n fon Hals bringd wida g'schaid.

In anda'n Muaring sagd a: „Bua!
Kim, genga'n ma zun Simbf'l!“
Da soan hald Felwa [13] g'schdand'n gnua
Rundumadum um's Dimbf'l; [14]
Sö schau'n dö Felwaboamar an,
Da Ris höbd afd'n z'röd'n an:

„Bideanda! mach hiazd G'schboas fiar mi;
Bisd laichdar als dö Fliag'n,
Söds af a Felwagard'n [15] dih,
Und schau, obs d' as kansd biag'n.“
Widsch! sidzd da Schnaida dromad [16] schon,
Macht schwar si, hald't 'n Ad'n an.

---

[1] schdoal'n = stählern. — [2] Hoagsna (Hoax'n) = Füße. — [3] G'fris = Gesicht. — [4] kloanbudawinzi = sehr klein. — [5] Glach'l, Schimpfwort für einen groben ungeschlachten Menschen. — [6] Meni = Menge. — [7] schaffen = zu schaffen geben, befehlen. — [8] Schdrab = Streu. — [9] Froas = Angst, Furcht. — [10] roaß (Mittelhochd. räß) = scharf, herb, keck. — [11] faflixd = verflucht. — [12] suminiarn = nachdenken, überlegen — [13] Felwa = Weidenbäume. — [14] Dimbfl = kleiner Sumpf. — [15] Felwagard'n = Weidenweig. — [16] dromad = oben.

Und wia-r-a awa wida had
An Ad'n g'schöbid — Schbedackl!
Da wiard a z'laichd, ear had hald grad
Koan Vög'laiſ'n in Sackl,
Und d' Gard'n schnöld 'n auſi waid,
Zun Riſ'n saina greßt'n Fraid. —

Ma sol ſi nöd af's Bral'n falög'n,
Ma kimd damid nöd waida,
Den ſida-den had Neamsd mear g'ſeg'n
Den kloan und gſchdazd'n [17] Schnaida;
Und wan ar awagfal'n nöd is,
So is a hald no dromad g'wis!

[17] gſchdazd = hoffärtig.

216. Der Rettig.

Ludwig der Eilfte gelangte zum Throne,
Frankreichs Lust war gerecht und groß,
Und er zog, auf dem Haupte die Krone,
Feierlich ein in der Väter Schloß.
Jedes Herz flog ihm hoffend entgegen,
Jeder Mund schallt' ihm Glück und Segen.

Als er dankend nun schritt durch die Säle,
Wo ihn begrüßt' ein bebändertes Heer,
Da schon empfand er, wie sehr es quäle,
Steuermann sein auf dem trüg'rischen Meer,
Wo der Sirenensang schmeichelnder Lippen
Leicht verlockt an gefahrvolle Klippen.

Und er musterte forschend die Menge,
Welche gesenkten Blickes sich neigt,
Ob ihm denn unter all' dem Gedränge
Nicht ein offenes Auge sich zeigt?
Sieh, da erblickt er zuhinterst so Einen,
Der zu beten schien und zu weinen.

's war ein Bauer. — Der König blieb stehen,
Sprechend zu einem nahen Hartschier:
„Jenen Mann an der Thür will ich sehen,
Führ' ihn auf der Stelle zu mir!"
Und es theilt sich der Kreis unterthänig,
Alsbald führt' man den Bauer zum König.

Hin auf die Kniee warf sich der Alte,
Drückt' auf des Königs Mantel den Mund,
Und sein „Heil meinem Herrn!" erschallte
So recht herauf aus des Herzens Grund;
Ludwig erhob ihn, da sprach er denn heiter,
Wie hier wörtlich zu lesen, weiter:

„Ach mein gnädigster Herr! Ihr kennet
Wohl Euern alten Hauswirth nicht mehr,
Der sich Robert Mathurin nennet
Und aus dem fernen Burgund kommt her,
Um den schönsten der Tage zu sehen
In der Königsstadt festlich begehen?

„Wißt Ihr, wie oft Ihr bei uns seid gesessen,
Noch als Dauphin in der Meinen Kreis?
Wie Ihr mit uns manchmal Rettig gegessen?
War ja stets Eure Lieblingsspeis,
Immer noch denken wir dran, und die Meinen
Freu'n sich, so oft bei uns Rettig' erscheinen.

„Nun, im heurigen Jahr hat gesegnet
Uns der Himmel ganz beispiellos,
's hat im Frühjahr tüchtig geregnet,
Und da wurden die Rettige groß;
Seht, da bring' ich ganz unterthänig
Euch die schönsten der Wurzeln, Herr König!" —

„„Daß dein Rettig, mein Freund, etwas tauge,""
Sagte der König, „„das merk' ich wohl schon,
Denn es steigt mir das Wasser in's Auge,
Und wir reden doch nur davon.
Gieb! — beim Festmahl will ich ihn essen
Und dabei deiner gewiß nicht vergessen.""

Und der Bauer, erfreuet nicht wenig,
Zog einen Rettig, bewundernswerth groß,
Schnell aus der Tasch', überreicht ihn dem König,
Drauf eine Thrän' aus dem Aug' ihm floß,
Wollt' mit dem Aermel schnell wischen sie auf...
„„Laß"" — sprach der König — „„den Tropfen nur drauf!"",

Und einem Pagen, der stand daneben,
Reicht' er die Frucht, rief den Zahlmeister vor,
Und befahl ihm, dem Bauer zu geben
Allsogleich hundert ganz neue Louisd'ors;
Augenblicklich war dieses geschehen,
Und der König will weiter gehen.

Plötzlich stürzte zu seinen Füßen
Aus dem Gedräng ein Edelmann:
„Herr! laßt auch mich die Wonne genießen,
Welche der Bauer sich heute gewann,
Mir auch erlaubt an dem festlichen Tage,
Daß ich Euch etwas zu bieten wage.

„Bin der Gutsherr von jenem Alten,
Habt mein Schloß als Dauphin auch beehrt,
Habt zu jener Zeit viel gehalten
Auf mein schönes arabisches Pferd;
Nun, der Sprößling von diesem Pferde
Wurde das herrlichste Thier der Erde.

„Drum vergönnet mir, daß ich es stelle
Alsbald in meines Monarchen Stall!“ —
Schwieg der König — er sah ganz helle —
Als ein Geizhals war überall
Dieser Edelmann laut beschrieben,
Ward vom Geschenk zum Geschenke getrieben.

„„Wohl!““ — versetzte der Mann mit der Krone —
Stellt es nur in den Marstall mir,
Und damit ich Euch würdig lohne,
Nehmt — diesen Rettig dafür,
Jenes — das herrlichste Pferd von den Pferden,
Dieser — der seltenste Rettig auf Erden!““

---

217. Der beste Schütze.

Ein König starb und hinterließ drei Söhne,
Ein Jeder forderte, daß man ihn kröne.

Sie stritten sich, sie warben sich Parteien,
Doch keiner konnte sich des Siegs erfreuen.

Und endlich ward beschlossen, man soll fragen
Erst das Orakel, wer die Kron' soll tragen.

Es sprach: „„Grabt aus den König, stellt ihn auf,
Und lasset die drei Söhne schießen drauf.

„„Den Schützen sollt ihr dann zum Herrn ernennen,
Den als den Besten wird das Volk erkennen!“"

Der Erste, seiner Fähigkeit bewußt,
Schoß schnell und traf auch in des Leichnams Brust.

Der Zweite legte seine Armbrust ein,
Und schoß den Pfeil gerad' in's Herz hinein.

Nun stellt der Dritte sich zum Schuß und zielt,
Doch einen Schauer er im Innern fühlt.

Er zittert, wanket, kann sich nicht ermannen,
Er schleudert seine Armbrust weit von dannen.

Er ruft, indem die Thränen reichlich fließen:
„Umsonst! ich kann nicht auf den Vater schießen!

„Die Brüder mögen Reich und Krone erben,
Um solchen Preis kann ich sie nicht erwerben!“

Das Volk schreit laut: Der soll der König sein,
Der Beste ist er sicher von den Drei'n!

Christian Schreiber,

der letzte vaterländische Dichter aus Weimar's Blüthezeit, geboren am 15. April 1781 zu Eisenach, war Doktor der Philosophie, großherzogl. sachsen-weimarischer Kirchenrath, Oberpfarrer und Superintendent der Diözesen Lengsfeld und Dornbach zu Lengsfeld. Er starb im August 1857 in Ostheim an der Rhön.

* * *

Unter allen Nachahmern Schiller's steht ihm dieser, was erhabene Betrachtungsweise anlangt, wohl am nächsten. In der allegorischen Romanze schließt er sich an Herder an. Er besitzt ein schönes oratorisches Talent; doch ist seine poetische Rede, die mehr ein Besingen als ein Dichten zu nennen, nicht trocken und kaltfeierlich, vielmehr größtentheils von dem ihm eigenthümlichen Schönheitsgefühle durchwärmt. Seinem rhetorisch-idealisirenden Reflexionspathos sagt das philosophische Lehrgedicht am meisten zu.

Schriften.

Prophetisch-poetische Gemälde der Zukunft. Eine Nachbildung der Offenbarung Johannis. Mit einer Vorrede von J. C. W. Augusti. Zeitz 1802.
Harmonia, oder das Reich der Töne. Ein musikalisches Gedicht. Ebd. 1803.
Gedichte. Berlin 1805.
Kleine Schriften. 1r Bd. Ebd. 1806.
Alexander in Indien. Eine Tragödie nach Racine. Ebd. 1808.
Die Religion. Ein Gedicht in 2 Gesängen. Gotha 1812.
Christliches Liederbuch. Eisenach 1816.
Predigten, Homilien und geistliche Reden. Ebd. 1817.
Allgemeine Chronik der dritten Jubelfeier der deutschen evangelischen Kirche im J. 1817. (Gemeinschaftlich mit V. C. Veillodter und W. Hennings.) 2 Bde. Gotha 1819.

---

218. Die Musik.

(Allegorische Romanze.)

Sie saß auf hohem Felsengipfel,
Und tausend Stimmen wurden wach;
Sanft rauscht' es durch der Haine Wipfel,
Melodisch murmelte der Bach.

Sie stieg zum stillen Thal hernieder,
Entlockend süßer Weisen Schall,
Und rings erwachten frohe Lieder,
Antwortete der Wiederhall.

Sie schwebt' auf dunkeln Meereswogen;
Von ihrer Töne Wunderklang
Fühlt' selbst die Fluth sich angezogen;
Die Ufer brausten von Gesang.

Sie kam hernieder von den Sternen,
Umleuchtet von der Sonne Strahl,
Und über ihr in weiten Fernen
Erklang der hohe Weltchoral.

Und um sie her in dichten Kreisen
Versammelt sich der Hörer Schaar;
Gerührt von ihren Zauberweisen
Bringt Alles frohe Opfer dar.

Der Aether naht mit Blumendüften,
Mit seinen Gaben naht das Meer;
Es bringt die Erd' aus tiefen Klüften
All' ihrer Schätze Wunder her.

Bescheiden stand der Mensch von ferne,
Er brachte nur das stille Herz;
Der holden Göttin weiht' er gerne,
Was sie bewegt mit süßem Schmerz.

Und freundlich blickt auf ihn sie nieder,
Und zu dem Wohnsitz ew'ger Lust,
Zum hehren Tempel ihrer Lieder,
Weiht sie des Menschen treue Brust.

---

219. Das Rosenblatt.

Der Morgen steigt aus gold'nen Wellen,
In grauer Ferne dämmert Land,
Und freudig läßt zum Heimathstrand
Das müde Schiff die Segel schwellen.

Zum Hafen drängt das Volk sich hin,
Und sucht und grüßt mit frohen Lippen
Die Kommenden, die Sturm und Klippen
Durchschifft um glänzenden Gewinn.

Nur Einer ist, den Niemand kennt,
Obwohl sein Ruhm auf allen Zungen,
Und seine Lieder, viel gesungen,
Die Welt mit süßem Lobe nennt.

Der Sänger ist's. Ein Sohn des Glücks,
Irrt' er umher durch Land und Meere
Nach Abenteuern, Lieb' und Ehre,
Und jeder Gunst des Augenblicks.

Die Freunde fand er hier und dort;
Doch überall ward Lust und Scherzen
Getrübt durch inn'rer Sehnsucht Schmerzen
Nach einer Heimath sicherm Port.

Und wo ihn finden? — Unbekannt
War ihm das Vaterhaus geblieben,
Vom Schicksal wild umher getrieben
Hatt' er nicht Freund noch Vaterland.

Da breitet sich vor seinen Blicken
Die stolze Stadt der Griechen aus:
Hier stand des Musengottes Haus,
Das aller Künste Blumen schmücken.

Zu wohnen hier, — welch ein Genuß!
Befriedigt schweiget all sein Sehnen.
Im stillen Anschau'n alles Schönen
Fühlt sich daheim der Genius.

Und zum Archonten sendet er,
Das Bürgerrecht sich zu erlangen;
Den edlen Sänger zu empfangen,
Zieht der im Pomp des Volks daher.

Doch kannt' er auch des Volkes Sinn:
Die Stadt war voll von Musensöhnen,
Es zog sie all' zum Sitz des Schönen,
Wie zum Magnet das Eisen, hin.

Schon fürchtete die rohe Menge
Für das gemeine Wohl Gefahr;
Denn selten führt der Dichter Schaar
Noch andern Reichthum als Gesänge.

Man naht mit ehrfurchtsvollen Grüßen;
Und einen Becher bis zum Rand
Füllt langsam des Archonten Hand —
Ein Tröpflein mehr würd' überfließen.

Man beut ihn dar. Und mit Verdruß
Fühlt es der Sänger, was man deutet;
Und dem Empfang unvorbereitet
Sinnt er auf gleichen Gegengruß.

Und sieh, es fällt von nahen Zweigen
Ein Rosenblatt ihm in die Hand;
Er nimmt's, und auf des Bechers Rand
Legt er es mit bescheidnem Schweigen.

Und als es ruhig oben schwimmt,
Daß auch kein Tröpflein überströmet,
Und die Erwartung, froh beschämet,
Des Sängers Antwort so vernimmt:

Da tönt's ,Willkommen!' rings im Kreise,
Und jubelnd zum bekränzten Thor
Trägt ihn das Volk; ein lautes Chor
Erschallt zu seinem Ruhm und Preise.

Karl Borromäus Freiherr von Miltitz,

geboren am 9. Nov. 1781 in Dresden, erhielt eine feine Erziehung, welche seine Neigung zu Musik und Poesie frühzeitig weckte. Er trat 1798 in die sächsische Armee, kam 1803 zur Garde du Corps und wurde später Hauptmann bei der Schweizergarde. Nachdem er 1811 seinen Abschied genommen, bewohnte er mit seiner Familie das Gut Scharfenberg bei Meißen. Den Befreiungskrieg machte er als Dragoneroffizier in österreichischen Diensten mit, nach dessen Beendigung er in den Kreis der Seinigen nach Scharfenberg zurückkehrte. Im Jahre 1820 unternahm er, hauptsächlich aus Liebe zur Musik, eine Reise nach Italien. Bereits zum Kammerherrn ernannt, erhielt er 1824 einen Ruf in seine Vaterstadt als Oberhofmeister des Prinzen (jetzigen Königs) Johann. Die schwedische Akademie der Musik ernannte ihn 1835 zum Ehrenmitglied. Zum Geheimrath erhoben, starb er am 19. Januar 1845 in Dresden.

* * *

Ein Zögling der romantischen Schule, hat sich v. Miltitz am meisten Geltung verschafft durch seine Erzählungen in Prosa, namentlich durch die „Orangenblüthen". Er bekundet darin bei Innigkeit und Wärme des Gefühls, lebhafter und geistreicher Anschauung und guter Charakterzeichnung die Gabe eleganter Darstellung; befriedigt aber seltener hinsichtlich der poetischen Gestaltung seiner Stoffe. Auch als kenntnißreicher und gefühlvoller Tonkünstler hat er sich bekannt gemacht. — In der Lyrik scheint er sich nur nebenbei versucht zu haben, doch fehlt es auch hier nicht an mancher guten Talentprobe.

Von ihm:

Amida's Thränen. Poetische Erzählung. (Im Taschenbuche „Urania" 1820.)
Ausstellungen in vermischten Erzählungen. 2 Bdchn. Erfurt 1819—20.
Orangenblüthen. 3 Thle. Leipz. 1822—25.
Gesammelte Erzählungen. 4 Bde. Leipz. 1825—28.
Von seinen Kompositionen sind zu nennen die Opern: Saul (Dresd. 1833); Georg Czerny (1839).
Zu der von Wolfram komponirten Oper „Der Berggeist" schrieb er den Text.

220. Die beiden Boten.

(Volkssage.)

Ging einst ein Bote über Land
Bei nächt'ger Sterne Funkeln;
Es war sein Weg ihm wohlbekannt,
Er hat den sichern Stab zur Hand,
Und graut ihm nicht im Dunkeln.

Frisch naht er sich dem finstern Wald
Und schreitet rasch im Düstern,
Wo keines Sängers Weise schallt,
Wo einsam nur sein Fußtritt hallt
Und leis' die Wipfel flüstern.

Da glaubt er, nah' am schilf'gen Moor
'nen Wandrer zu erblicken.
Er steht, er horcht, er spitzt das Ohr,
Da tritt es hinter'm Baum hervor,
Winkt mit vertrautem Nicken.

„Grüß dich!" — so ruft's ihm freundlich zu —
Laß dir vor mir nicht grauen!
Bin auch ein Bote, so wie du,
Früh auf, früh auf, spät erst zur Ruh,
Stets unterwegs zu schauen."

„„Bist du ein Bote, so wie ich,
Und soll mir nun nicht grauen,
So sag' mir an, wer sendet dich?
Wie heißt dein Ort, dein Name? Sprich!
Dann will ich dir vertrauen.""

Der Fremde drauf: „Ich bin gesandt
Von dem, den Alle kennen;
Die Heimath mein heißt Ruheland,
Mein Name klingt: aus Gottes Hand!
So magst du auch mich nennen."

Der Bote denkt: „„Gar wundersam
Klang wohl, was ich vernommen;
Doch was von seinen Lippen kam,
War christlich, wie sein eigner Nam',
Mag wohl der Seele frommen.““

Sie gehen schweigend ihren Gang,
Bis sich die Wege theilen.
Dem Boten wird so ahnungsbang,
Als jetzt der Fremde spricht: „Entlang
Des Bachs dort muß ich eilen.

„Allein mein Werk ist bald verricht't,
Wo ich bin, gilt kein Säumen.
Auch du, mein Bote, zaudre nicht,
Vollbring' die aufgetragne Pflicht,
Dann darfst du ruhn und träumen!“

Und leise wandelnd, gleitend schier,
Wie West ob Blumenbeeten,
Sieht dort aus niedrer Hüttenthür
Und aus Palastes Pforten hier
Der Bot' ihn ruhlos treten.

Und als nun wieder kommt die Nacht,
Schon tief die Schatten sinken,
Der Bote all' sein Werk vollbracht
Und heimwärts schon sich aufgemacht,
Sieht er den Fremden winken.

„Da bist du ja, du treues Blut!
Nun darf ich mich entdecken:
Du thust dein Werk in frommem Muth,
Dafür erschein' ich mild und gut
Dir heut, — darfst nicht erschrecken.

„Sieh mir in's Auge! Kennst du mich?
Ich bin der Freund der Müden.
Nach Tageshitze kühl' ich dich
Mit leisem Fittig sänftiglich,
Weh' dich in Schlaf und Frieden!“

Da leuchtet's auf wie Morgenroth;
Der Bote voll Verlangen,
Ruft laut: „„Du Erdenlust und Noth,
Leb' wohl!““ — sinkt nieder und ist todt;
Doch lächeln Mund und Wangen.

Wilhelmine Christiane von Chézy,

am bekanntesten unter dem Namen **Helmina**, eine Tochter des Barons von Klencke aus Bremen, der berühmten Karschin Enkelin, wurde den 26. Januar 1783 in Berlin geboren. Sie erhielt, obgleich in Dürftigkeit aufwachsend und von väterlicher Seite so gut wie verwaist, eine sorgfältige Erziehung, wurde bereits 1799 an einen Herrn von Hastfer verheirathet, aber bald darauf geschieden. Nach ihrer vortrefflichen Mutter Ableben kam sie auf Einladung der Frau von Genlis nach Paris und lernte daselbst in Friedrich von Schlegel's Hause den berühmten Orientalisten Anton Leonard von Chézy kennen, nachmals Professor am Collége Royal de France, mit dem sie sich 1805 ehelich verband. Fünf Jahre später, im Herbst 1810, verließ Helmina, nachdem eine freiwillige Trennung von ihrem Gemahl stattgefunden, mit ihren zwei dieser Ehe entsprossenen Söhnen Frankreich. Sie lebte nun abwechselnd in Heidelberg (wo ein liebenswürdiger und geistvoller Kreis, gebildet durch Schiller's Wittwe, ihre Schwester Frau von Wolzogen, Amalie von Helvig, die Brüder Boisserée u. A., die Dichterin in seine Mitte nahm), in Aschaffenburg und Amorbach (wo sie der hohen Gönnerschaft eines Karl von Dalberg, sowie der fürstlich Leiningen'schen Familie sich erfreute), und seit 1815 in Köln. Indem sie sich hier, die Bemühungen der deutschen Frauenvereine unterstützend, der Pflege der verwundeten Vaterlandsvertheidiger unterzog, kam sie in unangenehmen Konflikt mit der Invaliden-Prüfungskommission. Es wurde nämlich bekannt, daß Görres aus Briefen von ihr über den Zustand der Lazarethe in Köln und andern Orten manche wenig erfreuliche Nachrichten entnommen. Ihre nachmalige Zuschrift an den Grafen von Gneisenau war nicht geeignet, den Unmuth der Behörden zu besänftigen. Sie ward auf dieses Schreiben hin als Kalumniantin vor Gericht gestellt, hatte aber später die Genugthuung, vom Kammergerichte zu Berlin, wohin sie sich zur Vertheidigung ihrer Sache begeben, laut Urtheil, wie solches in den „Zeiten“ von Voß (3tes Quartal, 1817) abgedruckt steht, freigesprochen zu werden und ihre aufopfernden Bemühungen anerkannt zu sehen. Der Vorwurf des Brockhaus'schen Konversationslexikons (8te Aufl.), Helminen's Eifer für die Sache der Invaliden sei über die Schranken der Weiblichkeit hinausgegangen, beruht auf Unkenntniß der authentischen Berichte.

Im Oktober 1817 begab sich die Dichterin mit ihren Söhnen nach Dresden, wo sie in den Liederkreisen und einem kleinen Dichtervereine, dem Graf Otto v. Loeben, Ernst Otto von der Malsburg, v. Nostitz, Therese v. Winkel, Luise Brachmann u. A. angehörten, Erholung und Aufmunterung fand, im Umgang mit Tieck ihre poetische Ausbildung erweiterte und 1822 für Karl Maria v. Weber die Oper „Euryanthe“ schrieb. Im folgenden Jahre befreundete sie sich zu Baden bei Wien mit Karoline v. Pichler, besuchte 1826 die Soolbäder im Lande ob der Enns, und wurde von der Kaiserin Auguste Charlotte mit Verwaltung sinnreich geordneter Wohlthaten beauftragt. Bis 1830 blieb sie in Wohlthätigkeitsaufträgen im Salzkammergute, worauf sie sich zu ihrem ältesten Sohne Wilhelm nach München begab. Hier traf sie 1832 die Botschaft von dem Ableben ihres Gatten. Zu Paris fand sie die Verhältnisse ungünstig, sowohl hinsichtlich ihrer Pension, als der hinterlassenen Werke des Verblichenen. Seit der Zeit war ihr Leben eine Kette von herben Erfahrungen und drückenden Familiensorgen. Still zurückgezogen, frühere Entwürfe über zeitgemäße Gegenstände ausarbeitend, lebte sie viele Jahre in Heidelberg von ihrem kleinen Wittwengehalt aus Frank-

reich. Um 1854 nahm sie ihren Wohnsitz in Genf, wo sie, von der Schillerstiftung unterstützt, fast erblindet am 30. Januar 1856 einer Entkräftung erlag.

* * *

Eine der talentvollsten deutschen Dichterinnen mit lebhafter Einbildungskraft und warmer Empfindung, zur sentimentalen Reflexionspoesie hinneigend. In ihren Leistungen, meistens der Ausdruck ächter Weiblichkeit, athmet Zartsinn und Würde. Sie huldigt zwar dem romantischen Prinzip, hat sich aber von den Uebertreibungen der Schule möglichst frei gehalten. Obgleich sie zu gestalten versteht, so reproduzirt sich doch in ihr die Anschauung mehr im Gefühl als im Bilde; sie ist subjektiv beschränkt und am glücklichsten im Ausdruck frommer Kindlichkeit, rührender Naivetät. Unter ihren Balladen ist „Tannhäuser", abgesehen von etwas mangelhafter Durchbildung der technischen Geschicklichkeit, die vorzüglichste und wohl überhaupt die gelungenste Bearbeitung neben der gleichnamigen v. Sallet's; sie hat das ächte Kolorit und die angemessene Prägnanz des Ausdrucks. In einzelnen ihrer Legenden lodert ein süßes Feuer heiliger Naturandacht. — Daß sie auch Urtheilskraft und männlichen Geist besitzt, beweisen ihre Prosadarstellungen, worunter der Roman „Emma's Prüfungen" sich auszeichnet. Für eine reife und bedeutende Arbeit erkennen wir ganz besonders ihre Selbstbiographie, überschrieben „Erinnerungen aus meinem Leben" (in ihren „Aurikeln", fortgesetzt in Gubitz' „Gesellschafter" 1838, im „Morgenblatt" 1840—41, in Mundt's „Freihafen" und „Pilot" u. s. w.). Eine rein ethische und religiöse Richtung kennzeichnet alle ihre Schriften, die glühenden innigen Lieder der Liebe nicht ausgenommen. Ihre Poesie, wie ihre Handlungen, gingen sichtlich stets aus idealem Drang hervor. Sie hat den Kampf des reichen, glühenden Dichterherzens, des Ideals gegen die rauhe Wirklichkeit, wenn auch nicht immer siegreich, doch treuen Muthes durchgekämpft und, an das Gute und Schöne hingegeben, ihr besseres Selbst unversehrt erhalten.

Manches Lied wurde ihr zugeschrieben, das sie nicht verfaßt hat, so z. B. auch „das Nixchen" in O. L. B. Wolff's poetischem Hausschatz. Es gehört dasselbe nebst andern einer gewissen Mina Wahl, welche unter dem Namen Helmine in der Dresdener Abendzeitung 1821 fg. ihre Erzeugnisse drucken ließ.

Schriften.

Französische Miscellen. 32 Hefte. Stuttg. u. Tübing. 1803—6.
Leben und romantische Dichtungen der Tochter der Karschin (verheirathete von Klencke). Ein Denkmal kindlicher Liebe. Frankf. a. M. 1804.
Kunst und Leben in Paris unter Napoleon I. 2 Thle. Paris 1806. 8.
Paraphrasen aus dem Persischen. (In Hammer's von Purgstall und Rzéwuszky's „Fundgruben des Orients" Wien 1809—11.)
Gedichte der Enkelin der Karschin. 2 Bdchn. Aschaffenb. 1812.
Blumen in die Lorbeern von Deutschland's Rettern. Darmst. 1813.
Neue auserlesene Schriften der Enkelin der Karschin. Heidelb. 1817.
Emma's Prüfungen. Eine Geschichte. Heidelb. 1817.
Gemälde von Heidelberg u. s. w. Ein Wegweiser f. Reisende. Das. 1817.
Aurikeln. Eine Blumengabe von deutschen Händen. Berl. 1817.
Altschottische Romanzen, deutsch mit den Volksweisen (gemeinschaftlich mit Wilhelm Müller). Berl. 1817.
Iduna. Schriften deutscher Frauen, gewidmet den Frauen, herausgegeben (mit Fanny Tarnow). 2 Bde Chemnitz 1820—21.
Erzählungen und Novellen. 2 Bde. Leipz. 1820.
Die drei weißen Rosen. Ein Rittergedicht. (In der „Urania" für 1821.)
Stundenblumen. (Erzählungen und Novellen.) 4 Bdchn. Wien 1824.
Euryanthe. Große romant. Oper in 3 Aufzügen. Wien 1824.
Jugendschicksale, Leben und Ansichten eines papiernen Kragens, von ihm selbst erzählt. Zum Besten armer Spinnerinnen im oberösterreich. Gebirge. Das. 1828.
Norika. Handbuch für Reisende und Alpenwanderer nach Oesterreich ob der Enns, dem Salzkammergute u. s. w. München 1833.
Herzenstöne auf Pilgerwegen (Gedichte). Sulzbach 1833.
Unvergessenes. Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Helmina von Chézy. Von ihr selbst erzählt. 2 Thle. Leipz. (Brockhaus) 1858.
Auch verfaßte sie das Drama: Rosamunde (mit Musik von Franz Schubert); — das Lustspiel: Der Wunderquell (im Taschenb. „Orphea" f. 1824); das Spiel mit Gesang: Emma und Eginhard mit Musik von Frhr. von Hettersdorf (in „Urania" f. 1816), — und lieferte seit 1802 Beiträge verschiedener Art in die bessern Zeitschriften und Taschenbücher.

Zur Biographie und Kritik:

Wilhelm von Chézy, aus dem Leben einer deutschen Dichterin, s. Morgenblatt f. gebild. Stände. Stuttg. (Cotta) 1857—58.
Herm. Marggraff, Blätter f. liter. Unterhaltung. Leipz. 1859, Nr. 25 fg.

---

221. Jesus und das Moos.

In tiefer Schlucht, im Waldesschoos,
Entsproßt das falbe, zarte Moos,
Ein Teppich sanft und weich.
Den Blicken zeigt es sich nur klein,
Doch schließt sein Bau ein Wunder ein
Von Wipfel, Laub und Zweig.

Zu Rosengluth, zu Waldesgrün
Schaut es empor und seufzt: ‚Solch Blühn
Gab mir der Himmel nicht!
Viel Tritte rauschen über mir,
Doch nicht ein Auge sieht mich hier,
Denn Alle lockt das Licht!‘

Und sieh! da wallt im Abendschein
Der Gottmensch einsam durch den Hain
Mit blassem Angesicht.
Mit wundem Fuß er weiter mußt',
Da fühlt er weiches Moos mit Lust
Zu seinen Füßen dicht.

Er kam erst durch die Wüste her,
Da brannten Sand und Sonne sehr;
Nun stillt die Gluth das Moos.
Da sprach der Heiland: „Vaters Hand
Hat solche Lieb' auf dich gewandt,
In Zartheit ernst und groß!

„Welch Auge mag so blöde sein,
Erkennt nicht in der Kleinheit dein
Des Schöpfers Macht und Huld?
Du zierlich Kraut, so unbeacht't,
Dein hat der Vater auch gedacht,
Dein Loos trag' mit Geduld!"

Dies Wort bracht' Jesus kaum hervor,
Da sproßt es aus dem Moos empor,
Ein Röslein, wundermild!
Moosröslein ward es bald genannt;
Das blühet nun in jedem Land,
Der Demuth süßes Bild.

Des Heilands Erdenleid versüßt
Hat es, die Füß' ihm sanft geküßt,
Deß ward ihm solcher Lohn.
O Herz! bleib' immer treu und weich,
Bist du bedrückt, dem Moose gleich,
Dann knospt die Rose schon.

---

222. Die Jungfrau im Zaubergarten.

‚Du schlanke Jungfrau, bleich und hold,
Was suchst im tiefen Wald?'
„Zur weisen Zauberfrau ich wollt',
Wo ist ihr Aufenthalt?"

‚Wohl nimmer sucht die Zauberfrau,
Wer froh in Hütten lebt;
So sprich, du mit den Aeuglein blau,
Was dir das Herz so bebt?'

„Ich trag' im Herzen tiefes Weh,
Und bring' es her zu dir;
Es ist so schwer, doch ach! ich fleh',
Nimm nicht mein Weh' von mir!"

‚Wohl stillen kann ich deine Pein,
Wohl lindern kann ich sie;
Im Garten mein stehn Blümlein fein,
Dir alle nenn' ich hie.

‚Der Blümlein eines such' dir aus!
Siehst du das grüne Laub?
Es steht so still und düster aus,
Dein Weh' wird bald sein Raub.'

„Nicht will ich solch ein grünes Laub,
Nichts, was das Weh mir stillt;
Viel lieber werd' ich selbst ein Raub
Vom allersüß'sten Bild."

‚So pflück' ich dir die Blume da.
Die falsches Hoffen heißt;
Doch trage sie nicht allzunah,
Ihr Dorn dein Herz zerreißt!'

„Die falsche Blume nehm' ich nicht,
Mir bleibt sie immer fern,
Dort oben blüht mein's Blümleins Licht,
Dort schaut herab mein Stern."

‚So nimm die bunte, frische hin,
Den heitern Wankelmuth' —
„Nein, nicht nach dieser steht mein Sinn,
Im Tod ist Treu' noch gut.

„Hast du nur falsche Blumen hie?
Wo blüht die rechte dann?
In deinem Garten sucht' ich sie,
Und keine steht mir an."

‚So sprich nur, ob du jene willt,
Da blüht sie lilienweiß,
Wo hell der Bach in Perlen quillt;
Doch die ist kalt wie Eis!'

„Nicht nenn' ich sie, doch kenn' ich sie,
Schon längst hegt sie mein Herz."
Das Mägdlein ging und pflückte die —
Süß war der letzte Schmerz.

223. Der Tannhäuser.

Es weht so schaurig, so dumpf und kalt,
Der Tannhäuser reitet im tiefsten Wald;
Wohl pfeifet der Nordwind, wohl rauschet der Fluß,
Vom Felsen stürzet der schäumende Guß.

„O wär' ich doch ferne im sonnigen Land,
Auf grünem Anger im Purpurgewand,
Da funkeln die Blumen, da leuchtet der Klee,
Da lispeln die Quellen vom seligsten Weh!"

Und siehe, im Felsen, da strahlet ein Thor,
Da schwebet ein zartes Fräulein hervor,
Die funkelt wie Blumen im Silbergewand,
Die beut ihm mit Lächeln die schneeweiße Hand:

‚Willkommen, Tannhäuser, so jung und so fein,
O gehe mit mir in die Felsenburg ein!
Mich hat die mächtigste Fürstin gesandt,
Ich soll dich geleiten in's sonnige Land.

‚So laß ihn denn ferne den stürmischen Nord,
Und komm in die lieblichen Gauen mit fort,
Da küsset die Liebe, da leuchtet die Lust,
Da ist nur der Seele von Wonne bewußt!'

Der Tannhäuser höret den lockenden Mund,
Im Busen wird heimliches Sehnen ihm kund,
Er schaut in der Augen süßblitzenden Stern,
Läßt trinken sein Leben vom Strahle so gern.

Und hin durch den Felsen da geht er den Gang,
Da murmelt ein Bächlein die Blumen entlang,
Das rauschet dem Lauscher gar traurige Weis':
Kehr' um du, kehr' um du, der Ritter Preis!

Doch Tannhäuser hört nicht die Stimme so mild,
Vielahnendes Sehnen im Busen ihm quillt;
Und tief in der Felsschlucht da dämmert ein Glanz,
Da sieht er Frau Venus im funkelnden Kranz.

Die beut ihm zum Gruße den rosigen Mund,
Der Rosenmund lächelt zu jeder Stund'!
Und wie er gesogen sein Duften im Kuß,
Das Herz ihm im Busen stets lechzen muß.

Wohl schwinden die Monden, wohl Jahre vergehn,
Tannhäuser ist nirgend in Deutschland zu sehn;
Vergessen hat er den Kaiser im Land,
Von Mutter und Freunden ist ihm nichts bekannt.

Doch plötzlich, so strahlt in der sündigen Ruh
Des Gnadenlichts himmlisches Leuchten ihm zu,
Da ist's ihm, wie Einem, der einsam zur Nacht
Im Kerker von lieblichen Träumen erwacht.

Er kommt zu sich selber, er schaut um sich her,
Er findet den Glanz und die Wonne nicht mehr,
Da ruft er: „O weh mir, was that ich allhie?
Die Ehr' ist verscherzet, Unsel'ger, entflieh!"

Da beut ihm Frau Venus den duftenden Mund:
‚Mein Rosenmund lächelt zu jeder Stund',
Mein Auge strahlt hell, wie der Morgenstern —
Was willst du beginnen, bist du mir fern?'

„O laß mich, wohl blitzt dein Auge ein Stern,
Doch blitzet aus ihm die Hölle von fern!
O laß mich, wohl lächelt dein Rosenmund,
Doch Flammen glüh'n rosig, und Schlangen sind bunt!

„O laß mich! denn hier wird mein Leben mir krank,
Mich dürstet nach Buße, nach Pein ist mir bang.
Maria, du Reine, vom himmlischen Thron
Hilf mir aus der Hölle um deinen Sohn!"

Da ließ ihn Frau Venus, er fande den Steg,
Und nahm als ein Pilger nach Roma den Weg. —
„O heiliger Vater, dich neige mit Huld,
Den reuigen Sünder entbinde der Schuld!"

„‚Mein Sohn, ist die Gnade wie Sand doch am Meer,
So sprich nur, was bangst du, was quält dich so sehr?'"
„Ach Vater, ich war in dem Berge manch Jahr,
Da waltet Frau Venus mit goldigem Haar!"

„‚Und warst bei Frau Venus der Hölle Genoß,
So kannst du von Luzifers Banden nicht los;
Dich rettet kein Ablaß, kein Büßen, kein Mühn,
Noch eh' wird der dürre Stecken hier grün!'"

„Und hätt' ich gelebt nur ein Jahr auf der Welt,
Und hätt' ich den Sinn nur auf Buße gestellt:
Mit blutigen Thränen den Marmor erweicht,
Zu Gottes Erbarmen die Wege erreicht!"

So geht der Tannhäuser vom päpstlichen Thron,
Da lockt ihn die Hölle mit lieblichem Ton:
‚Kehr' wieder, du Holder, zum blumigen Plan,
Genuß ist das Leben, und Buße ein Wahn!'

„So nimm mich auf ewig, du rosiger Mund,
Thu Leben und Liebe und Wonne mir kund!
Von Himmel und Erde verstoßen zumal
Bleibt mir nur die Hölle, und sonst keine Wahl."

Da öffnen die Felsen den gähnenden Schlund:
‚Von nun an wird dir nicht Rückkehr mehr kund!'
Doch oben der heilige Vater mit Schmerz
Ruft aus: „‚O wie war doch so herbe mein Herz!

„„Kann ihm nicht die himmlische Gnade verzeihn,
So muß ich wohl selber ein Sünder ihr sein!''‘
Da schaut er den Stecken in seiner Hand,
Und siehe, der hat sich zum Blühen gewandt.

Ein Oelzweig ist's, grünend, mit Blättern so licht —
„„O weh' mir, HErr, geh' nicht mit mir in's Gericht!
O könnt' ich ihn finden und büßen die Schuld!
Die Wunder ihm künden von Gottes Huld!''‘

Da sendet der Papst wohl in alle Land',
Vom Tannhäuser wird ihm nirgends bekannt;
Der schmachtet so bange im Felsenschoos,
Am Bächlein, das murmelt: Nun kannst du nicht los.

Erst hast du zu kühnlich dir selber vertraut,
Dann hast du nicht treu auf die Gnade gebaut;
So weile nun hie bis zum jüngsten Gericht!
Bei Gott ist Erbarmen, bei Menschen nicht!

Georg von Gaal,

geboren am 21. April 1783 in Preßburg, erhielt seine Schulbildung in Ofen und Waizen, studirte Philosophie und Rechtswissenschaft zu Erlau, Preßburg, Pesth und zum Theil auch in Wien. Kaum 18 Jahre alt, machte er sich durch seine vielseitigen Kenntnisse in Musik und Sprachen, im Zeichnen und Malen, sowie durch Uebersetzungen in ungarischer Sprache und eine 1801 zu Pesth herausgegebene humoristische Zeitschrift so vortheilhaft bekannt, daß er die Aufmerksamkeit des Fürsten Esterhazy auf sich zog, der ihn bei seiner Domänenregie in Eisenstadt anstellte. Seit 1808 Kustos der fürstl. Esterhazy'schen Bibliothek in Wien, ward er 1811 zum wirklichen Bibliothekar daselbst ernannt. Er starb zu Pesth am 7. November 1855.

* * *

Gaal würde, vermöge seines imaginativ regsamen, gestaltungsfähigen Talents keinen gewöhnlichen Rang unter den episch-lyrischen Dichtern behauptet haben, wenn er sich der, mitunter vorzüglich geglückten Nachahmung der Manier großer klassischer Meister mehr enthalten und es verstanden hätte, seine Ideen durch energische Phantasie zu ihrer Form auszubilden und zu wahrem Leben zu fördern. Die meisten seiner Romanzen sind durch interessanten Stoff, einige durch plastischen Effekt der Schilderung anziehend, ohne jedoch ein bestimmt eigenthümliches Gepräge zu zeigen; in den vollendeteren verdirbt zuweilen der Witz das Spiel des gefühlvollen Ernstes, wo er unberufen sich einmischt. Sein Hauptverdienst ist, durch treffliche Uebersetzungen aus dem Ungarischen, namentlich das „Theater der Magyaren", und durch seine „Märchen der Magyaren" unsere deutsche Literatur bereichert, und damit einen schätzbaren Beitrag zur näheren Kenntniß der Poetik der Urbewohner Ungarns geliefert zu haben.

Schriften.

Erstlinge (Gedichte). Dresd. 1812.
Friedenshymne, den drei erhabenen Monarchen Franz I., Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. gewidmet. Wien 1814.
Die Farben. Eine symbolische Szene. Ebd. 1815.
Theater der Magyaren, nach dem Ungarischen des Kisfaludy übersetzt und herausgegeben. Brünn 1820.
Die nordischen Gäste, oder der neunte Januar des Jahres 1814. Ein Gedicht in 12 Gesängen. Ebd. 1819.
Polymnia. Eine Auswahl von mehr als 3000 Stellen aus den Werken der vorzügl. deutschen lyr. Dichter älterer und neuerer Zeit. 4 Thle. Das. 1821.
Märchen der Magyaren, bearbeitet und herausgegeben. Wien 1822.
Gedichte. (Der „Erstlinge" zweite vermehrte Auflage.) Zerbst 1825.
Sprichwörterbuch in sechs Sprachen. Wien 1830.
Sagen und Novellen. Aus dem Magyarischen übersetzt. Das. 1834.
Einzelne Gedichte in Almanachen, namentlich „Aglaja" f. 1822 (woraus die nachstehenden Romanzen), Zeitschriften u. s. w.

224. Sängerlohn.

Der Hunnenkönig saß beim Mahle,
Von edler Helden Kreis umringt: —
„„Wem gilt der Saiten Ruf im Saale,
Der durch die offne Pforte klingt?''‘

Der Knabe eilt,
Und unverweilt
Kehrt er, des Sängers Lied zu melden, —
Den Preis des Königs und des Helden

Und näher ertönt der schmeichelnde Klang,
Und deutlicher hallen die Worte;
Es zeigt mit verschämtem, bedächtigen Gang
Der Sänger sich unter der Pforte.
Wie über umnachteter Wolken Rand
Die Sterne sich leuchtend erheben,
So läßt er durch's dämmernde Faltengewand
Sein golden Gesaite erbeben.

Die Becher klingen in die Runde,
Dem Kreise rückt der Fremdling nah,
Und freudig schallt's von Mund zu Munde:
Hoch lebe König Attila!
Erhaben winkt
Er rings, und trinkt;
Und ernst umhorcht vom Heldenkreise,
Beginnt des Hochgesanges Weise:

„Empor, wie der Aar in der Lüfte Meer
Durch sonnige Höhen und Fernen,
So schwinge durch aller Jahrtausende Heer
Dein Name sich auf zu den Sternen!
Und laut, wie der Sphären entzückender Klang
Von Welten zu Welten ertönet,
Erschall' er gefeiert im Brüdergesang
Der Götter, und weihegekrönet!"

Die Becher klingen in die Runde,
Und in der Saiten Jubel schallt
Des Königs Lob von Mund zu Munde
Laut, daß er dreimal wiederhallt.
Doch still verneigt
Er sich, und schweigt;
Die Stirn' umdämmern ernste Falten,
Als träumt' er wüste Nachtgestalten. —

„Wohl preiset die Werke der Himmelsmacht
Der staunende Mensch mit Erbauen;
Doch, was du erstrebet, und was du vollbracht,
Welch Auge vermag's zu durchschauen!
Hoch über den Mächten der Herrscher gebeut,
Erhabner, dein göttliches Walten,
Hoch über den Schranken der Endlichkeit
Und über der Erde Gewalten."

Die Becher klingen in die Runde,
Und in der Saiten Jubel schallt
Des Königs Lob von Mund zu Munde,
Daß Saal und Erker wiederhallt.
Doch jener schweigt,
Und unverneigt
Senkt er den Blick, von Ernst befangen,
Als fühlt' er arges, schweres Bangen.

„Bald bietet der Götter, der Seligen Chor
Zum Bundesverein dir die Hände,
Und hebet dich brüderlich gastlich empor,
Und reicht dir unsterbliche Spende;
Und strahlend umfängt dich ein goldener Thron,
An Jupiters Seite dein eigen,
Und jubelnd begrüßt er den Göttersohn,
Dem alle Geschlechter sich beugen." —

Und kaum entwallt es seinem Munde,
Rafft sich mit Hast und finsterm Groll
Der König aus der Helden Runde:
„„Ha, meines Zornes Maß ist voll!
Bin ich ein Gott:
Räch' ich den Spott
Der Brüder, die im Himmel thronen;
Drum laß ich dir nach Würden lohnen.

„„Wohl acht' ich des Liedes, wohl halt' ich es werth,
Mit Schönem das Schöne zu krönen;
Doch wehe dem Munde, der Heil'ges entehrt,
Der Sterblichen Solde zu fröhnen!
Du reiztest, ein frevelnder Schmeichler, mir kühn
Das Herz zu empörten Gefühlen,
Drum sollst du des Zornes verderblich Erglühn
Mit Thränen der Reue mir kühlen!""

Kein Becher klingt mehr in die Runde,
In Ernst verstummt der Helden Kreis;
Kein Jubelruf von Mund zu Munde
Schallt in des Königs Machtgeheiß.
Mit grausem Blick
Tritt er zurück:
„„Ihm werde gleich der Stoß geschichtet!
Führt ihn hinweg, er ist gerichtet!""

Den Tod verkündet das schreckliche Wort,
Dem Sänger entstürzet die Leier.
Die Diener der Rache führen ihn fort,
Und schüren und mehren das Feuer.
Und flehend und zagend mit graffem Blick
Sinkt jener zu Boden und weinet;
Doch huldvoll winket der Herrscher zurück: —
„„Der Leier nur war es gemeinet!""

---

225. Die treue Magd.

Hell klang von Saragossa's Mauern
Des frühen Morgens erst Geläut',
Da hallt' es dumpf von Klag' und Trauern
An Ebro's Ufern nah und weit;
Und murmelnd ging's von Mund zu Munde,
Wie ferner Wogen hohl Gebraus:
‚Ach! mit dem Schlag der nächsten Stunde
Führt man zum Holzstoß sie hinaus!'

Und Alles wandte sich mit Grauen
Hin nach dem finstern Kerkerhaus,
Worin die edelste der Frauen
Gefangen saß in Nacht und Graus:
Die unglückseligste der Mütter,
Urraka de Osorio,
Umklirrt von Fessel, Lanz' und Gitter,
Bei Wasser, Brod und faulem Stroh.

Entfloh'n war Pedro's, des Tyrannen,
Gewalt'gem Herrscherzorn ihr Sohn,
Kein Ruf vermochte ihn zu bannen,
Kein Drohen, noch ein goldner Lohn.
Der Wütherich war ungerochen,
Drum ward von blut'ger Richterhand
Der Mutter selbst der Stab gebrochen,
Daß sie verging' in Flammenbrand.

Und als die Stunde ihr gerufen,
Zu tilgen ihres Sohnes Schuld,
Da stand schon rings um Thor und Stufen
Das Volk mit banger Ungeduld,
Und Alles drängte sich, zu sehen
Die selt'ne Frau, die hochgemuth
Für ihres fernen Sohns Vergehen
Dem Tode weiht ihr eigen Blut.

Doch plötzlich drängt sich's durch die Menge.
Ein schwarzumflortes Mädchen naht,
Hinan zum Kerker durch's Gedränge
Bahnt sie mit ernster Hast sich Pfad,
Und traurig eilt sie in's Gefängniß
Zu ihrer Herrin Füßen hin,
Und Thränen weiht sie dem Verhängniß
Und ruft mit schmerzbefang'nem Sinn:

„O Edelste, die du hienieden
Des Guten mir so viel gewährt,
So manches Schöne mir beschieden,
Der Tugend Gluth in mir genährt:
Laß mir auch nun, mir selbst zu Ehren
Da mehr kein Richter es verbeut,
Die Treu' der Magd an dir bewähren,
Die ich seit Jahren dir geweiht!"

Und stille Thränen im Gesichte
Umfängt sie die Gebieterin,
Da ruft die Glocke zum Gerichte,
Zum letzten Dienst die Dienerin:

Gleich schlichtet sie die dunkeln Haare
Der edlen Herrin zum Geflecht;
Daß auch im Tod sich Adel wahre,
Legt sie auch Perlen ihr zurecht.

Mit weißem, schön gewölbten Mieder
Bekleidet sie des Busens Bau,
Und weich, wie loses Schwangefieder,
Umrauscht sie Seide, schwarz und grau;
Mit zartgefügten, goldnen Spangen
Umschließt sie ihrer Arme Rund;
Der Aermel weiche Falten hangen
Herab mit leichter Schleifen Bund.

Und auf dem Knie in frommer Wehmuth
Beschuhet sie den zarten Fuß,
Und drückt das Siegel tiefer Demuth
Zuletzt ihm auf mit treuem Kuß.
Nun hüllet sie die edlen Glieder
Mit weicher, kunstgeübter Hand
Vom Haupte bis zur Erde nieder
In dunkle Seid' und Florgewand.

Doch als sie solches kaum beendet,
Erschallt das blut'ge Machtgebot;
Zur Pforte sich die Herrin wendet,
Und wandelt ruhig in den Tod.
Und schweigend folgt ihr Isabelle,
Die fromme, treue Dienerin,
Und wie im Meere Well' an Welle,
So drängt um sie das Volk sich hin.

Und weit vor Saragossa's Mauern
Begleitet sie der Zug hinaus,
Und lauter hallt's von Klag' und Trauern,
Wie naher Fluthen dumpf Gebraus,
Und Thränen jedem Aug' entfallen,
Von Schmerz ist jede Brust beengt;
Doch schweigend sieht man jene wallen,
Zu Boden Beider Blick gesenkt.

Und als sie kamen an die Stelle,
Wo hoch das Holzgerüste stand,
Da ward der Frauen Antlitz helle,
Und fromm erhob sie Aug' und Hand,
Und blickt' empor zu Himmelshöhen,
Das Herz von Andachtsgluth geschwellt:
„‚O HErr, dein Wille mag geschehen,
Nimm mich hinauf in deine Welt!'"

Sie ruft's und drückt mit Liebesarmen
Die edle, treue Magd an's Herz:
„‚Dein wird der Himmel sich erbarmen,
Mit Heil versüßen jeden Schmerz!'"
Und muth'gen Angesichtes schreitet
Sie nun zum Hochgerüst empor,
Und schnell um Haupt und Schulter breitet
Zur Hülle sich der dunkle Flor.

Und horch! schon hört man's dumpf erknistern,
Schon wächst und steigt der Flammenbrand:
Da schwellt der Wind mit wildem Flüstern
Das faltenreiche Florgewand,
Vom Busen wallt die leichte Hülle
In zügelloser Lüfte Wehn,
Und frei und höher strebt die Fülle
Der reichen Stoffe sich zu blähn.

Doch kaum gewahret Isabelle
Der theuern Herrin letzte Noth,
Eilt sie hinauf mit Windesschnelle,
Wie auch die Flamme sie umdroht;
Und eilig schlingt um Haupt und Mieder
Den Flor sie mit gewandter Hand,
Des Kleides Falten streift sie nieder,
Und hält es fest an Saumes Rand.

Und wie mit prasselndem Gedränge
Auch Flamm' und Gluth sich schrecklich mehrt,
Nicht störet sie der Schrei der Menge,
Bis Treue sie im Feu'r bewährt.
Mit Macht umschlingen sie die Flammen,
Und Magd und Herrin sinkt herab;
Zu Asche stürzt der Stoß zusammen,
Und Lieb' und Treu' ist Beider Grab.

Amadeus Wendt,

geboren zu Leipzig am 29. September 1783, der Sohn eines braven Handwerkers, bildete sich auf der Thomasschule und seit 1801 auf der Universität seiner Vaterstadt, wurde 1804 zum Doktor der Philosophie promovirt und trat 1808 als akademischer Dozent auf. Seit 1810 außerordentlicher, seit 1816 ordentlicher Professor der Philosophie, besorgte er neben seiner Amtsthätigkeit die Redaktion des „Leipziger Kunstblattes" (1817—18), des „Taschenbuchs zum geselligen Vergnügen" (1821—25), und gab den „Deutschen Musenalmanach" (für 1830, 31 und 32) heraus. Im Jahre 1829 nahm er den Ruf als Professor der Philosophie, mit Hofrathscharakter, an Bouterweck's Stelle nach Göttingen an, wurde 1833 zum Mitgliede der philosophisch-historischen Klasse der Göttinger Sozietät der Wissenschaften ernannt, und starb daselbst am 15. Oktober 1836.

* * *

Wendt's literarische Thätigkeit, die sich, zumal in früherer Zeit, zum großen Theil auf die Interessen der gebildeten Gesellschaft mitbezog, gehörte hauptsächlich der Geschichte der Philosophie, philosophischen Rechtslehre und der Kunstkritik an. Das stuttgarter „Morgenblatt", — die „Zeitung für die elegante Welt", — die „Leipziger und Berliner musikalischen Zeitungen" u. a. hatten an ihm einen scharfsinnigen Berichterstatter über neue und bedeutende Kunsterscheinungen, sowie einen geschmackvollen Kunstrichter. Er neigte sich der Schelling'schen, später auch der Hegel'schen Schule zu. Aber auch die Poesien dieses gründlichen Kunstkenners gewannen, besonders die kleineren epischen, verdienten Beifall durch sinnige Wahl des Stoffs, objektiven Gehalt, Wärme der Farbengebung und besonnene, planmäßige Darstellung.

Schriften.

Weihgeschenk der Universität zu Leipzig bei ihrer vierten Säkularfeier. Leipz. 1809.
Grundzüge der philosophischen Rechtslehre. Das. 1811.
Reden über die Religion. Sulzbach 1813.
Rossini's Leben und Arbeiten. Leipz. 1824.
Ueber Zweck und Mittel, Gegenwart und Zukunft der Freimaurerei; Reden. Das. 1828.
Grundriß der Geschichte der Philosophie. 3te Aufl. Das. 1829.
Ueber die Hauptperioden der schönen Künste, oder die Kunst im Laufe der Weltgeschichte. Ebd. 1831.
Ueber den gegenwärtigen Zustand der Musik, besonders in Deutschland. Götting. 1836.
Bearbeitung der „allgem. Geschichte der Philosophie von W. G. Tennemann" (nur ein Band ist erschienen); populär-philosophische, ästhetisch-kritische und historische Artikel im Brockhaus'schen Konversations-Lexikon, in den „Jahrbüchern f. wissenschaftl. Kritik" u. s. w.

226. Demokrit.

Darius saß im Trauerkleide,
Der Herrscher auf Persepolis,
Denn seiner stolzen Augen Weide
Umhüllt des Todes Finsterniß.
Die schönste Blume, die von allen
In eines Königs Garten stand,
War in das dunkle Netz gefallen,
Dem sich kein Sterblicher entwand.

Umsonst erschienen weise Meister,
Zu üben die geheime Kunst;
Nichts weckte die entfloh'nen Geister,
Und alles Zauberwerk blieb Dunst.
Da tritt mit ruhig heiterm Sinne
Der weise Demokrit herein:
Das wird sogleich der König inne,
Ihm wiederkehrt der Hoffnung Schein.

„Fürwahr, du kommst zur rechten Stunde!“
Ruft ihm der König freudig zu.
„Oft nahm ich Trost aus deinem Munde,
Nun gieb auch meiner Seele Ruh;
Doch kannst du d i e nicht auferwecken,
Die meines Lebens Sonne schien,
So möge Nacht mich selbst bedecken,
Und alle Lust von dannen ziehn!“

Drauf spricht der weise Mann bescheiden:
„„Herr, dir sei meine Kraft geweiht,
Schwach ist fürwahr des Menschen Streiten,
Bekämpft er die Nothwendigkeit;
Doch willst du deine Macht mir leihen,
Die herrschend durch die Länder dringt,
Dann will ich wohl dem Orkus weihen,
Was dir dein Sehnen wiederbringt.““

Der König spricht: „Auf, ohne Weilen!
Nun richte schnell zum Werk dich ein,
Und kannst du meine Trauer heilen,
Sollst du nach mir der Erste sein.
Und wisse das: von meinen Schätzen
Sei keiner deinem Dienst versagt,
Was nur die Todten mag ergötzen,
Sei ohne Scheu' daran gewagt!“

Darius sprach es, und von dannen
Ging ohne Zaudern Demokrit,
Und Stunden, Tage schon verrannen,
Sie brachten keine Hoffnung mit.
Die Leiche wird zur Gruft getragen,
Und noch erscheint der Weise nicht;
Da läßt der König zürnend fragen,
Wie er vollbracht gelobte Pflicht.

Drauf wandelt zu des Thrones Stufen
Gelassen Demokrit heran:
„„Du hast mich, Herr, vor dich berufen,
Und fragst, was meine Kunst gethan.
Schon ist mit Fleiß das Werk begonnen,
Nur Eines, Eines fehlet mir;
Ist nur dies Eine erst gewonnen,
So schaff' ich das Ersehnte dir.

„„Allein ich zweifl' es zu erringen;
Doch du, der einer Welt befiehlt,
Du kannst vielleicht die Hülfe bringen,
Die meine Kraft umsonst erzielt.““
„So rede,“ spricht der Weltgebieter,
„Wie heißt der selt'ne Talisman,
Was ist das köstlichste der Güter,
Das kaum der König schaffen kann?“

„„Kannst du““, versetzt der Mund des Weisen,
„„Drei Seelen finden, treu und brav,
In deines Reiches weiten Kreisen,
Die nie der Pfeil des Leidens traf:
Dann schreibe auf die Grabespforte
Der Hochbeglückten Namen ein,
Und aus dem nachterfüllten Orte
Geht neu hervor der Liebe Schein.““

„Was?“ ruft der Herrscher fast betroffen,
„Der Glücklichen verlangst du d r e i?
Wie darf ich die zu finden hoffen!“ ...
Drauf spricht der Weise fest und frei:
„„Doch klagst du thöricht und vermessen,
Als ob allein dich Unglück schlug;
Kein Wesen hat das Licht besessen,
Das nie des Leidens Bürde trug!““

---

227. Die vergrabenen Bergknappen.

Was rollt ein Donner durch die heitre Luft?
Der Berg erbebt in seinen Eingeweiden,
Ein grimm'ger Leu; gestürzte Felsen scheiden
Vom freien Tag die martervolle Gruft. —
Die sich gerettet aus dem schwarzen Schlunde,
Sie lallen todtenbleich die schwere Kunde

Doch drunten schmachten noch im Todesschweiß
Sechs treue Knaben, die der Berg gefangen;
Zur Seite liegt, mit fast verblichnen Wangen,
Der Steiger, müde von der Arbeit Fleiß;
Vom stillen Grubenlichte matt beschienen,
Verkläret leuchten dort des Alten Mienen.

Die Stunde lastend weilt mit schwerer Pein,
Und viele schwanden schon in bangem Harren;
Wann endlich wird des Felsen Pforte knarren,
Dringt nie ein Strahl des goldnen Lichts herein?
Nein, — alles schweigt in freudenloser Höhle,
Und dürftig nährt die Flamme sich vom Oele.

Schon haben sie das schwarze Kummerbrod
Mit Thränen redlich unter sich vertheilet,...
Ihr Freunde droben rettet, rettet, eilet,
Denn immer näher rückt der bittre Tod! —
Schon fangen an die Glieder zu ermatten,
Die Schatten wanken zu dem Reich der Schatten.

Bald ist der letzte Vorrath aufgezehrt,
Das Hoffen schon in's finstre Grab gesunken,
Da flammet frisch empor des Glaubens Funken:
‚Nach unserm Heiland ist der Blick gekehrt!
Zu ihm laßt uns erheben alle Stimmen,
Durch Angst und Weh zu seinem Thron zu klimmen!"

So rief ein Jüngling, den mit holder Zier
Die Braut ersehnt in qualenvoller Stunde;
Da hallt es laut und fest aus aller Munde:
„Aus tiefer Noth ruf' ich, o HErr, zu dir!"
Und betend kniet im blassen Lampenscheine
Zu Gott gekehrt inbrünstig die Gemeine.

Als nun das Lied durch finstre Wölbung scholl,
Da ist der alte Steiger auferstanden,
Als wie entlassen aus des Todes Banden,
Und blickt umher, des heil'gen Dranges voll,
Und greift zurück und zieht aus seiner Tasche,
Die unter ihm gelegen, Brod und Flasche,

Und spricht: „,Mir träumt', ich war im Himmelshaus,
Und der Erlöser ließ mich vor sich rufen,
Da trat ich zu des lichten Thrones Stufen,
Jedoch mein Blick hielt solchen Glanz nicht aus;
Demüthig sank ich hin zu seinen Füßen,
Und fühlte seiner Wunderkraft Ergießen.

„,Er aber sprach: Wach' auf aus dunkler Nacht,
Ich habe dich zu heil'gem Werk erkoren,
Wach' auf, und stärk' im Glauben, die verloren
In Todesangst mir fleh'n aus dumpfem Schacht;
Reich' ihnen meinen Leib, mein Blut zu trinken,
Damit sie nicht verzweifelnd untersinken!

„,Noch trinkt mein Ohr der süßen Labung Laut,
Noch athm' ich selig seines Athems Wehen,
Und Wunderkraft fühl' ich in mir erstehen,
Die Gottes Frieden auf euch niederthaut.
Wohlan, so naht mit brünstigem Verlangen,
Ihr sollt des HErren Leib und Blut empfangen!'"

Ein Bote Gottes steht im Silberhaar
Der Alte da, den längst verehrten Alle,
Zur Kirche wird die schauerliche Halle,
Des Felsen Tafel wird zum Weihaltar,
Und in des Grubenlichtes schwachem Scheine
Tritt um ihn her die gläubige Gemeine.

Drauf bricht er andachtsvoll das letzte Brot,
Und spricht: „,Nehmt hin den Leib, für euch gegeben,
Der stärk' im Glauben euch zum ew'gen Leben,
Und geb' euch Trost in bittrer Todesnoth!'"
Und Alle ließen sich aus seinen Händen
Die Himmelskost, geweiht mit Thränen, spenden.

Und eine Lampe, die längst ausgebrannt,
Ergreift er dann in hoher Andacht Triebe,
Und weiht sie feierlich zum Kelch der Liebe,
Und gießt hinein den Wein mit frommer Hand,
Und spricht: „,Wie dieser Wein sich jetzt ergossen,
So ist für euch das theure Blut geflossen.

„,Nehmt hin den Kelch und trinket alle draus;
Das ist das Blut, das aus dem Himmel quillet,
Das jeden Durst der müden Seele stillet,
Euch, Arme, stärket in des Todes Graus!'"
Und alle trinken auf dem Todespfade
Sich Himmelsstärkung von dem Quell der Gnade.

Durchglüht von reiner Liebe Himmelslust,
Umarmen dann sich stumm der Noth Genossen,
Und als der Rührung Thränen gnug geflossen,
Da spricht der Greis gefaßt aus voller Brust
Des HErrn Gebet; und als er ausgesprochen,
Ist ihm ein neues Leben angebrochen.

Er sinkt zurück, und wie er niedersinkt,
Da stirbt auch schnell der Lampe letzter Schimmer;
In Nacht versinkt der Wände matter Flimmer,
Nur sparsam Seufzen durch die Höhle dringt,
Und Mancher gräbt in harter Lagerstätte
Mit schwacher Hand sich schon sein Ruhebette.

Da horch! es rauscht der Arbeit muntrer Schall
Hoch über'm Haupt der sechs getreuen Knappen,
Die richten staunend sich empor, und tappen,
Und geben froh dem Rufen Wiederhall,
Und hören schon der Freunde Stimmen wieder;
Ein Lieberuf durchdringt des Berges Glieder.

Und endlich ist besiegt die letzte Pein,
Es weicht der Felsen, der sich vorgeschoben,
Und von der hehren Himmelsleuchte droben
Zuckt wonnevoll ein neuer Strahl herein.
Berauschet wanken von der Freude Drange
Jetzt die sechs Knappen aus dem düstern Gange

Da feiert man ein frohes Wiedersehn,
Und dankend wird des Vaters Huld gepriesen,
Der seinen Treuen gnädig sich erwiesen. —
Am Tage drauf die Knappen schweigend gehn,
Tief in der Erde mütterlichen Schatten,
Des wackern Steigers Hülle zu bestatten.

Wie oft der Tag der Schmerzen wiederkehrt,
So feiern sie mit Andacht sein Gedächtniß,
Empfangen dann das heilige Vermächtniß
In der Gemeinde, wie's der HErr gelehrt;
Und bauten fleißig an des Berges Stufen,
Bis sie der Meister endlich abgerufen.

Karl Förster,

geboren den 3. April 1784 zu Naumburg an der Saale, besuchte daselbst die Domschule, studirte seit 1800 in Leipzig Philologie und Theologie, übernahm dann eine Hauslehrerstelle in Dresden und wurde 1806 als Adjunkt und 1807 als zweiter Professor am königlichen Kadettenhause daselbst angestellt. Hier war ihm das Fach der deutschen Sprache und Literatur zugewiesen, das er auch beibehielt, als er 1828 in die erste Professur einrückte. Er ging am 18. Dezember 1841 in die Ewigkeit.

* * *

Vorzugsweise als Verdeutscher von Petrarka's sämmtlichen „Kanzonen, Sonetten, Balladen und Triumphen" ꝛc. und Tasso's „auserlesenen lyrischen Gedichten" geschätzt und den deutschen Meistern in dieser Gattung sich ebenbürtig anreihend, hat derselbe auch durch eigene zahlreiche Poesien von gesangartigem Wohlklang und freundlicher Gemüthlichkeit (mehrere sind von K. M. v. Weber in Musik gesetzt) sich Freunde erworben. In Reproduktion romantisch-mittelalterlicher Geschichten und Sagen beweist er imaginative Belebungsgabe und schildert mit Anschaulichkeit. Im Allgemeinen lassen seine Erzeugnisse die urkräftige Unmittelbarkeit der Phantasie vermissen.

Schriften.

Franzesko Petrarka's Gedichte, übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet. 2 Bde. Leipz. 1818—19; 2te gänzlich überarbeitete Aufl. das. 1833.
Torq. Tasso's auserlesene lyrische Gedichte, übersetzt. 2 Bde. Zwickau 1821; 2te Aufl. Leipzig 1844.
Sammlung auserlesener deutscher Gedichte für Gedächtniß und Redeübungen, und nach einer fünffachen Abstufung vom Leichten zum Schwereren. Dresd. 1819; 3te verm. Aufl. 1829.
Rafael. Kunst- und Künstlerleben. Ein Cyklus von Gedichten über Rafael's Gemälde. Leipz. 1827.
Abriß der allgem. Literaturgeschichte. (Unvollendet. Bd. 1—4. Abth. 1.) Dresd. 1827—30.
Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts. Bd. 10—14. (als Anschluß an die vorhergehenden von Wilhelm Müller). Leipz. 1838.
Dante's Vita nuova, übersetzt. Leipz. 1841.
Gedichte, herausgb. von Ludwig Tieck. 2 Bde. Mit dem Bildniß und Facsimile des Dichters. Das. 1843.
Philosophische, ästhetische, literargeschichtliche und naturhistorische Aufsätze in vielen Zeitschriften, namentlich in Wieland's deutsch. Merkur (1808), Wendt's Kunstblatt (Leipz. 1818), Gubitz' „Gesellschafter", in der „Zeitung f. d. elegante Welt", den „Blättern f. liter. Unterhaltung" u. s. w.

228. Kaiser Rudolf und der Freihart.

Der Kaiser zog zum Münsterthor
Und viel des Volks ihm nach;
Da trat ein Freihartsbub' hervor
Und zupft den Herrn und sprach:

„Herr Bruder, nicht so stark fürbaß!
Es ist noch einer hier!"
Der Kaiser schaut ihn an; der Spaß
Bedünkt ihm Frevel schier.

„„Was ficht dich an? — Mein Bruder du?
Ich kenne traun dich nicht!""
Der Freihart aber lacht dazu
Und blinzt ihn an und spricht:

„Ich denke so: der Kaiser stammt,
Wie ich, von Adam her,
Und sind wir Brüder allesammt,
Sind wir's auch, ich und Er.

„Drum wollt Ihr — was die Zeit verbrach —
Ausgleichen baar und blank,
So theilt mit mir, und tilgt die Schmach,
Und nehmt dann meinen Dank."

Der Kaiser lacht und spricht: „„Gesell,
Jetzt muß ich beten gehn;
Schaff einen Sack derweil zur Stell',
Dann laß uns weiter sehn!""

Der Bub' eilt flink und flugs nach Haus
Und kehrt in vollem Lauf,
Da tritt der Herr zur Kirch' heraus
Und ruft: „„Nun, Bursch', thu auf!""

Der zieht den Sack die Läng' und Quer,
Ihm dünkt er noch zu klein;
Der Kaiser wirft — es klang nicht schwer —
Wirft einen Heller drein,

Und spricht: „„Nun weiter Bursch'! durch's Reich;
Der Brüder sind noch mehr!
Gibt jeder dir dem ersten gleich,
Bist du so reich, wie der.""

---

229. Der Graf von Mannsfeld.

„Gefochten und geschlagen
Hab' ich für Gottes Ehr',
Gelitten und getragen,
Und war es noch so schwer.

„Dem Tod hab' ich geschauet
In's bleiche Angesicht,
Auf meinen Gott gebauet,
Und er verließ mich nicht.

„Nun soll's zu Ende gehen,
Das letzte Stündlein naht;
Da muß der Mannsfeld stehen,
Wie in der Schlacht er's that.

„Drum, Freunde, gebt behende
Mein Schwert mir, gut und blank,
Und haltet, bis ich ende,
Mich aufrecht sonder Wank!" —

Der Feldherr sprach's, da reichen
Sie ihm sein treues Schwert,
Und seh'n des Todes Zeichen,
Wie er empor sich kehrt.

Er aber hält umfangen
Den Knauf, und wie im Feld
Steht in der Rüstung Prangen
Zum Tode blaß der Held;

Und stehet unverwendet
In's Morgenlicht hinaus;
Er steht — und hat geendet,
Und Jammer füllt das Haus.

---

230. Der blinde Sänger und sein Hund.

1.

Auf Karlstein, seiner Veste,
Hält Kaiser Wenzel Haus,
Und viel erlauchte Gäste
Ziehn grüßend ein und aus.

Ein reiches Ingesinde
Drängt sich im Hof, im Saal,
Die Knechte unter der Linde,
Die Herren bei'm frohen Mahl.

Und Gaukler, Fiedler eilen
Die Gänge her und hin,
Mit Sang und Schwank zu heilen
Des Kaisers wirren Sinn.

Im Hof nur, fern dem Schwarme,
Steht, wie ein dürrres Reis,
Die treue Laut' im Arme,
Einsam ein blinder Greis,

Von Niemand wahrgenommen,
Im heißen Sonnenlicht;
Und Alle, die geh'n und kommen,
Sie achten des Alten nicht.

Und neben ihm im Schatten,
Streckt sich sein treuer Hund,
Und endlich vor Ermatten
Schließt sich des Sängers Mund.

Da naht nach Geckenweise,
Hochroth in Schellentracht,
Herr Ludger frech dem Greise
Und spricht zu ihm und lacht:

„Ei, alter Maulwurf, immer
Hier ohne Habedank?
Dem Kaiser in seinem Zimmer
Singt Euren Narrenschwank!“

„„Das mögt Ihr baß verstehen,““
Ruft jener sonder Scheu;
„„Kann ich den Vogel nicht sehen,
Ich kenn' ihn am Geschrei!““

Und glühend zieht der Frager
Sein blankes Schwert hervor;
Doch plötzlich springt vom Lager
Das treue Thier empor,

Und fährt mit wildem Bellen
Ihm in's Gewand hinein,
Da springen und klingen die Schellen
Weithin von Stein zu Stein.

Und von dem Hohn der Knechte
Ertönt des Hofes Ring,
Zur Burg entflieht der schlechte,
Der feige Kämmerling.

2.

Das Hündlein hat gesieget,
Der Schuld ihr Recht gethan,
Und langsam kehrt's und schmieget
Dem Fuß des Herrn sich an.

Der aber weckt auf's Neue
Der Saiten leisen Klang
Und singt ein Lied der Treue
Aus frommem Herzensdrang:

Wie aus der Menschen Hütten
Vertrieben und verbannt,
Sie in der Thiere Mitten
Die zweite Heimath fand.

Und als das Lied geendet,
Ruft's ihm zur Seite schnell:
„„Hast süße Kost gespendet,
Dank für dein Lied, Gesell!

„„Schon hört' ich dich vom Söller.
Bartolf, führ' ihn in's Haus
Und reich' aus Küch' und Keller
Ihm einen Labeschmaus!““

Es sprach aus Kaisers Munde;
Herr Wenzel war's, der rief,
Weil ihm zur guten Stunde
Des Herzens Unmuth schlief.

3.

Der Kaiser in seinem Saale,
Als ob er ein andrer wär',
Sitzt froh bei'm frohen Mahle,
Die Fürsten um ihn her.

Ihm glänzt, wie wenn durch's trübe
Gewölk die Sonne bricht,
Vom Aug' ein Strahl der Liebe,
Und plötzlich ruft er und spricht:

„„Daß sich mein Herz erfreue,
Schafft mir des Blinden Sang!
Sein Liedchen von der Treue
Hat wundersüßen Klang.““

Der Alte naht und grüßet
Und singt, wie er gesollt,
Und Wohllaut mild ergießet
Sich aus der Saiten Gold.

„„Du hast mein Herz erweichet,
Du sollst mein Sänger sein!““
Der Kaiser sagt's und reichet
Ihm einen Becher Wein.

Da springt von seinem Sitze
Bernhard, der Herzog, jach,
Und ruft in Zorneshitze:
„„Herr Kaiser, Herr Kaiser, gemach!

„„Von Braunschweig, meinem Lande,
Kam ich um Ehr' und Recht,
Und ernte Schimpf und Schande
Durch diesen niedern Knecht,

„„Der mich gekränkt mit Hohne
Vor meinen Knappen, kühn,
Und reich nun soll an Lohne
Mit Euch, Herr Kaiser, ziehn!

„„Auf Ludger sonder gleichen
Hat er sein Thier gehetzt,
Mich selbst mit Zungenstreichen
Und frechem Mund verletzt!

„„So schwur es mir in Treuen
Ludger, mein Kämmerling,
Und Schlecht're mag es freuen,
Wenn's Schlechten wohl erging.““ —

„„Der Ludger hat's gelogen,
Gelogen in seinen Bart!
Er selber spannte den Bogen,
Der zum Gericht ihm ward.

„„Mein Auge hat's gesehen,
Gesehen vom Söller dort, —
Den Greis soll Kein's mir schmähen,
Bei meinem Kaiserwort!

„„Du, Alter, aber bleibe
Und pflege, willst du, dein;
Ein Arzt sollst meinem Leibe
Und meiner Seele sein!‟‟

4.

Und wieder hält der Sänger,
Die treue Laut' im Arm;
Und eng' um ihn und enger
Drängt sich der Knappen Schwarm.

Und Ahnung, bang, wie immer,
Treibt aus dem Könighaus
Den Herzog von seinem Zimmer
Zum blinden Gast hinaus.

Weit anders strömt, als ehe,
Des Liedes ernster Lauf,
Und wie ein großes Wehe
Klagt's aus den Saiten auf.

Es faßt es nicht die Menge,
Doch rauscht es fort und fort,
Und durch die dumpfen Klänge
Tönt manch ein seltsam Wort.

Der Herzog hört's mit Grauen, —
Was will der blinde Greis?
Kann der die Nacht durchschauen,
Der nichts vom Tage weiß?

Wie Drohung will's ihn mahnen,
Und dann wie herber Schmerz,
Und immer bang'res Ahnen
Durchschauert kalt sein Herz.

Er reißt ihn schnell zur Seite,
Er zieht ihn rasch sich nach,
Daß er geheim ihm deute,
Was Lied und Laute sprach.

5.

„„Was willst du, daß ich höre?
Sag' an, wir sind allein;
Du, Knapp', daß Niemand störe,
Verschleuß das Kämmerlein!‟‟ —

„Ich weiß wohl, was ich singe;
Herr Herzog, seid gewarnt,
Eh' des Verrathes Schlinge
Euch mörderisch umgarnt!

„Auf Wallmod sitzen und spinnen
Die Junker und weben's fein;
Bevor ich zieh' von hinnen,
Sollt ihr des Todes sein!

„Und was ich hier gesungen,
Vernahm ich dort im Rath:
Der Ludger ist gedungen
Zur allerfrechsten That.‟ —

„„Hoffst du, daß ich dir lohne,
Weil du vom Freund mir lügst
Und zu dem alten Hohne
Verleumdung tückisch fügst?‟‟

„Mit nichten, Herr; doch schauet
Mir recht in's Angesicht,
Daß Ihr dem Diener trauet,
Wollt Ihr's dem Lautner nicht!

„Seht hier, gleich unter'm Herzen
Der alten Wunde Spalt;
Die hab' ich mir mit Schmerzen
Erstritten im Deisterwald.

„Der Euch den Vater erschlagen,
Ihm gab mein Schwert den Tod;
Seit mußt' ich Leid ertragen
Und Schmach und bittre Noth.

„Sie haben mich geblendet,
Getrieben aus dem Haus,
Und nackt und bloß gesendet
In alle Welt hinaus.

„Der Mörder fiel nach Rechte,
Doch ließ er ein einzig Kind:
Das ist der Ludger, der schlechte,
Der Euch mit Trug umspinnt!‟

„„Hei, Benno, alter Degen!
Du bringst mir Lust und Leid;
Es grüße dich Gott mit Segen,
Und strafe der Bösen Neid!‟‟

Der Herzog sprach's, und schnelle
Drauf zu dem Pagen sein:
„„Den Kämmerling hole zur Stelle
Und einen Becher mit Wein!‟‟

6.

Der Alte harrt der Spende,
Der Page bringt den Wein,
Und mit ihm schlüpft behende
Des Blinden Hund herein.

‚Der Kämmerling ist verschwunden,
Und Keiner sagt, wohin;
Den Trunk da hab' ich funden
Bei Euch, Herr Herzog, drin!‘

Der Page spricht's. Es breitet
Der Greis die Hand und faßt
Den Becher; doch ihm gleitet
Zu Thal die goldne Last.

Und — Schrecken! — an der Erde
Der Wein mit Saus und Braus
Zischt, wie auf glühem Herde,
Und wühlt den Marmor aus.

Es bückt der Hund sich nieder
Und schlürft des Tranks hinein,
Da plötzlich durch die Glieder
Zuckt's ihm wie grimme Pein.

Er sinkt, und schmiegt im Sterben
Dem Fuß des Herrn sich an.
Den Herzog sollt' es verderben,
Und hat's dem Hündlein gethan.

„„Du ziehst mit mir von hinnen!““
Der gute Herzog spricht;
Der Alte schweigt, weit innen
Sein Herz in Thränen bricht.

7.

Zu Leutmeritz an der Elbe
Am Kirchhof steht ein Stein,
Daneben ein Grabgewölbe; —
Weß mag die Ruhstätt' sein?

Zu Leutmeritz an der Elbe
Schläft unter Steinen süß
Ein blinder Greis, derselbe,
Den Kaiser Wenzel prieß.

Er hat geendet im Jammer
Um sein getreues Thier;
Nun ruht er in stiller Kammer
Von allem Mühsal hier.

Wen schleppen sie mit Getöse
Zur Richtstatt dort hinan?
Das ist der Ludger, der böse,
Der Uebels viel gethan.

Die Feinde liegen erschlagen
Bei Goslar am Bergesrand*).
Der Herzog mit seinen Magen
Steht frei im freien Land.

*) Schlacht bei Goslar den 14. Oktober 1393, in welcher die hildesheimischen Stiftsjunker Kurt v. Schwiechelt und Hans v. Steinberge von Herzog Bernhard v. Braunschweig-Lüneburg und seinem Bruder Friedrich geschlagen wurden.

Ernst Benjamin Salomo Raupach,

von jüdischer Abkunft, der Sohn eines Predigers, geboren am 21. Mai 1784 zu Straupitz, einem Dorfe unweit Liegnitz in Schlesien, erhielt seine Gymnasialbildung zu Liegnitz und studirte 1801 zu Halle Theologie. Im Jahre 1804 begab er sich zu seinem ältern Bruder Johann Friedrich nach St. Petersburg und wurde 1816, nachdem er zehn Jahre in verschiedenen Gegenden des russischen Reichs als Erzieher in Familien gewirkt und anderthalb Jahre in Petersburg privatisirt hatte, als Hofrath und ordentlicher Professor der Philosophie, wie auch der deutschen Literatur und Geschichte (seit 1817) an dasiger Universität angestellt. Aber in Folge einer 1821 über ihn und einige seiner Kollegen verhängten Untersuchung verließ er 1822 Rußland und erhielt später die erbetene Entlassung. Von nun an wohnte er gewissermaßen versuchsweise an verschiedenen Orten Deutschlands, auch in Weimar, machte dann eine Reise nach Italien, lebte zu Rom vertraut mit vielen höhern Mitgliedern der Geistlichkeit und wendete sich, von da zurückgekehrt, 1824 nach Berlin, das er bis zu seinem Ableben — seine kurz währende Uebersiedelung nach Potsdam nach dem verhängnißvollen 18. März 1848 abgerechnet — nicht wieder verlassen hat, und wo er, in früherer Zeit Hofpoet und Vorleser der Prinzessin von Preußen, mit einer erstaunlichen Fruchtbarkeit (er hat etliche 80 Stücke geschrieben) für die königliche Bühne thätig war. Während der Revolutionsstürme 1848 vermählte er sich mit der jungen, auch als dramatische Schriftstellerin nicht unbegabten Schauspielerin Pauline Werner. Seine letzte Arbeit war eine Abhandlung „Ueber den Aberglauben als geschichtliche Macht“, die er im Februar 1852 im Berliner wissenschaftlichen Vereine las. Er starb den 18. März 1852.

* * *

Raupach, seit Börne's scharfer Kritik und Platen's hartem Urtheil über „die zehnmal gebrühte Schiller'sche Phrase“ und den „Floskelschwall, den stets als schöne Sprache rühmt das Publikum“, bald als „Shakspeare der Trivialität“ (von Adolf Stahr) bezeichnet, „dessen Poesie Miethlingsgeschäft, Handwerksarbeit der Elle nach“ sei, bald als „neu aufgelegter Kotzebue“ (von J. Hillebrand), — vereinigt als Bühnendichter bedeutende Vorzüge und Mängel. Große Lebendigkeit der Auffassung, ungewöhnliches Gestaltungsvermögen, organisirende Kraft, Kunst des dramatischen Plans, der Gruppirung und Entwicklung, nicht selten ächt dichterischer Aufschwung, muß manchen seiner, auch von einer schönen Grundidee getragenen,

ernst-dramatischen Dichtungen zuerkannt werden; ihre Schattenseiten dagegen sind: die oft unsichere und unwahre Charakterzeichnung, die verkehrte Motivirung, der gern in rhetorische Breite ausschweifende Dialog und daraus erwachsende Schwulst der Bilder und Worte, ferner der gar zu fühlbare Mangel an Herzenswärme und überdieß die Sucht, alles dem Bühnenzweck, dem theatralischen Effekt aufzuopfern, abgesehen davon, daß er sich häufig geradezu als Nachahmer der größten Tragiker, ja selbst als Plagiarius bloßstellt. Als Lustspieldichter von zum Theil origineller Erfindung gehört Raupach der modernen antiromantischen Richtung an; aber seine Persiflagen gewisser Verhältnisse des öffentlichen Lebens und politischer Zustände, seine Satyren auf den Luxus des Geistes, den Modesinn der Literatur, der belletristischen Koterien u. s. w. sind oft zu zaghaft und versteckt, um trotz der größtentheils gut angebrachten Knalleffekte drastisch zu wirken. Als Novellist und epischer Lyriker ist er kaum beachtet worden; er trat auch seltener aus dem hohen Bühnenschuh heraus. Die nachstehenden Erzählungen (entlehnt dem stuttgarter Morgenblatt 1822 und dem Taschenbuche Orphea für 1825) sind charakteristisch für seine Auffassung des Balladenmäßigen. Den Naturlaut der Ballade und Sage anklingen zu lassen, war ihm keineswegs versagt, aber der Mann mit dem mathematischen Verstande hat sich durch seine Uebertreibungen das Spiel verdorben. In diesen Nachtstücken mit ihrer dämonischen Beleuchtung wimmelt es von traumhaft wunderlichen Phantomen, bizarr grotesken Larven und Fratzen, wie bei Höllenbreughel, Teniers und Callot; die Grauenhaftigkeit der gespenstergrinsenden Romantik ist bis zu den äußersten Grenzen getrieben, wodurch diese Darstellungen mit ihrem gesuchten Effekt der Aesthetik des Häßlichen anheim fallen. Trotzdem haben sie einen gewissen stofflichen Reiz vermöge der darin waltenden volksthümlichen Elemente.

Schriften.

Napoleon der Tyrann, der Unterdrücker, der Verderber Deutschlands. Dresd. 1813.
Die Fürsten Chavansky. Liegnitz 1818.
Erzählende Dichtungen. Leipz. 1820.
Die Königinnen. Dramat. Gedicht in 5 Akten. Das. 1822.
Lebrecht Hirsemenzel's, eines deutschen Schulmeisters, Briefe aus und über Italien. Das. 1823.
Die Leibeigenen, oder Isidor und Olga. Trauersp. in 5 Akten. Das. 1826.
Rafaele. Trauersp. in 5 Akten. Hamb. 1828.
Die Tochter der Luft. Eine mythische Tragödie in 5 Akten, nach der Idee des P. Calderon. Hamb. 1829.
Die Schleichhändler. Lustsp. in 4 Aufz. Das. 1830.
Dramatische Werke komischer Gattung. 4 Bde. Das. 1828—34.
Dramatische Werke ernster Gattung. 18. Bde. Das. 1830—44.
Denk an Cäsar! Possensp. in 5 Aufz. Das. 1832.
Erzählungen. Leipz. 1833.
Schelle im Monde. Ein Märchen in 4 Aufz. und einem Vorspiel. Hamb. 1833.
Robert der Teufel. Romant. Schausp. in 5 Aufz. Das. 1834.
Der Nibelungenhort. Tragödie in 5 Aufz. mit einem Vorspiel. Das. 1834.
Genoveva. Trauersp. in 5 Aufz. Das. 1834.
Der Zeitgeist. Possensp. in 4 Aufz. Das. 1835.
Tasso's Tod. Trauersp. in 5 Akten. Das. 1835.
Der Nasenstüber. Posse in 3 Aufz. Das. 1835.
Corona von Saluzzo. Schausp. in 5 Aufz. Das. 1840.
Die Schule des Lebens. Schausp. in 5 Aufz. Ebd. 1841.
Cromwell. Eine Trilogie. Ebd. 1841. 44.
Die Hohenstaufen. Ein Cyklus historischer Dramen (5—12r Bd. der dramat. Werke ernster Gattung). Das. 1837—38.
Mirabeau. Histor. Drama in 5 Akten und einem Vorspiel. Berl. 1849.

Zur Charakteristik:

H. Heine im Salon, Bd. IV. Hamb. 1840.
L. Rellstab in der Allg. Zeitung 1852, Beilage zu Nr. 88.
Morgenblatt für gebildete Stände. Stuttg. 1852, Nr. 19.
G. Kühne in der Europa 1852, Nr. 30.
R. Gottschall, die deutsche Nationalliteratur ꝛc. II. 398—414.
Kölner Zeitung. 2. Dezb. 1862.

---

231. Die Nachtwandlerin.

‚Ach Mutter, Mutter! laß mich hinaus,
Schon schwirret lustig die Fledermaus;
Und sieh, wie des Mondes kindliches Licht
Zum Nebelkranze die Berge verflicht,
Wie fromm und gut
Das wilde, brausende Leben ruht!‘

So sprach das Fräulein vom Bodenstein.
Sie sehnte sich stets in die Nacht hinein,
Und wie der Sphynx mit dämmernder Nacht
Zum Rundflug auf duftigen Blumen erwacht,
Erwachen auch
Des Fräuleins Geister beim Abendhauch.

Die Mutter wohl sprach: „Des Tages Gold,
Mein Töchterlein, ist dem Guten hold,
Des Mondes Silber ist todtenbleich,
Und die Nacht an Betrug und Tücke reich;
Drum bleib', mein Kind,
Daß nicht der Versucher dich einst umspinnt!"

Das Fräulein vergaß die Mahnung schnell;
Wie ahndend auch scholl der Hunde Gebell,
Wie warnend auch klang der Eulen Schrei'n,
Ging träumend sie doch in die Nacht hinein,
Ging sonder Graus
In's matt erleuchtete Todtenhaus.

Sie schmähte die Wahrheit am Tageslicht,
Die frostig zum frostigen Geiste spricht;
Und mit den Schatten, schwankend und bleich,
Dem Feuerwurm, der Unk' im Teich
Und dem Nebelgebild,
Mit allen kos'te sie liebend mild.

Sie schaut' auf das dunkelsapphirne Meer,
Und auf der silbernen Wölklein Heer,
Und dacht' und sehnte sich freventlich:
‚O trügen der Wolken Flügel mich,
Vom Himmelsrand
Zu schauen die Erd' im Nachtgewand!'

Vom Bodenstein hallte die eilfte Stund',
Da schwebte hervor aus dem düsteren Grund
Ein Wölklein, dunkel im innern Raum,
Ringsum verbrämt mit purpurnem Saum,
Und berührte den Fuß
Des staunenden Fräuleins mit purpurnem Kuß.

Es stand ein Jüngling im luftigen Kahn,
Wie ein riesiger Knabe fast angethan;
Aus Regenbogen war sein Gewand,
Das um die Hüften ein Mondstrahl band;
Auf dem goldenen Haar
Von buntem Gestein die Krone war.

„‚O Fräulein, Fräulein! was sitzest du hier,
Die Armuth beschauend für und für?
Komm, steig in meinen flüchtigen Kahn!
Ich führe dich schnell auf der Stürme Bahn
Zu dem wonnigen Raum,
Wo Traum ist Leben, und Leben Traum.'"

Es bot ihr der Jüngling die rosige Hand;
Das Fräulein dem Locken nicht widerstand;
Es trug sie ein Zephyr aus Blumenduft
Bald hin, bald her durch die silberne Luft,
Bis an Bergeshöhn
Das Wolkenschifflein blieb stille stehn.

Es legte der Wolke Saum sich rund
Um des Blocksbergs Felsen als Purpurbund,
Und des Jünglings Regenbogengewand
Flugs über die Kuppe war ausgespannt;
Und der Steuermann
Das Fräulein führte den Berg hinan.

Hier stellte dem schwärmenden Mägdlein sich dar
Der eigenen Träume verwirrende Schaar:
Was wachend und schlummernd die Seel' ihr je
Geschaffen hatte zu Lust und Weh,
Mit eignem Sein
Erblickt sie's hier in bunten Reihn.

Auch sah sie der Frauen und Mägdlein viel,
Gleich ihr ergeben dem träum'rischen Spiel,
Und jede, gleich ihr, von der Träume Schaar,
Die sie selbst geboren, umgeben war;
Wie Waldgesang
Und Flöten die Rede der Schatten klang.

Nun reihten sich alle beim grünlichen Glanz
Der Feuerwürmchen zum schwebenden Tanz,
Dann aßen sie Brod von Blumenstaub,
Und tranken Thau von Cypressenlaub,
Und sangen zum Mahl,
Vergessend des sonnigen Lebens Qual.

Das Fräulein saß wieder beim Morgenschein
Wohl auf dem Berg beim Bodenstein,
Doch war's dasselbe Fräulein nicht mehr,
Denn ach! der Busen war liebeleer;
Wie des Tages Licht,
So floh sie der Menschen Angesicht.

Den Geistern und Träumen lebte sie blos,
Sie sagte von Mutter und Schwester sich los,
Sie sagte sich los von dem liebenden Mann,
Der werbend sie schon zur Braut gewann;
In der Höhle Nacht
Begrub sie sich vor der Sonne Pracht.

Sie durchschweifte die Nacht mit thränendem Blick,
Und sehnte sich heiß nach der Höhe zurück;
Die Höhe blieb fern, das Herz war matt,
Im Strome fand sie die Ruhestatt.
Sanft ruh' ihr Gebein!
Der Seele wird Gott ja gnädig sein.

232. Die Hostie.

Im Töpler Wald, von Tannen umringt,
An des Felsens Rücken gelehnt,
Wo kühl aus dem Stein die Quelle springt,
Das Förstergehöfte sich dehnt:
Da lebt' ein Förster bei altem Wein,
Bei Wild und Gold vollauf,
Das er, einst ziehend mit Wallenstein,
Gewonnen im Kriegeslauf.

Der Förster hatt' ein einziges Kind,
Die war Ludmila genannt,
War schlank gewachsen, wie Tannen sind,
Und die schönst' im Böhmerland;
Sie trug ein Herz gar unverzagt,
Das nimmer die Furcht ereilt,
Und hatte wohl oft die Gefahren der Jagd
Mit ihrem Vater getheilt.

Ludmila liebte den Jäger Horst;
Denn in der Jägerschaar,
Die fröhlich haust' im Töpler Forst,
Bei weitem der schönst' er war.
Sie schenkt' ihm manches freundliche Wort
Und manchen Liebesblick,
Begegnet' ihm oft am stillen Ort,
Und bot ihm schweigend sein Glück.

Der Jäger hegte gar wilden Sinn,
Blieb immer stumm und kalt;
Er achtete Liebe nicht für Gewinn,
Seine Heimath war der Wald.
Darüber grämte die Dirne sich sehr,
Und grämte sich bleich und krank,
Und liebte darum den Jäger nur mehr,
Denn Liebe lebt nicht von Dank.

Sie weinte bei Nacht auf ihr Kissen mild,
Auf den harten Felsen bei Tag,
Und vor der heiligen Jungfrau Bild
Oft Stunden sie betend lag;
Doch halfen nicht Thränen, nicht Gebet,
Nichts rührte des Jägers Sinn;
Und wie die Blumen im Jahre spät,
So welkte das Mägdlein hin.

‚Ach, ruht' ich nur einen Augenblick
An seiner männlichen Brust!
Des flüchtigsten Händedruckes Glück
Gewährte mir ewige Lust.
Ach, athmet' ich seines Hauches Wehn!
Ach, wäre sein Schatten nur mein!
Ich wollte nicht um den Himmel flehn,
Und wollte so selig sein.‘

So saß sie einst — die Augen roth,
Erloschen der Jugend Glanz —
Und wand sich, denkend an Grab und Tod,
Auf ihren Sarg den Kranz:
Da kam ein alt und häßlich Weib,
Gar schauerlich anzusehn,
Von gelber Farb' und hagrem Leib,
Blieb grinsend vor ihr stehn.

„O grüße dich Gott, mein Töchterlein!
Du windest den Todtenkranz;
Doch wolltest du muthig und folgsam sein,
Er schmückte die Braut beim Tanz.
Vertraue mir, Kind! was dir gebricht,
Ich mache das Glück dir zahm;
Ich denke wohl recht und irre mich nicht,
Du krankest an Liebesgram.“

Es widerte wohl der Jungfrau sehr,
Zu reden von ihrer Pein;
Doch ewiger Schmerz ist bitter und schwer,
Und Hülfe könnte doch sein.
Und sie vertraute der Alten an,
Wie sie den Jäger liebt,
Und wie der wilde, trotzige Mann
Sie durch Verachtung betrübt.

„Wohl steht die Hülf' in unsrer Macht:
Begehrst du den Hochzeitkranz,
So raube du selber um Mitternacht
Die Hostie aus der Monstranz!
Und bringst du sie mir, so bist du Braut
Noch vor dem ersten Schnee.
Gedenke des Lohnes, wenn dir graut;
Mich findest du dort auf der Höh'.“

‚Am Heiligthume den Raub begehn?
O nimmer und ewig nicht!
Ach! besser, den Tod von Gott erflehn,
Und schuldlos sein vor Gericht.‘
Doch seit ihr die Rettung war bekannt,
War glühender auch ihr Schmerz;
Und Scheu' und Grauen allmälig schwand,
Und furchtlos war ihr Herz.

Im tiefen Forst die Kapelle lag,
Vom Maulwurf rings umwühlt,
Wo immer am hohen Festestag
Ein Priester das Hochamt hielt.
Der Schlüssel zu diesem Gotteshaus
War in des Försters Hut;
Den spähte Ludmila mühsam aus,
Als wär' es ein himmlisch Gut.

Es war im Herbste, die Nacht war kalt,
Der Sturm trieb wüthend und wild
Die Wolken in Löwen- und Drachengestalt
Jach durch des Himmels Gefild;
Dazwischen blickte gespenstisch bleich
Des Mondes Larvengesicht,
Und machte die Waldnacht schreckenreich
Mit seinem Grabeslicht.

Ludmila glitt durch das Tannengebüsch,
Den Jagdspieß in der Hand;
Sie achtete nicht der Otter Gezisch,
Die über den Pfad sich wand;
Sie achtete nicht auf des Raben Gekrächz,
Der oben sein Nachtlied sang,
Nicht auf der Unke klagend Geächz,
Das unten im Moor erklang.

Die Glock' auf des fernen Münsters Thurm
Rief dumpf die Mitternacht aus,
Und über die Wandrerin fuhr im Sturm
Des wilden Jägers Graus;
Und durch die Räume des Waldes scholl
Des Graurocks ängstliches Weh,
Und nächtlicher Wolken Schatten quoll,
Wie Geisterzug, über die Höh'.

Nun schien die Kapelle durchs Tannengeäst
Wie verwittert Todtengebein,
Da hielt ein Dorn die Eilende fest,
Als wollt' er ihr Warner sein;
Er wickelte sich in ihr Linnengewand,
Als wollt' er nicht lassen sie ziehn,
Sie brach ihn zürnend, mit blutiger Hand,
Denn Lieb' ist mächtig und kühn.

Sie eilte nun schneller zum Ziele fort,
Und stand vor der eisernen Thür,
Da saß, als säß' er zur Warnung dort,
Ein fletschender Wolf vor ihr;
Der blitzt', als wollt' er ihr wehren den Gang,
Sie an mit dem Feuergesicht,
Bis sie mit Gewalt zur Flucht ihn zwang,
Denn Liebe hört Warnung nicht.

Als nun sie, gelangt zu dem innern Raum,
Sich näherte dem Altar,
Da stellte, wie ein gaukelnder Traum,
Ein kleines Männlein sich dar;
Es maß der Spannen drei oder vier,
Und blinkte wie Sternenschein,
Und stand vor des Tabernakels Thür,
Als müßt' es hüten den Schrein.

„,Was? willst du rauben den Leib des Herrn?
O laß dich warnen, mein Kind!
Das Leben ist kurz, der Tod nicht fern,
Und Ewigkeit nie verrinnt.

Um zu gewinnen irdische Lust,
Setz' nicht den Himmel ein!
Was du so frevelnd erkaufen mußt,
Kann nur zu Jammer gedeihn.

„,Der Hostie Raub ist dir unverwehrt,
Doch wisse, — dann wähle frei, —
Du hast des Geliebten Schatten begehrt,
Er wohnet der Hochzeit bei.
Und willst du's wagen auf die Gefahr,
So öffn' ich diese Thür,
Die sonst wohl ewig und immerdar
Verschlossen bliebe vor dir.'"

Wild pocht ihr im Busen des Herzens Schlag
Vor Angst und Liebesgluth,
Und was schon Grausendes hinter ihr lag,
Erhöhte der Liebenden Muth.
‚Mag kommen die ganze Schattenwelt,
Wird nur der Geliebte mein!
In der Hölle viel lieber zu ihm gesellt,
Als selig im Himmel allein!'

Das Männlein verschwand, die Thüre sprang;
Die Hostie nahm sie heraus;
Es glühte die Hand; ein Ach durchklang
Tief stöhnend das Gotteshaus;
Und keuchend entfloh sie, der Schrecken voll,
Wie ein geängstigtes Reh,
Und hinter ihr saust' es, und zischt' es, und boll
Und heult' ein grausendes Weh'.

Sie erwachte daheim wie aus gräßlichem Traum
Die Reue machte sich Bahn;
Doch zeigt' ihr das Licht den Geliebten kaum,
So war's um die Reue gethan.
Und als im Westen der Tag verglomm,
Des Vaters Wohnung sie mied,
Und einsam die felsige Höh' erklomm,
Wohin sie die Alte beschied.

Die saß auf dem Felsen regungslos,
Wie ein Todter um Mitternacht,
Den um die Ruh' in des Grabes Schoos
Ein freveles Leben gebracht.
„O grüße dich Gott, mein Töchterlein!
Und hast du befolgt mein Wort,
So laß uns rüstig zum Werke sein,
Hier ist ein gesegneter Ort."

Und als Ludmila das Kästlein erschloß,
Ihr zeigend den Leib des Herrn,
Ein Blitz der höllischen Freude schoß
Aus dem grünen Augenstern.
Die Flamme loderte prasselnd sogleich,
Der Kessel ward drüber gesetzt
Mit allem, womit der Finsterniß Reich
Das himmlische Licht verletzt.

Und Kauz und Maulwurf kamen herbei,
Gerufen durch kräftigen Schwur,
Und rührten mit Todtenknochen den Brei,
Daß wirbelnd der Dampf entfuhr;
Und als sie dazu die Hostie warf,
Die Mischung dem Kessel entsprüht',
Und die Köche rührten, und rührten scharf,
Und sangen kläffend ein Lied:

„Wir fördern finster der Finsterniß Macht,
Versagt ist uns das Licht,
Und wären wir nicht geboren zur Nacht,
Wir suchten die Finsterniß nicht;
Drum, blinder Bruder, drum rühre gut!
Dem Käufer geschieht sein Recht;
Könnt' herrschen ein König über das Blut,
Und ist des Blutes Knecht."

Als nun die Alte das Werk erfüllt
Durch höllischer Sprüche Kraft,
Und tröstend den Schauder des Mägdleins gestillt,
So gab sie der Dirne den Saft:
„Nun mische, mein Kind, zum perlenden Wein
Dem Trotzigen diesen Trank,
Und ist er beim nächsten Vollmond nicht dein,
So zahle mir Fluch für Dank."

Ludmila nahm, was die Hexe gebraut,
Doch hielt sie's lange zurück;
Denn was ihr Auge Grauses geschaut,
Es deutete nicht auf Glück.
Doch hüllte den Graus die webende Zeit
Bald in ihr Nebelgewand;
Die Liebe war Siegerin im Streit,
Und Furcht und Zweifel schwand.

Kaum hatte der Jäger genossen den Wein,
Gepaart mit des Saftes Macht,
So war verwandelt sein Wesen und Sein,
Als ob er vom Schlaf erwacht;
Er faßt' es nun nicht, wie er nie gesehn
Der Dirne heimliche Gluth,
Und wie er verschmäht ein Mägdlein so schön,
Begabt mit so reichem Gut.

Er warb nun selbst um ihr freundliches Wort,
Um ihren Liebesblick,
Und suchte sie auf am stillsten Ort,
Von ihr zu erflehen sein Glück.
Wie reißend war nun der Stunden Fluß!
Wie so beseligend sie!
Bis Liebe durch Händedruck und Kuß
Zum süßen Bekenntniß gedieh.

Nun war gewechselt der Liebe Schwur,
Erbeten des Vaters Ja;
Der Wind durchflog die beraubte Flur,
Das Hochzeitfest war nah.

Da wuchs mit der Tage, der Stunden Flucht
Ludmila's Bangigkeit;
Denn Jeglicher soll doch ernten die Frucht,
Wozu er den Samen gestreut.

Des Bräutigams Schatten ward ihre Pein,
Erweckt' ihr heimliches Graun;
Er dünkt' ihr schwärzer denn Schatten zu sein,
Sie konnte nicht lang ihn schaun;
Und zwang sie das Auge, so schien es ihr gar,
Als sähe sie schlagen ein Herz,
Als brennte das Blut wie Feuer klar,
Und brächt' ihm unsäglichen Schmerz.

Es war jetzt nahe die heilige Zeit,
Gefallen schon längst das Laub,
Die Gipfel der Berge fast verschneit,
Die Blumen schon lange Staub:
Da zogen der Gäste viel zum Gelag
Hinauf in den Töpler Forst;
Es war Ludmila's Hochzeittag
Mit dem schönen Jäger Horst.

Die Gäste lachten und jubelten laut,
Wann Hörnerschall sie empfing,
Indessen verzweifelnd die Seele der Braut
In Angst und Jammer verging.
In glühenden Thränen ihr Auge schwamm;
Ach! beten konnte sie nicht;
Denn was sie gethan um den Bräutigam,
Verdammte sie zum Gericht.

Zum Sakramente rief die Stund' —
‚O Gott, erbarme dich mein!' —
Doch segnete sonder Störung den Bund
Der weihende Priester ein.
Sie kehrten zurück, da dampfte der Schmaus,
Mit des Weines Dufte gepaart;
Nun saß das voll geladene Haus
In bunter Reihe geschaart.

Zur Rechten Ludmila's der Bräutigam saß,
In's Jägergeschmeide gehüllt,
Zur Linken — Entsetzen sonder Maß! —
Des Bräutigams Schattenbild,
Der, zu vollenden den tödtlichen Graus,
Obwohl ihr Auge war scharf,
Ob viel der Kerzen wohl brannten beim Schmaus,
Doch keinen Schatten warf.

Bleich saß und stumm und schreckentstellt,
Nichts hoffend von Menschen und Gott,
Die Braut, wie ein Wesen der Grabeswelt,
Geladen von frechem Spott;
Ihr perlte kein Wein, ihr dampfte kein Mahl,
Auch Grausen den Hunger stillt;
Sie wäre vergangen in ihrer Qual,
Wär' nicht verschwunden das Bild.

Der Schmaus war geendet, und Hörnerklang
Zum fröhlichen Reigen lud;
Und Horst, die Braut umschlingend, sprang
Zum Tanz in jubelndem Muth;
Da sah sie zur Seite den Schatten sich
In reißendem Wirbel drehn;
Erst, als sie verzagend dem Reigen entwich,
War er nicht mehr zu sehn.

‚O Tag des Jammers! o Tag der Angst!
Ach! Rächer im Sternensaal,
Wenn du mein schuldiges Leben verlangst,
So endige meine Qual!'
Sie schlich sich hinauf in das Brautgemach,
Das segnend der Priester geweiht;
Da, hoffte sie, folgt' ihr die Hölle nicht nach,
Die Kreuz und Segen scheut.

Sie lag verwirrt wie in schrecklichem Traum,
Den Busen voll Jammer und Weh,
Und prasselnd warf an den Fensterraum
Der Sturm den eisigen Schnee...
Da kam zu erringen der Bräutigam
Des glücklichen Tages Preis,
Und, o Vernichtung! sein Schatten schwamm
In der Finsterniß dämmernd weiß.

Der Jüngling umschlang sie mit sanfter Gewalt,
Als er die Bebende fand;
Der Schatten die Arme leichenkalt
Um ihren Nacken wand.
Sie fühlte rechts den glühenden Kuß,
Dem Leben des Frühlings gleich,
Sie fühlte links den Todesgruß
Aus der Verwesung Reich.

Da schwanden die Sinn' auf immerdar;
Sie sprang vom Lager empor,
Und rast' und tobte, zerraufte das Haar,
Und der Schaum aus dem Munde ihr gohr;
Sie heulte gräßlich und heulte laut,
Und lachte dazwischen so wild,
Daß selbst den Jüngling die wüthende Braut
Mit Schrecken und Schauder erfüllt'.

Sie raste so, an Ketten gelegt,
Drei gräßliche Tage lang,
Verfluchte die Liebe, die sie gehegt,
Verfluchte den nächtlichen Gang;
Verfluchte den Vater, der sie gezeugt
Der Hölle zu Spiel und Spott,
Verfluchte die Mutter, die sie gesäugt,
Verfluchte Himmel und Gott.

Am dritten Tage des Geistes Licht
Des Wahnsinn's Nacht durchbrach,
Doch aus dem bleichen verstörten Gesicht
Die Kunde des Todes sprach.
Sie beichtete noch dem Priester treu
All' ihre unsägliche Schuld,
Und starb, das Herz voll bitterer Reu',
Doch bauend auf Gottes Huld. —

Er sei ihr gnädig, wann sie erwacht,
Sie hat den Frevel gebüßt;
Und, wo sie verschläft die längste Nacht,
Man noch die Warnung liest:
„‚Um zu gewinnen irdische Lust,
Setz' nicht den Himmel ein;
Was du mit Frevel erkaufen mußt,
Kann nur zu Jammer gedeihn!'"

---

233. Das Ave-Maria.

Der Knabe verläßt der Mutter Haus
Und eilt in den schattigen Wald hinaus,
Da findet er, was er liebend sucht,
Des Vogels Nest und die duftige Frucht;
Da freut ihn der Wasser brausender Fall,
Das Gespräch mit Kukuk und Wiederhall.

Der Schatten verkündigt die Mittagszeit,
Kein Knab' ist zu sehen weit und breit;
Der Mutter Herz wohl zu sorgen beginnt,
Doch wieder die Hoffnung den Sieg gewinnt,
Er hat es ihr ja schon öfter gethan,
Und kennt im Walde jegliche Bahn.

Der Schatten zerfließt schon an der Uhr,
Und immer vom Knaben noch keine Spur,
Da faßt sie die Angst so glühend wie kalt,
Und treibt sie hinaus in den dämmernden Wald,
Denn ach, sie liebet den Knaben sehr,
Und liebt auf Erden nichts weiter mehr.

Sie irret im Walde wohl hin und zurück,
Und sendet umher den spähenden Blick,
Und rufet den Namen des Knaben laut:
„Wo bist du? wo bist du, mein Söhnlein traut?
O komm zur Mutter! komm an ihr Herz,
Eh's noch gebrochen in Angst und Schmerz!"

Durch Nesseln und Dornen sie spähend bricht,
Und achtet manch brennender Wunde nicht;
Sie fühlt kein Ermatten, ihr schafft nicht Graus
Der dunkelnde Wald, das Gespensterhaus;
Die Angst der Mutter ist stark wie die Noth,
Sie kennet nicht Furcht, sie kennt kein Gebot.

Den Wald durchstreift schon des Mondes Licht,
Gefunden ist immer der Knabe noch nicht.
„O Jesu, mein Heiland, erbarme dich mein!
Auch dich hat geliebet die Mutter dein,
Auch du bist gewesen ihr einziges Glück:
O! gib mir mein liebliches Kind zurück!"

Der Wald ist durchsucht allüberall,
Sie kehret zurück zu dem Wasserfall;
Die Kraft ist erschöpft, verworren der Sinn,
Stumpf irren die Blicke daher, dahin:
Da hängt, die Fluth berührend, am Ast
Des Knaben Hütlein von grauem Bast.

„Ertrunken! ertrunken! — o Heiland der Welt!
Erstickt in den Wellen! — am Felsen zerschellt!
So mußt' ich ihn nähren mit meinem Blut,
Damit ihn verschlänge die rasende Fluth?
O Gott, was hab' ich je Frevles gewagt,
Daß so du handelst mit deiner Magd?

„Den liebenden Mann, der mich nie gekränkt,
Ich hab' ihn in's dumpfige Grab gesenkt,
Das blühende Blümchen, mein Töchterlein,
Gebettet selbst in den finstern Schrein,
Und doch vertraut und gehalten an Dir!
Erbarmungsloser, was hab' ich dafür?

„Ich will nicht mehr klagen, will's nicht mehr,
Ich weiß ja nun, der Himmel ist leer;
Denn lebte dort ein lebendiger Gott,
Wie würde der Glaube zu Schand' und Spott?
Ich will nicht glauben, nicht leben mehr,
Das Leben ist wie der Himmel leer!" —

Ja, hin ist für sie des Lebens Licht,
Und die Nacht des Lebens begehret sie nicht;
Sie rafft sich empor mit verzweifelnder Wuth,
Will suchen den Tod in der schäumenden Fluth:
Da eilet munter und sonder Harm
Der verlorene Knab' in der Mutter Arm.

Sie reißt ihn schreiend an ihre Brust,
Umschlingt ihn, als droht' aufs Neue Verlust,
Als folgten die Wellen mit Otterngezisch,
Als langten Gespenster aus dem Gebüsch,
Ihr wieder zu rauben ihr liebliches Kind,...
So eilt sie davon wie der flüchtige Wind.

Und als sie keuchend den Wald durcheilt,
Der Sturm in den Wipfeln der Buchen heult,
Drein krächzet der Rabe den heisern Gesang,
Und Irrwisch hüpfet die Straß' entlang:
Sie achtet nicht Rabe, nicht Irrwisch, nicht Wind,
Sie hält ja im Arm ihr geliebtes Kind.

Wohl schilt sie daheim den Knaben sehr,
Doch spricht sie der kosenden Worte noch mehr.
Es saust um die Hütte der wilde Sturm,
Und Käuzlein greinet im alten Thurm;
Doch wär' auch draußen die Hölle los,
Sie hält ja den Liebling auf ihrem Schoos.

Und als sie mit Speis' und Trank ihn geletzt,
Und noch auf dem Lager mit Thränen benetzt,
Ermahnet sie: „Falte die Händchen dein,
Und bete das Ave-Maria fein!"
Der Knabe jedoch gar trotzig spricht:
„„Das Ave-Maria, das bet' ich nicht.""

Die Mutter erstaunt: „Komm, Söhnlein, komm!
Du warst ja immer so gut und fromm;
Erhebe zur Mutter Gottes die Hand,
Die heut groß Unheil von dir gewandt!"
Doch finster und murrend der Knabe spricht:
„„Das Ave-Maria, das bet' ich nicht.""

Die Mutter erschrickt: „Was ist geschehn?
Was hat er Unholdes im Walde gesehn?"
Sie bittet wieder, und schilt und droht
Mit ihrem Zorne, mit seinem Tod.
Doch wild und grinsend der Knabe spricht:
„„Das Ave-Maria, das bet' ich nicht!""

Der Mutter nun zu grausen beginnt,
Vom Bösen besessen wähnt sie das Kind.
Die Hütte bebt im brüllenden Sturm,
Und gellender kreischt der Kauz im Thurm.
Es treibt sie die Angst, sie reißt von der Wand
Das Kruzifix mit zitternder Hand.

Kaum hält sie das Kreuz dem Knaben vor,
So hebt aus dem Bett er sich plötzlich empor,
Und schwebend das Haupt und der Leib sich füllt,
Wie giftig im Zorne die Kröte schwillt,
Die Zunge ragt aus dem klaffenden Mund,
Die Stern' erlöschen im Augenrund.

Und immer bleibt's des Knaben Gesicht,
Das grinset sie scheußlich an und spricht:
„„Leb' wohl, leb' wohl, meine Mutter schön,
Bis wir in der Höll' uns wiedersehn!""
Und zerrinnt in Dunst und fähret hinaus,
Und Hohngelächter wiehert um's Haus.

Die Mutter gedenket des Sohnes nicht mehr,
Sie fällt auf die Knie' und weinet sehr,
Und betet inbrünstig die ganze Nacht,
Daß Gott sie erlös' aus der Hölle Macht,
Und weinet und betet, und betet und weint,
Bis wieder der Morgen die Hütte bescheint.

Und als sie öffnet der Hütte Thor,
Da stehet ein Wandersmann davor,
Der hält den Knaben an seiner Hand,
Den gestern verirrt im Wald er fand,
Den er bewahret vor Mißgeschick;
Er bringt ihn der Mutter nun zurück.

Die Mutter, als sie den Knaben sieht,
Mit Angstgeschrei in die Kammer entflieht,
Die Mutterliebe verstummt in der Brust,
Und Grauen tritt an die Stelle der Lust;
Sie kann den Knaben nicht wiedersehn,
Soll nicht die Hölle vor Augen ihr stehn.

Sie sendet ihn sonder Thränen fort
Zum alten Oehm, an den fernen Ort;
Sie aber pilgert in's heilige Land.
Dann wählt sie das härene Klostergewand,
Und büßt in Gebet und freiwilliger Noth
Für ihren Frevel bis an den Tod.

Max von Schenkendorf,

mit vollem Namen: Gottlob Ferdinand Max Gottfried, einer der liebenswürdigsten Romantiker, der Sohn eines Kriegsraths und der Tochter eines Pfarrers Karrius (nur heimisch in der phantastischen Welt und am Himmel), ward den 11. Dezember 1783 in Tilsit geboren. Er lebte seine erste Jugendzeit in strenger Zucht des Hauses, still, träumerisch, in gelehrten Neigungen hin und kam 1798 auf die Universität nach Königsberg, wo er sich schrankenloser Freiheit überließ und sich in einem wüsten genialischen Treiben gefiel. Die Eltern sahen sich genöthigt, ihn zurückzurufen und vertrauten ihn der Leitung eines Pastors an, welcher unweit von Preußisch-Holland im Dorfe Schmauch eine Art Erziehungs- oder vielmehr Besserungsanstalt für die Söhne adeliger Familien errichtet hatte. Von seinem Verbannungsorte, in dessen Umgegend er in mehrern Familien gern gesehen wurde, deren Wesen, Anschauungen und Gewohnheiten den seinigen entsprachen und unter welchen sich der dichterische Genius zuerst in ihm regte, wandte sich Schenkendorf 1804 wieder zur Universität nach Königsberg, wo er der Rechtswissenschaft sich widmete, jedoch äußerst knapp gehalten wurde, Wohnung und Kost von seinem Oheim Wannovius und wochentlich einen Gulden Taschengeld empfing. Bei alle dem warnte man in der Zeitung Alle, ihm zu borgen. Obwohl er in der Jurisprudenz keineswegs Befriedigung und Beruf fand, studirte er fleißig, um aus seiner drückenden Lage zur Unabhängigkeit sich aufzuschwingen, machte nach seinem Abgange von der Hochschule zu seiner kameralistischen Ausbildung im Amte Waldau noch ein Probejahr, und lernte hier seine spätere Gattin, die verheirathete Henriette Elisabeth Barcklay kennen.

Eine Wendung seines Schicksals trat ein, als er, bald nach bestandenem Staatsexamen, zum Kammerreferendar bei der Regierung in Königsberg ernannt, durch die Empfehlung der Dohna's in das Haus des Landhofmeisters v. Auerswald aufgenommen wurde. Ein Kreis ausgezeichneter Menschen versammelte sich in diesen gastlichen Räumen um Frau Albertine v. Auerswald, von Arndt die schönste und geistreichste Frau genannt, die dem Vaterland treueste und tapferste Söhne hinterlassen. Die Romantik herrschte unbeschränkt in dieser Gesellschaft; unlustig und unbefriedigt hatte man sich von dem antiken Ideal abgewandt. Die tieferen Bezüge zwischen dem Menschen und der Natur, die Ahnungen des Herzens, das Geheimnißvolle des Weltalls und der eigenen Seele suchten nach ihrem poetischen Ausdruck. Dunkel und unklar schimmerte in dieser Richtung der Geister das so lang unterdrückte und erstickte Nationalgefühl. Bei Festen, Tänzen, Gelegenheitsspielen im ritterlichen Kleid in Auerwald's Schlosse erschien die Romantik; dagegen trug sie im Hause David Barcklay's, eines reichen Rentiers, ihr mystisches Gewand. Seine Gattin, die „Angebetete" unsers Dichters, mag von jeher einen frommen, ascetischen Ton besessen und geliebt haben. In diese romantische Seligkeit schlug der Blitz von Jena. Blutige, verderbliche Schlachten wurden geschlagen; es folgte der Friede von Tilsit. In dieser Noth wurde Schenkendorf zum politischen Dichter und Schriftsteller. Die Erniedrigung Preußens, der Gedanke eines neuen Aufschwungs, machte die Romantik praktisch; was die Idealpoesie nicht vermocht, that sie; ihr Lied begeisterte das Volk zum Kampf. Schenkendorf stiftete einen poetischen Männerbund, den „Blumenkranz des baltischen Meers;" hier gingen Poesie und Politik zusammen.

Mit dem allgemeinen Unglück des Vaterlandes berührten auch persönliche Schmerzen den Dichter. Das seinem Vater zugehörige Gut Nesselbeck war durch die Kriegsjahre verwüstet worden und mußte verkauft werden. Im Jahre 1809 tödtete sich aus Lebensüberdruß David Barcklay selbst; Schenkendorf wurde in einem Duell mit einem General gefährlich an der rechten Hand verwundet, sie blieb auf immer gelähmt und er mußte mit der linken schreiben. Als er nach Heilung seiner Wunde um die Hand von Elisabeth Barcklay anhielt, widersetzte sich deren Mutter dieser Ehe. Der Dichter hatte kein Vermögen und das seiner um zehn Jahre ältern Braut hing zum Theil von der Entscheidung in einem schwierigen Prozesse ab. Um den Gerüchten und dem gehässigen Streit mit der Mutter zu entgehen, begab sich Elisabeth mit ihrer heranwachsenden Tochter nach Karlsruhe. Schenkendorf folgte ihr bald; am 15. Dez. 1812 wurden sie getraut. Das Leben in Karlsruhe, der Umgang mit Jung-Stilling und der Frau v. Krüdener, die er, wie seine Gattin, schon von Königsberg her kannte, befriedigte ihn nicht durchaus; so war der Ausbruch des Kriegs 1813 auch für ihn eine Befreiung. Schnell entschloß er sich, ihn mitzumachen. Am 8. Juni traf er in Schlesien ein, folgte der großen Armee, theilte, wenn auch zu kämpfen unfähig, alle Beschwerden des Felddienstes, feuerte die Kameraden durch seine ergreifenden Lieder an, leistete seinen Freunden bei den Arbeiten des Generalstabs Hülfe und war bei Leipzig im Kugelregen. Eine Zeitlang arbeitete er dann mit Rühle von Lilienstern in Frankfurt an der allgemeinen Volksbewaffnung. Nach wiederhergestelltem Frieden erhielt er endlich 1815 eine Anstellung als Rath bei der Regierung zu Koblenz, vertauschte die Heerposaune mit der ihm längst befreundeten religiösen Harfe, starb aber bereits an seinem Geburtstage 1817.

* * *

Höchst eigenthümlich sind die Dichtungen Schenkendorf's, weil sich in ihnen (mit Heinrich Kurz's Worten im Kommentar s. Handbuchs der poet. Nationalliteratur 2c. Zürich 1842) der Patriotismus der

Gegenwart mit dem romantischen Element zu verbinden strebt, das heißt, mit der poetisch-religiösen Sehnsucht nach der Vergangenheit. Dadurch erhalten seine Gedichte eine ganz wunderbare Färbung. So sehr er auch von der Gegenwart und ihren Forderungen erfüllt sein mag, sieht er sie doch nur mit getheilter Seele an; man findet überall, daß seine innigste Liebe der Vergangenheit und ihren Zuständen gewidmet ist. Dadurch entsteht aber ein Zwiespalt in der Seele des Dichters, der sich als Wehmuth offenbart, und diese ist auch das charakteristische Kennzeichen seiner Lieder, welche dadurch nicht wenig an Lebenskraft verlieren, die in der Lieblichkeit und Zartheit der Gesinnung und der Sprache keinen hinreichenden Ersatz findet. — Den meisten seiner Kriegslieder liegen religiöse Gefühle zu Grunde, doch in einer Weise, wie man sie kaum erwarten sollte. Es wird nämlich das Verhältniß der Deutschen zu ihren Feinden nicht als ein rein politisches Verhältniß dargestellt, der Kampf erscheint nicht als ein Kampf eines nach Unabhängigkeit strebenden Volkes gegen seinen fremden Unterdrücker, sondern als ein Kampf der religiösen Ueberzeugung gegen den Unglauben. Solcher Art war aber die muthige Erhebung des deutschen Volkes keineswegs; somit beruht die Anschauung des Dichters auf einer, wenn auch unbewußten Täuschung, welche wohl eine Zeitlang, als alle Leidenschaften erregt waren, Glauben finden konnte, endlich aber verschwinden mußte. Die unausbleibliche Folge davon war aber die, daß die schönsten Gesänge des Dichters, eben weil sie nicht auf Wahrheit beruhten, nach und nach aus dem Gesichtskreise des Volks schwanden, während andere Lieder aus derselben Zeit noch der allgemeinen Theilnahme und Liebe sich erfreuen. Diejenigen Gedichte, in welchen die ehemalige Herrlichkeit des deutschen Kaiserthums den Dichter zu dem Wunsche begeistert, dieselbe wieder aus ihrem Todesschlaf erwacht zu sehen, gehören unstreitig zu seinen besten, weil er in ihnen sein reiches, sehnsuchtvolles Gemüth ganz erschließen kann, wie im „Lied vom Rhein", namentlich in dessen erster Hälfte, im „Bild zu Gelnhausen", im „Frühlingsgruß an das Vaterland" *) und andern im edlen Volkstone.

Daß bei seiner rein individuellen Anschauungsweise die epische Dichtung nicht sein Feld war, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Seine wenigen der objectiven Gattung sich zuneigenden Erzeugnisse, von welchen „Andreas Hofer" dem Tone nach am gelungensten, können nur als Stimmungsbilder angesehen werden, worin die sich spiegelnde Gemüthslage des Dichters, nicht die Begebenheit die Hauptsache ist, und haben nicht sowohl wegen ihres formellen, als vielmehr wegen ihres geistigen Gepräges hier ihre Stelle gefunden.

Schriften.

Studien. Heft 1 (einziges). Berl. 1808.
Christliche Gedichte. Das. 1814.
Die deutschen Städte. Frankf. 1814.

---

*) Frühlingsgruß an das Vaterland.

1814.

Wie mir deine Freuden winken,
Nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland, ich muß versinken
Hier in deiner Herrlichkeit.
Wo die hohen Eichen sausen,
Himmelan das Haupt gewandt,
Wo die starken Ströme brausen,
Alles das ist deutsches Land.

Von dem Rheinfall hergegangen
Komm' ich, von der Donau Quell,
Und in mir sind aufgegangen
Liebessterne mild und hell.
Niedersteigen will ich, strahlen
Soll von mir der Freudenschein
In des Neckars frohen Thalen
Und am silberblauen Main.

Weiter, weiter mußt du dringen,
Du mein deutscher Freiheitsgruß,
Sollst vor meiner Hütte klingen
An dem fernen Memelfluß.
Wo noch deutsche Worte gelten,
Wo die Herzen stark und weich
Zu dem Freiheitskampf sich stellten,
Ist auch heil'ges deutsches Reich.

Alles ist in Grün gekleidet,
Alles strahlt im jungen Licht,
Anger, wo die Heerde weidet,
Hügel, wo man Trauben bricht.
Vaterland! in tausend Jahren
Kam dir solch ein Frühling kaum;
Was die hohen Väter waren,
Heißet nimmermehr ein Traum.

Aber einmal müßt ihr ringen
Noch in ernster Geisterschlacht,
Und den letzten Feind bezwingen,
Der im Innern drohend wacht;
Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Lust,
Dann nach schweren langen Kämpfen
Kannst du ruhen deutsche Brust.

Jeder ist dann reich an Ehren,
Reich an Demuth und an Macht,
So nur kann sich recht verklären
Unsers Kaisers heil'ge Pracht.
Alte Sünden müssen sterben
In der Gottgesandten Fluth,
Und an Einen sel'gen Erben
Fallen das entsühnte Gut.

Segen Gottes auf den Feldern,
In des Weinstocks heil'ger Frucht,
Manneslust in grünen Wäldern,
In den Hütten frohe Zucht,
In der Brust ein frommes Sehnen,
Ew'ger Freiheit Unterpfand;
Liebe spricht in zarten Tönen
Nirgends wie im deutschen Land.

Ihr in Schlössern, ihr in Städten,
Welche schmücken unser Land,
Ackersmann, der auf den Beeten
Deutsche Frucht in Garben band,
Traute deutsche Brüder, höret
Meine Worte alt und neu:
Nimmer wird das Reich zerstöret,
Wenn ihr einig seid und treu!

Gedichte. Stuttg. u. Tübing. 1815.
Auf den Tod der Kaiserin Maria Ludovika Beatrix. Frankf. 1816.
Poetischer Nachlaß. Berl. 1832.
Sämmtliche Gedichte. Erste vollst. Ausgabe. Ebd 1837.

Zur Biographie und Charakteristik:

Jahrbücher der Literatur. Bd. XIX. Wien 1822.
J. v. Eichendorff, Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neuern romant. Poesie in Deutschland. Leipz. 1847.
A. Hagen, M. v. Sch's Leben, Denken und Dichten. Unter Mittheilung aus seinem schriftl. Nachlasse dargestellt. Berl. 1863.
Allg. Zeitung. Beilage zu Nr. 123. Mai 1863.

---

234. Das Bild in Gelnhausen.

1813.

Zu Gelnhausen*) an der Mauer
Steht ein steinern altes Haupt
Einsam in dem Haus der Trauer,
Das der Epheu grün umlaubt.

Und das Haupt, es scheint zu sprechen:
Starb die ganze deutsche Welt?
Will kein Mann die Unbill rächen,
Bis der Erde Bau zerfällt?

Und das Haupt, es scheint zu grüßen,
Fragend uns halb streng, halb mild.
Laßt es uns in Demuth küssen,
Das ist Kaiser Friedrichs Bild.

Herrlich hat sein Schloß gestanden
Hier vor langer, ferner Zeit,
Als er nach den Morgenlanden
Zog in Gottes heil'gem Streit.

Rothbart, wie so fest gebunden,
Hält ein Zauber dich gebannt?
Fließt hier Blut aus offnen Wunden?
Sind das Thränen an der Wand?

Alter Herr, ich kann dir melden
Reiches, schönes Freudenwort:
Schau', dort zieh'n viel tausend Helden
In die Schlachten Gottes fort.

Und die Welschen sind geschlagen,
Und es siegt das heil'ge Kreuz,
Wieder kehrt aus deinen Tagen
Lebensfülle, Lebensreiz.

Magst nun dich zur Ruhe legen,
Altes, stolzes Kaiserhaupt,
Deine Kraft, dein Waffensegen
Wird uns nimmermehr geraubt! —

---

*) Der alte Kaiserpalast bei Gelnhausen wurde von Kaiser Friedrich I. erbaut. Ruinen desselben, nebst dem alten Steinbilde Friedrich Barbarossa's, sind noch vorhanden.

---

235. Auf Scharnhorst's Tod.

1813.

In dem wilden Kriegestanze
Brach die schönste Heldenlanze,
Preußen, euer General;
Lustig auf dem Feld bei Lützen
Sah er Freiheitswaffen blitzen,
Doch ihn traf des Todes Strahl.

„Kugel, raffst mich doch nicht nieder;
Dien' euch blutend, werthe Brüder;
Bringt in Eile mich nach Prag!
Will mit Blut um Oestreich werben,
Ist's beschlossen, will ich sterben,
Wo Schwerin im Blute lag.“

Arge Stadt, wo Helden kranken,
Heil'ge von den Brücken sanken,
Reißest alle Blüthen ab;
Nennen dich mit leisen Schauern, —
Heil'ge Stadt, nach deinen Mauern
Zieht uns manches theure Grab.

Aus dem irdischen Getümmel
Haben Engel in den Himmel
Seine Seele sanft geführt,
Zu dem alten deutschen Rathe,
Den im ritterlichen Staate
Ewig Kaiser Karl regiert.

„Grüß' euch Gott, ihr theuren Helden,
Kann euch frohe Zeitung melden:
Unser Volk ist aufgewacht;
Deutschland hat sein Recht gefunden;
Schaut, ich trage Sühnungswunden
Aus der heil'gen Opferschlacht!“

Solches hat er dort verkündet,
Und wir Alle stehn verbündet,
Daß dies Wort nicht Lüge sei.
Heer, aus seinem Geist geboren,
Jäger, die sein Muth erkoren,
Wählet ihn zum Feldgeschrei!

Zu den höchsten Bergesforsten,
Wo die freien Adler horsten,
Hat sich früh sein Blick gewandt;
Nur dem Höchsten galt sein Streben,
Nur in Freiheit wollt' er leben:
Scharnhorst ist er drum genannt. —

---

236. Das Lied vom Rhein.

1814.

Es klingt ein heller Klang,
Ein schönes deutsches Wort
In jedem Hochgesang
Der deutschen Männer fort:
Ein alter König hochgeboren,
Dem jedes deutsche Herz geschworen, —
Wie oft sein Name wiederkehrt,
Man hat ihn nie genug gehört.

Das ist der heil'ge Rhein,
Ein Herrscher, reich begabt,
Deß Name schon, wie Wein,
Die treue Seele labt;
Es regen sich in allen Herzen
Viel vaterländ'sche Lust und Schmerzen,
Wenn man das hohe Lied beginnt
Vom Rhein, dem hohen Felsenkind.

Sie hatten ihm geraubt
Der alten Würden Glanz,
Von seinem Königshaupt
Den grünen Rebenkranz.
In Fesseln lag der Held geschlagen:
Sein Zürnen und sein stolzes Klagen,
Wir haben's manche Nacht belauscht,
Von Geisterschauern hehr umrauscht.

Was sang der alte Held?
Ein furchtbar dräuend Lied:
„O weh dir, schnöde Welt,
Wo keine Freiheit blüht!
Von Treuen los, und bar von Ehren!
Und willst du nimmer wiederkehren,
Mein, ach! verstorbenes Geschlecht,
Und mein gebrochnes deutsches Recht?

„O meine hohe Zeit!
Mein goldner Lenzestag!
Als noch in Herrlichkeit
Mein Deutschland vor mir lag,
Und auf und ab am Ufer wallten
Die stolzen adligen Gestalten,
Die Helden, weit und breit geehrt
Durch ihre Tugend und ihr Schwert!

„Es war ein frommes Blut
In ferner Riesenzeit,
Voll kühnem Leuen-Muth,
Und mild als eine Maid;
Man singt es noch in späten Tagen,
Wie den erschlug der arge Hagen.
Was ihn zu solcher That gelenkt,
In meinem Bette liegt's versenkt.

„Du Sünder, wüthe fort!
Bald ist dein Becher voll!
Der Nibelungen Hort
Ersteht wohl, wann er soll.
Es wird in dir die Seele grausen,
Wann meine Schrecken dich umbrausen.
Ich habe wohl und treu bewahrt
Den Schatz der alten Kraft und Art!“ —

Erfüllt ist jenes Wort,
Der König ist nun frei!
Der Nibelungen Hort
Ersteht und glänzet neu.
Es sind die alten deutschen Ehren,
Die wieder ihren Schein bewähren:
Der Väter Zucht und Muth und Ruhm,
Das heilige deutsche Kaiserthum!

Wir huld'gen unserm Herrn,
Wir trinken seinen Wein,
Die Freiheit sei der Stern,
Die Losung sei der Rhein.
Wir wollen ihm auf's Neue schwören;
Wir müssen ihm, er uns gehören.
Vom Felsen kommt er frei und hehr,
Er fließe frei in Gottes Meer!

237. Andreas Hofer.

10. Aug. 1814.

Als der Sandwirth von Passeier
Inspruck hat mit Sturm genommen,
Die Studenten, ihm zur Feier,
Mit den Geigen Mittags kommen,
Laufen alle aus der Lehre,
Ihm ein Hoch=Vivat zu bringen,
Wollen ihm zu seiner Ehre
Seine Heldenthaten singen.

Doch der Held gebietet Stille,
Spricht dann erst: »Legt hin die Geigen!
Ernst ist Gottes Kriegeswille;
Wir sind all' dem Tode eigen!
Ich ließ nicht um eitle Spiele
Weib und Kind in Thränen liegen;
Weil ich nach dem Himmel ziele,
Kann ich ird'schen Feind besiegen.

»Kniet bei euren Rosenkränzen!
Dies sind meine froh'sten Geigen;
Wenn die Augen betend glänzen,
Wird sich Gott der Herr drin zeigen.
Betet leise für mich Armen,
Betet laut für unsern Kaiser;
Dies ist mir das liebste Carmen.
Gott schütz' edle Fürstenhäuser!

»Ich hab' keine Zeit zum Beten;
Sagt dem Herrn der Welt, wie's stehe:
Wie viel Leichen hier wir sä'ten
In dem Thal und auf der Höhe;
Wie wir hungern, wie wir wachen,
Und wie viele brave Schützen
Nicht mehr schießen, nicht mehr lachen.
Gott allein kann uns beschützen!«

Leopold Schefer,

einer der Koryphäen der orientalischen Lyrik und eine der selbständigsten literarischen Größen der nachklassischen Zeit, ist am 30. Juli 1784 zu Muskau in der Oberlausitz geboren, wo sein Vater als Arzt lebte. Seine sprachliche und musikalische Bildung erhielt er theils im elterlichen Hause, theils — nach des Vaters Tode — unter Gedicke's Leitung auf dem Obergymnasium in Bautzen. Eine Universität bezog er nicht, sondern kehrte nach glänzend vollendetem Kursus zur Pflege seiner Mutter, deren bildenden Einfluß er gerne rühmte, nach Muskau zurück, wo dem eifrigen Autodidakten die reichhaltige Schloßbibliothek das Studium der Philosophie, Mathematik, Kunstgeschichte, sowie der griechischen und morgenländischen Literatur sehr erleichterte. Indessen fand die Sterbende ihn bereits auf der Bahn, seinem Leben Gestalt zu geben. Der berühmte Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen" u. s. w., der Graf (nachmals Fürst) Pückler, damals Besitzer der Standesherrschaft Muskau, erkannte bald das seltene und reiche Talent Schefer's, leitete dessen öffentliches Auftreten durch die Herausgabe eines Bandes „Gedichte mit Kompositionen" (1811) ein, und ernannte ihn 1813 beim Beginne des Feldzugs zu seinem Generalbevollmächtigten. Als der Graf bald nach den Befreiungskriegen sein großes landschaftliches Werk in und um Muskau (den herrlichen Park u. s. w.) schuf, schloß er auch den Neubau eines an byzantinische Form erinnernden einstöckigen Wohnhauses für Schefer in dasselbe ein. Die ihm übertragene Generalinspektorstelle war jedoch nichts weniger als eine Sinekure, vielmehr — mit des Dichters brieflichen Worten an uns — „ein Amt plena cura, und erforderte viel und mancherlei: neben der Präsidentschaft des geistlichen Konsistoriums und Hofgerichts die Sorge für eine Stadt und 49 Dorfschaften, Alaunwerk, Eisenhüttenwerk, Glashütte, den größten und schönsten Wald in der Oberlausitz, viele und große Teiche. Es war eine jahrelange Schule der Menschenkenntniß und eine Fundgrube für Einsicht und Lebens- und Herzensbildung."

In die Jahre 1814—20 fällt seine sechsjährige, durch den Grafen-Fürsten ihm ermöglichte Wanderung durch England, Italien, Sizilien, Griechenland, die Türkei, die Inseln und das ganze abendliche Vorderasien, mit längern der Medizin und Musik gewidmeten Rastpunkten in Rom und Wien. Diese Reisen haben den Grund seiner literarischen Eigenthümlichkeit gelegt. Seit 1820 zurückgekehrt, stand er nach wie vor in vertrauten Beziehungen und freundschaftlichem Verkehr mit dem Fürsten, beglückt auch durch ein schönes häusliches Verhältniß, und lebte dem Dienste der Musen. In voller literarischer Thätigkeit traf ihn im Januar 1860 ein Schlaganfall, der sich am 13. Februar 1862 wiederholte und ihm die Besinnung raubte. Er schloß die Augen, um sie dem Anblick der Sonne, die er so liebte, nie wieder zu öffnen.

Er war äußerlich ein kleiner Mann (schreibt Heinrich Laube in der Wiener Zeitung, Febr. 1862) mit schwach behaartem Haupte und machte den Eindruck eines sehr wohlwollenden friedlichen Bürgers. Selten hat ihn wohl Jemand im Zorn gesehen, und wenn ihn ja etwas erzürnte, so war eine allgemeine Bemerkung hinreichend, ihn von der speziellen Veranlassung ab und auf eine philosophische Abstraktion hinzulenken. Sein ganzes Naturell war ein philosophirendes. In keiner Weise systematisch philosophirend, nein, vielmehr unter Anwendung von Maximen alles unter sittliche Gesichtspunkte reihend, und zwar lose anreihend. Mit der Tabaksdose, welcher er fleißig zusprach, langsam umher gehend, mochte er an die Peripatetiker in

Athen erinnern, welche die Wahrheit im Gespräch suchten, oder wenigstens eine geistige Deutung alles dessen, was sich am Wege darbot. Sein kindliches blaues Auge erglänzte, wenn solche Gedankenpromenade an eine schlagende oder poetische Bemerkung gelangte.

* * *

Leopold Schefer, eigenthümlich und nicht selten neu als Novellendichter (mit Arnim hat er vielfach das Schwelgen in dunkeln Stimmungen, den phantastischen Humor, die willkürliche Launenhaftigkeit, die Ueppigkeit sinnlicher Fülle neben forcirter Reflexion, zugleich auch den durch Maßlosigkeit fühlbaren Mangel rundender Formen gemein), nimmt auch als Lyriker eine hervorragende Stellung ein, besonders vermöge seines tiefen beschaulichen Gemüths und der still sinnenden Kontemplation eines reichen, durch innere und äußere Erfahrungen vielfach gereiften Herzens. Der Mittelpunkt seiner Gedichte ist eine glühende Begeisterung für die Natur, in welcher ihm (mit A. Wendt's Worten in den „Jahrbüchern für wissenschaftl. Kritik", Oktbr. 1830) die Götter der alten Welt wieder aufleben. Die Natur ist seine Göttin, die er vor allen preist. In der Natur erblickt unser Dichter das ewige Gesetz, dem der Einzelne sich unterordnen muß; ihre unvergängliche Schöne tröstet ihn über die Vergänglichkeit der Dinge und mit Rührung empfängt er die Freuden des kurzen Daseins und die Frühlinge, Sommer- und Mondnächte aus ihrer Hand. Sie verwandelt sich ihm in seine Geliebte, und die Geliebte in die Natur, und die Liebe selbst spricht er mehr in der naiven heitern Weise der antiken Welt aus, von welcher sein Geist angeweht ist, und die ihm in dem eigenen Anschaun Griechenlands und Italiens lebendig gegenwärtig geworden. — Nähert er sich in dieser Auffassung und in der begeisterten Art, wie er der Natur Gegenbild, die Kunst, betrachtet, Goethe, so bekundet seine wesentlich komparative, didaktische und gnomische Dichtungsweise ihre Wahlverwandtschaft mit Rückert's Poesie (vom Standpunkt einer allgemein humanen, aber dabei doch rein subjectiven Weltbetrachtung, welche, als Quelle sittlich poetischer Aeußerung erscheinend, bei Schefer hauptsächlich auf einen poetischen Optimismus gebaut ist), und hinsichtlich der Sympathieen in der Anschauung mit Jean Paul. Die bedeutendste Erscheinung auf dem Gebiete didaktischer, oder wenn man will, philosophirender Lyrik, ist sein **Laienbrevier**, nicht, weil es einen pantheisirenden Christianismus der Liebe predigt, sondern vielmehr, weil er darin „ohne Nachtheil der poetischen Interessen, und mit aller Freiheit seiner Begeisterung (s. Th. Mundt's Urtheil in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik", Juli 1834) einen neuen Ton des Lehrgedichts angeschlagen und verstanden hat, den Lehrton der Lebensweisheit mit der Poesie zu einer Einheit zu verschmelzen, oder vielmehr aus der didaktischen Poesielosigkeit eine wahre Poesie der Lebensweisheit zu schaffen." In diesem Laienbrevier gab er Denk- und Sinnsprüche, in kleine Abschnitte einbegränzt. Die Verse sind zwar ohne Formenreiz, aber der Inhalt eines Gott suchenden Poeten, welchem ein liebevolles Herz und eine regsame Gedankenphantasie innewohnte, ist (mit H. Laube's Worten) doch so reich und ächt, daß er dem sinnigen Leser volle Anregung und vielfache Tröstung bringt. Dieses Laienbrevier hat ihn populär gemacht.

Leopold Schefer's Bildungsepoche (lesen wir in der „Nationalzeitung", Febr. 1862) reicht noch in das goldene Zeitalter unserer poetischen Literatur. Doch führte ihn sein Entwicklungsgang weit ab von den Wegen Goethe's und Schiller's, nicht weniger auch von denen der Romantiker. Weder Geschichte noch Sage wurden die Heimath seiner Phantasie, die Quelle seiner dichterischen Darstellung; auch strebte er niemals nach jener abgeschlossenen Klassizität der Form, welche fähig ist, einer Dichterschule als Vorbild zu dienen. Seine poetischen Schöpfungen bieten uns fast nirgends eine gegenständliche, von dem Geiste des Schöpfers losgelöste Welt, vielmehr zumeist Weltbetrachtung und Weltempfindung, so daß der Gesang uns stets auf den Sänger zurückführt und wir überall ihn selbst als den Licht und Leben ausströmenden Mittelpunkt eines unendlichen Kreises von Gedanken und Empfindungen gewahren. Schefer's Lyrik sowohl, wie seine Didaktik und seine Novellen tragen diesen ihm ganz eigenthümlichen Charakterzug unaufhörlicher Wechselwirkung des persönlich Besonderen mit dem Allgemeinen an sich. Und diese Wechselwirkung geschah bei ihm mit einem Enthusiasmus, der das einemal seiner Rede den vollendetsten Guß verleiht, ein andermal sie schwer zu klarer Gedankenausprägung kommen läßt. So nimmt er eine vereinzelte Stellung unter den deutschen Dichtern ein, wenn wir ihn vom ästhetischen Standpunkt beurtheilen; aber sein **Laienbrevier** wird beschaulichen Gemüthern für immer ein unerschöpflicher Born der Beseligung, sein **Koran der Liebe** und **Hafis in Hellas** allen denen, welche sich lieber an dem holden Lächeln als an dem milden Ernst des Weltgeistes erfreuen, eine lebenspendende Erquickung sein, und auch **Homers Apotheose** wird als großartiger Torso eines Epos Zeugniß leisten von der reichen und farbenhellen Bildkraft des Dichters."

Unserer ersten Meister würdig sind manche seiner **Romanzen** und **Balladen**, in denen sich Alterthum und Romantik verweben. Es sind großartige Konzeptionen von tiefem Gehalt, welche, wie bei Schiller, fast sämmtlich dem Reiche der ideellen Poesie angehören, indem sie die freie Handlung sittlicher Macht und Größe, die im denkenden Selbstbewußtsein des Dichters erkannte Idee der Freiheit darstellen. Ein ergreifendes Gemälde des innern Seelenlebens stellt sich uns dar in „Sappho und Phaon", im subjectiven Balladenstyl Schiller's, weniger die Anschauung, als Gemüth und Herz beschäftigend und ein erhabenes Gefühl weckend. Poetisches Verständniß der katholischen Schönheit offenbart die märchenartige Legende „Die vermißte Braut", ein würdiger Pendant zu der bekannten Sage vom vermißten Mönch, welcher, der Ewigkeit nachsinnend und lesend, was Petrus sprach, daß dem Herrn ein Tag wie tausend Jahre und diese wie ein Tag, zweifelnd im Wald sich verloren und, als er sich in sein Kloster zurückgefunden, fremd angestaunt wurde, denn es waren indessen drei Jahrhunderte verflossen. (Vgl. dazu das Volkslied „Die verlorne Braut" S. 46 dieses Werkes.) Ein dramatisch belebtes Freskogemälde erhabener Anschauung und Gedankenrichtung ist „Das Todtengericht", von hinreißender Kraft der Schilderung, in reichem Glanze poetischer Färbung. Die Hauptidee der Dichtung ist ausgesprochen in den Worten des Königs, des wachen Zeugen seines Gerichts: „Was Rechtes, Wahres, Großes lebt, wohin der Gott mit Menschen strebt, beim Volk kannst du's erfragen." Einen pathetisch-tragischen Charakter hat „Die Ladung vor Gottes Gericht", des Königs von Kastilien nämlich, Ferdinand des Geladenen, der, wie der Geschichtschreiber Ferreras (in seiner Sinopsis historica chronologica de Espanna) mittheilt, genau am Termintage, dem dreißigsten nach der Ladung (17. Sept. 1312) gestorben. — Wenn die eine und andere dieser vortrefflichen Darstellungen (abgesehen von seinen Erzählungen auf dem

Gebiete der Humorphantastik) ein Tadel treffen soll, so wäre es der, daß der Organismus derselben nicht immer von der harmonischen Kunstform des Schönen, die alles Ueberflüssige, Massenhafte, dithyrambisch Breite absolut ausschließt, durchdrungen ist; daß sich seine reiche Phantasie nicht immer rechtzeitig zum Schlußakkord zusammenfaßt und daß zur vollen Schönheit und harmonischen Vollendung dieser hohen Gebilde die Architektonik des Versbaues und der musikalische Wohlklang der Sprache nicht ebenmäßig bedacht sind.

Schriften.

Gedichte mit Kompositionen. Berl. 1811; 2te Sammlung das. 1813.
Novellen. 5 Thle. Leipz. 1825—29.
Kleine lyrische Werke. 2te Aufl. Frankf. a. M. 1828.
Neue Novellen. 4 Thle. Leipz. 1832—35.
Lavabecher. (Novellen.) 2 Bde. Stuttg. 1833.
Die Gräfin Ulfeld. Histor. Roman. 2 Bde. Berlin 1834.
Laienbrevier: Erstes Halbjahr. Berl. 1834; zweites Halbjahr 1835. — 5te Aufl. das. 1846; 12te Aufl. (Taschenausg.) 1860.
Kleine Romane. 5 Bde. Bunzlau 1837—39.
Mahomets türkische Himmelsbriefe. Berl. 1840.
Graf Promnitz, der Letzte des Hauses. Ein Familienstück. Cottbus 1842.
Vigilien. Guben 1843.
Göttliche Komödie in Rom. Novelle. Cottbus 1843.
Genevion von Toulouse. Leipz. 1846.
Der Weltpriester. Nürnb. 1846.
Ausgewählte Werke. 12 Bde. Berl. 1845—47.
Gedichte. 3te Aufl. 1847.
Hafis in Hellas. Hamb. 1852.
Die Sibylle von Mantua. Erzählung aus dämmeriger Zeit. Hamb. 1853.
Hausreden. (Gedichte.) Dessau 1854. 3te Aufl. das. 1860.
Koran der Liebe, nebst kleiner Sunna. Hamb. 1855.
Der Hirtenknabe Nikolas, oder der deutsche Kinderkreuzzug 1212. Nach d. Chroniken erzählt. Leipz. 1857.
Homer's Apotheose. 2 Bde. Lahr 1858.
Zahlreiche Foliobände seines Nachlasses enthalten handschriftlich die Erinnerungen seines Reiselebens im Orient.

Zur Biographie und Beurtheilung:

Wolfg. Menzel, Die deutsche Literatur. 2te Aufl. Bd. 4. Stuttg. u. Tübing. 1836.
W. v. Lüdemann in d. Blättern f. liter. Unterhaltung 1848, Nr. 179—182.
Max v. Waldau in d. Leipziger Illustr. Zeitung 1854, Nr. 577.
R. Gottschall, Die deutsche Nationalliteratur ꝛc. Bresl. 1855, II. 136 ff.
Julian Schmidt, Gesch. d. deutsch. Literatur, Leipz. 1855, S. 418—434.
Herm. Marggraff in d. Blättern für liter. Unterhaltung 1856, Nr. 52.

---

238. Sappho und Phaon.

„Darf noch Sappho dir sich nahen?
Zürnst du? — Ich bin wieder da!
Phöbus, deine Augen sahen
Was ich that, was mir geschah!
Abgefallen, abgefallen,
Himmlischer, von dir, von dir,
Lebet er nur, er von Allen,
‚Nur der Götterschatten mir!

‚Die ich wie die Schwalbe fröhlich
Unter jedem Dache sang,
Wie die Frühlingslerche selig
Mich durch deinen Himmel schwang,
Wenig Speis' in grünen Saaten
Lieblich da verborgen las,
Wie die Nachtigall, verrathen
Durch ihr Lied, in Büschen saß.

„Leicht, in unverdeckter Schlinge,
Fing er lockend mich, wie sie!
Daß ich in der Hand ihm singe,
Mit dem Flüchtling flüchtig zieh'!
Ihn bestach der Ruhm des Weibes,
Ihn der Preis der Dichterin;
Hielt der Reiz des jungen Leibes,
Nicht Apollon's Priesterin!

„Und auch süß, doch kurz, bestrickte
Mich des Weibes Eitelkeit,
Die sich dem, den sie entzückte,
Sinnlos sich vergeudend, weiht'!
Weiblich hat das Weib gefehlet,
Schönheit=stolz wie Helena;
Schwer es büßend, schamgequälet
Knie' ich dir auf immer da!

„Einem, Einem zu gehören,
Sei's der Schönst', ein halber Gott!
Einen lieben, Einem schwören,
Thorheit, Wahnsinn, trunkner Spott!
Eros' Binde um die Stirne,
Zeus' urschöne Welt nicht sehn!
Einen Traum nur im Gehirne,
Blind und rasend untergehn!

„Nicht des reichen Geistes Blitze
Sah er, nur den schönen Leib!
Und ermüdet vom Besitze
Floh er — nur das Erdenweib!
Da, da zeigte dein Erbarmen
Mir die kleine Leidenschaft,
Denn sein stürmisches Umarmen
Band auch meiner Flügel Kraft!

„Ausgedürstet, ausgewüthet,
Nach der Liebe süßer Lust,
Was der Jugend Jugend bietet,
Hat die schönheitstrunkne Brust;
Wie den Flammendurst der Becher
Stillt, der Blitz sich selbst verzehrt,
Nüchtern wieder sich der Zecher
Zecht, der Most sich helle gährt!

„Welche Last ist mir entnommen!
Einmal war ich nur ein Kind,
Das, in Iris' Thor zu kommen,
Athemlos sich lief im Wind!
Das, vom Anschaun ungerühret,
Stets die schönsten Blumen brach,
Bitter sie zum Munde führet',
Oder pflanzt' im Beetvermach;

„Das die volle Frühlingserde,
Baum und Häuschen, Thal und Berg
Mit dem Hirten sammt der Heerde,
Wie ein zartgeschnitztes Werk,
Kindisch wünschte heimzutragen,
Wie's auf goldner Schüssel stand!
Mitzuziehn im Sonnenwagen,
Auf nach ihm die Händchen wand!

„War ich denn dem Schönen näher,
Nahe, als wir fest umarmt,
Lipp' an Lippe weh und weher,
Brust an Brust wie Schwän' erwarmt?
Und genoß ich da noch, trunken,
Seinen himmlischen Gesang?
Da, in Nebelgluth versunken,
Seinen Wuchs und Göttergang?

„Schönem nahst du mit dem Fuße
Nicht, dein Arm es nicht erwirbt!
Nie besessen im Genusse,
Schmähst du's frech, es flieht, es stirbt!
Mit dem Danaiden-Siebe
Schöpfest du der Sonne Bild!
Doch ein Andres ist die Liebe,
Und ein Andres, was sie stillt!

„Heil'ge Schönheit, bleibe immer
Reizend fern mir! Du, Natur,
Oeffne prangend mir im Schimmer
Deine Thäler, deine Flur,
Und dahinter ziehe luftig
Deiner blauen Berge Macht,
Und zu meinen Füßen duftig
Sprosse deiner Blumen Pracht!

„Nun in würdigem und reinem
Anschaun, steh' ich in dem Glanz
Alles Schönen, dein' und meinem!
Meiner Lieb' ist's gleich und ganz.
Hier, o hier in meinem Busen
Ruht sein Spiegel, strömt sein Quell;
Selig durch die Gunst der Musen
Schöpf' ich ihn mir frisch und hell.

„Heil mir, daß ich Etwas habe,
Mit dem Liebe dauernd lebt!
Dem auch Liebe nicht zum Grabe
Wird, es nicht mit mir begräbt.
Goldne Flügel kann ich schwingen,
Göttern darf ich nahe sein!
Und wenn alle Musen singen,
Schweiget Sappho nicht allein.

„Meiner Liebe Göttersiegel
Drückt' ich ihm auf seine Brust;
Nur ein todter erzner Spiegel
War er meiner Seel' und Lust;
Ich war seiner Schönheit Sonne,
Ich war seines Herzens Herz,
Mein war seines Lächelns Wonne
Und sein Blick mein Schönheitsschmerz!

„Meine Strahlen saug' ich wieder,
Meine Gluthen in mich ein!
Wie der Altmond geht er nieder
In der Wüste, ohne Schein.
Ich — ich bleibe zu beglücken,
Glücklich selbst noch überreich,
Und Begeistrung und Entzücken
Flammen in mir ewig gleich.

„Nieder rausch' ich in die Wasser
Wie ein sprühend-glüh'nder Stahl,
Und ich kehre wieder — blasser,
Aber rein von meiner Qual!
Denn das Gift aus Eros' Pfeilen
Weg spült Amphitrite's Schoos;
Wer von Liebe sich will heilen,
Ist schon halb der Liebe los!

„Neugeweiht durch diese Stunde
Wählst du mich, im Herzen dein,
Wieder keusch zu deinem Munde,
Und zur Schwester mich die Neun!
Allen edlen Seelen theuer
Kennt das Volk mich, was ich bin,
Stolz an meiner Lieder Feuer
Wieder Deine Priesterin!

„Tausend Sonnen voller Glanze
Schau'n mich aus der Zukunft an,
Lockend mit dem Lorbeerkranze
Eines neuen Lebens Bahn!
Kundig werden meine Schwächen —
Und mein Sieg, der Phaon reut!
Denn gerechte Götter rächen
Schuld auch, die der Mensch verzeiht!"

Ruhig tritt sie aus den Hallen,
Lächelnd auf den Felsenhang,
Blumen streut sie, und sie fallen
Schwebend, augermüdend lang;
Denn in schwindelnd schroffer Tiefe
Ruhet Amphitrite's Schoos,
Und ihr däucht, als ob sie riefe,
Und sie schlingt die Haare los.

„Phöbus sinkt; aus Rosengluthen
Wölbt er leuchtend sich ein Grab,
Wölbt's hinunter in die Fluthen,
Ründend, tief wie hoch hinab;
Selbst die Schwalbe stürzt getrogen
In den Himmel drunten sich,
Doch aus den kristallnen Wogen,
Triefend, schwirrt sie wunderlich.

„Lieblich schmückt er ihr, zum Muthe,
Selbst das Schrecken, stillbewußt. —
— Freudig zähle stets der Gute
Auf den Einklang jeder Brust!
Jeder Gott kommt ihm entgegen,
Beut ihm freundlich Hand und Macht;
Gutes ist auf allen Wegen
Vorbereitet, vorbedacht."

Also spricht sie, und mit Thränen
Sieht sie Phöbus untergehn;
Seinen Hauch nun, wie ein Sehnen,
Fühlt sie leis ihr Haar umwehn;
Und da hört sie ‚Sappho!' tönen —
Phaon ist es, der sie ruft —
Und enteilend dem Versöhnen
Springt sie in die dunkle Gruft.

Und er naht, von Schreck gebunden —
Reue trieb ihn zu ihr her —
Er erbleicht, sie ist verschwunden!
Und er eilt hinab zum Meer.
Da, vom Schiffer aufgefangen,
Ruht sie auf smaragdnem Gras,
Anadyomene! — Wangen,
Stirn und Lippe blüthenblaß.

Schöner hat er nichts gesehen
Als ihr Antlitz, ernst und klar,
Schöner nichts, muß er gestehen,
Als den Arm, ihr feuchtes Haar.
Seinetwegen ist's geschehen,
Ihn begrub sie in Gefahr'
Und vor Schmerz will er vergehen,
Daß sie einst die Seine war.

Ihre Mädchen, froh geschäftig,
Stößt er — selbst Melitta — fort!
Diese zeiht er, laut und kräftig,
Schuldig an dem Liebe=Mord!
Reuig sinkt er ihr zu Füßen,
Er umfaßt den schlanken Leib,
Ihre Lippen will er küssen —
Da erwacht das Götterweib.

Leuchtend kehrt ihr Geist zurücke —
Das ist seine Sappho nicht!
Und er lies't in ihrem Blicke,
Die erröthet, sein Gericht.
Himmlisch über ihn erhoben
Liegt sie vor ihm, sichtbar, nah,
Milden Glanz um sie gewoben —
Doch ihm unerreichlich da.

Nun erst hat er sie verloren,
Nun erst schaut er, wer sie ist,
Und verwünscht sich laut, den Thoren,
Der sie um ein Kind gemißt!
Von Anteros' Pfeil verwundet
Stürzt er sich ins Meer hinab,
Und wo Sappho leicht gesundet,
Findet er ein schweres Grab.

239. Die vermißte Braut.

„O dürft' ich nur den Schleier nehmen,
Der Krone Erbthum sei doch hin;
Ich kann mich keinem Mann bequemen,
Obschon des Hauses Letzt' ich bin,
Ich kann des Herzens Macht nicht zähmen,
Mich hält ein unverletzlich Schämen —
Mein Bräutigam ist keusch und rein,
Todt und lebendig bin ich sein!“

„„Mein Kind, dein Wunsch ist nicht zu stillen,
Dein Weinen macht der Mutter Schmerz;
Der Vater gab den strengen Willen,
O Tochter, gib nun auch dein Herz!
Wie mächtig ist er, den er wählte,
Dem Jede sich mit Lust vermählte;
Beharre nicht so sonderbar,
Sieh, selbst die Heilige gebar!

„„Auch ich, als Kind fromm auferzogen,
Sah oft die Himmlischen im Traum;
Nur Sternen war mein Aug' gewogen,
Doch gab ich Irdischem dann Raum.
Du darfst dich wohl dem Manne schicken:
Die frühe fand an Gott Entzücken,
Die wird die Gattin keusch und rein,
Wird einst die fromme Mutter sein.““ —

Sie weinte fort die Nächt' und Tage,
Sie schloß sich in ihr Zimmer ein,
Ergoß sich in Gebet und Klage,
Ihr Rabe war bei ihr allein.
Wie ihr Begräbniß bang vom weiten
Sah sie das Hochzeitfest bereiten;
Und als das Fest auf Morgen steht,
Da tritt der Bräut'gam zu ihr spät.

„‚Nun bist du mein, bist mein! umschließen
Darf ich dich an die treue Brust!
Was mein ist, sollst du mit genießen,
Froh mit mir alle Lebenslust. —
Du weinst? — du weinst in meinen Armen,
Entwindest dich mir ohn' Erbarmen —
Von deiner Schönheit Ueberfluß
Nicht eine Hand, nicht einen Kuß!‘“ —

„Die Deine kann ich doch nicht werden,
So schön du, holder Jüngling, bist;
Mein Glück ist nicht von dieser Erden,
Seit früh mein Herz des Andern ist.
Mir ist ein Andrer einst erschienen
Mit Dornenkron' und sanften Mienen;
Zur Braut versprach ich dem mich ganz,
Ihm trag' ich meinen Jungfraunkranz.“ —

Er sinkt zu ihren Füßen nieder,
Gequält von düstrer Liebeswuth,
Umschlinget, küßt die schönen Glieder —
Doch ihre Brust fühlt andre Gluth.
Sie reißt sich los; mit raschen Schritten,
Ihr ganzes Herz recht auszuschütten,
Eilt sie zum Garten, kniet dort hin,
Wo einst der Heiland ihr erschien.

„Hilf, Jesu, du der Hülfbereite,
Errette mich, ich trau' auf dich!
Maria, du Gebenedeite,
Fleh' du bei deinem Sohn für mich!
Erhör' mein Aug'! ich kann nicht beten,
Die höchste Noth ist eingetreten;
O Vater, sieh herab auf mich!
Erhör', errett', errette mich!“

Da kam ein Jüngling dargegangen,
Unsäglich schön und wunderbar;
Ein weiß Gewand hielt ihn umfangen,
Sein Antlitz war wie Licht so klar;
Der Mond beglänzte hell die Matten —
Der Jüngling hatte keinen Schatten.
Wie den die Jungfrau nun erblickt,
Zuerst sie wohl vor ihm erschrickt.

‚Komm mit in meines Vaters Garten
Hinweg aus deinem Vaterland;
Dort magst du all dein Leid verwarten,
Komm, Jungfrau, gib mir deine Hand!‘ —
„Holdsel'ger Jüngling, wer dich höret,
Dem ist ein jeder Wunsch verwehret;
Hat dich Maria mir gesandt?
Welch Mal hast du in deiner Hand?“ —

‚Laß sein das Mal! Komm ohne Zaudern,
Und nichts entsetze dich zu gehn;
Vor Trennung darf ja dem nicht schaudern,
Dem in der Welt zu bang geschehn;
Die jetzt der Erde du verlassen,
Sie sollst du wieder einst umfassen;
Wir ziehen in des Friedens Land
In ew'gen Lenz und Stillestand.‘ —

Drauf tagt der Morgen zu dem Feste,
Das Schloß wird reg, die Stadt wird laut,
Hell prangt der Dom, es harr'n die Gäste,
Das Beste fehlt, es fehlt die Braut.
Man sucht im Nahen, forscht im Weiten,
Das ganze Land durchhallt ein Läuten —
Ein Armband fand sich nur am Ort,
Wo sie gekniet, — die Braut blieb fort.

„‚Fahrt wohl, ihr Freuden dieses Lebens,
Weh, ohne dich, geliebte Braut!
Nun hab' ich Kron' und Land vergebens,
Wenn dich mein Auge nimmer schaut;
Zu deiner Väter goldnen Särgen
Will ich mich in die Gruft verbergen,
Vor deines Bildes Angesicht
Verlösche meiner Augen Licht!'“ —

Nach langem Sehnen, bangem Leiden
Lag einst er vor dem Bilde todt.
Seit ihrer theuern Tochter Scheiden
Verging die Mutter still in Noth.
Einst mit dem Vater, stumm in Klage,
Verschieden sie an Einem Tage,
Und wurden beigesetzt zur Gruft,
Zu ruhn, bis die Posaune ruft.

Es blieb die Welt im alten Gleise,
Ein neuer Herrscher stieg empor,
Und dies Geschlecht ward still zum Greise,
Gemach sich's aus der Welt verlor;
Die alten Träum' und alten Schmerzen
Verloschen mit dem alten Herzen,
Und Andre wohnten neu nun da,
Wo Altes viel zuvor geschah.

Und dreimal ward das Kind zum Greise,
Und dreimal sich der Greis verlor.
Die Sonne schien so fort, so leise,
Sie ging und kam, und ging wie vor;
Viel Rosen blühten und verblichen,
Viel Wasser rauschten und entschlichen,
Viel Wolken zogen ein und aus,
Und vielmal ging's zur Ernt' hinaus.

Da saß ein Fürst mit Weib und Knaben
Nun in dem Schloß, im Reichsgenuß,
Die pflegten treu den alten Raben,
Den noch die Braut gelehrt den Gruß.
Ihr goldnes Armband, dort gefunden,
Trug nun der Rab' um Hals gebunden;
Hier hing auch, manchmal noch beschaut,
Das Bild von der vermißten Braut.

Da sprach der Jüngling dort im Garten
Zu Einem: ‚Nun ist's an der Zeit!
Führ' heim die Braut in ihren Garten,
Gib in ihr Land ihr dein Geleit;
Sie liegt da unter Palmen träumen,
Nimm, führ' sie schlafend ohne Säumen;
Wer gehn will in den Himmel ein,
Der muß zuvor gestorben sein.'

Da schied Der Mitternachts von hinnen
Und trug sie schlafend zu dem Baum.
Spät ward es wach vor ihren Sinnen:
„O sel'ger Traum! — ach, nur ein Traum!
Da glänzt die Sonn' am Himmelsbogen!
Die Wolken ziehn, wie je sie zogen!
Noch fließt der Strom, wie je er floß —
Und dort steht meines Vaters Schloß!“

Drauf Gott befahl sie ihre Sache,
Und ging zum Thor ein, sinnend-sacht;
Da rief sie an die ernste Wache:
Wer seid Ihr in der alten Tracht? —
„Kennst du denn nicht des Fürsten Tochter?“
Ihr lügt! der Fürst hat keine Tochter! —
Sie sah ihn an, sie schritt hinein,
Der Mann blieb stehn, als wär' er Stein.

Und durch die sonnerhellten Straßen
Ging sie nach ihres Vaters Haus.
Wie die Begegnenden sie maßen,
Doch Jung' und Alte wichen aus.
Wohl Mancher sprach da zu dem Andern:
Die kommt wohl auch von langem Wandern,
Und kommt zu spät um hundert Jahr;
Das Mädchen war doch wunderbar!

Sie stieg nun in des Vaters Schlosse
Die Marmorstufen leicht hinan. —
„Wie leer ist's heut von all' dem Trosse!
Mein Bild — wer hat's hieher gethan?
Wie wird die Mutter um mich zagen,
Was wird der strenge Vater sagen,
Der Bräut'gam, ist er drinnen hier?“ —
So thut sie auf des Saales Thür.

Die Knaben, die sich drin vergnügen,
Erheben sich voll Furcht und schrein:
Die Braut ist aus dem Bild gestiegen!
Sie kommt herein! sie kommt herein! —
Sie laufen, in der Mutter Röcken
Sich vor dem Geiste zu verstecken, —
Die Braut! die Braut! — die Fürstin schaut,
Sie starrt — es schaut der Fürst, ihm graut

Auf ihre Schulter fliegt der Rabe
Und grüßt: ‚Gelobt sei Jesus Christ!'
Und sieh, das Armband trägt der Rabe,
Das an der Braut der Fürst vermißt;
Und mit Verwundern und mit Grauen
Will keines seinen Augen trauen,
Und todtenbleich und kalt entsetzt
Lang steht sie da, und fragt zuletzt:

„Wo ist die Mutter, wenn ihr's wisset,
Die gestern hier den Saal erneut?
Wo ist die Fürstin, die mich misset, —
Wer du auch seist — wo ist sie heut?“ —
„„Die schläft in ihrer Gruft schon lange!““ —
„O täusch' mich nicht, mach' mir nicht bange!“ —
„„Ja, die ist lange todt und hin,
Viel Wasser rann seitdem dahin.““

„O wehe, weh! wo ist mein Vater?
Der über dieses Land gebeut —
So wär' sie todt! — wo ist mein Vater?
Wer du auch bist, wo ist er heut?“ —
„„Den hat die Zeit auch weggenommen““ —
„Weh, weh! wo bin ich hingekommen?“ —
„„Ja, der ist lange todt und hin,
Viel Wolken zogen über ihn.““ —

„So sind sie alle todt, die Lieben!
Zerrissen ist das heil'ge Band.
Was todt war, das ist nur geblieben,
Und was da lebte, das verschwand!“ —
„„Und wo warst du, in welchen Landen?
Bist du uns aus dem Grab' erstanden?
Denn jung ist sich dein Sinn bewußt,
Und frisch der Strauß an deiner Brust!““ —

„Laß mich von dem Geheimniß schweigen!
Und ahn' ich's auch, so sag' ich's nicht;
Doch sollst du mir die Särge zeigen,
— Verweigre mir die Bitte nicht! —
Was ich nicht schaute, daß ich's schaue,
Daß ich den todten Häuptern traue,
Und dort empfah' das Sakrament,
Nach welchem meine Seele brennt.“

Und unterdeß, wie sonst vorhinnen,
Trat sie hinaus auf den Altan,
Und sahe mit verklärten Sinnen
Nun bald hinab, nun bald hinan.
Ein thränenlösend Lied im Munde,
Umschaute sinnend sie die Runde
Und staunte tief der Welten Pracht,
Und lobte Gottes Rath und Macht.

Zur Messe rief nun hell das Läuten,
Da trat sie wieder in den Saal:
„In Gottes Namen laßt uns schreiten!“ —
Es folgt' ein langer Zug zumal.
Und vor des Domes Hochaltare
Empfing sie ernst das Wunderbare;
Nun stieg sie erst zur Gruft hinein
Bei Rauchwerk und bei Fackelschein.

„Hier liegt ihr offen in den Särgen?
Noch fromm gefaltet eure Hand!
Seid mir gegrüßt in euren Särgen,
Die ich auf Erden nicht mehr fand!
Und auch der Bräutigam? — Verschonet,
Daß ich mit Jammer euch gelohnet!“ —
Voll Thränen sank sie dumpfbewußt
Hin an der Mutter todte Brust.

Und ‚heilig! heilig! heilig!‘ tönte
Die Stimme von dem Hochaltar —
‚Ist Gott, Gott Zebaoth!‘ so dröhnte
Das Chor; und weiter sang die Schaar:
‚Einst stehn wir bei Posaunenschalle
Auf aus den Gräbern, gehn wir Alle
Vor Gottes Richterstuhl hinan;
Wie Jeder that, wird er empfahn.‘

Nun schwieg das Chor, und Todtenstille
Ward um die Särge dumpf und feucht;
Noch über ihrer Mutter Hülle
Lag still die Jungfrau hingebeugt;
Und wie sie lang' und lang' gelegen,
Wie sie sich nicht will aufbewegen,
Und wie der Fürst die Händ' ihr bot,
Da war sie starr, da war sie todt.

---

240. Das Todtengericht.

Durch Memphis hallt es: ‚Der König ist todt!
Doch bleibt er auch todt uns verpflichtet;
Nach Trismegistus' uraltem Gebot
Wird heut er am Seee gerichtet!
Und wie er lebte, wie er war,
Wird allem Volke offenbar, —
Heut wird der Mantel gehoben!‘

Und auf thut sich des Palastes Thor,
Drin Aegyptens Könige thronen,
Und feierlich schwebet ein Zug hervor:
Jünglinge mit Sistern und Kronen,
Geweihte Weiber folgen dann,
Sie blicken schweigend himmelan
Und falten die Hände zur Sonne.

Doch über des Königs Mumie liegt
Sein purpurner Mantel gebreitet,
Den goldenen Scepter darauf gefügt,
Der wundersam funkelt und deutet!
Vier schwarze Stiere ziehn ihn fort
Zum furchtbar schauerlichen Ort,
Sein Urtheil dort zu empfangen.

Und um den vergoldeten Wagen gehn
Die Priester mit Stäben, in Schleiern,
Die, Gebete summend, zur Erde sehn,
Sobald die Posaunen feiern;
Herolde schreiten weit voraus
Und rufen ernst durch Memphis aus:
‚Kommt, euern König zu richten!‘

Fort! eilet zum See Acherusia!
So murmelt es dumpf in der Menge,
Durchs Mumienfeld sind wir eher da,
Und meiden der Wachen Gedränge;
Der Hierophant, im Sarg' und Flor,
Der stellet ihn den Richtern vor! —
So ziehn sie hinauf in Schaaren.

Da sitzen die vierzig Richter bereit,
Geschmückt mit der Wahrheit Bilde,
Und hoch auf des Seees Gestad' und weit
Umher auf dem Felsengefilde
Harrt todtenstill schon Jung und Alt,
In heil'ger Frühe hergewallt,
Und schwebt mit den Blicken im Fernen.

Da lagern die Männer aus Sais geschaart,
Aus Theben mit hundert Thoren,
Dort, die Heliopolis' Mauer bewahrt,
Da, welche Tentyra geboren;
Und jede Stadt im ganzen Land
Hat Einen doch zur Schau gesandt,
Ihr göttliches Recht zu bekunden.

Und schimmernd ruhen über dem See
Die elysäischen Felder,
Dort schrecket der Tempel der Hekate,
Da wehn ihre schaurigen Wälder;
Das Labyrinth droht ernst und schwer,
Und still vom stillen Lethe her
Schifft Charon näher und nahe.

Und kaum hat die Menge den Fährmann beschaut,
Der gelandet im traurigen Nachen,
Da wird es vom Nil her lauter und laut,
Wie die Wogen des Meeres erwachen;
Doch schnell verstummet, wer es sah,
Wie groß und nichtig ihm geschah,
Vom Glanze der Bahre getroffen.

Es treten die Weiber, die Priester herein
Mit ernstem, gehaltenem Schritte,
Und räuchern und sprengen, und beten und weihn,
Und stellen die Bahr' in die Mitte;
Die Jünglinge, für jedes Land,
Des Gottes Sinnbild in der Hand,
Stehn rosig umher um den Todten.

„Wen bringt ihr uns“ — fraget der Richter Chor —
„Zu der Isis Tempelstufen?“ —
Da hebet der Priester den Mantel empor,
Da ertönt ein bewunderndes Rufen;
Des Todten bleiches Angesicht
Beschaut der ew'gen Sonne Licht
Und die Sphinx mit göttlichem Lächeln.

„„Wir bringen den stillen König euch her,
Wo Jeder gleich ist — zum Seee;
Er braucht nur noch Eins, ein Grab — nichts mehr,
Doch wie ihr ihn richtet, geschehe!
Zu seiner Strafe, seinem Lohn,
Zur Scheu' und Ehrfurcht vor dem Thron,
Dem Volke zur Freud' oder Rache.

„„Vollendet empfanget ihr ihn, wie er war,
Erlegt von Osiris' Geschossen;
Sein Himmel ist aus, seine Erde, sein Jahr,
Sein mächtiges Walten geschlossen!
Kein Gott schenkt' Eine That ihm jetzt,
Ich nähm' ihm Eine! unverletzt
Ehrt Isis so ihre Todten.““ —

Da ersteht aus den Richtern ein Silbergreis
Und mahnt die Versammlung mit Ernste:
„Wer Gutes und Böses vom Könige weiß,
Und sei's der Geringste, der Fernste,
Der trete vor, und rühr' ihn an!
Das Todtenamt ist aufgethan,
Und jegliche Zunge gelöset.

„In Linnen gewickelt ruhet er arm,
Gefordert von Thron und von Ehren!
Die Kraft der Sonne macht ihn nicht warm,
Er kann sich die Fliege nicht wehren!
Todt ist er, schaut! — in Isis' Schooß
Kehrt nun der Mensch, allein und bloß,
Und die Götter nur können ihm helfen.

„Das Urtheil über die Todten ist frei,
Und sei auch der Todte ein König;
Nur vor den Unsterblichen traget Scheu'!
Wer vor Menschen sich scheut, den verhöhn' ich.
Weh dem, der falsches Zeugniß zeugt!
Weh dem, der Wahrheit arg verschweigt!
Er tödtet im Grabe den Todten.“

Und stockend hört es die wogende Menge,
Schaut auf den Richtling, und schauet sich um;
Und heimlich fragt es sich dumpf im Gedränge,
Doch Jeglicher schweigt, und bleibet stumm. —
Und wieder fragt er Weib und Mann:
„Klagt Niemand seinen König an?“ —
Da schweigt es nur tiefer umhinnen.

Und fordert dringender: „Herr oder Knecht,
Wer mußte vom Könige dulden?
Wem hielt er nicht Wort? Wem verhielt er sein Recht?
Wem blieb er verpfändet mit Schulden?
Wem that er wohl? Der schweige nicht!
Den König richten ist uns Pflicht,
Wir richten zum Heile des Volkes!“ —

„„Sie wissen,““ spricht endlich der Hierophant,
„„Nichts Böses, noch Gutes zu sagen!
Hier stehn die Feldherr'n, Allen bekannt,
Die seine Schlachten geschlagen;
Die Freiheit gilt der Völker Blut,
Ihn zwang zum Bau nur Wasserfluth,
Er konnte kaum Altes erhalten.

„„Was ist's, wenn Alltägliches täglich gelingt,
Mit des Reichs unermeßlichen Schätzen?
Wer Großes und Herrliches viel vollbringt,
Muß Manchen erfreun und verletzen —
Doch zuckt kein Mund, kein Aug' wird naß!
Und gilt's sein Grab, so lob' ich das:
Er war beglückt von den Göttern!„„

Da hält das Volk den Athem verkürzt
Vor dem Richterspruche mit Bangen:
Wird er in die Felsengruben gestürzt?
Wird er zum Grabe gelangen?
Denn unbestochen richten sie
Und unerbittlich Jeden hie,
Und der Gute nur wandelt hinüber.

„Zu herrschen ist unverdientes Loos„ —
Erhebet der Richter sich wieder —
„Vom Himmel fällt in der Könige Schoos
Die funkelnde Krone hernieder;
Selbst Weisheit und Gerechtigkeit
Bezahlen nicht das Purpurkleid,
Noch nicht das Vertrauen der Götter!

„Die Sonne ist der Könige Bild!
Nicht prangt sie so hoch zum Spiele;
Sie erleuchtet und lenkt, allmächtig und mild,
Die Kräfte der Erde zum Ziele;
Sie zwingt sie, Blumen vorzuthun
Und kann im Grabe noch nicht ruhn,
Ihr den Himmel mit Glanze zu schmücken.

„Zwar was der Mensch auch Gutes geübt,
Das können nur Götter ihm lohnen, —
Doch wer nicht geschaffen, nicht thätig geliebt,
Deß können wir Richter nicht schonen!
Und Er war König! Büß' er schwer
Der Krone Loos mit Grabesehr'!
Wie die Pflicht groß, ist das Gewicht groß.„ —

Da berühret den Todten ein dienender Greis,
Und spricht: „„Nun Ihr schon ihn gerichtet,
Erlaubt es mein Herz, ach! es macht mir heiß,
Doch zur Wahrheit sind wir verpflichtet.
Ich bin ein Sklav' aus Babylon,
Treu dient' ich seinen Eltern schon,
Ihn rettet' ich einst aus dem Nile.

„„Da verhieß er mir dankbar über ein Jahr
Den Tag der Freiheit zu sehen;
Doch ist's, da er mein so gewohnet war,
Aus Liebe — bis heut nicht geschehen.““ —
Das Volk bezeugt, daß dem so sei.
Der Richter ruft: „Geh, du bist frei!
Vollstreckt, was die Urne gesprochen!„ —

Da werden die Priester zu Schergen, da wird
Sein purpurner Mantel zerrissen,
Sein Scepter zerbrochen, der splitternd klirrt,
Sie werfen die Kronen zu Füßen.
Und Jeder steht, als ob er schlief',
Und schämt sich statt des Königs tief,
Und preiset das Loos der Kleinen.

Und siehe! da regt sich die Mumie sacht,
Und zuckt, und dehnt die Gewänder,
Wie im Lenze die Chrysalide erwacht,
Still drängt sie und sprenget die Bänder;
Und wie die braune Hülle springt,
In goldnem Unterkleid sie blinkt,
Und richtet sich auf in der Bahre.

Die Priester fasset Entsetzen und Graus,
Bleich stürzen die Nächsten zur Erde,
Die Nahen drängen die Fernen hinaus
Mit wehrender Schreckensgeberde;
Die Weiber hüllen fest sich ein,
Der Kühnste starrt ihn an, wie Stein,
Dumpfmurmelnd: Wer hat ihn erwecket?

Da rufet die Stimme: „O fliehet nicht!
Ich bin euer König, und lebe!
Ein wacher Zeuge von meinem Gericht,
O sehet, ich weine, ich bebe!
Doch besser jetzt in Schmach vor euch,
Als ewig einst im Todtenreich
Mein Bild mit Schande beladen!"

Da fassen sie Muth: O seht ihn, er weint, —
So lebt er! — ihr flohet vergebens —
Denn wenn ein Kind auf Erden erscheint,
So weint es zum Zeichen des Lebens!
Drum nahet, helft ihm! ach, er weint!
Ein König hat ja keinen Freund, —
Dann hören wir, wie es geschehen.

„Ja", spricht er, „ein König hat keinen Freund!
Doch hatt' ich eine Geliebte,
Die groß und unsterblich mit mir es gemeint,
Wenn begnügt ich an Kleinem mich übte!
Und war ich fröhlich — weinte sie,
Und deutete mir spät und früh
Nach dem See und den Pyramiden!

„Denn ein edles Weib ist göttlicher Art,
Sie ist Feuer der Helden und Leben;
In ihr ist das Schönste der Erde bewahrt,
Wen sie lieben soll, muß es erstreben!
Aus Furcht für mich sann sie die List:
Stirb! überzeug' dich, wie du bist,
Und höre die Stimme des Gottes.

„Den Alle wissen, wie Einer ist,
Klar steht er da, wenn sie es sagen!
Drum hört' ich euch, was ihr vom Könige wißt,
Dem Lebenden frommt noch dies Wagen;
Was Rechtes, Wahres, Großes lebt,
Wohin der Gott mit Menschen strebt,
Beim Volke kannst du's erfragen!" —

Und ein heller, ein tosender Jubel wird kund,
Hoch sieht man die Hände sich heben.
Froh schallt aus der Todtenrichter Mund:
»O König, es sei dir vergeben!
Das Gute schaff' auf deiner Bahn!
Dem Herrscher künd' ich Großes an,
Der Wahrheit hört und ihr opfert.«

Da winkt er Rhodope, die schöne, heran
Mit ihren und seinen Knaben,
Und nimmt sie zu Memphis' Königin an,
Und der Isis weihet er Gaben.
Im Triumphe begleitet das Volk ihn zurück,
Und wünschet sich laut zu dem Könige Glück,
Der Weisheit kaufte für Wahrheit.

---

241. Die Ladung vor Gottes Gericht.

»Zu Hülfe! — Mörder! — Verschont mein Leben!
Ich bin des Königs vertrauter Freund,
Don Benavides!« — »»Den suchen wir eben!
Dich, welchen das Volk der Mauren meint!
Uns auszurotten hast du ihm gerathen,
Da nimm den Lohn für deine Thaten;
Dein eigenes Schwert, das uns gedroht,
Geb' ewiges Schweigen dir, ewigen Tod!«« —

Und mit dem entrissenen Schwert durchstochen
Schreit Benavides gräßlich laut.
Die Mauren spotten: »»Gethan, wie versprochen!««
Und flieh'n, in der Sturmnacht ungeschaut,
Vom nahen Palast des Königs entrinnend,
Durch Martos Straßen das Feld gewinnend,
Durchschleichen mit klopfendem Herzen das Thor,
Sich rettend, zum Drachenfelsen empor.

Auf den Mordschrei kehren die edlen Brüder,
Juan und Pedro Carvajal
Vom Heimweg aus dem Palaste wieder,
Zur Hülfe bereit mit der Klinge Strahl, —
Da sehn sie schon Benavides erblassen,
Den sie beim König so eben verlassen;
Beschienen von des Palastes Licht
Erkennen sie ihres Feindes Gesicht!

Sie ziehn ihm, erbarmend, den Stahl aus dem Herzen
Und stehn von dem raschen Tode gebannt;
Da kommen die Diener mit Fackeln und Kerzen,
Da kommt der König, das Schwert in der Hand;
Und liebend an seinen Arm gehangen,
Von Furcht für ihn und von Zagen befangen,
Naht seine Tochter zugleich dem Kreis,
Drin steht sie wie die Lilie leis.

»Was nutzt dem Todten das leere Beklagen!«
Spricht endlich der König, »hört es all':
Ihr habt mir meinen Freund erschlagen,
Ihr stolzen Brüder Carvajal!
Ihr wart ihm Feind'! Ihr seid ergriffen
Auf warmer That! Seht scharfgeschliffen
Das Richtschwert auch! — Bei meiner Macht,
Ich räche meinen Freund, noch diese Nacht!«

Und tiefer redet er sich in die Rache
Und heischt: »Greift, bindet sie, unverschont!
Und zum Felsen empor, wo einst hauste der Drache!
Die grausende Spitze bescheint noch der Mond.
Ich mache Gesetze, Ich bin die Gerichte,
Und keine Gnade vor meinem Gesichte!
Dort sitz' ich zu Recht, — dort stürzt sie hinab!
Dort finden die Freunde der Feinde ihr Grab!«

Da wirft sich die Tochter, bestürzt, ihm zu Füßen
Und fleht: ‚Mein Vater, der Kläger bist du?
Ach, sollen die Ungehörten büßen?
Die du beschuldigt, die strafest du?
Unüberzeugt und unvertheidigt,
Die nimmer das ärmste Kind beleidigt!
Mein Vater, mich fasset ein Grausen um dich,
Erhöre dein Kind — dein Kind bin ich!'

Doch der Vater stößt das Gefäß des Degens
Ihr laut vor die Stirn, daß sie blutet und schweigt,
Und er spricht, nicht achtend des bessern Regens:
»Sie stehen verstummt, — ich bin überzeugt!« —
‚Sie stehen sprachlos' — so flüstert sie leise —
‚Vor solcher Beschuldigung, solcher Weise!
Sie fürchten nur mir noch weher zu thun,
Drum siehst du sie schwer auf sich beruhn.'

Der König lächelt mit Grimm und höhnet:
»Ich kenne die Menschen: du siehst sie — blind;
Damit dich der Schuldigen Tod versöhnet,
So kommst du mit mir auf die Felsen, du Kind!« —
Da rufen die Brüder: „Du sollst uns nicht beugen!
Wir sind unschuldig, Gott wird es bezeugen!
Gesetz von nur Einem ist Tyrannei,
Auch ob es der menschlichste König sei!"

Der König winkt nur zum Gang auf die Zinnen —
Und alle das schmachgewohnte Gesind'
Vollstreckt des frechen Willens Beginnen,
Von dumpfem uraltem Gehorsam blind.
Und vom Markt weg versetzt des Einen Wille
Die Menge hinauf in die Bergesstille
Wie Geister; und wie durch Zauberschlag
Wird hoch auf dem Felsen greller Tag.

Und nah hier ziehen die Wolken droben,
Rings funkelt der Sterndom feierlich;
Irr flattern die Adler, hinweggestoben,
Irr bergen die Eulen im Finstern sich;
Und an des geflohenen Wolfes Stelle
Sitzt stumm der König in Fackelhelle,
Und höher noch, hoch auf dem Drachenhaus
Schau'n, liebend umarmt, die Brüder hinaus.

Da ergreift sie allmächtig das schöne Leben,
Und plötzlich ist Alles ausgethan;
Die freundliche Erde dahin zu geben
Wird Ernst und Wahrheit auf kurzen Wahn: —
„„Doch ruht die Mutter im süßen Schlummer,
Die morgen weint in bitterem Kummer!““
„Dort schläft mein Weib und mein rosiges Kind!
Die morgen Wittwe und Waise sind!“

„„O siehe: ein Mondregenbogen
Steht über unserem Jugendthal
Auf Donnergewölk sanft hingezogen —
Ach, alle Lust vergeht in Qual!““
Und Gott anflehend vor Menschengrimme
Ruft Juan mit feierlicher Stimme,
Und die Steine rufen's im Todesgrund —
Zum Könige laut mit begeistertem Mund:

„„Ich lade dich vor Gottes Gerichte,
O König! der hier nur König heißt,
Ich lade dich aus dem Traumgesichte
Vor Gottes alldurchdringenden Geist!
Am dreißigsten Tage sollst du erscheinen
Vor seinem Richterstuhl, dem reinen,
Vor Ihm, der jeden Gedanken kennt,
Und jeden Frevel bei Namen nennt!

„„Und die da, menschlicher Macht enthoben,
Gebaren, wie ohne Menschen und Gott,
Die haben einen Richter droben,
Der haucht ihr Wesen zu Schand' und Spott!
Du, der da sinnlos ein Volk vernichtest,
Sieh zu, wohin du vor Gott dich flüchtest!
Wir bestehn vor Gottes Richterstuhl,
Du aber stürzest zum Höllenpfuhl!““ —

Und eh' sie der Henker gestürzt in die Klüfte,
Schon sind sie verschwunden. Und Jeglicher lauscht: —
Ihr Mantel durchsaust die Nebellüfte,
Wie ein Adler, aus Wolken sich stürzend, rauscht;
Und in das athemlose Schweigen,
Und in das scheue Hinunterbeugen
Dumpf aus dem Abgrund dröhnt es empor,
Und der Schall zerreißt jed' menschliches Ohr.

Da spricht der König, geheim erglühend:
„Am Ende der Welt ist das Weltgericht!
Mit Einzelnen, ihn voraus bemühend,
Befaßt sich der Vater des Lebens nicht, —
Sein Sohn nur richtet dereinst uns alle,
Der einst auch ein Mensch war, wie wir alle;
Ich spreche der nichtigen Ladung Hohn!
Was wäre ein König sonst auf dem Thron!“

Da donnert es leis, tief murmelnd und mahnend:
„Die Ladung drang zu dem Richter empor!“
Und alle beben. — Da treten ahnend
Die beiden Mauren zum König hervor:
„„Wir haben den Benavides erschlagen;
Du sollst dich nicht an die Unschuld wagen!
Denn über die Freunde — träumten wir nicht —
Hier sitzest du rasch zu falschem Gericht!““

Kein Mund antwortet den Mauren erschüttert,
Kein Ritter bewundert den Edelmuth!
Laut donnert es nah, der Fels erzittert,
Dem König stockt sein schuldiges Blut;
Laut schreit sein Kind, um den Vater geschlungen,
Und wieder die Hände zum Himmel gerungen;
Die Fackeln verlöschen im Regenguß
Und die Eulen krächzen den höllischen Gruß.

Nichts sagt der König, als: „Geht sie begraben!“
Dann sitzt er im Finstern, fühllos durchnäßt,
Bis endlich zum Morgen; umschwärmt von den Raben
Weint bei ihm die Tochter im sausenden West.
Sie fühlt um des Vaters Mord die Schmerzen,
Sie trägt die Furcht um den Vater im Herzen;
Denn alles, was ihren Lieben geschieht,
Das fällt auf der Frauen göttlich Gemüth.

Stumm bricht der Geladene auf von der Stelle
Nach Alkandete, der Mauren Hort;
Um Gott zu gefallen, droht er die Hölle
Nicht-christlichem Volke, Brand und Mord; —
Doch über der Stadt wehrt, strahlenversendend,
Das Sonnenschild Gottes ihm, heilig-blendend,
Da erschrickt er vor Gott, der ihn schaut, und flieht
Zurück nach Jaen, todtkrank im Gemüth.

Und dreißig Sonnenblumen erwählet
Die Tochter im Garten, und jeden Tag
Bang köpft sie eine; die bleibenden zählet
Sie ängstlicher jeden Glockenschlag;
Sie führt ihm den Becher bittend zum Munde,
Preist Gottes Gnade zu aller Stunde;
Sie trocknet dem Träumenden sanft die Stirn
Und weint, wenn er stöhnt aus brennendem Hirn.

Und als nur noch drei Blumen stehen,
Versagt ihr zum Blumenmorde die Hand:
Da ist es der liebenden Seele geschehen,
Da wird zu Wahn ihr Sinn und Verstand;
Sie verjagt von des Vaters Lager die Pfaffen,
Die, verstummt vor Gott, ihm nicht Rettung schaffen,
Zertrümmert das Tabernakel, und spricht:
‚Gott fürchtet vor Licht und Juwelen sich nicht!

,Sie fürchten sich alle vor Gottes Größe,
Wer wagt ein Gebet zu ihm — für dich?
Sie fühlen sich nichtig in ihrer Blöße,
An Heilige keck nur wagen sie sich!
Und bist du nun todt — von Gott gerichtet,
Dann scheu'n dich die Priester, ein Jeglicher flüchtet
Vor dir, und bei Einem Licht in der Nacht
Wirst du mit Grauen zur Gruft gebracht!'

Und als nur die letzte Blume geblieben,
Da rauscht es von fern, da blitzt es sie an,
Rings sieht sie den Himmel sich wölken und trüben,
Schwer rollet der Donner grausend heran —
Da hält sie der Vater sich fest in den Armen,
Doch fleht er zu ihr: »Hab' mit mir Erbarmen!
Bei Gott nur ist Gnade — er ruft mich, so lind!
Drum laß mich! — Ich komme! — Komm mit! — Geschwind!«

Und sinnlos starrt sie hinauf in die Blitze
Und schaut des Gottes blendenden Thron,
Und schaut die Kläger auf goldenem Sitze,
Und schaut den Vater — erwartend den Lohn —
Jetzt strengt sie sich an voll glühendem Schämen,
Des Gottes Richterspruch zu vernehmen, —
Da stürzt sie todt auf des Vaters Leiche,
Mit bleichem Antlitz auf das bleiche.

Georg Friedrich Treitschke,

geboren im Jahr 1785 in Leipzig, betrat frühzeitig die Bretter, welche die Welt bedeuten, folgte dann einem Rufe als Hofoperndichter und Regisseur nach Wien, gab hier für 1805 mit K. Streckfuß und für 1808 mit A. Kuhn einen Musenalmanach heraus, war (seit 1811) Vicedirektor und Direktor des Theaters an der Wien, wurde später Konsulent und Oekonom der k. k. Theater, und starb 1842 in Wien.

* * *

Treitschke hat sich durch Uebersetzungen und Verfertigung mehrer, zumeist komischer Operntexte in der dramatischen Literatur einen Namen gemacht. Unter andern gehören ihm an: die gern gesehene Bearbeitung des „politischen Zinngießers" von Holberg, sowie der Text zu dem von Beethoven komponirten „Fidelio." Rühmlicher noch machte er sich bekannt durch die Fortsetzung des von dem bekannten Hofschauspieler Ochsenheimer in Wien begonnenen Werkes: „Naturgeschichte der europäischen Schmetterlinge." — Seine phantasiebelebten lyrischen Gedichte, Romanzen u. s. w. zeigen von sinnigem Auffassungsvermögen, warmer Natursympathie und geläutertem Geschmack. Mit der Romanze „Sophokles", nicht ohne Kraft der Anschauung und Zeichnung, schließt er sich den talentbegabten Nachahmern unserer klassischen Meister in der griechischen Ballade würdig an, während er in den lieblichen, malerisch anschaulichen Naturbildern, z. B. „Polychloros", auf eigenen Füßen steht.

Schriften.

Singspiele, nach dem Französischen. 5 Bdchn. Wien 1808.
Gedichte. Wien 1817; neue Ausg. mit Bildniß und Facsimile. Das. 1841.
Mariana. Schausp. in 5 Akten; frei nach dem Englischen des James Sheridan Knowles. Das. 1838.
Des Stranders Tochter. Schausp. in 5 Aufz., frei nach Knowles, Ebd. 1840.
Naturhistorischer Bildersaal des Thierreichs. 2 Bde. Pesth 1840.
Naturgeschichte der europäischen Schmetterlinge. 2 Thle. Pesth 1841.
Beiträge zum stuttg. „Morgenblatt", zum Taschenbuch „Aglaja" u. s. w.

242. Polychloros.

1.

Heute, wo der Spätherbst scheidet,
Spärlich nur die Sonne lacht,
Bricht in's Leben Polychloros*)
Aus der Chrysalide Nacht,

Fliegt hinab, hinan durch Auen,
Ueber Wiesen, Wald und Flur;
Aber reizlos, gelblich trauernd,
Starret ringsum die Natur.

*) Papilio Polychloros (Rüsternfalter), ein bekannter Schmetterling, der zuweilen noch spät im Herbste die Puppe verläßt, schlafend überwintert und erst im folgenden Frühjahre den Zweck der letzten Verwandlung erfüllt.

Matt vom irren, langen Wandern
Weilt er auf entlaubtem Baum,
Putzt die Aeuglein mit den Füßen,
Möcht' erwecken dunkeln Traum;

Denn ihm ist: als andres Wesen,
Einst in einer andern Welt,
War ihm, was er jetzt vermisset,
Reich und herrlich beigesellt.

Damals sah er grün die Bäume,
Blumen viel, die nicht mehr sind,
Und die Sonne schien viel wärmer,
Und die Lüfte wehten lind.

Damals hatt' er keine Flügel,
Doch auch keiner Wünsche Qual;
Wenige verschlungne Zweige
Galten ihm für Berg und Thal.

Ach, da wohnten mit ihm Brüder
In geschloßnen, engen Reihn, —
Jetzt auf ungemeßner Weite
Ist er einsam und allein.

Also blickt die Sehnsucht düster
Nach vergangner Tage Zier,
Pfeifend warnt der Sturm aus Norden:
‚Polychloros, flieh von hier!

‚Nicht verschwende Zeit und Kräfte,
Kämpfend gegen dein Geschick;
Was du schlummernd einst verloren,
Kehrt im Schlummer dir zurück!'

Dort der Kirchhofmauer Spalte
Nimmt den armen Pilger auf.
Ungestörte stille Ruhe
Folget freudeleerem Lauf.

2.

Winter ist vorübergangen,
Frühling nahet schmuckbekränzt:
Knospen schwellen voll Verlangen,
Primeln stehen, Glocken hangen,
Und das Chor der Tulpen glänzt.

Alles lebt und webet wieder:
Käfer, Bienen summen schon,
Fische schwimmen auf und nieder,
Vöglein üben neue Lieder,
Die mit ihnen weit entflohn.

Auch zu Polychloros' Zelle
Dringt des Zaubers starke Macht;
Sanft durchwärmt vom Lebensquelle
Küßt ihn eines Zephyrs Welle,
Und er regt sich, — dehnt sich, — wacht!

Schlüpfet taumelnd vor in's Freie,
Sieht die theure Kinderwelt:
Grüne Bäume, Himmelsbläue,
Bunte Blüth' und Blumenreihe, —
Alles festlich aufgestellt!

Fliegt hinab, hinan, durch Auen,
Ueber Wiesen, Wald und Flur,
Schaut, und kann nicht satt sich schauen,
Mag sich Eines kaum vertrauen:
Seines Gleichen fehl' ihm nur!

„Wem gehört die dunkle Hülle,
Die sich ungeduldig rührt?
Lauschen will ich leis und stille,
Welchen Zweck sie wohl erfülle,
Ob sie auch den Frühling spürt?"

Jetzt, o jetzt, die Schale spaltet, —
Polychloros sieht sein Bild,
Das sich regsam rasch entfaltet,
Mit den Schwingen wogt und waltet,
Herwärts lächelnd freundlich mild.

Wechselworte schnell entbrennen:
„Liebchen, sprich, wie kenn' ich dich?"
„„Dich auch, Lieber, soll ich kennen!""
„Immer möcht' ich mein dich nennen."
„„Immer dein, so nenne mich!""

Und noch vor dem Mittagsstrahle
Hat er sich die Braut errafft,
Tanzt mit ihr im goldnen Saale,
Ißt und trinkt zum Feiermahle
Zuckerstaub und Honigsaft.

Wie sie küssen, flattern, ringen, —
Nehmen was Natur gebot!
Höher kann nicht Wonne dringen!
Abends, wenn Zikaden singen,
Sind die Engverbundnen todt.

---

243. Sophokles.

Zum Markt, wie Ueberschwemmungswellen,
Wogt hin die Menge von Athen.
Die Väter nehmen ihre Stellen
Auf Stufen hoch und allgesehn.
Dumpf murmelnd tönt von Mund zu Munde
Prophetisch Urtheil den Partein; —
Und forderst du des Streites Kunde,
So mußt du wohl ein Fremdling sein.

Hör' staunend: Sophokles, den Dichter,
Ruft heut sein angestammtes Blut,
Ruft Jophas schamlos vor die Richter
Um eitlen Goldes wilde Wuth.
Er klagt: »Ein hundertjährig Leben
Hat bis zum Kind den Greis geschwächt;
Dem Enkel sinnet er zu geben
Das Erbtheil, seines Sohnes Recht.

»Und das Gesetz, es möge walten,
Das dem Gekränkten Hülfe beut,
Und unter sicherm Schirme halten,
Was sonst der Irrende verstreut.«
So Jophas. — Der Beklagte weilet, —
Verwehrt ihm Schuldgefühl zu nahn?
Da zeigt die Menge, weit getheilet,
Des Allverehrten Kommen an.

Sein Haupt umlocken Silberhaare,
Nach innen flieht sein ernster Blick;
Den Körper beugen nicht die Jahre,
Nur heute beugt ihn das Geschick.
Der Enkel wandelt ihm zur Linken,
An Jophas streifen sie vorbei,
Und wie die Väter Stille winken,
Tritt vor der Greis, und redet frei:

„„Oft stand ich schon in deiner Nähe,
Hellprüfender Areopag!
Vergönne, das zurück ich sehe,
Mich stärkend für den heut'gen Tag.
Hier lächelte mir deine Gnade,
Als ich, der Jüngling, Reigen sang,
Da, unfern Salamis' Gestade,
Themistokles den Perser zwang.

Als Feldherr sah des Mannes Stärke
Hier tapfrer Thaten Ernte stehn;
Hier las der Dichter seine Werke,
Die preisgekrönt zur Nachwelt gehn.
Und ob ein hundertjährig Leben
Mich wirklich hat zum Kind geschwächt —
Deß will ich jetzt die Antwort geben.
Hör' Volk! dann, Väter, wählt das Recht!""

Und spricht's, und eine Rolle rauschet,
Die Sophokles' Gewand umschloß,
Und jeder Bürger steht und lauschet
Dem Oedipus auf Kolonos.
Das Schicksal treibt den blinden Armen
Hinan zum Eumenidenhain;
Die Töchter haben mild Erbarmen,
Der Söhne Herz ist kalter Stein.

Und Theseus, vom Gefolg verkündet,
Des Aegeus edler Sproß, tritt auf,
Und sorgt, daß Schutz die Schwäche findet,
Und sicher ruht des Wandrers Lauf.
Er ladet Oedipus zu wohnen
Im Lande, das er selbst erkor,
Im Land, da alle Reize wohnen,
Das wechselredend malt der Chor:

‚Lob sei Athen's beglückten Auen,
Um die ein ew'ger Frühling weht,
Wo Garben sich auf Garben bauen,
Und Wein in reichen Ranken steht;
Wo Nachtigallen flötend singen
Am kühlen Bach im dunklen Thal,
Dahin nicht Mittagsgluthen dringen,
Wo Fische spielen sonder Zahl;

‚Wo die Narzisse Balsam streuet,
Des Krokos goldne Flamme glüht,
Aus Quellen sich der Strom erneuet,
Der Lorbeer und die Myrte blüht;
Dort, wo des Oelblatts Silberrauschen,
Minervens dankbar eingedenk,
Wo flüchtig scheu die Rosse lauschen,
Poseidons gastliches Geschenk.'

Noch ist der Päan nicht geendet,
Der Heimath Schmuck nicht ganz enthüllt,
Als sich das Volk zum Greise wendet,
Und Jubel rings den Markt erfüllt.
Der liebend sang von Lust und Leben,
Der heiß empfindet Schöpfungspracht,
Ob Schnee den Scheitel längst umgeben,
Dem blieb die männlich starke Macht.

Mit nie erschollner lauter Stimme
Fährt Sophokles im Lesen fort,
Von Oedipus' gerechtem Grimme
Spricht donnernd das gemeßne Wort.
Das Volk, das näher vorgedrungen,
Zieht sich zurück, von Schrecken bleich.
Hier Jophas, — flüstern alle Zungen, —
Ist jenem Polynikes gleich!

‚Weh dir! die bittre Wahrheit höre,
Die tief dein Herz verwunden soll:
Zum Spott ward dir des Vaters Ehre,
Du bist am Ziel, das Maß ist voll!
Wenn Dyke Zeus zur Seite thronet,
So treffe dich ihr Blutgericht;
Wenn Milde selbst im Orkus wohnet,
So finde du nur Milde nicht!

‚Nie sei das Glück mit deinen Wegen,
Die frech durchkreuzen meine Saat;
Dein Zweig entbehre jeden Segen,
Den ich für meinen Stamm erbat!
Blind wüthend löste dein Beginnen
Des Blutes Band für immer auf.
Verfluchter Sohn! entfleuch von hinnen,
Und ende schmachvoll fern den Lauf!‘

Nicht weiter liest der Greis. — er winket,
Drei Sklaven treten schnell herein
Mit Körben, deren jeder blinket
In Gold und Silber und Gestein.
Vor Jophas bleibt das Erbtheil stehen,
Der keinen Blick vergönnt der Last;
Er heult und wüthet; Alle sehen,
Wie der Erynnen Hand ihn faßt.

Kein Spruch ist Noth, Des Volks Gedränge
Jauchzt dem gewalt'gen Sänger Heil.
Die Kunst der gottgesandten Klänge
Wird bald des Enkels schönres Theil.
Doch Jophas stürmet hin und wieder,
Nach Kolonos, dem Abgrund zu,
Und selbst zerschmetternd seine Glieder
Gewährt ihm Tod allein die Ruh.

Otto Heinrich Graf von Loeben,

mit dem Dichternamen **Isidorus Orientalis**, einer der eifrigsten Anhänger der romantischen Schule, geboren den 18. August 1786 in Dresden, war der Sohn des 1790 in den Reichsgrafenstand erhobenen kurfürstl. sächsischen Kabinetsministers un dStaatssekretärs der innern Angelegenheiten, Otto Ferdinand Graf von Loeben, welcher 1804 starb. Seine Mutter stammte aus dem edlen Geschlechte der Greifenheim. Im Hause seiner Eltern erzogen und unterrichtet, bezog er im letztgenannten Jahre die Universität Wittemberg, um sich den juristischen Studien zu widmen, die ihm jedoch wenig zusagten. Reichere Nahrung fand seine Neigung für die schönen Wissenschaften in Heidelberg, wohin er sich nach Vollendung seines Kursus aus Wittenberg begab. Arnim, Brentano, Görres gehörten hier zu seinen Freunden. In der Folge lebte er theils in Wien, theils in Berlin, wo der vertraute Umgang mit Baron Fouqué, auf dessen Schlosse zu Nennhausen er mehrere Monate rastete, seinen zur Romantik des Ritterthums schon früher gestimmten Geist zu manchen Schöpfungen und Entwürfen anregte, die dem damaligen Modegeschmack jenes beliebten Schriftstellers huldigten. Als Sachsen die Waffen gegen den französischen Usurpator kehrte, trat er begeistert in die Reihen des Banners und machte den Feldzug von 1813 — 14 als Unterlieutenant unter den Fußjägern mit. So kam er nach Paris, wo er sich einige Zeit aufhielt, und kehrte nach Auflösung des Banners in die friedliche Musenstille zurück, die er theils zu Dresden im Kreise weniger Freunde, wozu der treffliche Ernst Otto von der Malsburg gehörte, theils bei seiner Mutter im Stifte Joachimstein bei Görlitz genoß, wo diese als Stiftshofmeisterin lebte. Nach seiner Vermählung 1817 mit Johanna Viktoria Gottliebe, gebornen Gräfin von Breßler, ließ er sich häuslich in Dresden nieder. Im Winter 1822 ward er plötzlich von einem schlagartigen Anfall getroffen, dessen Folgen bald nachher zwar beseitigt schienen, später aber sich als bleibend und um sich greifend zu erkennen gaben und seine ohnedies schwächliche Gesundheit gänzlich zerrütteten. Nach Jahre lang ertragenen Leiden epileptischer Krämpfe und nachdem er noch ein Jahr bei seinem geliebten Justinus Kerner in Weinsberg eine magnetische Kur versucht hatte, starb er in seiner Vaterstadt am 3. April 1825.

* * *

Der berühmte Sänger der Griechenlieder, Wilhelm Müller, ein redlicher Kritiker, nennt Loeben eine schöne Seele in der schönsten Bedeutung dieses Wortes. „Sein Herz (schreibt er im „Neuen Nekrolog d. Deutschen“, 3ter Jahrg. 1825, Ilmenau 1827), weich, warm, tief und doch leicht erregbar, beherrschte sein ganzes Wesen und durchdrang dasselbe so durch und durch, daß alle seine übrigen Seelenkräfte nur als diesem dienend und untergeordnet erschienen. Seine rein kindliche Natur, seine innige Frömmigkeit, seine schwärmerische Hingebung an Alles, was er als schön und edel erkannt hatte, seine Zartsinnigkeit in allen Verhältnissen des Lebens und endlich die ächt poetische Gemüthswelt, die er um sich erschaffen hatte, gaben ihm das eigenthümliche Gepräge einer außerordentlichen Erscheinung, ohne derselben doch etwas Drückendes oder Zurückweisendes zu lassen. Die Poesie war seine Göttin und er diente ihr recht eigentlich religiös. — Auf seine ersten literarischen Arbeiten haben die Brüder Schlegel und nachher Fouqué einen nicht zu verkennenden Einfluß geübt und daher mag in denselben manches Unklare und Widersprechende zu erklären sein. Jedoch war Loeben's poetische Natur, in welcher das Herz die Phantasie nährte und erwärmte, auch ohne diesen Einfluß der Romantik des in Andacht und Minne wunderbar glühenden Ritterthums verwandt, und auch die südliche Ader in seiner Poesie ist nicht bloß als eine abgeleitete aus Spanien und Italien zu betrachten. Loeben war wohl nur zu einem lyrischen Dichter geboren und als solcher hat er

Ausgezeichnetes geliefert. In seinen Erzählungen ist er zu subjektiv, daher mangelt ihnen Haltung der Charaktere, der Handlung, ja selbst des Styls, und man kann überhaupt, mit Ausnahme seiner Lieder, nur von schönen Stellen in seinen Werken reden und diese schönen Stellen sprechen eben durch ihre lyrische oder subjektive Innigkeit und Gluth an. In seinen Liedern finden wir ihn ganz und rein wieder; Tiefe, Wahrheit und Wärme des Herzens, kindliche Unbefangenheit und das beseligende Gefühl des Aussprechens dessen, was das Innerste als einen theuern Schatz lange in sich bewahrt hat. Seine Lyra ist nicht eintönig; sie umfaßt das leichte Spiel muthwilliger Tändelei, der jedoch nie die kindliche Arglosigkeit abgeht, bis zu den höchsten und tiefsten Akkorden der Ahnung und Anschauung des Unsichtbaren in uns und über uns."

Unser Dichter — fügen wir bei — hatte unzweifelhaft einige Geistesverwandtschaft mit Novalis, den er in früher Jugend zum Muster nahm. Doch weder er, noch andere Nacheiferer desselben ahnten, daß dieser überschwängliche Geist, wie er der erste war, auch der letzte in seiner Sphäre sein werde, die er nicht allein geschaffen, sondern auch ausgefüllt und geschlossen hatte. Loeben's blühendem, aber in sentimentale Mystik sich verlierenden Jugenderzeugniß „Guido", gebaut auf Novalis hoher Idee der Durchdringung und Erlösung der Welt durch die Poesie, gelang es so wenig, wie den vorausgegangenen Dichtungen des Bundes jener befreundeten Geister, Ludwig Tieck, Friedrich Schlegel, Wackenroder u. A., die Welt poetisch zu machen. Es ist dafür gesorgt, daß, wie Goethe sagt, die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Ergriffen vom schaudervollen Ernst der Begebenheiten, vom Alpdruck der Zeit halb erstickt, verließ Loeben das Gebiet süßer Jugendfrühlingsträume und wendete sich mehr zur Wirklichkeit; aber die mystisch-romantischen Lenztöne klangen noch immer geisterhaft durch seine neuen Lieder, die sich wie abgeflatterte Blüthen im Sturme wiegten, weit weg vom Wipfel, dem sie entsprossen. Ziemlich frei von den Fehlern der Schule, innig und reizend ist sein Ritterlied „Der Pilger und die Pfalzgräfin." — Seine lyrischen Balladen haben sämmtlich ächt poetische Färbung, leiden aber an Stoffleere und entbehren der Realität. Zu viel Nebeln und Schwebeln mit leeren Schatten. Zum Besten, was er auf diesem Felde schuf, gehört „Das Schwanenlied" und „Der Tanz mit dem Tode" (in Försters „Sängerfahrt" Berl. 1818). Das Geisterhafte tritt hier im Gewande der Wahrscheinlichkeit auf, nicht als fatalistischer Spuck, was ihnen, zumal mit den Elementen des Volksmäßigen, wohl zuStatten kommt. Der Idee nach ist die letztere Ballade mit Uhland's „schwarzem Ritter" verwandt. In manchen seiner Romanzen haucht die anziehende Mystik einer tiefern Sinnlichkeit der Spanier und Portugiesen.

Schriften.

Guido. (Ein Roman.) Mannh. 1808. — Neue Titelaufl. 1817.
Blätter aus dem Reisebüchlein eines andächtigen Pilgers. Ebd. 1808.
Gedichte. Berl. 1810.
Arkadion. Ein Schäfer- und Ritterroman. 2 Bde. Ebd. 1811. 12.
Deutsche Worte über die Ansichten der Frau v. Staël von unserer poetischen Literatur. Heidelb. 1814.
Die Hesperiden. Blüthen und Früchte aus der Heimath der Poesie und des Gemüths. Erster (einziger) Band. Leipz. 1816.
Der Schwan. Poesieen aus dichterischer Jugend. Ebd. 1816.
Lotosblätter. Fragmente. 2 Bde. Bamb. 1817.
Rosengarten. Dichtungen. (Daraus ist besonders abgedruckt: Cephalus und Prokris, ein romantisch-musikalisches Drama.) Leipz. 1818.
Ritterehre und Minnedienst. Alte romantische Geschichten. Berl. 1819.
Die Irrsale Klotars und der Gräfin Sigismunda. Eine romantische Geschichte. Altenb. 1821.
Erzählungen. 2 Bde. Dresd. 1822. 24.
Stern, Zepter, Blume. Schausp. nach Lope de Vega. Dresd. 1824.
Der Pilger und die Pfalzgräfin. Ein Ritterlied. Heidelb. 1825.

Zur Charakteristik:

J. v. Eichendorff, Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neuern romantischen Schule &c. Leipz. 1847.
R. Gottschall, Die deutsche Nationalliteratur, II. 279.

---

244. Lorelei.

Da wo der Mondschein blitzet
Um's höchste Felsgestein,
Das Zauberfräulein sitzet
Und schauet auf den Rhein.

Es schauet herüber, hinüber,
Es schauet hinab, hinauf;
Die Schifflein zieh'n vorüber, —
Schau', Schiffer, schau' nicht auf!

Sie singt dir hold zum Ohre,
Sie blickt dich thöricht an,
Das ist die Jungfrau Lore,
Sie hat dir's angethan.

Sie schaut wohl nach dem Rheine,
Als schaute sie nach dir;
Glaub' nicht, daß sie dich meine,
Sieh nicht, horch' nicht nach ihr!

So blickt sie wohl nach Allen
Mit ihrer Augen Glanz,
Läßt her die Locken wallen
Im wilden goldnen Tanz.

Doch wogt in ihrem Blicke
Nur blauer Wellen Spiel;
Drum scheu' die Wassertücke,
Denn Fluth bleibt falsch und kühl.

245. Der Tanz mit dem Tode.

Zur Hochzeit ward gefahren
Nach einer Stadt am Rhein;
Die Braut war jung an Jahren,
Doch nicht vom Herzen rein;
Das Spiel, der Tanz nahm nie ein End,
Das Sausen und das Brausen
Sich weder legt noch wendt.

Die Braut in Feierkleidern
Saß über Tag und Nacht
Vor Fiedelern, Narren und Schneidern:
Ward nicht an Gott gedacht.
Der Bräutigam ließ sein Geschäft;
Das Gesind schwänzt hin und wieder;
Den Gästen schwanden ihre Kräft'.

Nun waren sie just beim Tanze,
Die Braut hoffärtig spricht:
Von meinem Myrtenkranze
Kehrt sich mein Angesicht;
Mein Antlitz und das ist so roth,
Die grünen Blätter sind welke,
Neue Blumen mir thun noth!

Da trat der Tod nun eben
Mit Sens' und Stundenglas herein:
‚Frische Blumen dir will ich geben,
Die sollen auf deinem Grabe sein.
Dein Stündlein ist gelaufen ab,
Hast deine Ehr' verjubelt,
Mußt in das kühle Grab!

Du lebtest hoch in Freuden
Und kanntest keinen Schmerz,
Die Welt lag golden und seiden
Vor deinem reinen Herz.
Ach! hättest du geliebet treu,
Du wärst es nun zufrieden,
Daß mit dem Fest deine Frist vorbei.'

Er schwang die Braut behende
Aus Tanz und Spiel heraus,
Er gab ihr beide Hände,
Er nahm sie mit sich in sein Haus.
Sie mußte tanzen athemlos,
Da lag sie nun im Kühlen —
Tief ist der Erde Schoos.

---

246. Der Bergknapp.

Der König saß unter dem Purpurthron,
Den Wein kredenzt' ihm der eigene Sohn,
Der schaute hinauf und sahe nieder;
Ein brauner Mantel floß um ihn her,
Der Lipp' entströmte geheime Mär,
Die Gäst' ergötzten die Lieder.

Da hob der König den Scepterstab:
„Laß von den gespenstischen Liedern ab!
Ich, der Vater, der König, will es haben.
Was gehst du wie mein geringster Knecht,
Der um Sold sich wagt zu dem Gnomengeschlecht,
Und mit Kränzen gleich Liederknaben?“

Still ließ der Sänger sich auf ein Knie,
Und sprach zu schmelzender Melodie:
„„Was wehret der König meinem Liede?
O laß mich, Vater, in meiner Natur!
Dort unten vergeht der Aengste Spur,
In der Nacht wohnt ewiger Friede!

„„Nicht mich belaste mit Gold und Gestein;
Meinen Schmuck laß den Kranz, die Blende mir sein!
Verstoße mich tief, wo Geister rauschen,
Sprich meinem Bruder die Krone zu!
Ich bin schon mächtig, bin König, wie du,
Und möchte mit dir nicht tauschen!““

Da warf der König sein Scepter hin:
„Sohn! ändre deinen verkehrten Sinn,
Ich, der Vater, der König, will es haben.
Den Sänger laß spielen, dein Kleid wirf ab;
Der Knapp nur steig' in die Grube hinab,
Nicht ziemt das fürstlichen Knaben.“

Den Sohn bedrückte des Wortes Last,
Er hielt den Talar des Vaters umfaßt,
Er blickte so demuthsvoll zum König:
„„O Vater, deine Gebote sind schwer!
Doch ich will's; ein einzig Verlangen gewähr',
Ich flehe zum Vater, zum König.

„„Noch einmal verlang' ich zum tiefsten Schacht
Hinab in die stille, die heilige Nacht,
Und bin ich daraus empor gestiegen,
Dann nimm mich hin, als wär' ich dein Knecht;
Der Lock' entsinke des Kranzes Geflecht,
Mich soll der Purpur umfliegen.

„„Laß folgen drei Ritter mit Lampengluth,
Denn im Finstern schlummert unheimliche Brut.
Ich führe sie wohl in meine Schächte,
Denn ich bin mit jeglichem Gange vertraut,
Wo ich wunderbarliche Frucht gebaut,
Wo ich sprach zum Geistergeschlechte.““

Drauf senkte der König den goldenen Stab,
Den Sohn entließ er sammt Ritter und Knapp.
Der führte sie wohl in seine Schächte,
Denn er war mit jeglichem Gange vertraut,
Wo er wunderbarliche Frucht erbaut
Und gesprochen zum Geistergeschlechte.

Wohl ging er mit klingender Laute voran,
Ihm schwoll der Busen von Sehnsucht an,
Ihn lockten die dunkeln, die reichen Klüfte.
Schon saust' ein geheimes Rauschen her,
Wie ein unterirdisch ertosendes Meer;
Es redeten heimlich die Lüfte.

Und er schwand hinab in den tiefen Schacht,
In die ewig stille, die heimliche Nacht.
Was flüstert von fern, gleich Sturms Gewimmer?
Wohl folgen Ritter mit Lampengluth;
Doch im Finstern lauert die Gnomenbrut,
Es verlischt des Grubenlichts Schimmer.

Nur der Sänger steht in schauriger Nacht,
Ihm leuchtet's ringsher, wie Rubin und Smaragd,
Und Knaben erscheinen, mit Kristallkronen
Auf zarten Locken aus reinstem Gold,
Sie nah'n und lächeln, sie winken hold:
Wo mag der König auch wohnen?

Und wie den Sänger ihr Glanz umwebt,
Und das Herz herunter, herunter strebt,
Daß er dort beim Feste der Nacht erscheine,
Da hörten die Ritter gar leisen Klang,
Als tönte zur Laute Geistergesang, —
Fern schimmert's wie Edelgesteine.

„Mein Herr, mein König! wo bist du hin?"
Aus der Tief' antwortet's: Dahin! dahin!
Wohl hörte das Ohr die Wasser brausen,
Wohl tönt's tief unten, wie leise Musik,
Doch der Herr, der König, kehrt nicht zurück, —
Sie verließen den Ort mit Grausen.

247. Das Schwanenlied.

Ein holder Sänger, alt und krank,
Saß vor des Königs Haus,
Er fordert einen Labetrank
Und leert die Becher aus.

Der König trat heraus zur Thür
Und sagte: „Sing dein Lied!
Von Lieb' und Leben singe mir,
Eh' beides von mir flieht." —

„„Herr König!"" sprach der Alt', „„ich sang
Vom Lied der Liebe viel,
Nun bin ich aber lebenskrank,
Zu schwach zum Saitenspiel.

„„Doch kennst du wohl vom heil'gen Schwan
Die Sage wunderbar?
Die Harfe sage sie dir an,
Ihr rauscht's im goldnen Haar.""

Die Harfe stellt mit matter Hand
Er vor den König hin,
Und rührte dran mit keiner Hand,
Doch klang es durch sie hin.

Und immer reger ward der Klang,
Wie Luft in Blättern spielt,
Um alle Saiten schwebt' Gesang,
Daß man's für Geister hielt.

Der König horcht verwundert drauf,
Die Ritter um ihn her;
Der Sänger sieht der Sonne Lauf,
Ihm wird das Haupt so schwer.

„„O König, das ist Schwanensang!""
Er ruft's, — der König hält
Den Sinkenden im Arme lang,
Als wär's ein todter Held.

Und auf die Harfe legt man ihn,
So trug man ihn zur Ruh.
Bald klang es heimlich unter'm Grün,
Die Blumen horchten zu.

Noch lange klang es in der Luft
Wie Harfenflügelschlag.
Der König baut' ihm eine Gruft
Und saß dort manchen Tag.

Register der Anfänge.

Namen- und Sach-Register.

Nachträge zur Literatur.

Zu Goethe:

Briefwechsel des Großherzogs Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach mit Goethe. 2 Bde. Weimar 1863.

Goethe's Italienische Reise. Aufsätze und Aussprüche über bildende Kunst. Mit Einleitung und Bericht über dessen Kunststudien und Kunstübungen, hgb. von Christn. Schuchardt. Stuttg. (Cotta) 1863.

Zu Schiller:

Schiller-Denkmal. Volksausgabe. 2 Bde. Berl. 1860.

Schiller als Historiker. Von J. Janssen. Freiburg 1863.

Zu Hölty:

Ludw. Hölty. Von Friedr. Voigts. Hannov. 1844.

Zu Arndt:

E. M. Arndt's Leben, Thaten und Meinungen. Ein Buch für das deutsche Volk. Von Wilh. Baur. Hamburg 1863.

Berichtigung.

Klemens Brentano wurde — laut einer uns überkommenen Mittheilung von Seite seiner nächsten Verwandten — nicht am 9., sondern am 8. September 1777 geboren. Er ging weder in ein Kloster Dülmen, noch nach Rom. Zu Dülmen in Westphalen existirt kein Kloster, wohl aber wohnte daselbst Brentano eine Zeit lang im Gasthause zur Post, der Kranken gegenüber. Zu Rom war er niemals gewesen, wohl aber sein Bruder Christian; derselbe, nicht Klemens, hat auch die Brentano'schen Güter in Böhmen verwaltet.

Hub, Ignaz, 1810-1880

Deutschland's Balladen- und Romanzendichter Eine Auswahl des Schönsten und Eigenthümlichsten aus dem Schatze der lyrischen Epik, nebst Biographieen und Charakteristiken der Dichter, unter Berücksichtigung der namhaften kritischen Stimmen
Bd.: 1

Würzburg 1864